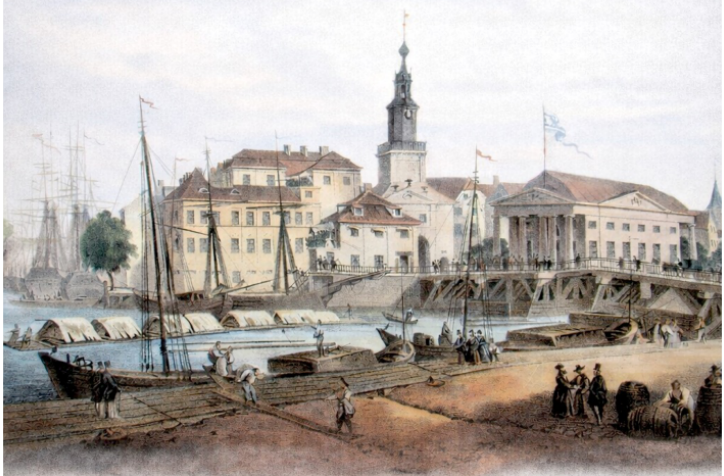
FANNY LEWALD

DIE FAMILIE DARNER



WHINK E-BOOKS

Die Familie Darner

Roman in drei Bänden

Fanny Lewald

Berlin:
Verlag von Otto Janke
1887

IMPRESSUM | COPYRIGHT

whink e-Books unterliegen (außer in den gemeinfreien Teilen) den Urheber- und Leistungsschutzrechten, insbes. dem § 70 des UrhG. Die Nutzung dieses e-Books ist ausschließlich zu privaten Zwecken erlaubt; es darf ansonsten weder neu veröffentlicht, kopiert, verteilt, vertrieben noch irgendwie anders verwendet werden ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung.

© 2025 whink e-Books
10555 Berlin | Elberfelder Str. 12
whink44@posteo.de

Inhalt

Band 1
- Erstes Kapitel
- Zweites Kapitel
- Drittes Kapitel
- Viertes Kapitel
- Fünftes Kapitel
- Sechstes Kapitel
- Siebentes Kapitel
- Achtes Kapitel
- Neuntes Kapitel
- Zehntes Kapitel
- Elftes Kapitel
- Zwölftes Kapitel
- Dreizehntes Kapitel
- Vierzehntes Kapitel
- Fünfzehntes Kapitel
- Sechzehntes Kapitel
- Siebenzehntes Kapitel
- Achtzehntes Kapitel
- Neunzehntes Kapitel
- Zwanzigstes Kapitel
- Einundzwanzigstes Kapitel
- Zweiundzwanzigstes Kapitel
- Dreiundzwanzigstes Kapitel
- Vierundzwanzigstes Kapitel
- Fünfundzwanzigstes Kapitel
- Sechsundzwanzigstes Kapitel
- Siebenundzwanzigstes Kapitel
- Achtundzwanzigstes Kapitel
- Neunundzwanzigstes Kapitel
- Dreißigstes Kapitel
- Einunddreißigstes Kapitel

Band 2
- Erstes Kapitel

Zweites Kapitel
Drittes Kapitel
Viertes Kapitel
Fünftes Kapitel
Sechstes Kapitel
Siebentes Kapitel
Achtes Kapitel
Neuntes Kapitel
Zehntes Kapitel
Elftes Kapitel
Zwölftes Kapitel
Dreizehntes Kapitel
Vierzehntes Kapitel
Fünfzehntes Kapitel
Sechzehntes Kapitel
Siebenzehntes Kapitel
Achtzehntes Kapitel
Neunzehntes Kapitel
Zwanzigstes Kapitel
Einundzwanzigstes Kapitel
Zweiundzwanzigstes Kapitel
Dreiundzwanzigstes Kapitel
Vierundzwanzigstes Kapitel
Fünfundzwanzigstes Kapitel
Sechsundzwanzigstes Kapitel
Siebenundzwanzigstes Kapitel
Achtundzwanzigstes Kapitel
Neunundzwanzigstes Kapitel
Dreißigstes Kapitel
Einunddreißigstes Kapitel
Zweiunddreißigstes Kapitel
Dreiunddreißigstes Kapitel
Vierunddreißigstes Kapitel
Fünfunddreißigstes Kapitel
Sechsunddreißigstes Kapitel
Siebenunddreißigstes Kapitel
Achtunddreißigstes Kapitel
Neununddreißigstes Kapitel
Vierzigstes Kapitel
Einundvierzigstes Kapitel

Band 3
Erstes Kapitel
Zweites Kapitel
Drittes Kapitel
Viertes Kapitel
Fünftes Kapitel
Sechstes Kapitel
Siebentes Kapitel
Achtes Kapitel
Neuntes Kapitel
Zehntes Kapitel
Elftes Kapitel
Zwölftes Kapitel
Dreizehntes Kapitel
Vierzehntes Kapitel
Fünfzehntes Kapitel
Sechzehntes Kapitel
Siebzehntes Kapitel
Achtzehntes Kapitel
Neunzehntes Kapitel
Zwanzigstes Kapitel
Einundzwanzigstes Kapitel
Zweiundzwanzigstes Kapitel
Dreiundzwanzigstes Kapitel
Vierundzwanzigstes Kapitel
Fünfundzwanzigstes Kapitel
Sechsundzwanzigstes Kapitel
Siebenundzwanzigstes Kapitel
Achtundzwanzigstes Kapitel
Neunundzwanzigstes Kapitel
Dreißigstes Kapitel
Einunddreißigstes Kapitel
Zweiunddreißigstes Kapitel
Dreiunddreißigstes Kapitel
Vierunddreißigstes Kapitel

Anmerkungen
Nachwort
Zu diesem E-Book

Band 1

Seiner

Königlichen Hoheit

dem

Großherzog Karl Alexander

von Sachsen.

[1-II]

Königliche Hoheit!

Nahezu vier Jahrzehnte sind vergangen, seit Sie im Herbste des Jahres 1848 mir die Ehre erwiesen, mich aufzusuchen, als ich mich für ein paar Tage in Ihrem Weimar aufhielt, und gleich jenes erste Begegnen hat in Ihnen wie in mir, die Theilnahme an einander und jenes Zutrauen zu einander erweckt, die vorgehalten haben und gewachsen sind in dem langen Laufe der Zeit.

Weit von einander abgetrennt durch unsere äußeren Lebensverhältnisse, haben wir, jeder auf seinem Platze, in den Wandlungen, welche sich in dem Vaterlande und in der ganzen Welt vollzogen, auch eigene Wandlungen in uns mit durchzumachen gehabt; aber über diese hinaus, haben wir uns stets zusammengefunden in dem ehrlichen Streben nach Erkenntniß des Rechten, im Trachten nach dem Guten und dem Schönen, in der Liebe zu dem deutschen Vaterlande.

[1-III] So lege ich denn, Königliche Hoheit! diesen Roman mit Ihrer Erlaubniß, jetzt als eine Erinnerung an diese lange gegenseitige Theilnahme in Ihre Hände. Er bewegt sich in Tagen, die weit hinter uns liegend, der Vergangenheit angehören, in denen aber jene Saat gestreut worden, aus welcher endlich das deutsche Reich erwachsen ist.

Möchte es mir gelungen sein, das Leben und die Gesinnung der Menschen in den Jahren von 1805–1813 zur klaren Anschauung zu bringen, und möchten mir auch für diese Dichtung Ihr Antheil und Ihre Zustimmung nicht fehlen. Was dieselben mir werth sind, wissen Sie Königliche Hoheit!

In tiefer, herzlicher Verehrung Ihrer Königlichen Hoheit!

Berlin 1887.
Fanny Lewald-Stahr.

[1-1]

Erstes Kapitel

Im Jahre 1803 erschien an einem Donnerstag, der ein Posttag war, unter den anderen Fremden ein Herr Lorenz Darner an der Königsberger Börse, den kein Geringerer einführte als Konrad Samuel Kollmann selber, der erste und reichste Handelsherr der Stadt und der Provinz.

Die Zeiten für den Kaufmann waren damals schwierig und drohend. Die Welt war seit den amerikanischen Freiheitskämpfen durch die französische Revolution und die ihr folgenden Kriege in ihren Tiefen aufgeregt, und Ruhe war nirgend mehr zu finden, selbst da nicht, wo man, wie in Preußen, augenblicklich noch in Frieden lebte.

Die Schifffahrt war unsicher geworden. Der Landverkehr war heute hier, morgen dort durch die Kriege gehindert, während doch eben der Krieg bald sehr große, unvorherzusehende Bedürfnisse erzeugte, also große, unerwartete, gewinnbringende Geschäfte nöthig machte und bald wieder wohl berechtigte Unternehmungen plötzlich über den Haufen warf. Die eigentliche Regelmäßigkeit des Geschäftsbetriebes hatte aufgehört, und die Verhältnisse wurden noch schwieriger durch die damalige Mangelhaftigkeit der Verkehrsmittel.

[1-2] Von täglich abgehenden Posten war noch keine Rede. Die Zeitungen, welche zweimal wöchentlich mit der Post von Berlin nach Königsberg gelangten, waren immer viele Tage alt, und häufig waren ihre Nachrichten durch die rasch einander folgenden Ereignisse überholt, abgesehen davon, daß sie unter strenger Zensur keineswegs verläßlich waren.

Dem Glauben, dem Vermuthen war damit ein weites Feld

gelassen. Wer einigermaßen sicher gehen wollte, mußte sich von dem Stande der Dinge an Ort und Stelle überzeugen, mußte sich durch Estafetten Nachrichten verschaffen, und es waren also damals mehr Kaufleute und mehr Vertrauenspersonen derselben unterwegs und an den Börsen der Handelsstädte anzutreffen, als jemals in früheren Jahren.

Wie verschieden die Einzelnen aber die Zustände auch ansehen mochten, je nachdem ihre politische Meinung oder ihr persönlicher Vortheil ihnen dieses oder jenes Ereigniß wünschenswerth erscheinen ließ, und je nachdem sie die auswärtigen Verhältnisse durch den Augenschein kannten oder nicht kannten, darin stimmten Alle überein, daß selbst die ausgesprochene Friedensliebe des jungen Königs von Preußen den großen Weltenbrand, den Napoleon angefacht hatte, nicht werde verhindern können, auch Preußen zu ergreifen, und daß man schon jetzt wie auf einem Vulkan lebe.

Mit Spannung trat man an der Börse den Großhändlern entgegen, von denen man wußte, daß sie durch Estafetten mit ihren Geschäftsfreunden verkehrten; und jeder von auswärts, sei es von Westen oder Osten kommende Reisende war ein Gegenstand der Beachtung, um der Nachrichten willen, die er haben, der Auskunft wegen, die man von ihm zu erlangen hoffen konnte.

[1-3] Unbestimmte Gerüchte von neuen Zerwürfnisse zwischen England und Frankreich, von bevorstehend Veränderungen in der französischen Staatsverfassung, von der Wahrscheinlichkeit, daß man den ersten Konsul zum Kaiser ausrufen werde, gingen eben an jenem Donnerstag an der Börse von Mund zu Mund, als Lorenz Darner an Konrad Kollmanns Seite in die Börse eintrat, und von diesem verschiedenen seiner Freunde vorgestellt wurde.

Kollmann nannte leichthin die großen Amsterdamer und Londoner Firmen, durch welche Darner bei ihm eingeführt worden, und dieser fand eine um so bereitwilligere Aufnahme, als Kollmann bemerkte, daß jene Häuser Herrn Darner als einen sehr weitsichtigen, sehr gewiegten Mann bezeichnet, mit welchem sie

durch eine Reihe von Jahren in bedeutender und erfolgreicher Geschäftsverbindung gestanden hätten.

Die Art jener Geschäfte war jedoch nicht bezeichnet. Ebensowenig war es ausgesprochen, zu welchem Zwecke sich Darner nach Preußen begeben und an Kollmann hatte empfehlen lassen. Auch ob er selbständig etablirt oder zu einem jener auswärtigen Häuser gehörend sei, und wo er bisher gelebt hatte, war aus den Empfehlungsbriefen nicht ersichtlich.

Ein Haus Lorenz Darner war in der Handelswelt nicht bekannt. Bei solchen Empfehlungen, wie sie ihm zur Seite standen, wäre aber ein dringendes Fragen unter Kaufleuten, die sich respektiren, nicht am Platze gewesen. Kollmann nahm also an, daß Darner dem Hause Hope in Amsterdam, auf das er sich besonders bezog, bisher als schweigender Partner angehört habe, und wartete mit schicklicher Zurückhaltung auf das, was Darner selber von sich aus [1-4] sagen oder was man zu fragen berechtigt sein werde, sobald es sich um den wirklichen Abschluß von Geschäften handeln würde.

Sein Name bezeichnete ihn als einen Deutschen, obschon er die Haltung und die Manieren eines Engländers hatte und das Deutsche mit fremdländischem Anklang sprach. Als man dies, nachdem er einige Tage die Börse besucht, gegen ihn bemerkte, erwiderte er, das sei leicht möglich. Er habe Deutschland jung verlassen, sei erst vor wenigen Jahren wieder einmal auf deutschen Boden gekommen, um in Karlsbad eine Kur zu gebrauchen. Darnach habe er sich eine Weile in Deutschland umgesehen, sei auch in Preußen und sogar ein paar Tage in Königsberg gewesen, jedoch ohne die Börse zu besuchen.

Wie dann sich Jemand die Frage erlaubte, was ihn so weit gen Nordosten geführt, hatte er mit Achselzucken entgegnet:

»Eine Grille oder nennen Sie es eine Selbsttäuschung. Ich hatte mich in Karlsbad von den Folgen eines Fiebers zu erholen, das mich in der Havanna befallen und stark mitgenommen hatte. In meiner Hypochondrie war ich auf den Gedanken gekommen, mich nach langer, ruheloser Arbeit ganz von den Geschäften

zurückzuziehen und es mit dem Landleben zu versuchen. Preußische Gutsbesitzer, mit denen ich in Karlsbad bekannt geworden, hatten mir den Rath gegeben, mich für diesen Fall in Ostpreußen umzuthun, und mich dabei auf die Güter der erloschenen Familie von Wiekau aufmerksam gemacht. Diese nur sechs Meilen von Königsberg in der Nähe von Pillau am Meere gelegenen Güter, die Ihnen wohl bekannt sein werden, habe ich damals an mich gebracht und eine Weile in Strandwiek gelebt.«

[1-5] »Und Sie haben sie wieder verkauft?«, fragte Kollmann, der hinzugetreten war.

»Nein«, entgegnete Darner gleichmüthig, »ich besitze sie noch. Sie haben den Vorzug, in angenehmer Umgebung nahe am Meere zu liegen, dessen Anblick ich auf die Länge nicht entbehren kann, und sie rentiren doch einigermaßen. Es würde unter gewissen Bedingungen eine hübsche Kolonie dort zu gründen sein. Aber ich habe dem Landleben auf die Dauer keinen Geschmack abgewinnen können. Ich bin eben Kaufmann, bin an eine anspannende Thätigkeit gewöhnt, und ich möchte mich darüber unterrichten, ob Königsberg für mich ein geeigneter Platz sei. Falls sich das herausstellt, könnte ich hier arbeiten und meine Absichten mit Strandwiek doch als eine Liebhaberei zur Ausführung bringen; denn die Strecke von sechs, sieben Meilen, von hier bis dorthin, ist mit untergelegten Pferden leicht zu bewältigen.«

Nun hatte man plötzlich einen festen Anhalt, und Darner gewann dadurch noch an Bedeutung. Die Güter, deren er als einer unbedeutenden Sache, als einer Liebhaberei, erwähnte, waren ein großes herrschaftliches Besitzthum. Man entsann sich, vor ein paar Jahren gehört zu haben, daß ein Fremder, ein Engländer, sie gekauft, der einige Monate dort in dieser Einsamkeit verlebt hatte, dann fortgegangen, nicht wiedergekehrt war, und die Güter durch einen Inspektor verwalten lasse, der seinen Herrn als einen Sonderling bezeichne.

Nach einem Sonderling sah jedoch Lorenz Darner ganz und gar nicht aus.

Er war ein Mann gegen das Ende der vierziger Jahre. Groß, breitbrüstig, von starkem Knochenbau, war er unverkennbar auf ein langes Leben [1-6] angelegt. Dem tüchtigen, wohlgetragenen Körper entsprach das kluge, wettergebräunte Gesicht mit der hohen, von schwarzem Haar umrahmten Stirne, mit dem starken Backenbart, mit den dunklen, mächtigen Augen. Die kräftige Nase, das starke Kinn und der wohlgeformte Mund, hätten Darner das Recht gegeben, für einen schönen Mann zu gelten, wäre der Ausdruck seiner Mienen nicht ein so stolzer und kalter gewesen. Zu übersehen war der Mann jedoch nie und nirgends; und weil er sich nach diesen Mittheilungen in seiner Zurückhaltung beständig gleich blieb, während man sah, daß er in Königsberg festen Fuß zu fassen beabsichtigte, beschäftigte sich die Neugier um so mehr mit ihm.

Er war durch Kollmann in die Kaufmannsressource eingeführt, war, als im Herbste die Geselligkeit wieder in den Familien ihren Anfang nahm, in den besten Häusern bekannt und aufgenommen worden. Er selber hatte in dem ersten Gasthofe der Stadt eine ansehnliche Wohnung inne, hielt einen eigenen Diener, und hatte sich ein paar englische Reitpferde von Strandwiek kommen lassen, die er in den Stallungen des Hotels sorgfältig untergebracht. Man sah ihn täglich ausreiten, täglich an der Börse. Man wußte, daß er über den Sonntag regelmäßig auf sein nahe bei Pillau gelegenes Gut oder gelegentlich auch nach Pillau selbst, dem Seehafen von Königsberg, hinausfuhr, wo er ebenfalls wohl empfohlen und akkreditirt war und wo er mit Rhedern, Schiffsmaklern und Kapitänen in Verkehr trat.

Da man sich aber von den Leuten, mit denen man zu thun hat und gesellschaftlich umgeht, ein festes Bild zu machen liebt, hätte man Genaueres von Darner wissen mögen als das, was man seinen Aeußerungen im Gespräch zu entnehmen vermochte.

[1-7] Es war klar, er kannte fast das ganze Europa. Er war in Afrika gewesen, hatte in Nordamerika, in Mexiko, in Brasilien und in Westindien verschiedentlich gelebt, und das wollte im Anfang

dieses Jahrhunderts mehr als jetzt bedeuten. Ob er von Hause aus ein reicher Mann gewesen, ob er sein Vermögen in Handelsgeschäften während seiner Reisen erworben, welche Arten von Geschäften er gemacht; habe, darüber ließ er sich nur selten, nur flüchtig aus, wenn es darauf ankam, den Erfolg eines geplanten Geschäftes nach seiner Einsicht zu beurtheilen. Da die große kaufmännische Allianz, in welcher in jener Zeit die Häuser von Francis Baring in London, von Hope und Labouchere in Amsterdam, von Parish in Hamburg arbeiteten, ihn zu ihren Geschäftsfreunden zählten, mußte er ebenso sicher mit den Kolonial- wie mit den Getreide- und Bankgeschäften in ihrem größten, den ganzen Welthandel umfassenden Stile vertraut sein. Indeß auf die sehr natürliche, an ihn persönlich gerichtete Frage, in welchem Zweige er denn in Königsberg zu arbeiten beabsichtige, hatte er erklärt, daß er darüber selber noch gar keine Meinung, geschweige denn eine Entschließung haben könne. Er sei ja vorläufig nur gekommen, sich umzusehen, in wie weit Königsberg als Zwischenstation zwischen dem Osten und dem Westen zu, benützen sei; und nach der Einsicht, welche er darüber sich bilden werde, werde er entscheiden können, ob er bleiben oder ob er sich in Memel oder Riga das Feld für eine ersprießliche Thätigkeit zu suchen haben werde.

Die Frauen ihrerseits machten sich mit seinem Privatleben zu schaffen. Aus manchen kleinen Provinzialismen meinten sie folgern zu dürfen, daß er aus dem Norden von Deutschland stammen müsse. [1-8] Gegen Frau Kollmann hatte er einmal von einem Sohne gesprochen, den er in England habe, von Töchtern, die er in der Schweiz erziehen lasse. Aber auch über diese Kinder erfuhr man nichts Bestimmtes; und da er seiner Frau niemals gedachte, so hatte sich schließlich, man konnte nicht sagen wie, der Glaube in der Gesellschaft herausgestellt, daß Darner von deutschen Eltern, vermuthlich von kleinen Leuten, wahrscheinlich von Hanseaten, abstamme und daß er ein selbstgemachter Mann und Wittwer sein müsse. Damit gab man sich vorläufig zufrieden und ließ auch ihn

in Ruhe.

Zweites Kapitel

Während dessen ging Darner im Laufe des Herbstes und Winters vorsichtig und gelassen seinen Weg. Er war zweimal an der Grenze, war über diese hinaus, in Riga, Petersburg, Moskau und in Warschau gewesen, war wieder zurückgekommen und hatte darnach gegen Kollmann erklärt, daß er in Königsberg zu bleiben gedenke.

Um das Frühjahr hin ward es bekannt, daß er seine Niederlassung betreibe und das Bürgerrecht wie die Aufnahme in die Kaufmannschaft nachsuche. Kollmann, der großes Wohlgefallen an Darner hatte und Zutrauen zu ihm hegte, weil er selber ein bedeutender und im Großen arbeitender Mann war, freute sich des und war ihm dabei behilflich. Weit entfernt, wie die kleineren Firmen die Konkurrenz eines solchen Großhändlers zu scheuen, war er der Meinung, daß das Etablissement großer Häuser, daß selbst die Anwesenheit von bedeutenden Kom[1-9]manditen solcher Häuser dem Platze eine Förderung seien; und da man für die Zuvorkommenheit eines Mannes gegen den andern immer nach einem Grunde verlangt, sagte man bald, Kollmann sei durch Darner in engeren Verkehr mit jenen Weltfirmen getreten und biete ihm deshalb die Hand, was Kollmann abzulehnen keinen Anlaß hatte, da es seinem ohnehin großen Kredite nur zu statten kommen konnte.

Kurz vor der Eröffnung der Schifffahrt hörte man, daß Darner den »großen Christoph«, den größten am Pregel gelegenen Speicher der Stadt, zu einem sehr hohen Preise erstanden habe, während er noch um drei andere Speicher in Unterhandlung stehe, die er zu miethen beabsichtige; und damit war es auch noch nicht

genug. Denn wenige Tage nach Ostern erzählte an der Börse Kollmann einem seiner näheren Bekannten, daß er am verwichenen Abende das Haus seines verstorbenen Schwagers, das alte Willberg'sche Stammhaus, mit der ganzen Einrichtung an Lorenz Darner verkauft habe.

»Viel auf einmal«, sagte man an der Börse, »aber der Mann muß wissen, was er thut!« Und da Darner seine Ankäufe sofort mit Wechseln erster Qualität bezahlte, war man doppelt geneigt, seiner richtigen Einsicht zu vertrauen.

Nur der alte Makler, mit welchem Kollmann am meisten arbeitete, erlaubte sich scherzend die Frage, ob Darner in der Hast seines Kaufens vielleicht auch die bisherige Besitzerin und Bewohnerin des Hauses, des seligen Gotthard Willberg Tochter und deren Erzieherin, Mademoiselle Willbern und Madame Göttling, mit dem übrigen Inventarium an sich gebracht habe.

Kollmann, der an dem Morgen gut aufgelegt war, ließ sich den Scherz gefallen.

[1-10] »Theilweise«, entgegnete er dem Makler, »theilweise, und, wenn Sie wollen, auf meinen Antrieb, denn wir machen Beide ein gutes Geschäft dabei. Darner wollte das Haus haben und hatte darin Recht, denn er gewinnt damit gleich einen anständigen Boden unter den Füßen, das respektabelste Haus im ganzen Kneiphof, das beste Komptoir mit großen Nebenräumen. Die Göttling aber, die bei ihm bleiben wird, habe ich ihm zugeschanzt. Er bekommt in ihr eine verläßliche Person, die zu dem Hause hält wie die gelben Katzen, die man anderwärts auch nicht so schön findet wie in dem Hause; und ich werde die Hausverwaltung und die Göttling los!«

»Und wo bleibt Mamsell Willberg?«, fragte der Makler.

»Meine Nichte ist sechzehn Jahre, sie muß unter Menschen, in die Gesellschaft, sie kommt also zu uns. Die Göttling wäre bei uns das fünfte Rad am Wagen gewesen, und wir hätten sie doch nicht gut entfernen können, obschon sie von meinem verstorbenen Schwager wohl versorgt ist. Mit Darner ist das etwas Anderes. Will

der Mann sie einmal nicht mehr haben, so schickt er die Göttling eben fort wie jede andere bezahlte Person; und das hätte ich, da sie die sechzehn Jahre neben meiner Nichte gewesen ist, nicht so ohne Weiteres thun können.«

»Freilich, freilich«, meinte der Makler, »solche alte Inventarienstücke sind immer unbequeme Möbel! Ich habe da in meiner Familie …«

Er brach ab, denn Kollmann hatte ihn stehen lassen und sprach mit einem andern. Was sein Makler in seiner Familie hatte oder nicht hatte, war ihm einerlei. Er hatte für sein Mündel und für sich ein gutes Geschäft gemacht, hatte Alles eingeleitet, wie's ihm paßte. That das nur ein Jeder [1-11] mit Besonnenheit am rechten Platze und zur rechten Zeit, so brauchte man die Anderen nicht, brauchte sich auch nicht um sie zu kümmern, konnte sie ihres Weges gehen lassen und den seinen gehen, sein Makler so wie er.

Aber die Nachricht, daß das alte Willberg'sche Haus, und noch obenein an Darner, an einen Fremden, verkauft sei, sprach sich als eine unerwartete Neuigkeit an der Börse rasch herum, denn es war in der That das schönste unter den alten Königsberger Häusern. Hätte man an die Möglichkeit gedacht, daß Kollmann es verkaufen könne, daß er nicht wenigstens es abwarten wurde, ob Justine sich nicht später den rechten Mann zu dem Hause wählen würde — und der und jener dachte dabei an seine Söhne oder Enkel und Neffen — so würde mancher es gern gekauft, mancher seine Frau gern hinter den großen, vielscheibigen Fenstern haben sitzen sehen; denn das Haus stellte an und für sich etwas vor, und das war kein Wunder.

Es bestand aus einem Vorder- und einem Hinterhause. Das erstere lag mit seiner drei Fenster breiten Front in der Langgasse, in der Hauptstraße des Kneiphofs, an der Ecke der Kaistraße, deren ganze Länge der Seitenflügel des Hauses einnahm, welcher das Vorderhaus mit dem am Pregelkai gelegenen Hinterhause verband, das niedriger, viel breiter und in späterer Zeit als das Vorderhaus gebaut, mit seinen sieben Fenstern nach dem Fluß hinaussah. Kein

anderes Haus im Kneiphof hatte, wie dieses, einen kleinen Garten am Kai vor seiner Thüre, keines solche zwei Linden vor seinen Fenstern in der Langgasse; und wenn das Hinterhaus modischer erschien, so stellte das Vorderhaus sich in seiner alten Bauart würdiger dar. Fünfstöckig stieg es [1-12] mit hohem, vielgebogtem Giebel von dem steinernen, breit aufgetreppten, offenen Vorsprung stolz empor, über den man von der Straße in das Haus gelangte, und Alles an und in dem Hause war ebenso reich als tüchtig.

Die steinernen Einfassungen der Fenster, das Bildwerk zwischen den verschiedenen Stockwerken, die mit Köpfen gezierten Medaillons zwischen den Fenstern, die steinernen Vasen auf dem Giebel und zu seinen beiden Seiten waren unversehrt. Ueber der schweren Thür von Eichenholz, deren Messingklopfer blank wie Gold erglänzte, lagen der Merkur mit seinem Stabe und die Abundantia mit ihrem Füllhorn da, die Steinplatte beschützend, welche den Namen des Erbauers: Justus Gotthard Willberg über der Zahl des Jahres 1620 zeigte.

Schon die beiden vorhin erwähnten mächtigen Linden, die den Vorsprung beschatteten — sie waren die letzten in der ganzen Straße übrig gebliebenen — gaben kund, daß es lange her sein mußte, seit der Erbauer dieses Hauses sie davor gepflanzt hatte; und gleich den Bäumen konnte das Gebäude noch neue Jahrhunderte überdauern, sofern nicht die menschliche Willkür Hand daran legte.

Auch die innere Einrichtung des Hauses entsprach, wenn nicht mehr ganz der Zeit seiner Erbauung, so doch seiner Stattlichkeit. Die Jahre hatten das kunstvolle Schnitzwerk an den Treppengeländern und an den Wandschränken gebräunt; die Oelmalereien, welche über den Thüren und in die Thüren und Schränke eingefügt waren, hatten natürlich beträchtlich nachgedunkelt. Sie stimmten aber gut zusammen mit dem Holzwerk wie mit den schwerfälligen Stuckverzierungen an den Decken; und obgleich die Zimmer des Vorderhauses, in welchem Willberg hauptsächlich [1-13] gewohnt, nicht so ineinander gingen,

wie es die neuen Ansprüche gern hatten, so mußte doch ein Jeder, der das Haus besuchte, eingestehen, daß es ein schönes Haus und recht dazu geeignet sei, einer zahlreichen Familie ein angenehmes Unterkommen darzubieten. Der einzelne konnte sich in den einzelnen Stuben der verschiedenen Stockwerke absondern nach Bedürfen, und die Empfangszimmer waren groß genug, den Hausbewohnern und ihren Gästen ein fröhliches Beisammensein zu ermöglichen.

Es war eben das Willberg'sche Haus gewesen, seit nahezu zweihundert Jahren und sollte nun mit einem Male das Darner'sche Haus werden. Das wollte den Leuten nicht in den Kopf!

Indeß gerade die Erbin und bisherige Besitzerin des Hauses, Justine Willberg, kam mit der Sache leichter zurecht als ihre Mitbürger. Nur die Trennung von der Frau, welche bei ihr Mutterstelle vertreten, da ihre rechte Mutter wenige Monate nach ihrer Geburt gestorben war, ging dem Mädchen nahe zu Herzen. Es hatte seit seines Vaters auch schon vor sechs Jahren erfolgtem Tode ganz allein mit Madame Göttling gelebt, und die Beiden hingen aneinander wie Mutter und Kind. Madame Göttling, eine verständige und gebildete Kaufmannswittwe, hatte sich aber stets gerühmt, daß sie Justine zu einem verständigen Mädchen erziehe, daß ihre Pflegebefohlene von der modischen Ueberspanntheit und Schwärmerei gar nichts abbekommen habe, und daß man sich zu ihr, wie sie zuversichtlich behaupten dürfe, alles Vernünftigen versehen dürfe. Nun hatte Justine zu beweisen, daß die Göttling sie nicht zu sehr gerühmt habe, und sie bewies es.

Sie fand Alles ganz in der Ordnung, wie ihr Onkel es eingerichtet, denn ohne daß man bestimmt [1-14] mit ihr von gesprochen, war sie in dem Gedanken erzogen worden, daß sie einmal ihres Vetters John Kollmanns Frau zu werden habe, der in Riga in dem dortigen Kollmannschen Geschäft arbeitete, an dessen Spitze er nach erfolgter Mündigkeit gestellt werden sollte.

John hatte ihr auch ganz gut gefallen, als er das letzte Mal in

Königsberg zum Besuch gewesen war; und obschon es im Kollmann'schen Hause nicht mehr so gesellig und heiter herging als in den Zeiten, da die beiden nach Lübeck und Kopenhagen verheiratheten Töchter noch dort gelebt hatten, gab es in demselben doch immer noch viel Fremde und einen ganz andern Verkehr als in Justinens eigenem stillen Hause.

Justine hätte es also von sich nicht verständig gefunden, sich mit unnöthigen Gefühlen über das Scheiden aus dem alten Hause in Kosten zu setzen. Sie konnte in die beiden schönen, früher von ihren Cousinen bewohnten Zimmer, welche der Onkel ihr darbot, von ihren Sachen mit hinübernehmen, was ihr wohl gefiel. Sie wußte, daß eine reiche Waise, wie sie, sich zeitig zu verheirathen, daß ein schönes Mädchen, wie sie, wenn John ihr schließlich vielleicht nicht gefallen sollte, unter den Besten nur zu wählen habe; und wenn es ihr auch leid that, daß sie ihre gute Göttling künftig nicht mehr würde besuchen können, weil dieselbe in dem Hause eines unverheiratheten Mannes zu leben hatte, so stand dafür des Onkels Haus der mütterlichen Freundin zu allen Stunden offen. Und mehr sich selber überlassen zu sein, etwas mehr Freiheit zu haben als bisher, das kam Justinen auch nicht ungelegen.

Acht Tage nach dem Verkauf ihres Hauses siedelte sie also wohlgemuth zu ihrem Onkel über. [1-15] Obschon sie ihr Vaterhaus sehr lieb gehabt, machte es ihr doch Spaß, sich nun einmal in einer neuen, fremden und ihr doch eigenen Umgebung eingerichtet zu finden. Es belustigte sie, wenn die Göttling sie besuchen, wenn sie sehen kam, was Justine treibe, welche Kleidung sie angelegt. Es war ihr wunderlich, daß sie und ihre Göttling jetzt ganz Verschiedenes erlebten, daß sie sich so viel zu erzählen hatten. Und wie großer Kunstwerth einzelnen, alten Stücken und Geräthschaften in ihrem Vaterhause von den Besuchern desselben auch zugesprochen worden war, so hatte sie für ihr Theil dieselben altmodisch gefunden und oftmals gedacht, daß ihre Großmutter mit ihrer großen Dormeuse weit mehr dahinein gehört habe, als sie mit ihren weißen Kleidern und mit ihrem schönen, blonden,

freiflatternden Gelock.

»Es hat eben Alles seine Zeit!«, sagte sie sich mit Behagen, wenn sie sich mit einem Lafontaine'schen Roman auf ihr Sopha legte, sich an den schönen Empfindungen der Liebenden zu erbauen. Die Zeit, welche sie unter Madame Göttlings ängstlicher Obhut verlebt hatte, war nun vorüber. Justine war flügge geworden und trotz all ihrer gerühmten Verständigkeit, hatte sie doch nicht übel Lust, nun endlich auch die farbigen Schwingen zu gebrauchen, mit welchen die jungen Herzen in den Romanen sich hinweghoben über die Alltäglichkeit des Lebens.

Daß es darnach Herrn Darner, dem sie bei ihres Onkels Gastgeboten und auch an dritten Orten oft begegnete, in ihrem ehemaligen Hause wohl gefiel, daß er ihre Göttling lobte, daß diese ihn als einen Mann bezeichnete, der niemals kleinlich sei, sondern wisse, was sich schicke, das Alles freute sie.

In der That aber hätten auch beide, Herr Darner und Frau Göttling, nicht besser für einander [1-16] passen können. Er war der rechte Herr für die auf Dienstbarkeit gestellte wackere Frau; und sie wiederum war ganz dazu geschaffen, bei den Leuten die gute Meinung zu erhöhen, welche Darners selbstgewisses Verhalten ihm einzutragen begann. Wer ihr zu befehlen verstand, den verehrte sie. Wer ihm unbedingt gehorchte, den wußte er zu schätzen, zu belohnen. Es machte sich Alles ganz vortrefflich.

Kaum ein Jahr nach seiner Ankunft war das Geschäft von Lorenz Darner bereits in vollem Gange, sein Name respektirt in der Leute Munde, und er betrieb das Geschäft mit einer Raschheit und Großartigkeit, von welcher man bisher in Königsberg noch kein Beispiel gehabt hatte. Er schien sich für seine Leistungen verdoppeln zu können.

Heute erfuhr man, er sei auf dem Wege nach Paris, und es währte nur einige Wochen, so kam er wieder zurück und hatte noch London und Amsterdam während seiner Abwesenheit besucht. Er erhielt und beförderte mehr Estafetten als die anderen alten Häuser sammt und sonders. Trotz der wachsenden

Kriegsunruhen empfing er fortdauernd Nachrichten von allen Ecken und Enden, die sich immer als verläßlich erwiesen. Er zuerst hatte die Kunde von Napoleons Erhebung zum Kaiser erhalten. Er hatte von dem Einrücken der Franzosen in Hannover zuerst gewußt, und man konnte ihn sagen hören, daß die kaiserliche Eroberungspolitik nicht nur gegen England gerichtet sei, sondern daß sie viel weiter gehe, und daß ihre letzten Ziele immer deutlicher erkennbar würden.

Ueberall war man in der größten Aufregung und Spannung. Wie eine Geißel Gottes, wie ein zweiter Attila jagte Napoleon über die Erde hin, warf ihre Fürsten von den Thronen, würfelte neue [1-17] Staatenbildungen zusammen, hetzte die Völker, die in gutem Frieden arbeitsam gelebt, zu wildem Kampfe gegen einander, wie sein Ehrgeiz es erheischte; und verwirrt oder überwältigt und gelähmt staunten die einzelnen, wenn sie nicht sehr festen Sinnes waren, zu dem dämonischen Kaiser wie zu einem Meteor hinauf, von dem man nicht voraussehen kann, wohin es sich in seinem rasenden Fluge wenden, ob es vorüberziehen oder niederfallend zerschmettern werde, was der Fleiß der Menschen, was lange Jahre an Besitz geschaffen und als geheiligt anerkannt hatten.

Bewunderung und Haß gegen Napoleon wie gegen das Land, das er sich unterjocht und das in ihm das Sinnbild seiner neuen Größe feierte, erfüllten je nach ihrer Natur die Herzen der Menschen. Nirgends war man des nächsten Tages sicher. Jeder Augenblick konnte den Ausbruch eines Krieges auch für Preußen mit sich bringen.

Immer schneller einander folgend, passirten Kuriere, Feldjäger, diplomatische Agenten Königsberg und die Grenze. Vom Ausland in ihr Vaterland heimkehrende Russen, und viele vornehme Polen, die, mit Pässen auf falsche Namen gestellt, nach Frankreich gingen, verweilten flüchtig in Königsberg, ihre Geldgeschäfte zu ordnen. Sie trugen durch ihre Berichte nicht dazu bei, die Stimmung zu beruhigen. Bis in die engsten Kreise des Familienlebens hatte sich das Gefühl eingedrängt, daß große Umwälzungen vor der Thür

stünden, daß man am Tage den Tag zu leben und ihn noch in Frieden möglichst zu genießen habe, da man des nächsten Tages so gar wenig sicher sein könne.

Selbst die Frauen, die sich sonst um die Zeitereignisse nicht viel zu kümmern, sondern still in ihrem Hause zu schalten oder ihren Vergnügungen [1-18] nachzugehen gewohnt waren, lernten es jetzt empfinden, was das Vaterland und seine Ehre für den Menschen zu bedeuten habe. Es war trotz der außerordentlichen Geschäftsthätigkeit und dem reichen Gewinn doch Niemand in den Kaufmannshäusern mehr geheuer. Man litt unter den Demüthigungen, welche Preußen schon seit Jahren erduldet hatte, man dachte mit Sorgen an die Verluste, die man erleiden konnte, man schauderte vor der Gefahr eines Krieges mit Frankreich und wünschte ihn schließlich doch herbei zur Ehre Preußens, da man in Erinnerung des alten Waffenruhmes auf einen glücklichen Ausgang desselben vertraute.

Kollmann, ein friedliebender Mann und wie ein gewiegter Mann gemessen in seinen Aeußerungen, weil er wußte, daß seine Worte beachtet wurden, hatte seines Zornes gegen den Korsen niemals hehl, wenn Darner bisweilen sich in Bewunderung Bonapartes zu ergehen liebte; denn Darner hob es gern hervor, wie im Leben Einheit des Willens und der Herrschaft die Hauptsache und die bewegenden Kräfte wären, und wie ganz anders die Welt sich gestalten würde, wenn eine einzige klare Einsicht ihr die Gesetze vorschriebe, so daß sie, in sich beruhend, nicht durch hunderte von unverständigen Sondergelüsten in ihrer Thätigkeit behindert würde.

Man schalt Darner wegen dieser gelegentlichen Bewunderung Bonapartes und legte sie ihm zur Last, da er sich doch selber als einen Deutschen gab und preußischer Unterthan und Bürger geworden war. Man machte Kollmann absichtlich auf diese bedenkliche Gesinnung Darners aufmerksam. Der wies solche Anschuldigungen jedoch zurück.

»Laßt ihn gehen, es hat Jeder die Fehler seiner Eigenschaften«,

sagte er, »Jeder seinen Sparren! [1-19] Ein Mann, der in seinem ganzen Wesen etwas so Gewaltsames und Selbstgewisses hat wie dieser Lorenz Darner, macht sich seinen Götzen zurecht wie jeder Andere. Dafür wird er ihm vielleicht am härtesten fluchen, wenn dieser Götze ihm das Gewerbe durchkreuzt und nicht leistet, was er von ihm erhofft. Ich wollte, Bonaparte störte uns so wenig als Lorenz Darners Bewunderung für ihn.«

Wer aber Herrn Kollmann kannte, machte sich doch seinen Vers daraus, daß er sich das Kaufgeld für Justinens Haus bis auf den letzten Thaler hatte zahlen lassen und daß er es, wie das ganze Vermögen seiner Nichte und das Vermögen seiner Frau, im Auslande, in England, angelegt hatte.

Drittes Kapitel

Darner war klug genug, aus den an ihn gerichteten Fragen der Leute wie an ihren Bedenken die Meinung zu erkennen, welche sie von ihm hegten. Beeinflussen oder gar behindern und zurückhalten ließ er sich durch dieselbe nicht.

Man arbeitete in seinem Komptoir die halben Nächte durch. Neben dem Königsberger Hause hatte er in Pillau eine Filiale errichtet und einen von auswärts herübergekommenen Disponenten an deren Spitze gestellt. Er ging buchstäblich mit vollen Segeln vorwärts.

Die Verschiffungen, welche sein Haus in Getreide und anderen russischen Produkten nach England machte, waren außerordentlich groß; noch größer die Einfuhr von Manufaktur- und Kolonialwaaren, die [1-20] er unternahm. Speicher um Speicher, selbst leerstehende Häuser und Stallungen wurden gemiethet und belegt. Waarenmassen, welche über den bisherigen höchsten Bedarf des Landes hinaus, zugleich den jemals erhörten Absatz nach Polen und Rußland bedeutend überstiegen, wurden aufgestapelt; und wenn man Darners staunenswerthe Thätigkeit auch lobte, bei der er übrigens seine äußere Gemessenheit nie verlor, wenn man seine glänzende Gastfreiheit auch bereitwillig annahm, fing es doch an, den und jenen seiner Standesgenossen zu verdrießen, sich in der kaufmännischen Welt wie in der Gesellschaft durch einen fremden Eindringling, durch einen in Königsberg eben erst etablirten Mann in die zweite Linie, in den Schatten gestellt zu finden.

Man kam sich neben diesem Großhändler krämerhaft vor, wenn man es gegen einander auch nicht aussprach; aber als der Krieg

immer sicherer herannahte, als vorsichtige Kaufleute ihre Unternehmungen einzuschränken, ihre Kapitalien so weit als möglich sicher zu stellen suchten, während Darner völlig sorglos zu sein und seine Geschäfte nur immer rascher auszudehnen schien, konnte man es von dem Einen oder Andern wohl vernehmen, Darner sei entweder ein Genie oder ein Narr, wenn nicht etwas Schlimmeres. Er spielte sein großes Spiel zwischen einem Millionär und dem Bankerott, denn nicht allein die Speicher, auch die Schiffe, die leichten Bordinger, nehme er, so weit er ihrer habhaft werden könne, in Beschlag, um das Lichten aus den großen Seeschiffen in Pillau und die Rückfracht nach den Schiffen ganz in seiner Hand zu haben; und ebenso sei es mit den Frachtfuhrleuten, mit denen er einen regelmäßigen Verkehr von und nach der Grenze eingerichtet habe. Wenn in dem einen Monat all seine Räume voll Kalikos [1-21] und Tuchen, voll Zucker und Kaffee gelegen hatten, so schüttete man im nächsten Monat die Böden hoch mit Roggen und Weizen auf, lagerte man Flachs, Hanf und Oel in den Räumen und entleerte sie wieder in die Bordinger, welche englische Fayence und Eisenwaaren von Pillau herübergebracht hatten.

Englische, holländische und russische Geschäftsfreunde, der Franzosen nicht zu vergessen, kamen und gingen unablässig. Es wurde im Darner'schen Hause unter Madame Göttlings bewährter Leitung fast offene und glänzende Tafel gehalten, und trotz Darners Bewunderung für Napoleons alles zusammenfassenden Herrschergeist wurden, ohne daß man das würdige Ansehen des Willberg'schen Hauses damit aufhob, englische Bequemlichkeit, englische Lebensweise und englischer Luxus in demselben so unmerklich eingeführt, russische Ausfuhrartikel so vielfach benützt, daß sogar Madame Göttling sich selbst und ihre bisherige Kleidung und Gewohnheiten allmälig umgemodelt fand, ohne recht sagen zu können, wie sich das an ihr vollzogen habe.

Das aber war es, was die Achtsamkeit und den Antheil der Frauen erregte und Darner immer wieder und unablässig zum Gegenstand der Unterhaltung und der Neugier für sie machte.

Die Göttling, welche bis dahin in bescheidener Stellung neben Justinen gelebt, wurde plötzlich gesucht, seit Darner es gewagt, zu seinen Mittagsbroden nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen einzuladen; und auch hier war es Kollmann gewesen, der seine Frau zuerst zu einem kleinen Essen zu Vieren mitgebracht.

Wenn dann die Göttling bei ihrer Justine vorsprach oder den weiblichen Gästen Darners den nöthigen Besuch erwiderte, so hatte man Mühe, in [1-22] der Dame, welche den feuerfarbenen englischen Shawl, wie es sich gehörte, in schönen Falten über den linken Arm geschlagen hatte, welche den feinen englischen Strohhut mit weißen Federn auf dem Kopf und zur Winterszeit den russischen Blaufuchspelz trug, die frühere Göttling wiederzuerkennen. Dafür aber wußte Madame Göttling es sehr wohl, welchen Beweggründen sie die plötzliche Beachtung der reichen Frauen zu verdanken habe.

Die Darner'sche Einrichtung, seine Service von Sèvres, sein Vermeille, seine russischen Silbergeräthe, sein englischer Wagen, für den der Kutscher und die Pferde und der Stallknecht mit einem der Schiffe gekommen waren, machten die Unterhaltung in den Kaffee- und Theegesellschaften der Mütter, wurden von diesen wie von ihren Töchtern nach Gebühr geschätzt, besonders, da ein reicher Mann sie zu bieten hatte, der, obschon nicht mehr jung, doch noch in den besten Jahren war und ganz vortrefflich aussah. Freilich war er Wittwer, hatte Kinder, und Stiefkinder sind keine angenehme Zugabe für junge Frauen. Indeß, es hatten ja so viele Frauen Stiefkinder in ihre Ehen mitbekommen und waren damit fertig geworden, selbst wenn die Verhältnisse nicht so glänzend gewesen waren, wie die Darner'schen sich boten.

Manch einer, welcher nicht selber mit einer heirathbaren Tochter oder Nichte gesegnet war, also freie Hand besaß, hatte es Darner wohl gelegentlich angedeutet, wenn man in guter Laune beim Wein gesessen, daß eine junge Frau aus gutem Hause bei seinen Mittagsbroden sich ihm gegenüber in der Mitte der Tafel sehr wohl ausnehmen würde. Andere hatten ihm zu bedenken

gegeben, daß eine Arbeit, wie er sie sich zumuthe, des Ausruhens [1-23] neben einer hübschen Frau bedürfe. Er hatte dazu nicht ja, nicht nein gesagt, und man hatte angefangen es zu bemerken, daß er öfter und öfter das Theater besuchte, daß er es niemals unterließ, in die Loge von Madame Kollmann einzutreten, und das machte denn auch wieder von ihm sprechen.

Dachte Darner wirklich an eine Heirath mit der schönen Justine? Hatte Kollmann sich so weit mit ihm eingelassen, hatte er solche Vortheile durch ihn, daß er darüber seinen Plan aufgegeben, Justine mit seinem John zu verbinden? Fragen, geradezu fragen, konnte man darum weder Kollmann noch Darner, und von der Göttling war nichts herauszubringen.

Sie sei nicht des Herrn Vertraute, sagte sie, und Herr Darner spreche überhaupt von sich, von seinen Plänen und von den Seinen nicht. Was er wolle, das wolle und thue er. Sie sehe das an jedem Tag, und das schätze sie an ihm. Nur das eine glaube sie: ganz so jung, als man sich seine Kinder denke, könnten sie nicht sein.

Es ließ den Müttern und den Töchtern keine Ruhe mehr! Was wußte die Göttling und was wußte sie nicht? Betrieb vielleicht gerade sie die Heirath mit Justine, um sich damit für immer im Darner'schen Hause festzusetzen wie früher in dem Willberg'schen? Und was dachte Justine?

Abgeneigt war sie dem jetzigen Besitzer ihres Hauses keineswegs; mit ihrem Vetter John hatte sie immer gut gestanden, doch nie eine besondere Vorliebe für ihn gehabt, und sie zeigte allen ihren Freundinnen, ohne daß sie darum gebeten wurde, das goldene Nähkästchen, das ihr Darner zum Geburtstag aus England, den schönen gemalten Fächer, den er ihr aus Paris zum Neujahr hatte kommen lassen.

[1-24] Sèvresporzellan, eine englische Equipage waren etwas gar zu Schönes! Türkische Shawls, englische Strohhüte und russisches Pelzwerk kleideten so vortrefflich! Darner hielt die Frauen sehr in Athem, und das Geheimniß, das ihn umschwebte oder in das es ihm gefiel, sich zu hüllen, gab ihm nur einen größeren Reiz für

ihre Phantasie.

Viertes Kapitel

Ganz andere Fragen und Sorgen aber als jene, mit denen die Frauen sich beschäftigten, nahmen den Sinn der Männer in Anspruch, denn die siegreichen Heere des französischen Kaisers rückten mit ungeahnter Schnelle in Deutschland vorwärts. Die feindlichen Absichten gegen Preußen wie gegen England lagen zu Tage; man mußte auf eine Gewaltthat gefaßt sein, und wie lange das Meer frei bleiben werde, war nicht zu berechnen.

Es galt jetzt, von der Nothwendigkeit gedrängt, es womöglich Darner nachzuthun. Was man über See in das Land einzuführen oder ebenso aus demselben noch fortzubringen dachte, das mußte in aller Eile geschehen, und man hatte daneben doch auf die in Aussicht stehenden Bedürfnisse großer Truppenmassen zu rechnen und Vorräthe bereit zu halten, die einen ungewöhnlichen Gewinn bringen, ebenso gut aber durch feindliche Beschlagnahme verloren gehen konnten. Zuversicht und Befürchtung, wagende Unternehmungslust und zaghaftes Bedenken arbeiteten in allen nordischen Seestädten mit gleichem Eifer an der Ausführung ihrer Absichten.

[1-25] Der Hafen lag voll Schiffe; alle Arbeiter, die Lastträger, die Fuhrleute, die Schiffer verdienten schweres Geld, die Kapitäne waren an der Börse wichtige Leute, und selbst die vornehmen alten Kaufleute, wie der Kommerzienrath Berkenhagen, der sonst nur durch seinen Disponenten mit den Kapitänen verkehren ließ, verschmähten es nicht, jetzt selber mit ihnen darüber zu verhandeln, ob es möglich oder nicht möglich sei, mit Bugsiren bis ins Haff hinauszukommen und dann mit halbem Winde vorwärts zu gehen, um ein paar Stunden zu gewinnen.

So stand denn der Kommerzienrath eines Tages gerade mit Kapitän Schwenten, der das Briggschiff »Anna Luise« führte, unter der Mittelthür der Börse, als Darner von der Brücke in das Gitter derselben eintrat und die breiten Stufen hinaufstieg.

Der Kapitän wandte sich zufällig um, und sichtlich überrascht, als er Darners ansichtig wurde, rief er:

»Ja, freilich, Ihr seid's ja! Habt Euch gut gehalten!«

Darner jedoch achtete des Anrufs nicht, sondern ging, ohne sich umzusehen, in das Haus.

Der Kapitän lächelte:

»Hatte schon davon gehört! Arbeitet auch hier im Großen! Ist vornehm geworden! Kennt mich nicht mehr! Kenn' ihn um so besser!«, setzte er, ihm nachblickend, hinzu.

Ein dritter, der nicht weit davon stand, hatte bemerkt, daß etwas vorgegangen war; aber was der eine gefragt, was der andere berichtet, das hatte der dritte nicht vernommen. Der Kommerzienrath und Kapitän Schwenten hatten sich auch nicht lange dabei aufgehalten. Sie hatten Wichtigeres zu be[1-26]sprechen gehabt, und Nachmittags war die Anna Luise schon aus dem Hafen hinaus und auf ihrem Weg zur See.

Ein paar Tage später erzählte man sich jedoch an der Börse und ebenso am Abend in der Kaufmannsressource, Kapitän Schwenten solle sonderbare Dinge über Darner ausgesagt, schließlich aber hinzugefügt haben, ein Geschäftsmann sei Darner dabei freilich, wie es keinen zweiten gebe. Er sei der Napoleon unter den Kaufleuten, und die holländischen und englischen Häuser, welche ihn benützt und ihm seiner Zeit die Hand geboten, hätten wohl gewußt, weshalb und wem sie das gethan. Er habe von je eine Umsicht und Voraussicht gehabt wie die Propheten oder wie der Gottseibeiuns. Auch an Thatkraft und Entschlossenheit komme ihm keiner gleich. Als er noch Superkargo für ein holländisches Haus gewesen, das viel zwischen der Goldküste und Brasilien gearbeitet und im Sklavenhandel Millionen gewonnen, habe er einmal die ganze Fracht Menschenwaare allein durch seine Energie, unter dem

Kugelregen eines Kapers, in den Hafen gebracht. Das sei der Anfang zu seinem Glücke gewesen, das man ihm ja gönne, denn er habe was durchgemacht im Leben. Nur den Hochmüthigen müsse er nicht spielen gegen Leute, die viel reden könnten, wenn sie wollten.

Wie das Gerede von der Börse in die Komptoirs, so drang es aus der Ressource in die Wohnstuben der Familien und natürlich auch zu Madame Kollmann. Sie hatte gerade eine Kaffeegesellschaft bei sich, und man war im vollsten Erzählen und Vermuthen, im Deuten und Ergänzen, als Herr Kollmann eintrat, um mit gewohnter Höflichkeit den versammelten Damen sein Kompliment zu machen. Bei seinem Erscheinen ward es plötzlich still.

[1-27] Dieses Schweigen verrieth ihm, wovon man sich unterhalten hatte; die Frau des schwedischen Konsuls ließ ihn darüber auch in keinem Zweifel. Sie war eine norwegische Predigerstochter, die sich zu den Stillen im Land hielt, die großen Gesellschaften und jeden Luxus vermied, was bei dem beschränkten Einkommen der Familie sehr zweckmäßig war. Aber eben deshalb maßte sie sich das Recht an, den Sittenrichter in dem Kreise ihrer Bekannten vorzustellen.

»Gut, daß Sie kommen, Herr Kollmann«, rief sie ihm entgegen, »denn von Ihnen wird man am zuverlässigsten erfahren können, was man von den Gerüchten über den Herrn Darner zu glauben und wie man sich darnach gegen ihn zu verhalten haben wird.«

Und nun schwirrten die Fragen und die Erzählungen in einer solchen Hast durcheinander, daß ein Antworten darauf geradezu unmöglich war.

Man sprach von Darners geringer Herkunft, von dem schlechten Namen seiner Eltern, und was die eine der Damen nur vermuthete, das wußte die andere ganz bestimmt und das überbot die dritte durch selbstgezogene, ihr für unfehlbar geltende Schlüsse.

Endlich, da das Herumgeben einer neuen süßen Speise den Redefluß für eine kleine Weile hemmte, fragte Kollmann: »Und das alles soll der Kapitän dem alten Berkenhagen kundgegeben

haben?«

»Freilich!«, versicherte die Konsulsfrau. »Alle Welt spricht davon, und mein Mann sagt, Kapitän Schwenten sei ein verläßlicher Mann.«

»Das ist er!«, bekräftigte Kollmann. »Er ist, ehe er sein eigenes Schiff hatte, früher für mich mit [1-28] dem ›Nordstern‹ gefahren. Ich kenne ihn genau. So viel auf einmal hat der Mann aber sein Lebtag nicht gesprochen, am wenigsten, wenn er wie vorgestern gleich in See zu gehen hatte.«

»Daß Darner von schlechter Herkunft ist, daß er einen schlechten Namen auf die Welt gebracht hat und daß er aus seinem Vaterland hat flüchten müssen, das hat Schwenten ganz bestimmt gesagt!«, wiederholte die Armfield, die nicht leicht aus dem Feld zu schlagen und über des Hausherrn Abweisung empfindlich war.

Kollmann aber war, da er wie jeder hervorragende und vornehme Mann von Neid und Uebelwollen sein Theil im Leben zu tragen gehabt, ein Feind alles Geredes und Geklatsches.

»Hat Herr Darner sich denn einer vornehmen Herkunft jemals schon gerühmt?«, fragte er.

»Ich möchte wissen, wie er das machen sollte, wenn er keinen ehrlichen Namen hat!«, meinte eine der Frauen, deren Mann es vergebens versucht hatte, mit Darner in Geschäftsverbindung zu treten.

»Nun«, entgegnete Kollmann, wenn seine Eltern ihm einen schlechten Namen hinterlassen haben, was doch in keinem Falle seine Schuld gewesen sein kann, so ist ihm freilich nichts übrig geblieben als sich einen guten Namen zu machen, und das hat er gethan!«

»Also die Sache mit dem Sklavenschiff und von dem Superkargo glauben Sie auch nicht?«, fragte eine dritte.

»Daß er drei Jahre lang als Superkargo für ein holländisches Haus engagirt gewesen ist, das weiß ich von ihm selbst«, entgegnete Kollmann.

»Ja«, fiel Justine ein, »und er hat es uns hier erzählt, daß er

zwischen Guinea und Brasilien [1-29] gefahren ist und daß er einmal sein Schiff nur mit genauer Noth vor Seeräubern geborgen hat. Erinnere Dich, Tante, er beschrieb es, daß man's mit erlebte, und der Onkel sagte nachher: Darner kann wirklich, was er will. Auch als Reisebeschreiber würde er Glück machen!«

Die Gäste von Madame Kollmann sahen einander an und dachten sich dabei ihr Theil. Zu verdenken war es Justinen nicht, wenn sie Lust hatte, in ihr Vaterhaus zurückzukehren, nun es so prachtvoll eingerichtet war. Aber wo blieb denn des Onkels Absicht mit Justine und mit John?

Weil man das nicht fragen konnte, bemerkte eine der Frauen:

»Mein Mann hat Recht, wenn er immer sagt, Sie wären im höchsten Sinn der Freund Ihrer Freunde, Herr Kollmann! Das zeigen Sie auch jetzt, Herr Kollmann; aber wenn denn Darner doch wirklich auch Sklaven überführt hat —«

Kollmann wurde ungeduldig.

»Lassen Sie uns zu Rande kommen, meine Damen«, sagte er, »gleichviel, was Schwenten gesagt hat oder nicht gesagt hat! Lassen Sie uns nicht die Kleinstädter spielen und Nachgrabungen in einem fremden Lande halten und Splitterrichterei treiben in einem Fall, der uns nichts angeht, wenn wir uns nicht ganz absichtlich mit ihm beschäftigen wollen. Was verlangt der Mann denn von uns? Er hat sich hier niedergelassen und macht Geschäfte. Wollen wir sie nicht mit ihm machen, nicht mit ihm verkehren, so haben wir's nicht nöthig. Das ist unsere Sache, das andere die seine. Wer keinen Namen mit auf die Welt bringt, muß sich einen machen! Wer kein Geld hat, muß sehen, wie er durch seine Arbeit dazu kommt, als Kaufmann, als Gelehrter, [1-30] als Handwerker oder als Superkargo, gleichviel! Und welcher Superkargo hat darnach zu fragen, womit das Haus, in dessen Dienst er für so und so viel Zeit gebunden ist und für das er geht, sein Schiff befrachtet? Er hat die ihm konsignirte Fracht, ob Pulver oder Roggen, ob Elfenbein oder Schwarze, vor Schaden zu bewahren, intakt abzuliefern und damit gut! Hat er auf dem Schiff, das er geborgen, Menschenleben

gerettet, so waren das gerettete Menschenleben, gleichviel ob weiße oder schwarze. Blicken Sie doch um sich, meine Damen! Fragt Napoleon seine Marschälle nach ihren Vätern? Dürfen sie ihm sagen, wohin sie gehen, und was sie thun wollen oder nicht thun wollen? Er nimmt sie, wo er sie findet, giebt ihnen Namen, wenn sie keine haben, braucht sie, wozu ihm's paßt. Er hat zu befehlen, sie haben zu gehorchen. Er und sie haben zu wagen und zu sehen, was sie erlangen können. Das ist jetzt der Lauf der Welt! Wer, wie wir alten Firmen hier, besser sein will als unsere Zeit, der thut's — freilich auch auf auch seine Gefahr und Kosten. Aber wer erst emporzukommen hat, der muß mit dem Strom schwimmen, und das thut Darner mit all seiner Kraft. Lassen Sie ihn schwimmen, bis er auf Ihrem Grund und Boden an das Land gehen will!«

Es waren das Aussprüche, wie man sie von Männern von Kollmanns Schlag wohl gelegentlich aussprechen hören konnte, obschon er und mancher andere mit ihm im betreffenden Fall gewissenhafter zu handeln pflegte, als jene Aussprüche es erwarten ließen, und obschon dieselben Männer sehr peinlich auf das Herkommen hielten, sobald es sie und ihre Familien betraf. Kollmann hatte indeß heute seinen Gefallen an dem Erstaunen, das er erregte, während [1-31] er doch gleichzeitig darauf bedacht war, sich den Rückzug für alle Fälle offen zu halten.

»Die Emporkömmlinge sind jetzt Herren der Welt mit ihrem Franzosenkaiser an der Spitze«, sagte er. »Wer darf ihn jetzt noch daran erinnern, daß er der Advokatensohn aus Korsika ist, der sich das Tuch zum Lieutenantsrock borgen mußte? Die Potentaten beugen sich vor ihm, der dem Murat seine schöne Schwester zur Frau gab, ohne sich darum zu kümmern, ob Murat vorher Koch oder Kellner gewesen ist. Und ihn zu heirathen hat ja Darner hierorts, soviel ich weiß, noch von Niemand begehrt; es hat's auch Niemand nöthig. Die Hauptsache ist, wenn Baring Brothers und Hope mir sagen, der Mann ist gut, so ist er gut! Im übrigen lassen wir ihn gehen, bis er — ich wiederhole es — in unsern Weg

kommt!«

Damit gab er den ihm zunächst sitzenden Damen noch mit freundlichen Worten die Hand und verließ den Saal.

Das Heirathen aber, das war es gerade! Das war die Ursache, aus welcher das Gerede über Darner nicht recht aufkam und trotzdem doch nicht einschlief unter den Frauen und der Kaufmannswelt. Darner war eine gar zu gute Partie!

Was bedeutete es, daß Justine ihn so warm vertheidigte? Weshalb zögerte man, sie mit John Kollmann zu verbinden, nun er die Rigaer Kommandite des Hauses selbstständig führte? Er war vierundzwanzig Jahre, Justine hatte zwei Winter hindurch alle Bälle mitgemacht und war bald neunzehn Jahre alt. Weshalb hatte man die Verlobung nicht vollzogen, als John nach beendeter Schifffahrt in Königsberg gewesen war? Wollte Justine beide an der Hand behalten, wollte sie sich das Vergnügen [1-32] machen, ihres Vetters Dank dadurch zu steigern, daß sie um seinetwillen Darner ausschlug?

Dazu war der Mann in reifen Jahren doch zu schade! Ihn zum Spielzeug zu benützen, war ein schweres Unrecht, war eine schlimme Koketterie von Justine, die sich Alles erlauben zu dürfen glaubte, weil sie so schön, weil sie die reiche Erbin war!

Mit einem Vorurtheil gegen Darner war man bei Madame Kollmann angelangt; mißtrauisch gegen sie, gegen ihren Mann und eingenommen gegen ihre Nichte, verließ man sie; denn der Wind springt in Sturmeszeiten oft rasch und unerwartet um, die Meinung der Menschen noch weit schneller! Und stürmisch war die Zeit.

Fünftes Kapitel

Krieg und Friedensschlüsse und neue Kriegserklärungen folgten einander in einer Eile, wie man dergleichen nie erlebt hatte. Oesterreich war besiegt, Hannover, an Preußen gefallen, war ihm wieder genommen worden. Preußen und Sachsen hatten sich gegen Napoleon vereinigt, die Schlachten bei Saalfeld und Auerstädt waren verloren, der preußische Hof nach Königsberg geflüchtet, Napoleon im November des Jahres 1806 in Berlin eingezogen und von dort aus der furchtbare Schlag gegen England von ihm geführt worden: die Kontinentalsperre war erklärt.

Das Preußen Friedrichs des Großen schien niedergeworfen für alle Zeit. Von Westen und Süden zogen die Heere Napoleons heran, die in [1-33] Polen Fuß gefaßt hatten. Die preußischen Festungen waren in der Hand der Franzosen. Was von dem preußischen Heere noch übrig war, hatte sich in Ostpreußen zusammengefunden, und wie unter dem Druck schwerer Gewitterwolken sah man dem Ausbruch des Unheils entgegen, das nicht lange auf sich warten lassen konnte.

Der Winter war früh hereingebrochen, die Schifffahrt, die im Norden stets zeitig eingestellt werden muß, hatte ohnehin durch die Kontinentalsperre ihre freie Bewegung verloren. Der Handel war plötzlich gelähmt.

Das Bestehen der ältesten Firmen stand überall in Frage. Die größten wie die kleinsten Häuser, sofern sie direkte überseeische Geschäfte betrieben oder mit ihren Kapitalien in denselben betheiligt waren, hatten schwere Verluste zu beklagen. Selbst der vorsichtige Kollmann, der das Vermögen seiner Frau und Nichte in England angelegt, war doch in seiner Rigaer Kommandite von

beträchtlichen Einbußen nicht verschont geblieben. Darner allein stand sicher und unangetastet da.

Er allein in Königsberg mußte offenbar auf irgend eine Weise von der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit der bevorstehenden Kontinentalsperre Kunde gehabt haben, und das machte ihn mit einem Schlage zum Millionär.

Er hatte keine Ladung mehr auf See. Sein Getreide, all seine russischen Produkte waren noch zur rechten Zeit verschifft. Der große Christoph, ebenso wie seine anderen Speicher, lagen bis auf den letzten Boden voll von Kolonialwaaren. Mit holländischen Schiffen und Frachtbriefen rechtzeitig eingegangen, waren sie vor einer Beschlagnahme, wie sie in Hamburg erfolgt war, gesichert, und konnten [1-34] bei dem vorauszusehenden großen Bedarf eben dieser Produkte zu nie dagewesenen Preisen verwerthet werden, so daß Darner dadurch rasch die Waare in die Hand bekam, welche ihm für seine eigentlichen Pläne und Spekulationen neben seinen großen Krediten jetzt die nöthigste war: das baare Geld für seine Bankgeschäfte.

Er beherrschte die ganze Thätigkeit des Platzes. Ueberall sprach man nur von ihm, bewunderte man seine Erfolge. Weil das Bewundern aber eine schweigende Erklärung der Unterordnung in sich schloß, welche auf die Länge manchem immer unbequemer erschien, fing man an, erst leise, dann lauter darüber zu reden, daß diesem Herrn Darner doch auch von französischer Seite besondere Wege offen gestanden, daß er besondere Verbindungen gehabt, besondere Mittel angewendet haben müsse, um so gut unterrichtet und vorbereitet gewesen zu sein, als es sich erwiesen.

Man betonte dies Besondere in besonderer Weise. Man nahm sich aber doch in acht, irgend etwas Bestimmtes gegen Darner auszusprechen, denn man hatte einen Mann von so außerordentlicher Wirksamkeit zu schonen, hatte auch nicht nöthig, gewissenhafter und bedenklicher zu sein als Kollmann, der wohl von Darners Nachrichten und von seiner Freundschaft manchen Vortheil gezogen haben mochte. Man fragte Kollmann

nur öfter und öfter, was er denn von Darner und von all seinen ausländischen Nachrichten halte; und die Art und der Blick, mit denen man es that, sprachen aus, was die Fragenden nicht über ihre Lippen gehen ließen.

Es sei doch eine eigene Sache, meinte man, mit einem landfremden Manne, wenn er von dem Vorhaben der Landesfeinde so lange im voraus und so [1-35] auffallend gut unterrichtet sei, wie Darner es gewesen sein müsse. Es bleibe fraglich, ob und welche Gegendienste er vielleicht bei seiner Kenntniß der inländischen Zustände dafür zu leisten gehabt habe. Den einzelnen Bürger gehe das zunächst allerdings nichts an, so setzte man vorsichtig hinzu, es sei jedoch befremdlich, daß die Behörden in so kritischen Zeiten auf einen Mann wie Darner nicht ein wachsames Auge hätten. Vielleicht hätten sie es aber auch, und ließen ihn nur bis zu einem entscheidenden Augenblick gewähren.

Andere wieder nannten es die natürlichste Sache von der Welt, daß Darner durch seine Verbindungen mit den großen Londoner und Amsterdamer Firmen und durch deren Beziehungen zu den großen französischen Häusern, zu Ouvrard und den Laboucheres, von den gegen England geplanten Unternehmungen Kenntniß besessen, und seinen Vortheil davon gezogen habe. Aber es wäre in dem Falle freilich die Pflicht eines Ehrenmannes gewesen, bemerkte man daneben, sein Wissen nicht für sich allein zu behalten, sondern es seinen Mitbürgern und der Regierung des Landes kund und nutzbar zu machen, in welchem er als Grundbesitzer und als Kaufmann ansässig, als Bürger vereidigt war!

Man sagte dies und das! Nur daß viel Muth dazu gehöre, auf politisch mögliche Ereignisse hin, die doch immer eine Aenderung erfahren konnten, ein großes Wagniß zu unternehmen, das allein sagte man sich nicht. Man dachte auch nicht darüber nach, was man von Darners Mittheilungen gehalten und wie man über ihn geurtheilt haben würde, wenn die politischen Verhältnisse einen andern Lauf genommen, wenn der Sieg den französischen Waffen

nicht treu geblieben und die Kontinentalsperre nicht zur Aus[1-36]führung gekommen wäre, wenn Darner in dem Maße verloren hätte, in welchem er jetzt gewonnen, und wenn man durch seine Mittheilungen Schaden erlitten hätte. Man wollte dem Manne, der alle überflügelt, gerne etwas anhaben, um ihn herabzuziehen. Indeß er hatte nirgends sich eine Blöße gegeben, denn noch während der Neid ihn als einen Emissär der Franzosen zu verdächtigen trachtete, erfuhr man, daß er dem Hofstaat des Königs durch die betreffenden Behörden aus seinen Vorräthen alles, was für die geflüchtete Königsfamilie aus denselben nützlich oder erwünscht sein konnte, mit großer Freigebigkeit zur Verfügung gestellt hatte.

Noch ehe man es gefordert, hatte er sich erboten, außer der Einquartierung, welche jedem Bürger auferlegt werden mußte, in seinem Hause ein paar Zimmer zur Unterbringung von solchen Beamten herzugeben, welche aus den höchsten Behörden dem Könige gefolgt waren; und seine Zuvorkommenheit für diese Gäste hielt, was man infolge des freiwilligen Anerbietens irgend nur erwarten konnte.

So war der Herbst zu Ende gegangen, die Weihnachtszeit herangekommen. Nur die harmlosen Kinder hatten sich ihrer zu erfreuen vermocht. Das Jahr hatte nur wenige Tage noch zu dauern, und diese kurzen, lichtlosen Tage mit ihren langen Nächten drückten und lasteten schwer auf den Menschen, vor denen noch keine Aussicht auf eine bessere Zukunft sich aufthun wollte.

[1-37]

Sechstes Kapitel

Die Börsenzeit war lang vorüber. Man hatte im Darner'schen Hause bereits zu Mittag gegessen. In dem großen, dreifensterigen, nach dem Pregel gelegenen Zimmer seines Hinterhauses, das Darner bewohnte, begann es dämmerig zu werden, aber man sah noch deutlich die Masten und Raagen der Schiffe, die nun bis zum Frühjahr im Hafen vor Anker lagen, und die Aeste der kahlen Bäume in dem kleinen Garten vor dem Hause, die sich unter dem Druck des Nordwestwindes knarrend bewegten, so daß der Schnee von ihnen, durch das Halblicht sichtbar, niederfiel. In dem englischen Kamin brannte ein starkes Feuer.

Darner ging, eine Cigarre rauchend, die damals, im Gegensatz zu den Tabakspfeifen, noch eine neue Mode in Preußen war, langsam in dem Raum auf und nieder, die Göttling erwartend, die er hatte rufen lassen. Als sie eintrat, blieb er stehen.

»Sind Sie davon unterrichtet«, redete er sie an, »daß Oberst von Kranzler morgen in der Frühe das Haus verläßt?«

Sie verneinte es.

»Er hat es mir eben gesagt«, fuhr Darner fort. »Sie haben vor ein paar Stunden Marschordre erhalten. Er und seine Leute haben sich gut betragen. Er ist ein formvoller Mann. Sorgen Sie dafür, daß seinem Diener morgen ein schicklicher Imbiß für ihn mitgegeben werde. Es trifft sich übrigens gut, daß er uns heute verläßt, denn ich erwarte übermorgen gegen Mittag die Ankunft meiner Kinder und wollte Ihnen ohnehin sagen, daß die Eintheilung der Zimmer darnach geändert werden muß.«

[1-38] Die Göttling, plötzlicher Entschließungen und Anordnungen von seiten Darners sehr gewohnt, war trotzdem

überrascht und konnte dies nicht verbergen. Darner beachtete es nicht, ließ ihr auch zu einer Frage keine Zeit.

»Ich habe meine Töchter durch meinen Sohn aus dem Pensionat abholen lassen, um sie fortan bei mir zu behalten«, sagte er. »Für die Mädchen richten Sie gefälligst die beiden Stuben neben der Ihren ein, für Herrn Frank die Stube und das Kabinet im Vorderhause, welche der Adjutant inne gehabt hat, und sehen Sie darauf, daß die Zimmer einen wohnlichen Eindruck machen. Ich verlasse mich in dem allem auf Sie und rechne natürlich darauf, daß Sie fortan für meine Töchter wie für Mademoiselle Justine eine sorgsame Führerin sein werden.«

Die Göttling versicherte, sie werde ihr Bestes thun, erlaubte sich aber, zu fragen, ob die jungen Damen oder der Herr Sohn eine Bedienung bei sich hätten.

Darner verneinte das.

»Der Kurier, der sie begleitet«, sagte er, »geht sofort zurück!« Dann aber setzte er hinzu: »Sollte es sich übrigens herausstellen, daß Sie eine Person mehr im Hause zur Bedienung meiner Töchter brauchen, so suchen Sie dafür ein Mädchen, das kein schlechtes Deutsch spricht. In den Pensionen wird das Deutsch fast immer hintangesetzt, und ich will, daß sie sich frei darin bewegen lernen. Meinem Sohn ist es ganz geläufig.«

Die Unterhaltung war damit beendet. Darner ging in das Komptoir hinunter, die Göttling nach den Zimmern des zweiten Stocks, um in denselben gleich die geforderten Vorkehrungen treffen zu lassen, so weit das während der Anwesenheit der militärischen [1-39] Gäste zulässig war; aber sie hatte ihre Gedanken nicht so wie sonst beisammen. Die Aussicht, vom nächsten Tag ab einen ganz veränderten Hausstand zu haben, und neue ernste Pflichten auf sich nehmen zu sollen, beschäftigte sie lebhaft, denn sie vermochte nicht zu übersehen, was ihr damit auferlegt werden würde.

Sie wußte von Darners Familie und überhaupt von seinen früheren Lebensverhältnissen, obschon sie nun drei Jahre in

seinem Hause waltete, nicht viel mehr als alle Andern auch. Nur daß seine Töchter Zwillinge, daß sie und sein Sohn Stiefgeschwister und im Alter sehr verschieden wären, das hatte sie aus des Vaters gelegentlichen flüchtigen Mittheilungen entnommen. Da er aber weder von seinen Frauen sprach, noch jemals geäußert, was er für seine Kinder beabsichtige, hatte sie sich gedacht, daß er unglücklich in seinen Ehebündnissen gewesen und daß die Erinnerung an ihre Mütter sein Herz auch gegen seine Kinder erkaltet haben müsse. Bei ihrer Stellung und bei Darners Eigenart hatte sie es ebenso für geboten gehalten, ihn um nichts zu befragen, was ihr anzuvertrauen er nicht von selbst geneigt gewesen war, wie sie andererseits es für schicklich gehalten, von demjenigen, was sie wußte oder vermuthete, gegen dritte, selbst gegen die Kollmann'sche Familie und gegen Justine, nichts laut werden zu lassen.

Darner hingegen hatte seit Jahren alle seine Schritte mit Rücksicht auf seine Kinder gethan. Er liebte sie als seine Geschöpfe, als sein Eigenthum. Er hatte ihnen das Leben gegeben, er trennte also sie und sich in seinen Gedanken nicht einen Augenblick; und wie er sich und seine Hand und seinen Arm, seinen Kopf und sein Herz als sein eigen besaß und zu seinem Besten nach Kräften ausgebildet hatte, so wollte er es auch mit seinen Kindern halten.

[1-40] Schon als er das erstemal nach Preußen gekommen war und Strandwiek gekauft, hatte er daran gedacht, sie um sich zu versammeln. Er war jedoch, wie er das bald nach seiner Ankunft in Königsberg auf Befragen ausgesprochen, nach kurzem Versuch, in der Einsamkeit zu leben, zu der Erkenntniß gelangt, daß es ein Fehler sein würde, auf halbem Weg stehen bleibend, die Verwirklichung der Plane, mit denen er sich lang getragen, um seiner Kinder willen hinauszuschieben oder gar aufzugeben, denen ihr Erfolg doch zu statten kommen sollte. Und dem begangenen Irrthum mit raschem Entschluß begegnend, hatte er sich mit Vorbedacht in einer Handelsstadt zweiten Ranges niedergelassen,

in welcher er mit seinen Mitteln und Verbindungen, bei seiner ausdauernden Festigkeit sich sicher gefühlt, in kurzer Zeit eine erste Stelle einnehmen und behaupten zu können.

Jetzt hatte er den Platz errungen, den er haben wollte. Er hatte seine Kinder im Lauf der drei Jahre in England und in der Schweiz besucht. Sie waren darauf vorbereitet worden, daß er sie binnen kurzem zu sich rufen werde, und der Augenblick, in welchem in seiner neuen Heimat jedermann mit sich und seinen Angelegenheiten genugsam beschäftigt war, schien ihm der geeignete für die Ausführung seiner Absicht zu sein. Er durfte hoffen, sein Familienleben nach seinem Sinn einrichten, seine Kinder in die neuen Zustände eintreten und sich festleben zu lassen, ohne den zudringlichen Fragen einer müßigen Neugier mehr als nöthig begegnen und Rede stehen zu müssen. Denn was dem einzelnen Bürger unter seinen persönlichen Sorgen an Geistesfreiheit übrig blieb, das mußte, wie Darner meinte, in diesem Augenblick auf das harte Schicksal der königlichen Familie gerichtet sein, die flüchtend nach Königsberg [1-41] gekommen war und, ihres Verweilens in der eigenen Hauptstadt nicht mehr sicher, mehr Theilnahme zu beanspruchen hatte als das Schicksal eines der Bürger der Stadt.

Den ganzen Herbst hindurch hatte man die schöne junge Königin alltäglich durch die Straßen fahren sehen, bis Krankheit sie daran verhindert. Man war glücklich, dem Könige zu begegnen oder ihn hie und da einmal im Theater zu erblicken, um ihm in huldigendem Gruß die Treue und Liebe auszudrücken, in der man bei dem gemeinsamen Unglück zu dem angestammten Landesherrn hielt, mit dem man bessere Zeiten wieder erstehen zu sehen hoffte. Für die Königin waren aber die Liebe und Verehrung noch lebhafter als für ihren Gemahl, weil man über dessen Charakterschwäche sich nicht verblenden konnte; und Darner, obschon kein Preuße von Geburt, theilte die Sympathie für die Königin, denn man wußte, wie schwer sie selber unter der zähen Unentschlossenheit des Königs zu leiden hatte.

Es war schon spät, als Darner nach der Unterredung mit Madame Göttling das Komptoir verließ, um in das Theater zu fahren. Man gab an dem Abend zum ersten Mal den »König Axur«, Salieris große Oper, und hatte es für wahrscheinlich gehalten, daß der König trotz des Unwohlseins der Königin im Theater erscheinen werde. Diese Erwartung hatte sich nicht erfüllt. Man sah nur einige Herren des Gefolges in der Königsloge, indeß war das kleine, mangelhaft beleuchtete Haus im übrigen vollständig besetzt.

In den Logen des ersten Ranges saßen die Frauen der vornehmen Beamten, der reichen Kaufleute, in Pelzen von hellfarbigem Atlas mit kostbarem Pelzwerk verbrämt, aber wie die Sitte es heischte, [1-42] ohne Hüte, den Kopf mit vielfarbigen Bajaderenshawls oder mit spanischen Netzen von dunkelrother Seide geschmückt, während die jungen Mädchen ihr Haar zu krauslockigen Titusköpfen frisirt hatten, wenn sie es nicht vorzogen, es nach englischer Mode, wie Justine, in freiem Fall gelockt auf ihre Schultern, oder lang hängend um ihren Leib hernieder fließen zu lassen.

Natürlich fehlten Madame Kollmann und Justine in ihrer Loge nicht; und als nach Beendigung des zweiten Aktes Darner sich zu ihnen begab, ihnen seine Aufwartung zu machen, ward er den jungen Kollmann gewahr, den er, da John hinter Justine gesessen, aus seiner Loge nicht hatte sehen können.

Die Männer waren einander nicht fremd, denn John pflegte in jedem Jahr zweimal nach Königsberg zu kommen. Da er aber erst vor ein paar Wochen dort gewesen war, mußte Darner annehmen, daß irgend eine besondere Angelegenheit ihn wieder in sein Vaterhaus zurückgeführt habe, und dies voraussetzend, fragte John den eintretenden Darner, ob er sich nicht wundere, ihn wieder bei den Seinen zu finden.

»Durchaus nicht!«, entgegnete Darner. »Es däucht mir nur natürlich, daß man in ein Vaterhaus wie das Ihre, das so viel Anziehendes in sich schließt«, — er schaltete das mit einer kaum merklichen Verbeugung vor Justine ein — »so oft als möglich

zurückkehrt, selbst wenn keine bestimmten Geschäfte dazu den Anlaß bieten. Aber seit wann sind Sie hier?«

»Ich bin um Mittag gekommen, habe in der That kein bestimmtes Geschäft hier abzumachen, und benutze nur eine mir dargebotene Gelegenheit, die Meinen noch einmal zu sehen, ehe uns die Franzosen den Riegel vor die Grenze schieben.«

»Und wie und auf welchem Weg kamen Sie hieher?«

[1-43] »Ein mir befreundeter Offizier, der als Kurier an den König gesendet worden, nahm mich von Riga mit. Wir sind über die kurische Nehrung gekommen, weil die Straße am Meer jetzt noch frei ist.«

»Was wußte man jenseits der Grenze von den Bewegungen der Truppen, sofern Sie etwas darüber sagen können?«, erkundigte sich Darner weiter.

»Nicht viel mehr als hier!«, gab John zurück. »Die Franzosen stehen im Gouvernement Plock; Bennigsen rückt ihnen mit seiner ganzen Macht entgegen. Man erwartet in kurzem einen Zusammenstoß, und ich werde suchen müssen, bald wieder zurückzugehen, und zwar auf demselben Weg, auf dem ich hergekommen bin.«

»Es wäre gescheidter gewesen, Du wärest gar nicht gekommen«, fiel Justine ein.

John meinte, ihre Bemerkung sei nicht schmeichelhaft für ihn.

»Weshalb erwartest Du, daß ich Dir schmeicheln wolle?«, erwiderte sie. »Ich dachte bei den Worten nur daran, wie Deine Mutter sich ängstigen wird bis zu der Nachricht, daß Du glücklich wieder in Riga eingetroffen bist, und darüber kann viel Zeit vergehen.«

»Justine hat nicht Unrecht«, meinte die Mutter, »aber man soll sich den glücklichen Augenblick nicht mit dem Gedanken an die Tage trüben, die ihm folgen werden!«

»Die Reisen nach Norden und nach Osten sind noch ungefährlich, namentlich für Jemand, der in Rußland angesessen ist«, beruhigte sie Darner. »Von Westen her ist die Sache

bedenklicher, und ich selber bin nicht ohne Unruhe deshalb.«

Madame Kollmann fragte, ob er Jemand zu erwarten habe.

[1-44] Ja«, sagte er, »die Zustände, welche einem Jeden in diesen Zeiten es wünschenswerth machen, die Seinen unter seinen Augen zu haben, veranlassen auch mich, meine Kinder hieher kommen zu lassen.«

»Ihre Kinder?«, fragten beide Frauen wie aus einem Mund.

»Ich hatte zuerst daran gedacht«, fuhr Darner fort, ohne sich durch das Erstaunen der Frauen unterbrechen zu lassen, »meine Töchter selber aus Genf abzuholen; indeß es ist immer gut, wenn ein Mann sich beizeiten gewöhnt, für Frauen Sorge zu tragen. Mein Sohn, durch den ich die Mädchen geleiten lasse, ist mit seinen vierundzwanzig Jahren aber ein fertiger Mann.«

»Ihr Sohn ist vierundzwanzig Jahre?«, rief Justine und sah Darner an, als begegne sie ihm zum ersten Mal.

»Ja, Mademoiselle Justine! Was wollen Sie? Ihr Bewunderer ist ein alter Mann!«, scherzte Darner, dem es vortrefflich stand, wenn einmal ein Lächeln über sein meist finsteres Antlitz glitt, »aber er hat doch noch ein warmes Herz, und er wird es Ihnen danken, wenn Sie einen Theil Ihrer Güte auf seinen Sohn übertragen, wenn Sie seinen Töchtern in dem ihnen fremden Land freundlich entgegenkommen wollten. Ich bitte Sie beide darum, meine Damen!«

»Von Herzen gern!«, rief Justine.

Madame Kollmann versicherte, das verstehe sich von selbst, aber Justinens freudige Zusage mußte Darner besser gefallen haben, denn während er sich vor Madame Kollmann verneigte, drückte er Justinen fest die Hand und sagte leise:

»Von Ihnen hatte ich es anders nicht erwartet!«

Damit verließ er die Loge, da der Taktstock des [1-45] Kapellmeisters den Beginn der Zwischenaktmusik verkündete.

»Denn er ist der Vater, er sagt es ja selbst!«, rief John mit Lachen, als Darner die Thüre der Loge hinter sich geschlossen hatte. »Auf der Bühne Axur, König von Ormus, hier in der Loge:

Les noces de Figaro ou la journée des surprises. Und mit dieser ganzen liebenswürdigen Familie rückt er erst jetzt heraus, nachdem man ihn so und so viele Jahre lang als einen Hagestolzen angesehen?«

»Daß Du dies gethan, Cousin, ist Deine Schuld«, fiel ihm Justine ein; »wir alle wußten, daß er Wittwer sei und Kinder habe.«

»Wir wußten?«, wiederholte die Tante. »Was wissen wir denn von Darner überhaupt, als daß er ein großer Kaufmann ist, der vor den gewagtesten Unternehmungen nicht zurückschreckt und —«

Sie vollendete den Satz nicht, denn König Axur trat in die Scene, und die mächtig einsetzende Stimme des Sängers brachte sie zum Schweigen.

John spielte ungeduldig mit den großen Berloques, die er an dem breiten schwarzen Uhrband trug. Es verdroß ihn, daß Justine immer und überall für Darner Partei nahm, daß sie die Art und Weise, in welcher er mit einem Mal mit diesen Familienbekenntnissen hervorrückte, nicht auffallend und ungehörig fand, daß sie sozusagen die ganze Sippschaft ohne weiteres in ihre Glaubensartikel mit aufnahm.

Aber schön war Justine, das blieb dabei bestehen. Der blaßblaue, dem Körper eng anschließende Atlaspelz zeigte ihre schlanke Taille und die schönen Formen ihrer Schultern. Auf dem dunklen Zobelkragen schimmerten die Locken selbst in dem Halbdunkel der Loge wie Gold, und die großen runden Ohrringe [1-46] machten es erst recht erkennen, wie fein geformt das kleine Ohr war, das sie trug.

Er mußte mit ihr ins Klare kommen, ehe er fortging; denn daß sein Vater die Heirath bis auf ruhigere Zeiten hinausgeschoben wissen wollte, war eine Grille. Was hatten die unruhigen Zeiten mit seinem Wohlgefallen an Justine und mit seinem natürlichen Wunsch zu thun, die schöne, reiche Cousine zur Frau zu nehmen, die es wußte, daß sie ihm bestimmt war, daß er sie gern hatte, und die sicherlich bei ihm im fernen Norden in seinem Hause als seine Frau besser aufgehoben war als hier in Preußen, wo in jeder

Stunde der erste Zusammenstoß der Heere erfolgen und die Stadt ebensowohl den Russen als den Franzosen in die Hände fallen konnte.

Der Gedanke, daß es das einzig Vernünftige, daß es das Gebotene sei, sofort mit Justine zu sprechen, setzte sich in ihm fest; und daß die Behörden in Königsberg unter den obwaltenden Umständen ein Einsehen haben, daß sie bei seines Vaters Stellung von den sonst vorgeschriebenen Förmlichkeiten des dreimaligen kirchlichen Aufgebotes Abstand nehmen würden, dessen hielt er sich versichert. Je länger er hinter Justine saß und ihren schlanken Hals betrachtete, der so weiß aus dem dunklen Zobelkragen hervorsah, um so reizender erschien ihm die Aussicht, den Brautstand auf ein paar Tage zu beschränken, die Trauung gleich nach der Verlobung vollziehen zu lassen. Selbst das Ungewöhnliche, das in dieser Handlungsweise lag, machte ihm dieselbe nur reizender; und für ihn, der in Rußland angesessen war, hatte die Rückkehr über die Grenze auch mit seiner Frau nicht die geringsten Schwierigkeiten.

[1-47] Er verliebte sich in seinen Plan wie in Justine immer mehr, und er war mitten im Denken an den Reisewagen, den er kaufen müsse, wenn er Justine mit sich nähme, als die Mutter, sich das laute Singen des Chors zu Nutze machend, die Bemerkung hinwarf:

»Dieser Darner kann einmal gar nichts machen wie andere anständige Leute. Es muß irgend etwas Besonderes sein, etwas, was die Menschen in Erstaunen setzt und sie aufs Neue von ihm reden macht.«

»Aber daß man ihn nicht auswendig weiß wie die Anderen«, meinte Justine, »daß ist's ja gerade —«

»Was Dir an ihm gefällt?«, fiel ihr der Vetter fragend ein.

»Ja«, versetzte sie; »Darner hält einen immer in Athem. Er giebt einem zu denken wie ein Roman, auf dessen Ausgang man neugierig ist. Das alltägliche Einhertrotten auf der breitgetretenen Landstraße ist ja so langweilig wie unser täglicher Spaziergang auf dem Philosophendamm oder nach dem Königsgarten und die Fahrt

vors Thor.«

»So habe ich alle Hoffnung, daß mein Wunsch und mein Vorschlag Dir auch gefallen werden, meine schöne Cousine, denn alltäglich ist er nicht.«

»Wenn Dein Wunsch und Dein Vorschlag neu und originell sind, kann's schon sein!«

»Mein Wünschen, das ist alt, aber mein Vorschlag ist neu, und seine Ausführung würde höchst originell sein, denn —«

Der Chor war zu Ende; die erste Sängerin stimmte ihre große Arie an, und während derselben kam Kollmann in die Loge, den Schluß der Oper anzuhören und die Seinen mit sich nach Hause zu [1-48] nehmen. Er sah Darner in dessen Loge und sie begrüßten einander. Diesen ersten Augenblick benützte Madame Kollmann, sich flüsternd bei ihrem Mann zu erkundigen, ob er davon unterrichtet sei, daß Darner für morgen die Ankunft seiner Kinder erwarte.

»Denke Dir, zwei Töchter und einen fünfundzwanzigjährigen Sohn!«

Kollmann gab ihr ein Zeichen zu schweigen, um die Nachbarn nicht zu stören, die mit Entzücken der Sängerin folgten, aber Justine meinte zu bemerken, daß die Nachricht ihrem Onkel nicht gefiel. Ihr machte sie Vergnügen; denn obgleich sie ihrem Onkel ergeben und ihrer Familie anhänglich war, hatte sich doch in den letzten Jahren in ihr das Gefühl ihrer Unabhängigkeit gleichzeitig mit dem Bewußtsein entwickelt und gesteigert, daß sie eine sehr vortheilhafte Heirath sei, und daß sie bei ihrer Schönheit abwarten könne, bis der Rechte für sie käme, den sie frei zu wählen habe nach ihres Herzens Zug. Selbst der Verkauf ihres Hauses, der ihr mit sechzehn Jahren keinen wesentlichen Eindruck gemacht hatte, that ihr jetzt leid, weil sie es als einen Eingriff in ihre persönliche Freiheit ansah, daß ihr Onkel ihn ausgeführt hatte, bevor sie volljährig und im Stande gewesen war, über diesen alten ererbten Familienbesitz nach eigenem Ermessen zu verfügen.

Im Grund hatte sie gegen ihren Vetter garnichts einzuwenden.

Er war ihr in ihrer Kindheit und Jugend sogar lieber gewesen als mancher Andere. Es verdroß sie nur, daß man sie, seit sie in des Onkels Haus lebte, in demselben wie ein Besitzstück ansah, das man für John behutsam aufzuheben habe. Nur um es kund zu geben, daß sie sich ihrer Freiheit bewußt und gewillt sei, sie zu benutzen, hatte sie [1-49] sich, wenn John in den letzten Jahren zum Besuch gekommen war, kälter und kälter gegen ihn gezeigt. In seinem Beisein und auch sonst unter den Augen seiner Eltern hatte sie die Huldigungen der anderen Männer mit absichtlicher Freundlichkeit aufgenommen, und da es ihr nicht verborgen war, daß man Darner für einen ihrer Bewerber ansah, hatte sie es kein Hehl gehabt, daß er ihr gefalle, daß sie seine Gesellschaft, seine Unterhaltung dem Gespräch und dem schmeichelnden Getändel manches jüngeren Mannes vorzuziehen wisse.

Weil sie von Natur klug und doch leichtlebig war, hatte ihres Onkels Vorausbestimmung über ihre Zukunft sie in und auf sich selbst gewiesen und zu einem Widerstand gereizt, der ihr allmälig zu einem angenehmen Spiel, endlich aber zum Selbstzweck und zur Hauptsache geworden war. Sie hatte Lust am Trotzen. Auch in diesem Augenblick reizte der Tante nie überwundene Abneigung gegen Darner sie dazu, gerade in ihres Vetters Beisein ihr Interesse für Darner lebhaft kundzugeben.

Inzwischen hatte die Oper ihr Ende erreicht, die Zuhörer konnten sich in lauten Beifallsbezeugungen nicht genug thun. Die Hauptpersonen mußten, nachdem der Vorhang bereits gefallen war, unter den immer wiederholten Hervorrufen mehrmals erscheinen; denn das Publikum, froh, wenigstens für ein paar Stunden durch die Vorstellung den Sorgen und Aufregungen entzogen worden zu sein, denen man so quälend unterworfen war, zeigte sich dankbar gegen die Sänger, die ihm zu solcher flüchtigen Befreiung verholfen hatten. Madame Kollmann aber blickte nicht einmal nach ihnen hin, denn von ihrem Verdruß hatten sie sie nicht abzuziehen vermocht.

[1-50] »Ich versichere Dich, Konrad, ich bin empört über Darners

Verhalten, und ich werde es ihn auch fühlen lassen!«, sagte sie, während ihr Mann ihr über den Pelz noch die große Palatine umhing und John der Cousine die pelzverbrämte Sammetkappe reichte. »Es ist mir unerklärlich, daß Du seine Rücksichtslosigkeit erträgst. Deine großartige Zuvorkommenheit gegen einen so wildfremden Menschen hätte es, wie mir scheint, doch wahrhaftig verdient, daß er wenigstens Dir von Anfang an über sich reinen Wein eingeschenkt, daß er Dir doch wenigstens in solchen Dingen das schickliche Vertrauen bewiesen hätte —«

»Ja«, meinte Kollmann selber, »seine Zurückhaltung geht wirklich bis zur Grille. Man bleibt den Anderen gegenüber beständig in der Lage, für ihn eintreten zu müssen —«

»Und«, fiel die Frau ihm ein, froh, ihren Gatten einmal auch in diesem Fall ihrer Ansicht zu finden, »und wozu unsere Nachsicht, da sie ihn nur immer weiter führt? Jetzt nimmt er schon im Voraus meine Gastfreundschaft für die plötzlich von ihm herbeigeholte werthe Familie in Anspruch! Justine aber, ganz entzückt von der Aussicht auf die neue Bekanntschaft und ebenso wie Darner ohne alle Rücksicht auf Dich und mich, sagt ihm frischweg ihre Freundschaft für die Seinen zu. Er thut denn natürlich auch, als wäre unser Haus nur so für jeden ersten besten offen. Wenn das die leichten Manieren der großen Welt sind, so denke ich wir lassen diese Manieren nicht aufkommen in unserem Hause und lassen es beim alten.«

Unter diesen Worten waren sie, aufgehalten von den Personen, die von den oberen Rängen herunterkamen, bis an die Treppe gelangt, wo sie auf Darner [1-51] trafen. Kollmann führte seine Frau, Darner und John boten gleichzeitig Justine den Arm, sie hinunter zu begleiten. Da der letztere bemerkte, daß sie sich zu Darner wandte, trat er mit den Worten: »Dem Alter die Ehre!« höflich zurück. Der Ton, mit dem er sie sprach, verrieth jedoch seinen Unmuth.

»Um den Preis«, entgegnete Darner, »läßt man sich gern zu den Alten zählen. Aber was geht da vor?«, fragte er, da der Strom der

Hinabsteigenden sich staute und ein lautes, frohlockendes Sprechen von unter her vernehmbar wurde.

»Sieg, Sieg!«, hörte man hie und da rufen; und vorwärts drängend, weil sie selber von den Nachkommenden dazu getrieben wurden, waren sie bis an die Konditorei gelangt, als der Geruch heißen Punsches ihnen entgegendampfte, das Anklingen von Gläsern ihr Ohr berührte und Mal auf Mal und immer lauter der Ruf sich wiederholte:

»Es leben die Russen! Es lebe Bennigsen!«

»Was bedeutet das?«, fragten Alle, die sich der Menschenmasse in der Halle nahten. »Was bedeutet das?«, fragten Kollmann und Darner und die Anderen wie aus einem Munde.

»Die Franzosen sind geschlagen! General Bennigsen hat einen großen Sieg über sie erfochten bei Pultusk!«, antworteten viele Stimmen auf einmal, denn Jeder war froh, der Verkünder einer solchen Nachricht zu sein.

»Wann ist die Nachricht gekommen? Wie ist sie hierher gekommen?«, erkundigte sich Darner bei einem Polizeikommissar, der neben ihm stand.

»Seine Majestät soll vor einer Stunde die Estafette erhalten haben, und durch einen Adjutanten soll die Kunde in das Theater gedrungen sein.«

[1-52] Verschiedene Bekannte der Familie traten an sie heran, die Freude kannte keine Grenzen. In den dem Theater gegenüberliegenden Häusern wurden Lichter an die Fenster gestellt. In den Beifallsruf, mit welchem man sie begrüßte, mischte sich das Vivatrufen für den König. Das Gefühl der Schmach, die bange Sorge um die nächste Zukunft hatten so schwer auf den Menschen gelastet, daß sie aufathmeten bei der Kunde von einer Niederlage des fast für unbesiegbar gehaltenen Feindes; und mit der Phantasie des Unglücks knüpfte man die ungemessensten Hoffnungen an diesen ersten Erfolg der Russen.

Darner gab Justinens Arm frei.

»Haben Sie die Güte, mich neben Mademoiselle Justine zu

vertreten«, sagte er zu John. »Ich will hinübergehen nach der Post. Vielleicht weiß man dort Näheres; ist das der Fall, so lasse ich es sofort bei Ihnen melden.«

»Oder Sie bringen uns die Kunde selber!«, schlug Kollmann vor, da seine Frau, wie das nach dem Theater oft geschah, zwei Freunde des Hauses, ihren Arzt und den schwedischen Konsul, einlud, ihnen auch heute wieder einmal zu folgen, um gemeinsam des Sieges froh zu werden.

»Mit Vergnügen, sofern ich mehr erfahre, als wir hier vernommen«, entgegnete Darner; »wo nicht, bitte ich, mir Ihre Erlaubniß für ein ander Mal behalten zu dürfen.«

Damit waren die Damen in den Wagen gestiegen, die beiden Kollmann ihnen gefolgt, und Darner hieß seinen Diener, ihn mit dem Wagen vor dem ganz nahe bei dem Theater gelegenen Postgebäude zu erwarten, wohin er sich begab.

Siebentes Kapitel

Das Eßzimmer im Kollmannschen Hause war am Abend noch einmal frisch geheizt, der große kupferne Samovar, der neben dem andern Theegeräth auf dem Tische stand, strahlte eine angenehme Wärme aus, die dunklen Gardinen waren zugezogen.

Lautlos ging der Diener auf dem weichen Teppich hin und her, die noch fehlenden Gedecke für die beiden mitgekommenen Gäste aufzulegen.

Justine in ihrem hoch an den Hals hinaufreichenden Kleide von rothem Merino war allein in der Eßstube. Sie machte den Thee. Durch die offene Thüre sah man in dem Nebenzimmer Frau Kollmann auf dem Sopha sitzen im Gespräch mit ihren Gästen. Ihr Mann und ihr Sohn standen in der Fensterbrüstung.

»Es thut mir leid«, sagte John, »daß die Mutter heute die Herren noch zu uns eingeladen hat, denn ich hätte Sie, lieber Vater, gern in Ruhe gesprochen wegen einer Angelegenheit —«

»Die Eile hat, weil Du morgen fort willst?«, fragte der Vater.

»Im Gegentheil, ich habe vor, länger zu bleiben —«

»Jetzt, in dieser Zeit?«

»Hätte ich mir nicht gesagt, daß ich gut und gern einige Tage bleiben könne, so wäre ich nicht gekommen.«

»Hättest Du mich gefragt, so würde ich Dir in jedem Falle zu kommen widerrathen haben«, sagte der Vater.

»Sie wissen, auf Meerfelds und auch auf Flenders Umsicht kann ich mich verlassen.«

[1-54] »Ganz gut, nur müssen sie’s nicht glauben und nicht wissen, daß Du’s thust. Kein Untergebener verträgt das, ohne daß der Vorgesetzte davon leidet!«

»Da die Schifffahrt ruht und die Wege bei uns grundlos sind, lag ja im Augenblicke gar nichts vor!«, rechtfertigte sich John, da er seinen Vater nicht so heiter gestimmt sah, als er ihn nach der Siegesnachricht und der freudigen Aufregung im Theater zu finden erwartet hatte.

»Was heißt das: es lag nichts vor?«, wiederholte der Vater. »Das Gestern und das Heute gleichen jetzt einander weniger denn je. Heute Morgen lag nichts vor, und heute Abend stehen wir vor einer Siegesnachricht, auf die man nicht gehofft hatte. Wir können ebenso vor der Kunde einer neuen Niederlage stehen, die Gott verhüten wolle. In einer Zeit, in welcher Niemand des nächsten Tages, der nächsten Stunde sicher ist, ist es geboten, an seinem Platz zu bleiben.«

Der Sohn, seit den beiden letzten Jahren an ein selbstständiges Handeln gewöhnt, bei dem er sich, da er verständig war, fast immer in Uebereinstimmung mit des Vaters Ansichten gefunden hatte, empfand den Tadel schwer; aber seine Liebe zu demselben und die ihm anerzogene gute Gewohnheit der sich unterordnenden Ehrerbietung einerseits, wie der Wunsch, den Vater für seine Pläne geneigt zu machen, ließen ihn über den Vorwurf hinwegsehen; und anknüpfend an des Vaters Wort über die Unsicherheit, in welcher man lebte, sagte er: »Drängt denn eben diese Unsicherheit, der unser ganzes Dasein immer mehr anheimfällt, nicht einen Jeden von uns jetzt bisweilen zu dem Gedanken, am Tage den Tag zu leben? Ich sagte mir, als Stratkow mir vorschlug, mit ihm zu gehen: ›Ergreife die Gelegenheit beim Schopfe! Wer [1-55] weiß, ob sich dir wieder eine solche bietet, ob und wann du wieder einmal so schnell nach Hause gehen und die Deinen wiedersehen kannst?‹ Und nun ich hier bin, sage ich mir ebenso: ›Ergreife die Gelegenheit beim Schopfe —‹«

»Der Thee ist fertig!«, meldete Justine, die, aus dem Eßzimmer in die Wohnstube tretend, dicht vor den Beiden stand.

»Welche Gelegenheit?«, fragte der Vater, ohne auf Justinens Meldung zu achten.

»Diese!«, rief John und zog die Cousine in seine Arme.

»Laß die Thorheit! wir sind keine Kinder mehr, entgegnete sie, sich von ihm wendend, während die Tante und die Gäste sich erhoben, und der Konsul Justinen den Arm bot, sie zu Tische zu führen.

Der Vater aber lächelte. »So, das ist's«, sprach er, »daher die Sehnsucht und die große Eile? Nun, das läßt sich hören! Wir sprechen später mehr davon. Jetzt laß uns gehen!«

John hielt ihn zurück. »Nur noch eine Frage!«, bat er. »Ich sah es schon, als ich das letzte Mal hier zu Hause war, Justine ist wie verwandelt. Ich mißtraue diesem Monsieur Darner und ebenso der Göttling. Und als Justine heute sogar die Nachricht von der Ankunft von Darners Kindern so gefällig hinnahm, sagte ich mir, es sei Zeit dem Spiel um ihret- und um meinetwillen ein Ende zu machen. Justine —«

»Kommt Ihr denn nicht?«, rief die Mutter, obschon es nicht eben auffallend war, daß der Vater und John mit einander zu sprechen hatten.

»Gleich!«, entgegnete Kollmann und setzte, gegen den Sohn gewendet, hinzu: »Auch mir ist Manches in Darners Verhalten nicht mehr klar, und Justine [1-56] war Dir bestimmt. Für Euch Beide soll mich's freuen, wenn Du mit ihr ins Reine kommst.«

»Und wenn es mir gelänge ihre Zusage zu erhalten, würde eine sofortige Trauung möglich, würden Sie einer solchen nicht entgegen, sondern mir für dieselbe hilfreich sein?«

Der Vater, dem des Sohnes lebhafte Entschlossenheit gefiel, besann sich einen Augenblick, dann sprach er: »Ich habe nichts gegen Deine Absicht. Ist Justine damit einverstanden, so wird sich für Dich, da Du fort mußt, erreichen lassen, was man dem ins Feld rückenden Offiziere zugesteht. Vorerst betreibe Du Deine Sache und laß uns dann sehen, welche Folgen der Sieg der Russen haben wird; denn davon hängt es ab, ob Du Dir erlauben kannst, noch einige Tage hier zu verweilen, oder ob Du suchen mußt, so schnell als möglich in das Geschäft zurückzukehren. — Und nun laß uns

gehen, wir dürfen nicht länger auf uns warten lassen!«

Von der stillen Straße tönte, als sie sich zu den Anderen gesellten, das Pfeifen des Nachtwächters herauf, und: »die Glock' hat zehn geschlagen! zehn ist die Glock'!«, rief er singenden Tonfalls dreimal hintereinander, während vorüberziehende Studenten in der Siegesfreude jubelnd ihr »ubi bene ibi patria!« erschallen ließen.

»Das lärmt und singt so in den Tag hinein«, sagte der Doktor, »und das hat man seinerzeit ebenso gesungen, und hat dann später gelernt, dies ubi bene ibi patria als eine thörichte und schädliche Sinnes- und Redensart zu verurtheilen. Wenn jeder Ort, an dem es uns wohl geht, uns zum Vaterland werden könnte — was wären da das Vaterland und die Vaterlandsliebe? Aber man verwechselt die Begriffe, das ist's. Eine Heimat kann [1-57] man allerdings in der Fremde finden, in der es uns wohlgeht, sein Vaterland niemals; und es ist dem Menschen viel verloren an seiner Würdigkeit und Ehre, wenn er nicht fest in seinem Vaterlande wurzelt, nicht mit seinem ganzen Herzen an ihm hängt. — Das Vaterland soll leben!«, rief er, da eben der Diener den Punsch herumgab, welcher für die Männer neben dem Thee bereitet worden war.

»Das Vaterland und der König!«, fiel Kollmann ein.

»Und die Russen, unsere braven Russen!«, ergänzte John, während die Gläser der Männer auch in diesen stillen Räumen aneinander klangen wie vorhin im Theater.

»Ach!«, sagte Madame Kollmann, indem sie ihre Augen trocknete, »man hat das Freuen ganz verlernt! Gebe der Himmel, daß mit dem Ende dieses Jahres auch unsere Noth zu Ende geht. Sie wissen es, lieber Doktor, was ich ausgestanden habe, als die ersten Nachrichten von Blüchers Flucht aus Lübeck, von dem Einrücken der Franzosen, von der Plünderung der Stadt hier angelangt waren, und es kam und kam von meiner Tochter keine Nachricht! Ich habe auch keine ruhige Stunde mehr, seit die Franzosen in Lübeck sind! Und daß meine Töchter, sowohl Marianne in Lübeck wie unsere Lina in Kopenhagen, sich nicht

mehr so wie sonst als Preußen fühlen, daß John über die Herrlichkeiten von Petersburg und Moskau ebenso anfängt, seine Vaterstadt gering zu schätzen, das ist mir auch ein Kummer. Ich hänge nun einmal mit meiner ganzen Seele an meiner Vaterstadt! Ich hätte nirgends anders leben mögen, mich nirgends so glücklich fühlen können als hier, wo ich mein ganzes Leben gelebt, wo ich die Gräber meiner Eltern und Großeltern habe. Ich bin [1-58] eine Königsbergerin und hätte nichts anderes sein mögen.«

»Da haben Sie die Frauen!«, scherzte Kollmann. »Sich zu schmücken und aufzuputzen, und wär's auch nur mit der ausschließlichen Liebe für die Vaterstadt, das können gegebenen Falls auch die besten und vernünftigsten nicht lassen. Ehrlich, Frau! Würdest Du vielleicht aus Anhänglichkeit an Königsberg hier sitzen geblieben sein, wenn ich in Moskau oder in Madrid ansässig gewesen wäre, als ich um Dich gefreit? — Nein! Du hättest Dich — und Du sollst dafür gelobt sein — so gut wie unsere Töchter in gleichem Fall, mit beiden Händen in die Hand Deines Geliebten gegeben und wärst mit mir gegangen, wohin ich Dich geführt, und hättest Königsberg Königsberg sein und ruhig am Pregel liegen lassen.«

»Die Gewalt der Liebe!«, sagte der Konsul, Madame Kollmann zu begütigen, da die Anderen lachten; »Gott Amor ist Kosmopolit!«

»Und das ist keine seiner schlechtesten Eigenschaften!«, ergänzte Kollmann. »Der Doktor hat ja recht! Es ist etwas Heiliges und Großes um das Vaterland; aber die Frauen und der Kaufmann, so hoch sie von der Vaterlandsliebe denken mögen, müssen trotzdem mit Nothwendigkeit Kosmopoliten sein; und das ubi bene ibi patria, das der Doktor verwirft, hat für sie seine unabweisliche Berechtigung. Der Kaufmann hat nun einmal da zu leben, wo er seinen Vortheil findet, indem er den Vortheil und das Wohlergehen der Gesammtheit durch den Handel fördert. Die Frau aber hat zu leben, wohin der Mann sie führt.«

»Doch nur«, fiel Justine ein, während ihre feingezeichneten Brauen sich zusammenzogen, »doch [1-59] nur wenn es ihr gefällt,

oder wenn sie nicht ihr eigener Herr ist!«

»Wie das kriegerisch klingt!«, rief John dazwischen, fröhlich erregt durch den Ausspruch des Vaters. »Gegen wen verschanzest Du Dich? Sind wir denn Piraten oder Sklavenhändler? Wer verlangt denn eine Frau, die ungern folgt?«

Er hatte das völlig arglos gesprochen, indeß er bereute es sofort, denn Justinens Augen wendeten sich mit großem, stolzem Blick zu ihm, und um ihr nicht Zeit zu einer unfreundlichen Entgegnung zu lassen, setzte er rasch hinzu: »Freilich sind wir bisweilen vermessen oder thöricht genug uns einzubilden, daß die Liebe, die uns zu Sklaven der Frauen macht, auch Gewalt hat über unsere Gebieterinnen, daß sie dieselben bisweilen auch ihrer stolzen Herrlichkeit und Herrscherlust beraubt.«

»O ja, mitunter!«, meinte der Doktor und wiegte mit leichtem Spotte das graue Haupt. »Mitunter und auf kurze Zeit; etwa von der Verlobung bis zum Hochzeitstage. In der Ehe führen die schwachen Frauen über die stärksten Männer stets das Regiment, und die Schwächsten am allersichersten!«

»Wie Madame Josephine«, sprach der Konsul, »wie Madame Josephine über den Unbesiegbaren, über Bonaparte, ihren Kaiser.«

»Den Titel des Unbesiegbaren verdient er heut nicht mehr, und hoffentlich wird diese Niederlage nicht seine letzte, wird sie der Anfang unserer Auferstehung sein!«, schaltete der Sohn des Hauses ein, zufrieden, mit dieser Bemerkung von dem bedenklichen Gespräch hinwegzukommen. Und: »Halb elfe! halb elfe! halb elfe!« tönte der melancholische Ruf des Wächters wieder von der Straße herauf.

[1-60] »Darner muß nichts Näheres erfahren haben!«, sagte Kollmann, »morgen wird man ja bestimmte Nachricht haben.«

Die Unterhaltung wendete sich damit wieder ausschließlich den politischen Verhältnissen zu. Man saß noch eine Weile beisammen, die möglichen Folgen des Sieges erwägend, dann erhob sich der Doktor. Er und der Konsul verabschiedeten sich, auch die Eltern verließen das Zimmer. John blieb mit Justine zurück.

Er sah, wie sie nach des Hauses Brauch, selber die Theebüchse, den Zucker und den Arak von dem Tisch nahm und in den dafür bestimmten Schrank verschloß. Es stand ihr so wohl an, dies häusliche Thun. Er hatte seine Freude an ihr, sie war das Urbild eines deutschen Mädchens. Sie alltäglich in seinem Hause also schalten und walten zu sehen, war ihm eine reizende Vorstellung. Er hatte sie dabei so von Herzen lieb, daß er gewiß war, sie müsse diese Liebe in ihm voraussetzen, die mit ihnen Beiden in ihm groß geworden war, und sie müsse sie theilen, wenn schon sie die Spröde spielte und in verzeihlicher Koketterie, um ihn zu reizen, ein Wohlgefallen an Darner zeige, der ihr Vater sein konnte.

Er überlegte, wie er die Frage stellen sollte, die heute noch zwischen ihnen zur Entscheidung kommen mußte, und konnte das rechte Wort für den Anfang nicht gleich finden. Er beneidete den Muth des Spielers, der sein Alles auf eine Karte zu setzen vermag.

Wie dann Justine das Eßzimmer verließ, in welchem nun der Diener seines Amtes waltete, folgte er ihr in das Nebenzimmer. Er bemerkte mit Vergnügen, daß die Eltern sich bereits zurückgezogen hatten, und er sagte sich, daß der Vater dies um seinetwillen veranlaßt, da es sonst niemals vorkam, [1-61] daß man sich trennte, ohne einander gute Nacht gewünscht zu haben. Er mußte sie also nutzen, die ihm gebotene Gelegenheit, die flüchtige Zeit.

»Justine«, hob er mit raschem Entschluß an, als sie noch mitten in der Stube standen, »wir sind ja gute Kameraden gewesen von Kindheit an, und Du bist mir näher und vertrauter gewesen als die Schwestern, die so viel älter waren als ich und Du. Daß ich Dich lieb habe, nicht wie eine Schwester, sondern wie der Mann die Frau, das weißt Du auch. Und nun wirst Du ebenso gut wissen, weshalb ich so schnell wieder nach Königsberg gekommen bin und was ich von Dir will. Sage, daß Du meine Frau werden willst. Der Vater bringt alles rasch in Ordnung, und während sie sich hier noch über unsere Verlobung unterhalten, fährst Du als Madame Kollmann junior mit mir in mein Haus.«

Er hatte ihre Hand ergriffen, sie blieb neben ihm stehen, denn sie war bewegter, als sie es für den lang erwarteten Fall jemals für möglich gehalten hatte.

Alles, was er zu ihr gesprochen, war richtig, und er war ein guter Mensch, einfach und vernünftig wie seine Worte. Obschon sechs Jahre älter als sie, war er von ihrer Kindheit an immer nachgiebig gegen sie gewesen, wenn er sich herbeigelassen hatte, hier oder in ihrem Hause mit ihr zu spielen, und immer gefällig gegen sie, als sie erwachsen gewesen waren. Sie hatte ihn auch gern gesehen, wenn er gekommen war, sie in ihrem Hause zu besuchen. Gute friedliche Tage, die waren ihr gewiß mit ihm. Sie konnte sich mit ihm verloben, ihn heirathen ohne Scheu und Ueberwindung. Indeß sie hatte sich ihre Verlobung immer anders vorgestellt, nicht so einfach, so vernünftig, so ganz und gar prosaisch.

[1-62] Weshalb aber sollte sie, Justine Willberg, die schöne, reiche Erbin, so ruhigen Sinnes in die Ehe gehen? — Weshalb sich verheirathen, wie man ein Geschäft abschließt? Was nöthigte sie sich zu binden, ehe sie den vollen, großen Schlag des Herzens, die Gewalt der Liebe einmal selbst empfunden hatte, von der auch nur zu lesen ihr das Herz erhob, sie froher stimmte, als sie sich in diesem Augenblicke fühlte.

Sie hielt bei den Gedanken inne, die mit Blitzesschnelle durch ihre Seele geflogen waren, und ohne zu wissen, daß sie es that, zog sie ihre Hand aus der des Vetters.

»John schreckte auf. »Du machst Dich von mir frei, Justine?«, fragte er besorgt.

»Sie wendete sich zu ihm, und zum erstenmale fiel es ihr störend auf, daß er nur wenig größer war als sie, daß er nicht zu seinem Vortheil erschien neben ihrer hohen, stattlichen Gestalt; daß sein nicht unedles, treuherziges Gesicht der Mutter glich und nicht den männlichen Ausdruck zeigte, der ihr an Darner gefallen hatte von der ersten Stunde an. Sie war so gewohnt gewesen an ihn, an den Vetter, daß sie sich nie Gedanken darüber gemacht, ob

er hübsch sei oder nicht. Er war eben John, war, wie er war. Nun er vor ihr stand und sie mit den offenen, grauen Augen seiner Mutter ansah, nun sie ihn sich als ihren Gatten vorstellen, sich sagen sollte, mit diesem Manne solle sie von diesem Augenblicke an durch ihr ganzes Leben gehen, dünkt ihr das nicht möglich; und die Ueberzeugung, daß man dies von ihr verlangen werde, daß John es als gewiß voraussetze, verwandelte die Freundschaft und die Neigung, die sie eben noch für ihn gefühlt, in ihr Gegentheil. John gefiel ihr als ihr Vetter; ihren [1-63] Geliebten, ihren Mann hatte sie sich immer anders vorgestellt. Ihr Mann mußte schöner, glänzender sein, einem Manne, den sie lieben sollte, dem mußte sie gar nicht widerstehen können. Zum Manne konnte sie sich einen andern wählen, mochte sie John nicht haben.

»Antworte mir, Justine!«, bat er dringend, indem er sich ihr wieder näherte. »Dein Schweigen quält mich. Mein Glück, meine Zukunft hängen ab von Deinem Worte.«

»Und nicht die meine auch?«, entgegnete sie ihm; »laß mir Zeit zum Ueberlegen.«

»Wie kann ich das und was bedarf es dessen? Ich muß in wenigen Tagen fort. Die Eltern hatten immer mein Glück von Dir erwartet, ich fühlte mich Deiner immer sicher!«

»War das meine Schuld?«, rief Justine mit einer Bitterkeit, vor der sie selbst erschrak.

John fuhr auf. »Du liebst mich also nicht?«

Sie gab ihm keine Antwort.

»So liebst Du Darner!«, sagte er, und auch sein Selbstgefühl empörte sich.

»Welch ein Einfall!«, entgegnete sie, die Achseln zuckend, und wendete sich zum Gehen.

Er vertrat ihr den Weg und hielt sie fest. »Nein, so laß ich Dich nicht!«, erklärte er »Gerade heraus! Was hast Du vor? Was willst Du thun?«

»Frei bleiben und auf die rechte Liebe warten!«, sprach sie fest und hart, und ließ ihn stehen.

»Weh Dir, wenn Du von Darner sie erwartest!«, rief er ihr nach. Sie hörte es jedoch nicht mehr.

Achtes Kapitel

Während dessen war Darner weit entfernt, zu ahnen, in welcher Weise er eben jetzt zwischen den beiden jungen Leuten, von denen er sich im Theater getrennt, eine Rolle gespielt hatte.

Er war, wie er es vorgehabt, von dem Schauspielhause geraden Weges zu dem Direktor der Post gegangen, den er ebenso wie den Polizeipräsidenten aus mannigfachem geschäftlichen und geselligen Verkehr persönlich kannte. Indeß er hatte keinen von beiden in ihrer Behausung getroffen. An beiden Orten hatte er die Antwort erhalten, daß die Herren ins Schloß befohlen worden wären; und von den dienstthuenden Unterbeamten eine Auskunft zu begehren, die sie nicht von selber gaben, wäre in diesem Falle unzulässig gewesen.

Als er sich dann durch den Schloßhof fahren ließ, fiel es ihm auf, daß dort ein um diese Stunde ungewöhnliches Kommen und Gehen von Offizieren hohen Ranges stattfand, daß die Bureauzimmer der Regierung noch zu dieser Stunde erleuchtet waren; und mehr noch überraschte es ihn, daß man trotz des dichten Schneegeriesels so spät am Abend aus den Remisen verschiedene große Reisewagen hervorgezogen hatte, deren Räder man bei Laternenlicht untersuchte und schmierte.

Als er darnach vor seiner Wohnung anlangte, kam gerade auch der Obrist nach Hause.

Das erste Wort von beiden Seiten galt der Siegesnachricht.

»So, ist sie wahr?«, fragte Darner, während sie die Flur durchschritten.

[1-65] »Es ist eine große Schlacht bei Pultusk geschlagen, und die Russen rücken gegen unsere Grenze vorwärts. Das steht fest!«

»Als Sieger?«, fragte Darner weiter.

»Hoffentlich!«, entgegnete der Obrist mit Zurückhaltung. »Inzwischen — ich komme eben von dem Kommandirenden — haben wir die Ordre erhalten, um zwei Stunden früher aufzubrechen, als es zuerst bestimmt war.«

Darner erkundigte sich, sofern die Antwort gegeben werden könne, durch wen man die Nachricht von dem Siege empfangen.

Der Obrist sagte, die erste Estafette sei durch einen an der Grenze angesessenen deutschen Edelmann, den Grafen — er nannte den Namen — abgesendet worden. Aber eben jetzt wären noch zwei andere Kuriere eingetroffen, die wohl Bestimmteres gemeldet haben würden.

Die Mittheilungen des Obristen klangen nicht so siegesgewiß als die im Theater verbreitete Kunde. Darner nahm deshalb Anstand, das, was er gehört, noch in dem Kollmannschen Hause berichten zu lassen, denn der frohe Abend, dessen sie dort, wie er annehmen durfte, genossen, war ein reiner Gewinn.

Der Obrist, der mit seinem Adjutanten noch zu arbeiten hatte, zog sich mit diesem zurück. Seine Leute trugen die Sachen für den bevorstehenden Abmarsch zusammen.

Darner ließ sich von der Göttling, nachdem er die Abendmahlzeit gehalten, noch die für seine Töchter eingerichteten Zimmer zeigen, gab Verschiedenes an, was er anders hergestellt zu haben wünschte, und es geschah dabei zum ersten Male, daß er mit seiner Hausgenossin über seine Familienverhältnisse insoweit mit Bestimmtheit sprach, als sie über dieselben [1-66] nothwendig Bescheid wissen mußte. Er ertheilte darauf den Befehl, am nächsten Morgen um neun Uhr den viersitzigen Wagen, und das Mittagsbrod um drei Uhr bereit zu halten, da er seinen Kindern bis zur ersten Poststation entgegenfahren und zum Essen mit ihnen im Hause sein wolle.

Es war ziemlich spät, als er sich in seinem Zimmer niedersetzte, noch ein paar Anordnungen in Bezug auf die Geschäfte an der morgenden Börse für seinen Prokuristen niederzuschreiben; und

auch dies gethan, ging er, wie es seine Art war, langsam schreitend, eine Weile in dem großen Raume hin und wieder, in Gedanken seinen langen, schweren Lebensweg durchwandernd und ermessend.

Der morgende Tag sollte ihm den Anfang neuer Zustände, einer großen Wandlung in seinen Verhältnissen bringen; und wie er, rückwärts blickend in seine fernste Zeit, sein Wollen, sein Kämpfen, sein Vollbringen, so im Einzelnen wie im großen Ganzen, auch betrachtete, er verlor dabei nicht an Zuversicht zu sich, nicht an Achtung vor sich selbst.

Was der nächste Morgen dem Lande bedeuten, welchen Einfluß er auf das Geschick des preußischen Volkes und seines königlichen Beherrschers haben werde, das hatte er wie alle Anderen abzuwarten, und das mußte getragen werden. An das, was er ihm zu bringen hatte, an seine Kinder, dachte er festen Vorsatzes und doch bewegten Herzens.

Das Schicksal seiner Kinder, das war er, ihr Vater. Ihre Zukunft hatte er zu gestalten nach seinem Sinne. Wie sie ihm ihr Leben dankten, wollte er auch der Schöpfer ihres Glückes werden, und dies ihr Glück sollte der Lohn sein, mit dem er sich belohnte. Das Glück seiner Kinder, die Bedeutung des Namens, den er seiner Familie zu hinterlassen [1-67] sich gewiß fühlte, die sollten, wenn er sich wie bisher vor jedem Fehler in der Berechnung seiner Pläne hütete, die Probe sein auf das Exempel seines Lebens.

Neuntes Kapitel

Justine hatte sich mit der Raschheit des Zornes entkleidet und auf ihr Lager geworfen, ohne daß ihre Aufregung sich damit besänftigt hätte.

So wie in dieser Stunde war ihr noch nie zu Muthe gewesen. Was sich bisher gelegentlich und nicht allzu tief beachtet in ihr geregt, das empfand sie jetzt mit großer Schärfe, das sah sie plötzlich so deutlich, als hätte eine fremde Hand den Schleier fortgezogen, der ihr bis dahin ihr eigenes Innere verhüllt. So unzufrieden mit den Anderen, mit ihrem Onkel, mit der Tante, und mit der Weise, in welcher man sie geleitet und behandelt, war sie nie gewesen; und niemals mit sich so zufrieden als eben jetzt.

Man hatte sie um ihre Freiheit bringen wollen, ehe sie derselben froh geworden. Man hatte in ihr eigentlich das Bewußtsein gar nicht aufkommen lassen wollen, daß sie ihr eigener Herr sei, und sie hatte das, wie sie sich jetzt anklagte, in träger Lässigkeit sich gefallen lassen, da sie nichts zu einer Entscheidung hingedrängt. Johns zuversichtliche Behauptung, sie wisse ja, dass sie ihm bestimmt sei, hatte sie aufgeschreckt und zugleich beleidigt.

Es war endlich so gekommen, wie es schon seit Jahren hätte sein müssen. Sie hatte sich nicht wieder gängeln, nicht über sich bestimmen lassen, sie hatte [1-68] ihre Freiheit fest und nun ein für allemal gewahrt. Sie war sich das schuldig gewesen, und doch that John ihr leid. Es war nicht seine Schuld, daß die Eltern ihm von jeher eingebildet hatten, er und kein Anderer werde einst Justinens Herr und Gatte sein.

Er — John ihr Herr? Und bloß weil seine Mutter ihres Vaters

Schwester war? — Welch ein Einfall! Welch ein Verlangen! Ihr Herr! Hassen hätte sie sie alle können für die Einbildung! — Auch den guten, treuen John! — Denn einen Mann, dem sie sich nicht mit vollem Herzen unterwarf, der es ihr nicht zum Bedürfniß, nicht zur Wonne machte, ihm zu gehören, ihm zu dienen, den — ja den würde sie schließlich hassen müssen — aus Verachtung gegen sich selbst, weil sie sich so weit vergessen, sich einem Manne hinzugeben, ohne die innere zwingende Nothwendigkeit dazu zu fühlen.

John gegenüber, daran zweifelte sie bei seiner Liebe nicht, würde sie die Herrin bleiben. Aber es gelüstete sie nicht darnach, die Herrschaft im Hause zu besitzen in dem Sinne, in welchem der Doktor davon gesprochen hatte, in welchem die Tante sie bis zu einem bestimmten Grade ausübte.

»Es sind elende Weiber, die darnach verlangen!«, rief sie. »Ich will nicht herabsehen auf den Mann, gegen dessen Namen ich meines Vaters guten Namen vertauschen soll. Knieen will ich vor ihm und emporblicken zu ihm!«

Sie musterte die Männer ihrer Bekanntschaft. Wie Schatten zogen sie an ihr vorüber. Sie huldigten ihr alle, aber es war keiner unter ihnen, an dem ihre Gedanken länger haften blieben, bei dessen Bild ihr Herz sich schneller regte. Da fielen ihr des Vetters Worte ein: »Du liebst Darner!«

[1-69] Sie lachte bei der Vorstellung. Das war freilich richtig: Darner war der einzige, dessen Gesellschaft ihr stets Vergnügen machte, dessen Urtheil großen Werth für sie hatte. Was er erzählte, war eigenartig; daß er viel verschwieg, machte ihn nur anziehender. Es lag für sie etwas Bestrickendes in seiner Selbstgewißheit; aber der Gedanke, seine Frau, die Frau eines Mannes zu werden, der so viel älter war als sie, war ihr nie gekommen, wenn schon die anderen Männer, alt und jung, ihr unbedeutend und gewöhnlich neben ihm erschienen. Sie däuchten ihr so langweilig, die Alltagsmenschen, das Alltagsleben, die Alltagsehen und das alltägliche Glück, wie der Onkel es auch ihr

zugedacht an seines Sohnes Seite, der ja zehn Frauen für eine finden konnte, der eine gute, eine ihn liebende Frau verdiente — nur sie brauchte doch nicht gerade diese Frau zu sein.

Es blieb dabei! Für John that es ihr leid, daß sie ihn nicht liebte, nicht heirathen konnte, denn im Grunde hatte sie ihn heute noch lieber als sonst; aber für den Onkel freute es sie, daß sie ihm den Willen nicht zu thun vermochte. Sie zürnte ihm, sie war erbittert darüber, daß er seit ihres Vaters Tode alles so vorbereitet, wie es für seine und der Tante Absichten gepaßt, und da sie den Onkel hochgeschätzt, that es ihr wehe, ihn der Selbstsucht anklagen zu müssen, ihm nicht mehr vertrauen zu sollen wie bisher.

Arglistig hatte er ihr schönes Haus verkauft, als sie noch zu jung gewesen war, den Werth recht zu schätzen, den es für sie haben mußte, Herrin in ihrem Hause und damit auch Herrin über ihr Thun und Lassen zu sein. Von der guten Göttling, von ihrer zweiten Mutter, hatte er sie getrennt, um sie ganz in seine Gewalt zu bekommen; und damit ihr jedes recht vertrauliche Verkehren mit der berathenden Freundin [1-70] verhindert werde, hatte er ihr Haus an einen Mann ohne Frau und Familie verkauft und die Göttling in dem Hause belassen. Er hatte alles, alles auf seine Absichten berechnet, und er war doch ihres Vaters Freund gewesen, er war der Mann, dem ihr theurer Vater die Zukunft und Zufriedenheit seines einzigen Kindes anvertraut hatte.

Wenn ihr Vater es wüßte, daß sie nicht mehr in seinem, in ihrem Hause lebte, daß sie vorübergehen mußte wie eine Fremde an dem alten, eigenen Hause!

Die Thränen liefen ihr über die Wangen vor Schmerz, daß man sie dieses alten Erbes beraubt, vor Empörung gegen den, der es gethan. Und mit der Uebertreibung, der in solchen Augenblicken die Jugend stets anheimfällt, rief sie:

»Ich, die reiche Erbin, Justine Willberg, muß weinen über mein Geschick in einem fremden Hause wie eine Ausgestoßene, Heimatlose! Wenn mein Vater seine Justine also sähe, wenn er

wüßte, daß die Göttling morgen fremden Mädchen zur Seite stehen wird, während ich genöthigt bin, morgen, als ob ich das Gnadenbrod äße oder eine Dienende wäre, dem Unwillen von Onkel und Tante gegenüber zu treten, ihnen Rede zu stehen, vielleicht ihre Vorwürfe anzuhören, weil ich in ihrem Sohne, in dem Ebenbilde der Tante, die Vollkommenheit nicht entdecken kann, die sie und sein Vater in ihm erblicken!«

Sie mochte nicht daran denken, daß sie auch ferner in des Onkels Haus zu bleiben habe. Abenteuerliche Pläne, sich der Bevormundung desselben zu entziehen, sich frei zu machen, zogen durch ihren Sinn, um vor ihrer gesunden Vernunft in nichts zu zerfließen; und erst tief in der Nacht schlief sie müde, niedergeschlagen und verdrießlich ein.

[1-71] Es war gegen acht Uhr, als sie erwachte. In den Straßen war's noch nicht völlig hell. Der Schnee, der aus den schweren grauen Wolken in dichten Massen niederfiel, machte es noch dunkler. Drüben in des Dompredigers Wohnung waren die Läden schon geöffnet, das Licht von seinem Arbeitstisch schimmerte durch die verstiemten Fenster, auch in den anderen Häusern thaten sich allmählig die Läden und Vorhänge auf. Sie kannte die Dienstboten, welche dabei zum Vorschein kamen, alle von Ansehen. Es war alle Tage dasselbe, es langweilte sie, hatte sie immer schon gelangweilt.

Unlustig zündete sie das Licht vor ihrem Spiegel an, unlustig besorgte sie ihren Anzug. Was half's ihr, daß sie schön war?

Und nun hinunter zu gehen in das kleine Zimmer des Onkels, in welchem man frühstückte! Es war ihr eine Pein!

Auf dem Korridor, auf den Fluren und Treppen, die sie zu beschreiten hatte, brannte überall noch das Licht in den von den Decken herniederhängenden Laternen. Es wollte heute noch weniger, noch später hell und Tag werden als sonst zur Winterszeit.

Vor der Thüre der kleinen Stube blieb sie stehen. Wen würde sie zunächst im Zimmer finden? John? Seine Eltern? Wie würde

man ihr begegnen?

Sie schämte sich der Scheu, sie rief ihr Selbstgefühl zum Trotz dagegen auf. Denn wen und was hatte sie zu fürchten? Aber was konnte sie thun gegen ihres Onkels, ihres Vormunds Willen? Sie konnte nicht heimlich fortgehen, sich nicht zu Freunden flüchten, wie sie sichs in der Nacht vorgestellt, ohne sich zum Stadtgespräch, zum Gelächter der Leute zu machen; und noch eine lange Reihe von Jahren hier in diesem Hause zu leben, nachdem sie die Pläne zunichte [1-72] gemacht hatte, um derentwegen man sie in dies Haus genommen, war ihr ein unerträglicher Gedanke. In der Nacht hatte sie gerufen: »Hätte er mir mein Haus gelassen!« Jetzt dachte sie: »Wäre ich frei, wäre ich mündig, oder wäre ich ein Mann!« Was aber hinderte sie, wie ein Mann zu handeln und frei nach ihrem Belieben zu entscheiden über sich?

Sie öffnete mit rascher Hand die Thüre, John und der Onkel kamen aus dem Zimmer ihr entgegen, boten ihr, fast ohne sie anzusehen, guten Morgen und gingen an ihr vorüber. Das war ihr auch nicht recht.

»Du mußt augenblicklich selbst nach der Posthalterei hinaus!«, sagte der Onkel zu John. »Nöthigenfalls mußt Du suchen, Dir einen Befehl von dem Oberpostdirektor zu verschaffen, denn es wird mit jeder Stunde unwahrscheinlicher, daß Du noch Pferde bekommst. Wer kann wissen, ob für den Hof nicht jetzt schon alles in Beschlag genommen ist? Und fort mußt Du! Es war ein großer Leichtsinn, daß Du überhaupt gekommen bist!«

Justine wußte nicht, was das zu bedeuten hatte. Mit ihr, das sah sie ein, stand des Onkels Unruhe nicht im Zusammenhang und ebensowenig das gewaltsame Drängen auf die Abreise des Sohnes. Es mußte etwas anderes, etwas Unerwartetes geschehen sein, denn sie sah mit Verwunderung, daß auch die Tante, die sich sonst um diese Zeit noch nicht erhob, in ihr dunkles wollenes Entredeux gewickelt, bereits am Kaffeetische saß, das Frühstück selbst gemacht hatte, was eigentlich Justinens Amt war, und daß die Männer es bereits eingenommen hatten.

Der Tante Ausruf: »Was sagst Du zu dem neuen Unglück?«, der sie des Fragens enthob, machte sie erschrecken.

[1-73] »Unglück? Ich weiß von keinem Unglück! Wovon sprechen Sie?«

»So haben sie's Dir nicht gesagt?«, klagte die Tante. »Ach, ich habe es gleich nicht recht geglaubt, es ist alles nicht wahr! Für uns und für den König giebt es kein Glück mehr!«

»Was ist denn geschehen?«, fragte Justine dringend, von der Angst der Tante angesteckt.

»Die Nachrichten waren gestern falsch. Die Russen haben nicht gesiegt, sie sind geschlagen. Sie ziehen sich fliehend auf Königsberg zurück, jede Stunde haben wir sie zu erwarten und die Franzosen ebenso. Im Schlosse wußten sie's schon gestern Abend. Gleich nach der falschen Siegesbotschaft kam die zweite richtige Estafette mit der Unglücksnachricht. Die ganze Nacht haben sie gepackt im Schlosse; die Postpferde werden natürlich in Beschlag genommen für den Hof. Die königlichen Kinder werden fortgebracht. Heute schon oder morgen gehen sie nach Memel. Der König und die kranke Königin werden folgen, werden wahrscheinlich sich gleich bis jenseits der Grenze flüchten. Unser armer König, unsere schöne Königin — krank und mit den Kindern!«

Justine stand in sprachlosem Erschrecken vor ihr.

»Das zu erleben in dem Lande des alten Fritz!«, seufzte die Tante, während sie mit den schmalen Händen die Thränen von den bleichen Wangen trocknete. »Es ist gar zu hart!«

»Ja, es ist hart!«, wiederholte Justine. »Die arme, arme Königin, die armen Kinder! Welch ein Geschick! Aber wer brachte die Nachricht zu so früher Stunde?«

»Darner hat es dem Onkel geschrieben, Darner, der ja alles weiß. Schon gestern Abend hat er es vermuthet, als er im Schloßhof die Wagen aus den [1-74] Remisen ziehen sah. Und jetzt, jetzt wo die Königin vielleicht über die Grenze gehen muß, wo wir hier nicht wissen können, ob uns nicht in den nächsten Tagen

dasselbe Schicksal, dieselbe Plünderung wie in Lübeck bevorsteht, wo John uns alle lieber gleich mitnähme aus dem Lande fort nach Rußland, wo man doch seines Lebens wenigstens noch sicher ist, jetzt läßt dieser Mann seine Kinder hieher kommen! Doch er hat Glück, er wird wohl wissen, daß er sicher ist vor Freund und Feind. Er hat ja seine Fühler überall. Respektable Leute wie wir hingegen …« Sie hielt inne und sagte dann tief aufseufzend: »Kann denn der Onkel fort? Kann ich fort vom Onkel? Darner als ein vorsichtiger Mann holt sich in dieser Zeit seine Kinder von aller Welt Enden zusammen, und ich soll mein einziges Kind, soll John von mir lassen, wo wir ihn vielleicht so nöthig haben werden hier zu unserem Schutz. Mitten durch die beiden feindlichen Heere soll er gehen! Und wenn noch Pferde zu haben wären! Aber wer wird seine Pferde riskiren? Wer wird sie den Russen und Franzosen absichtlich entgegen jagen? Ach, die Todten haben's gut!«

Justine hörte sie schweigend an. Sie wußte, daß man die Tante, wenn sie aufgeregt war, sich erschöpfen lassen müsse, daß es für jeden, außer für ihren Mann, vergeblich war, sie auch nur auf den Widerspruch in ihren Reden aufmerksam zu machen. Aber was kam es auch auf den einzelnen an in solcher, allen drohenden Gefahr? Die Tante that ihr leid; das Schicksal der kranken Königin ging ihr mehr zu Herzen.

Daß John abreisen sollte, bekümmerte sie nicht; er war ja ein Mann, und sein Fortgehen enthob sie persönlich großer Verlegenheit.

Indeß es blieb weder ihr noch irgend Jemand [1-75] zu langem Denken und Ueberlegen Zeit. Eine dumpfe Unruhe machte sich geltend im Großen wie im Kleinen.

Die Magd, die man ausgeschickt hatte, auf dem Markte die gewohnten Einkäufe zu machen, kam mit der Meldung heim, daß Verkäufer und Käufer gleich über die ganzen Vorräthe verhandelt, weil man nicht wissen könne, ob es möglich sein werde, zum nächsten Markttage noch in die Stadt zu kommen; und man hatte sich doch darauf gefaßt zu halten, den Forderungen der einen oder

der andern Armee zu genügen, sowohl die Behörden der Stadt wie die einzelnen Familien.

Die nahe Sorge für den Haushalt drängte im Augenblick den Gedanken an des Sohnes Abreise zurück.

Während Madame Kollmann mit Justinen rathschlagte, wie man sich zu helfen habe, trat der Onkel wieder ein.

»Habt Ihr Pferde bekommen?«, fragten die beiden Frauen auf einmal.

»Weder von der Post noch von irgend einem Fuhrmann!«, entgegnete der Vater. »Ich hatte gleichzeitig mit John ein paar der Leute aus dem Komptoir deshalb ausgeschickt; doch haben wir andern Rath geschafft. Wir haben dem Doktor seine Pferde abgekauft, da die unseren für den Weg am Strande in dieser Jahreszeit unbrauchbar sind.«

»Der gute Doktor, welch ein Freundschaftsdienst!«, rief die Tante.

»Wie man's nehmen will!«, meinte der Vater. »Pferde sind Mitesser, und baar Geld ist jetzt das Nöthigste und Beste. Der Doktor kann jetzt noch Pferde in der Stadt zur Miethe haben und ist nachher sicher, daß ihm von den Russen oder von den Franzosen seine Pferde nicht aus dem Stall genommen [1-76] werden. Es sind übrigens ein paar starke Thiere, für die unsere Kalesche ein Spiel ist. John wird heute damit ein tüchtig Ende auf der Nehrung, hoffentlich bis Rossitten, kommen können.«

»Und nachher, nachher?«, fragte die Mutter in ihrer Sorge.

»Nachher? Ja, Schatz, auf dem Arm über die Grenze tragen kann ich ihn Dir nicht. Es hatte ihn Niemand hergebeten, er ist für seinen Kopf gekommen. Nachher muß er zusehen, wie er sich weiter hilft, um in das Geschäft zu kommen, wo er hingehört. Er ist nicht schlimmer daran als unser Hof, als unser König und hat nicht Frau, nicht Kinder mit sich. Er ist, Gott sei Dank, allein!«

Er ging rasch hinaus, die Mutter folgte ihm; sie wollte sehen, ob der Sohn noch im Komptoir oder schon in seinem Zimmer sei, die letzten ihr noch gegönnten Minuten des Beisammenseins mit ihm

nicht zu verlieren.

Auf Justine achteten weder der Onkel noch die Tante; sie blieb abermals allein zurück. Des Onkels letzte Worte hatten entschieden ihr gegolten, und sie freute sich derselben. Nur den Vetter noch wieder zu sehen, von ihm Abschied zu nehmen in der Eltern Beisein, das war ihr zuwider.

Sie trat ärgerlich mit dem Fuße auf, da sie sich abermals auf dem Gefühl der bangen Abhängigkeit betraf, das sie sich zum Vorwurf machte.

Mochte John es damit halten, wie es ihm beliebte, sie hatte ihn ebenso wenig zu kommen eingeladen als sein Vater; sie hatte seine Werbung nicht verschuldet, es nicht verschuldet, daß er sich eingebildet, sie habe alle die Jahre dagesessen, auf sein Belieben wartend. Es war gut, daß sie endlich Alle zu einer klaren Einsicht in ihre Lage gekommen waren, und für John [1-77] war es, wie sein Vater gesagt, ein Glück, daß er noch, Gott sei Dank, allein und frei war; für sie nicht minder. Er hatte nur für sich zu sorgen und zu handeln. Sie war in dem gleichen Falle, das war ihr eben recht.

Es war eine feste, plötzliche Wandlung in ihr vorgegangen, deren sie sich bewußt, die nicht mehr ungeschehen zu machen war.

Sie ging in ihr Zimmer zurück und zog die Thüre hinter sich zu mit dem Gefühl eines Menschen, der sich auf seinem Grund und Boden zu behaupten und von den Anderen abzutrennen denkt.

Sie ließ sich am Fenster vor ihrem Nähtisch nieder. Neben dem Arbeitskorb lagen in zierlichem Einband »Die Leiden des jungen Werther«.

Achtlos, in halber Zerstreutheit, nahm sie das Buch in die Hand, schlug es ebenso achtlos auf und ihre Augen fielen auf die Worte: »Was hilft es, daß ich mir’s sage, er ist brav und gut — ich kann nicht gerecht sein!«

So wenig die Worte an jener Stelle mit ihrem Zustande irgend etwas gemein hatten, nahm sie sie doch für sich in Anspruch.

»Ich kann nicht gerecht sein«, sagte sie, »und ich will’s auch gar

nicht! Aber lieblos will ich nicht scheinen, denn ich bin ihm ja sehr gut, und unhöflich will ich auch nicht sein«, setzte sie hinzu, als der für John bestimmte Wagen vorfuhr, »sie möchten sonst denken, ich schmollte oder ich bereute!« Und sich rasch erhebend, ging sie in die Wohnstube hinunter.

Sie fand die Eltern und John beisammen, der Handlungsdiener, der in größter Eile den Paß und das Visa des russischen Konsuls besorgt, trat mit ihr zugleich in das Zimmer. Der Hausknecht trug den Pelz, die Pelzstiefel und das leichte Gepäck herbei.

[1-78] John gab ihr die Hand.

»Ich war eben auf dem Wege zu Dir!«, sagte er.

»Du konntest ja denken, daß ich kommen würde, da ich Dich so eilig wußte!«, entgegnete sie ihm.

»Also wir scheiden als gute Freunde?«, fuhr er fort.

»Als die guten Kameraden, die wir stets gewesen sind und bleiben wollen, so wahr Gott lebt!«, gab sie ihm zurück, indem sie ihm die Pelzmütze und die dicken Handschuhe reichte.

Obschon die Mutter in Thränen schwamm und der Vater zur Eile mahnte, sah Justine, daß beide Eltern sie beobachteten, als John sich ihr nahte, um sie wie sonst zum Abschied zu umarmen. Eine Scene zu vermeiden, ließ sie es geschehen.

»Das nächste Mal gehst Du mit mir!«, flüsterte er ihr zu.

»So war's nicht gemeint, Cousin!«, antwortete sie ihm. »Aber glückliche Reise und komme gut nach Hause!«

»Mein guter, guter Sohn!«, rief die Tante, nahm seinen Arm und sammt und sonders geleiteten sie ihn hinab zum Wagen.

Ein kalter Wind trieb den Schnee gegen die Thüre, das Wetter war sehr schlecht.

Der alte Hausknecht und Kollmann selber reichten dem Scheidenden die Sachen in das leichte, halbverdeckte Gefährt. In ihren Pelzmantel gehüllt, winkte die Mutter ihm ihre Grüße zu. Worte aus warmem Herzen rief sie ihm noch nach.

John grüßte sie, grüßte Justine, und die Kalesche war um die Ecke gebogen, war ihrem Blick entschwunden.

Justine, sich die kalten Hände reibend, eilte den Eltern voran in das Haus zurück und die Treppe hinauf.

[1-79] »Hatte ich Unrecht, wenn ich Dir immer sagte, daß sie gemüthlos ist?«, fragte die Mutter, als sie am Arme ihres Mannes dem Mädchen langsam folgte.

»Thorheit! Was nennst Du gemüthlos? Sie weiß, daß sie eine vortreffliche Partie, daß sie schön ist, und hat sich bitten lassen wollen, das verdenke ich ihr nicht. Hätte er bleiben, wie ein vernünftiger Mensch um sie werben können, so hätte sie sich besonnen. Die Verlobung in aller Geschwindigkeit, das Heirathen zwischen Thür und Angel hat ihr nicht behagt. Warum mußte es denn auch gerade jetzt sein, wo er ohne allen vernünftigen Grund leichtsinnig von seinem Platz gegangen war? Aber Du hast ihn von Kindheit an gewöhnt, Alles, was ihm eben durch den Kopf ging, in der Minute durchzusetzen. So hat er's auch mit Justinen zu halten gedacht, und daß sie da nicht gleich mitspielen wollte, das machst Du ihr sehr unnöthig zum Verbrechen. Ich bin im Gegentheil zufrieden, daß sie besonnener als er gehandelt hat, vor Allem aber, daß er fort ist. Sie ist gut bei uns aufgehoben und läuft ihm ja nicht weg.«

»Vergebe ihr's, wer's kann — ich nicht!«, wiederholte die Mutter. »Ist sie es denn nicht allein, um derentwillen er gekommen ist? Ist sie nicht also der Anlaß all meiner Angst und Sorge? Ach, was ein Mutterherz erduldet in dieser Zeit, das weiß kein Mann, das weiß nur Gott! Justine lachte, wie er sie so zärtlich küßte, das vergesse ich ihr nie!«

»Auch nicht, wenn John es will?«

Darauf blieb sie ihrem Manne die Antwort schuldig.

[1-80]

Zehntes Kapitel

Der letzte Tag des Jahres war herangekommen, und er hatte herzbedrückende Sorge gebracht. Man hatte das Schlimmste zu befürchten und wollte doch hoffen ohne sich sagen zu können, worauf man dieses Hoffen gründete. Man suchte nach der Möglichkeit, welche Abwehr des Unglücks bringen konnte, und ein Jeder wollte neben dem unabweislichen Tagewerk noch irgend etwas Besonderes thun, um sich nicht seine gänzliche Ohnmacht gegen das allgemeine Schicksal eingestehen zu müssen. Von einer Stunde zur andern wollte man sich den Schein des freien Willens wahren, um das bittere Erleidenmüssen nicht in seiner ganzen. Entsetzlichkeit zu empfinden. Es war wie in einem Hause, über dem der Todesengel schwebt. Daß dieser Zustand über der ganzen Einwohnerschaft lagerte, machte ihn noch aufregender und quälender.

Wie an jedem andern Tage ging man den Geschäften nach, aber ohne Zutrauen zu der Wirkung seiner Arbeit. Das Militär hielt seine Parade, die Stadtsoldaten bezogen die Stadtwachen, in den Gerichten und Kollegien that man seine Schuldigkeit, die Kaufleute kamen wie sonst an der Börse zusammen. Man verabredete Geschäfte, gab und empfing Aufträge, man schrieb Briefe in den Komptoirs. Indeß, ob man die Aufträge würde ausführen können, ob die Briefe jemals in die Hände derjenigen gelangen würden, für die man sie bestimmte, das war mehr fraglich. Feldjäger und Kuriere kamen von Ost und West nach dem Schloß und wurden von dort wieder rasch entsendet. Wo zwei Menschen auf einander trafen, trat der dritte hinzu, um sich zu erkundigen, was die anderen etwa erfahren haben [1-81] und aussagen mochten. Die

abenteuerlichsten Gerüchte tauchten auf, wurden von Mund zu Mund getragen und fanden Glauben, denn was war jetzt noch unmöglich nach den Ereignissen des letzten Jahrzehnts und dieses unheilvollen Jahres, dieser letzten Tage?

Am verwichenen Abend hatte man an Illuminationen, an Siegesfeste gedacht, heute hatte Niemand Lust, zu den Gesellschaften und Bällen, die am Sylvesterabend in den Familien und in den Ressourcen veranstaltet zu werden pflegten. Auch Kollmann, der zu den drei Vorstehern der großen Kaufmannsressource gehörte, stand der Kopf nicht darnach und seiner Frau noch weniger. Sie hatte gleich am Morgen erklärt, daß von einem Besuchen des Balles für sie nicht die Rede sein könne, während ihr armer John durch Schnee und Eis seinen Weg in dieser unseligen Sylvesternacht zu suchen habe.

Kollmann hatte es schon selber in sich erwogen, was es mit dem Ballfest werden sollte, nach welchem auch er, der sein Theil Sorge wie jeder Andere mit sich herumtrug, kein sonderlich Verlangen spürte, und noch war er zu keiner Entscheidung darüber gekommen, als er am Mittag nach der Börse ging.

Kaum in derselben angelangt, traten seine Kollegen, die beiden anderen Vorsteher der Ressource, der schwedische Konsul und der Kommerzienrath Berkenhagen, ihn mit der Frage an, was ihnen heute in Bezug auf den Ball zu thun obläge.

»Ich meine«, sagte der Konsul, der seine Unrast nicht verbergen konnte, »man macht gleich hier an der Börse den Anschlag, der den Ball absagt, denn den Ball zu geben, während uns vielleicht die Bomben in die Stadt fliegen; davon kann doch nicht die Rede sein?«

[1-82] »Die Bomben in die Stadt fliegen?«, unterbrach ihn Kollmann.

Der Konsul beachtete es nicht.

»Von hier aus«, fuhr er zu sprechen fort, »kommt die Weisung am raschesten in die Familien, und jede Familie hat noch volle Zeit, die von ihr geladenen Gäste zu benachrichtigen. Die Russen

sollen gestern schon in Heilsberg gewesen sein. Sie sollen —«

»Ach, die Russen! Mit den Russen, unseren Freunden, hat es ja keine Noth!«, rief der Kommerzienrath in gerechtester Sorge um die englischen Manufakturwaaren, welche er in Hoffnung auf ein fortdauerndes Steigen ihrer Preise noch in seinem Packhause lagern hatte. »Mit den Russen hat es ja keine Noth, aber die Franzosen rücken in Eilmärschen heran. Kommen die Franzosen, verbrennen sie die englischen Waaren hier wie in Hamburg, plündern sie hier wie in Lübeck —« Er vollendete den Satz nicht, als könne das Aussprechen der Befürchtung sie zur Thatsache machen, sondern fügte mit stillem Ingrimm nur hinzu: »Und wer hat uns in dieses Elend gebracht, als die charakterlose, zuwartende Politik des —«

»Still, still!«, warnte der Konsul. »Sie wissen oben selber nicht, wo aus noch ein, und die verläßlichen Nachrichten, die sie haben, halten sie zurück.«

»Das ist's ja eben!«, rief der Kommerzienrath. »Sie salviren sich; sie lassen packen, sie schicken die Kinder fort. Der Leibarzt der Königin, den mein Bruder bei seiner Frau zu Rath gezogen — sie hat auch das Nervenfieber wie die Königin —sagt, im Schloß hätten sie völlig den Kopf verloren. Sie sollen —«

Die Fassungslosigkeit der beiden sonst besonnenen und verständigen Männer ward Kollmanns ruhigem Sinn zu viel.

[1-83] »Nun«, sagte er, »wenn sie auf dem Schloß den Kopf verlieren, wird's wohl um so nothwendiger sein, daß wir hier unten in der Stadt und an der Börse ihn für das Erste nach oben, und das Herz auf dem rechten Fleck zu behalten trachten. Wenn die Welt untergeht, fallen die Sperlinge vom Dach; das ist nicht zu ändern. Aber noch sind ja die Russen nicht vor unseren Thoren. Wenn sie nicht Flügel haben, können sie auch noch nicht in Heilsberg sein, und auch die Franzosen sind noch nicht in unserer Nähe. Unser König aber ist noch in unserer Mitte, seine Truppen sind noch in der Stadt, er ist Herr in derselben, wie wir Herren sind in unserem Hause!«

Er hielt einen Augenblick inne, denn er kannte und würdigte so gut wie die Anderen die Gefahr, in der man schwebte, aber er wollte sich nicht unterjochen lassen von dem Schatten, den sie vor sich herwarf; und mit fester Stimme setzte er hinzu: »Gerade da wir nicht wissen können, was das kommende Jahr, was der nächste Morgen uns bringen, was uns an demselben möglich sein wird, was nicht, wollen wir handeln, als wären wir aller Zukunft sicher. Welcher honette Mann stellt seine Zahlungen ein, so lange er solvent ist? Noch sind wir solvent! Wir haben wie in jedem andern Jahr den Ball angesagt und zu ihm eingeladen, sind ihn also schuldig und werden unsern Sylvesterball geben wie in allen anderen Jahren, denn so gehört es sich!«

»Wenn aber die Russen uns doch dazwischen kommen?«, fragte der alte Kommerzienrath, und sein kleiner Zopf mit der großen Bandschleife begleitete das bange Schütteln seines Hauptes in leiser Mitbewegung.

»Wenn die Russen, unsere Freunde, kommen so finden sie uns bei der Tafel, tafeln mit uns und [1-84] trinken mit uns auf das Wohl des Königs, auf das Wohl des Vaterlandes und auf bessere Tage; denn was jetzt auch über uns ergehen mag, Preußen geht nimmermehr zu Grunde, so wenig wie seinerzeit der alte Fritz nach Kunersdorf. Ein Volk wie wir, das richtet sich auch nach der tiefsten Niederlage wieder auf wie er, und wartet auf seinen Tag!«

Da er sah, daß man auf seine eifrige Unterhaltung mit seinen Kollegen aufmerksam geworden war, hatte er die letzten Worte absichtlich so laut gesprochen, daß sie rund um ihn her vernehmbar geworden waren, und er hatte, wie jeder Muthige unter Entmuthigten, ihnen eine Wohlthat mit seiner Entschlossenheit erwiesen. Niemand wollte sich jetzt als einen Kleinmüthigen neben ihm zeigen. Die jungen Leute hatte er ohnehin sofort auf seiner Seite gehabt. Alles grüßte ihn mit doppelter Verehrung, und diese Anerkennung that ihm wohl an solchem Tage.

Als er die Börse verließ, begleitete ihn ein Jugendgenosse seines

Sohnes, der unlängst von England heimgekommen war.

»Sie sind der Mann für diese Zeit, Herr Kollmann!«, sagte er mit der leicht entzündeten Hoffnungslust der Jugend. »Sie denken mit Shakespeare: Komme, was kommen mag! Zeit und Stunde rennt auch durch den rauhesten Tag!«

Kollmann wiegte langsam das ernste Haupt.

»Gewiß«, entgegnete er, »gewiß, das ist richtig und es klingt sehr gut! Nur vergessen Sie es nicht, mein lieber junger Mann: es giebt doch leider Tage, deren vierundzwanzig Stunden dem einzelnen sehr lang währen können. Es kann viel gelitten werden an solchen Tagen, die schwere Opfer fordern, und es erlebt so mancher ihre letzte Stunde nicht! Da [1-85] aber der heutige Tag hoffentlich noch unser ist, so mag unsere junge Welt seinen Abend wie gewohnt genießen. Es wird ohnehin heute nicht jedem so gut werden. Mein Sohn wird dieses Jahres letzte Stunde, wenn er Glück hat, in irgend einem Krug auf der Nehrung verrinnen sehen.«

»War John denn hier?«, fragte der junge Mann.

»Ja, in Geschäften für einen Tag. Er ist ein rühriger Passagier, gestern früh gekommen mit einem der Kuriere, heute Morgen wieder fort mit unserm Gefährt.«

Damit entließ Kollmann seinen jungen Begleiter. Es hatte jeder genug für sich zu denken. Als er in seinem Hause durch den stillen Hausflur die breite Treppe hinan und durch das geräumige Speisezimmer ging, um sich zu seiner Frau zu begeben, umfing ihn das Behagen dieser Räume. Unwillkürlich streifte sein Blick den wohlgeordneten Eßtisch, das alte holländische Porzellan, das schwere Silberzeug, das, solang er sich zu erinnern vermochte, schon bei seinen Großeltern auf diesem Tisch gestanden, und er konnte sich des peinlichen Gedankens nicht erwehren, wie bald vielleicht ungebetene Gäste an diesem Tische speisen, wie dieses alte Familienerbe leicht nicht lange mehr auf diesem Tische stehen, sondern fortgehen werde — wer konnte sagen, wohin?

Er sprach’s jedoch nicht aus, sondern, mit seinem klaren Auge Frau und Nichte grüßend, rief er ihnen die Frage zu, ob Alles bereit

sei für den Abend.

»Was soll denn bereitsein?«, erkundigte sich die Frau.

»Nun, Justinens Bezauberungsapparate und Deine neue, von Dir selbst bewunderte Flatteuse mit den Brüsseler Kanten.«

»Mit der Angst um John im Herzen soll ich zu einem Ball gehen? Ich sagte Dir schon am [1-86] Morgen, daß ich daran nicht dächte! Und das kannst Du auch im Ernst nicht von mir verlangen, lieber Mann!«, sprach die Mutter.

»Und wenn ich's doch verlangte?«, wandte er ihr ein.

»So würde ich doch zu Hause bleiben, lieber Mann, denn ich bin nicht wohl. Mir ist nicht gut ums Herz!«

»Das glaube ich Dir gern! Aber wem ist denn heutzutage wohl, mein alter Schatz? Und gerade darum laß ich heute nichts gelten als das, was ich für das Richtige halte, und Du wirst Dich dem auch fügen, mir zu lieb! Denn Konrad Kollmanns Frau darf gerade heut nicht fehlen!«

»Der Ball wird also gegeben?«, fragte Justine, die dies nicht erwartet hatte, und ihre Augen leuchteten, denn ihre Jugend war des drückenden Mißmuths in der Gesellschaft ihrer Tante müde.

»Ja«, entgegnete der Vater. »Sie hatten's an der Börse anders vor. Sie waren verzagt und traurig wie die Tante. Ich habe ihnen aber den Kopf zurechtgesetzt und setze nun meinen Kopf darauf, daß meine Frau nicht anderer Meinung ist als ich. Zum Fürchten bleibt uns Zeit. Wir werden vielleicht auch Zeit und Anlaß zum Klagen haben. Zunächst aber gehen wir zu Tisch. Am Abend macht Ihr Euch so schön als möglich; legt Euren Schmuck an, ich werde Justine die Perlen ihrer Mutter geben, damit sie sie doch einmal getragen hat —«

»Ehe die Kosaken oder die Franzosen sie uns nehmen!«, schaltete mit Seufzen die Mutter ein, ihre Hände faltend.

»Ja, denn möglich ist das allerdings, wenn schon der Himmel es verhüten wolle; und da John sich diese Nacht in der Jahresscheide ohne Zweifel [1-87] den steifen Grog machen wird, zu dem Du ihm das Material im Flaschenkorb mitgegeben, so stoßen wir in der

Ressource darauf an, daß wir den nächsten Silvester hier mit ihm gemeinsam feiern!«

»Gebe Gott, daß dies ein Wort sei!«, flehte Madame Kollmann, sich in ihr Schicksal ergebend, da sie wußte, daß gegen einen so bestimmt ausgesprochenen Willen ihres sonst für sie sehr nachgiebigen Mannes keine Einwendung zu machen sei. Als er sie dann aber bei der Hand nahm und mit ihr zum Essen ging, konnte sie doch die leise wiederholte Bemerkung nicht unterdrücken, daß er es Justine leicht mache, über das schwere Unrecht hinwegzukommen, welches sie gegen John und gegen sie Beide begangen habe.

»Fühlst Du denn das Alles gar nicht?«, fragte sie voll Schmerz und Unmuth.

»So gut wie Du«, gab er ihr zurück; »aber eine Taube, die sich zu verfliegen droht, muß man nicht verscheuchen, sondern locken! Vorwärts, ich bringe guten Appetit mit! Kommt zu Tisch!«

Elftes Kapitel

In dem großen Saal des kneiphöfischen Rathhauses, den man für solche Feste benutzte, hatte sich gegen die achte Stunde die Gesellschaft so wie sonst versammelt. Die Kaufmannschaft, die Beamten, das Militär und der Adel hatten der Einladung des Handelsstandes die gewohnte Folge geleistet.

Zwischen den schweren allegorischen Hautreliefgestalten, welche die Decke trugen und schmückten, [1-88] hingen die alten, vielarmigen Messingkronen nieder und beleuchteten mit ihrem Kerzenschein die Reihen der Frauen. Sie hatten auf der den Saal umgebenden niedrigen Estrade ihre Plätze eingenommen, während die Musik von der Galerie über dem Haupteingang freudigen Klanges zum Tanz aufspielte.

Die Polonaise, in welcher die älteren Männer und Frauen, den Ball eröffnend, sich der Jugend zugesellt, war vorüber. Die Frauen hatten dabei ihre engen Schleppenkleider, ihre Spitzenflatteusen, die türkischen Bunde mit den in die Mode gekommenen Paradiesvögeln auf denselben, ihre Brillanten und, soweit ihre Wohlerhaltenheit es gestattete, auch ihre persönlichen Reize nach der üblichen Sitte unverhüllt genug zur Schau gestellt. Der langsame Schleifer war zum schicklichen Beginn des eigentlichen Tanzes mit den sanft sich wiegenden Bewegungen ausgeführt worden, in welchen die jugendliche Anmuth der Gestalten sich harmonisch zu entwickeln vermochte, und man stand sich zur Française in Reih und Glied gegenüber, als in der einen der beiden Thüren, die aus den etwas höher liegenden Nebenzimmern in den Tanzsaal hinunter führten, Darner erschien.

Er hatte einen jungen Mann an seiner Seite, groß,

breitschulterig, stolz getragenen Hauptes, so wie er. Mit diesem blieb er in der Thüre stehen, ihm den Saal und die Gesellschaft zu zeigen, oder auch, um ihn von dieser sehen zu lassen und sie aufmerksam auf ihn zu machen. War das letztere seine Absicht, so gelang sie ihm vollkommen.

Gelassen, als glaube er sich unbeachtet, schien er den Sohn auf verschiedene Männer und Frauen hinzuweisen, bis sein Auge auf Madame Kollmann haften blieb. Er verneigte sich schon von fern vor ihr und bestimmte seinen Sohn zu gleicher Ehrbezeugung.

[1-89] »Da sind Sie also!«, sagte Madame Kollmann, und man hätte nicht sagen können, was sie mit diesem Ausruf bezweckte.

Es hatte jedoch desselben nicht bedurft, denn fast Alle hatten Darner bereits gesehen, und kaum hatte Madame Kollmann Zeit gehabt, den ihr zunächst sitzenden Frauen die Frage vorzulegen, ob sie es schon wüßten, daß Darner in diesem kritischen Zeitpunkt, eben heute, seine Kinder in sein Haus geholt habe, als die Française beendet war, als die Tänzer ihre Tänzerinnen an die Seite ihrer Mütter zurückführten, und Darner, den frei gewordenen Durchgang benutzend, mit seinem Sohn vor Madame Kollmann und Justine stand.

»Erlauben Sie mir, Madame«, sagte er, »daß ich meinem Sohne, Herrn Frank Darner, die Möglichkeit bereite, in Ihnen wie in Ihrem Herrn Gemahl die gütigen Freunde zu verehren, deren gastliches Wohlwollen mir, dem Fremden, diese Stadt sehr schnell zur Heimat gemacht hat. Wenn ich Sie bitten darf, übertragen Sie einen Theil Ihrer Geneigtheit von dem Vater auf den Sohn und auf dessen Schwestern.«

»Wir werden trachten, diese Gunst zu verdienen«, setzte der Sohn hinzu, den chapeau bas gegen seine Brust haltend, während er sich verneigte und Madame Kollmanns Hand ergriff, sie mit ehrfurchtsvollem Kuß zu berühren.

Madame Kollmann durfte solcher Höflichkeit gegenüber ihre gerühmte Güte nicht verleugnen. Sie versicherte also, es solle ihr lieb sein, wenn Herr Frank Darner und seine Schwestern es sich in

ihrem Hause wie ihr Vater gefallen lassen wollten. Franks Vorstellung an Justine enthob sie der Mühe, ein Weiteres hinzuzufügen.

[1-90] »Mademoiselle Willberg, die schöne frühere Besitzerin unseres Hauses!«, sagte Darner; und in einem Ton, dessen Vertraulichkeit sehr abstach gegen die gemessene Weise, in welcher er zu ihrer Tante gesprochen, setzte er hinzu: »Ich und meine Töchter und Madame Göttling geben uns der Hoffnung hin, Mademoiselle Justine, daß Sie es nun nicht mehr verschmähen werden, ein Gast des Hauses zu werden, das, obschon in meinem Besitz, doch noch von allen Leuten und von mir selber mit großer Befriedigung als das Willberg'sche, als Ihr altes Stammhaus angesehen wird.«

»Glauben Sie denn«, entgegnete Justine, die beiden Darner mit frohem, offenem Blick begrüßend, »daß ich selbst es nicht heute noch als mein Haus bezeichne? Aber es ist gut, daß es Ihnen darin wohl ist. Ich hab's erst nicht hoch angeschlagen, als mein Onkel es mir nahm und Ihnen gab, und nun — man muß verschmerzen lernen!«

»O«, rief Frank, entzückt von ihrer Schönheit, »diese strahlenden Augen und dieses Lächeln sehen nicht darnach aus, als hätten Sie es mit irgend einem Schmerze schon zu thun gehabt.«

»Ist man so galant in England?«, lachte Justine.

»Darauf will ich antworten, Mademoiselle«, entgegnete er, als man eben die Instrumente zur Ecossaise erklingen ließ, »darauf antworte ich, wenn Mademoiselle mir die Ehre erzeigen will, meine Partnerin für diesen Tanz zu sein, da ich leider im Schleifer und im Walzer, die zu tanzen ich nicht verstehe, auf Ihre Hand keinen Anspruch machen könnte.«

Sie hatte seinen Arm genommen, er führte sie in die lange Reihe der Ecossaise, und während sein Vater sich von Madame Kollmann entfernte, um den Tänzern wieder das Feld zu lassen, waren Darner [1-91] und seine Töchter, und Frank und Justine, und Justinens Verhalten gegen die beiden Darner der Gegenstand von

Fragen und Bemerkungen, von denen eine jede den Unmuth ihrer Tante steigerte. Madame Kollmann vermochte es kaum zu verbergen, wie sehr es ihr mißfiel, daß man nicht aufhörte, Frank und Justine als ein ungewöhnlich schönes Paar zu bezeichnen, was man auch gegen die auffallende Weise zu bemerken haben mochte, mit welcher der Vater und ebenso der Sohn Justinen ihre Huldigung dargebracht hatten.

Ein schönes Paar, das waren sie aber in der That. Sie empfanden das selber, als die schlanke, hochgewachsene Justine an des sie noch um Kopfeshöhe überragenden jungen Mannes Seite durch den Saal ging.

Frank war in Gestalt und Gesichtsbau seines Vaters Ebenbild. Nur das Goldbraun seines reich gelockten Haares, die dunkelblauen Augen und das leicht bewegte, freundliche Mienenspiel unterschieden ihn zu seinem Vortheil von demselben. Auch entging Justine nicht der edle Bau des ganzen Körpers, dessen Formen das weiße Kaschmirescarpin, der weißseidene Strumpf und der von der mächtigen Brust weit zurückgeschlagene breitschößige blaue Frack mit seinen goldenen Knöpfen höchst vortheilhaft erscheinen ließen, so daß sie meinte, nie einen schöneren jungen Mann gekannt zu haben. Es gefiel ihr, daß sie zu ihm emporsehen mußte, daß er so viel größer war, als der gute, arme John. Und Johns Urtheil war in ihrem Herzen mit dieser Bezeichnung ein für allemal gesprochen.

Frank aber war nicht weniger von seiner Tänzerin entzückt als sie von ihm, und auch er hatte Grund für dieses Entzücken, denn Justine sah [1-92] wie die Göttin der Jugend aus in dem weißen, antik gegürteten Kleide, mit dem vollen Rosenkranz in dem leicht gewellten Haar, mit den Rosen vor der Brust und mit den matt schillernden Perlen ihrer Mutter, deren bleiches Weiß den Glanz von Justinens Hautfarbe noch herrlicher erscheinen machte.

Es verdroß ihn, daß er in der Ecossaise nicht neben ihr bleiben, daß er sich ihr gegenüberstellen mußte; aber so oft die Tour sie zu einander brachte und wenn er mit ihr die lange Reihe hernieder zu chassiren hatte, um sich an das Ende der Paare zu stellen, flogen

heitere Blicke und freundliche Worte von Aug' zu Auge, von Mund zu Mund, und wie alte Bekannte langten sie nach beendetem Tanze wieder an dem Platz an, von welchem er sie abgeholt hatte.

Sie fragte, ob er sich in der Stadt schon umgesehen, ob sie ihm klein, ob ihm das Klima nicht rauh, ob nicht Alles ihm fremd erscheine.

»Ich bin des Nordens und des Südens leidlich gewohnt«, entgegnete er, »obschon ich nicht so viel in der Welt herumgekommen bin als mein Vater. Allerdings habe ich viel größere, doch auch sehr viel kleinere Orte als diese Stadt gesehen. Ein Klima aber, in welchem Sie, Mademoiselle Willberg, erwachsen sind, kann nicht rauh sein, und eine Stadt, in deren Straßen man Ihnen zu begegnen hoffen darf, muß jedem Manne schön erscheinen.«

»Ist es Sitte und erlaubt in England und in der Welt, in der Sie gelebt haben, die Bekanntschaft mit Frauen durch solche Schmeicheleien einzuleiten, und glauben die Frauen solchen Worten?«, fragte sie, ihn mit dem stolzem Blick messend, der ihr so wohl anstand.

»Nein«, entgegnete er ihr, ohne durch ihre Selbstgewißheit in der seinen erschüttert zu werden, »nein, [1-93] denn Schmeichelei ist immer eine Beleidigung gegen den, welchem man sie darbringt, weil sie leichtgläubige Eitelkeit in ihm voraussetzt; aber ich meine, nirgends in der Welt kann es einem Manne unerlaubt sein, die Wahrheit zu sagen und eine Bewunderung auszusprechen, die er fühlt, selbst vor der Dame nicht, welcher er diese beglückende Empfindung verdankt.«

Seine Ruhe und sein fester Blick verwirrten sie. Sie wollte es ihm aber nicht verrathen, wie ihr die Ueberraschung das Blut in die Wangen trieb, wandte sich von ihm ab zur Seite und verbarg ihr Erröthen hinter ihrem Fächer.

Er fragte, was sie suche oder wünsche, und sie hatte ihre Fassung auch schon wiedergewonnen.

»Ich suche«, scherzte sie, »da ich keinen Sonnenschirm zur

Hand habe, mich gegen die ungewohnten Strahlen Ihrer Wahrhaftigkeit wie gegen tropisches Licht und tropische Hitze zu wahren, so gut ich kann. Hier zu Lande sind wir sie nicht gewohnt. Aber sind Herrn Darners Töchter auch so blendend wahrhaft wie sein Sohn?«

Ihre Keckheit reizte ihn noch mehr. Er fand seinesgleichen in ihr, und sicher, daß er ihr gefiel, lenkte er, um sich nicht unvorsichtig vorwärts zu wagen, sondern den gewonnenen Boden zu behaupten, in die von ihr gewollte Unterhaltung über. »Meine Schwester Virginie hat, wie ich glaube, auch den Muth ihrer Meinung, Dolores dagegen ist sanft und scheu wie eine Ringeltaube.«

»Welch schöne Namen sind das! Sind Ihre Schwestern so schön als diese Namen?«

»Ja«, versicherte Frank, »sie haben mich überrascht, als ich sie sah, und ich glaube, sie sind so gut als schön.«

»Sie glauben das nur?«

[1-94] »Ich kenne meine Schwestern ja erst seit den vierzehn Tagen, die wir auf der Reise froh und glücklich miteinander zugebracht haben. Da wir aber fortan zusammen in unseres Vaters Hause, in Ihrem Hause, und in der Gesellschaft einer Frau leben werden, der Ihr Name, Mademoiselle, so theuer als geläufig ist, hoffe ich, daß Sie sich selber ein Urtheil über meine Schwestern bilden werden.«

Er verließ sie mit den Worten, da ein anderer, dem sie sich zugesagt, sie zum nächsten Tanze holen kam, und sie trafen darnach nicht wieder zusammen, bis mitten in einem Raschwalzer einer der Festordner plötzlich, mit einem weißen Tuch winkend, ein Zeichen gab.

Die Musik verstummte, die Paare hielten im Tanzen inne. Von der Uhr des Rathhausthurmes ertönten hell und wuchtig die zwölf Schläge der Mitternachtsstunde; und, eingehüllt in seinen dicken Pelz, trat der Nachtwächter des Stadtviertels, seine Signalknarre schwingend, mitten in den Saal, die zwölfte Stunde abzurufen, in

althergebrachter Weise das Ende des alten, den Beginn des neuen Jahres zu verkünden, das von der Musik mit Trompetenschmettern laut begrüßt ward.

Aber das Wort, daß die Tage einander folgen und einander nicht gleichen, macht sich in dem Augenblick der ganzen Festgesellschaft fühlbar. Mit Frohsinn und mit Scherzen war man sonst dem alten Brauch begegnet. Leichten, hoffnungsreichen Sinnes, mit zuversichtlichen Glückwünschen hatte man einander die Hände geschüttelt, lachend hatte die junge Welt aus dem alten in das neue Jahr hinübergetanzt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Lebenslust und Lebenssicherheit als ein Glück empfindend.

Heute, als die Musik verstummte, verstummten [1-95] auch die Menschen, und das Schmettern der Trompeten begleitete nicht wie sonst die fröhlichen Glückwünsche, sondern tönte schrill und zusammenhanglos in die bang gethanen Fragen hinein, die von aller Lippen kamen und in allen Herzen ihren schweren Widerhall fanden, in die Fragen: Was hat das neue Jahr für uns in seinem Schooß? Wie wird es sein an dieser Stätte, wenn es seinen Kreislauf beendet haben wird?

Der Wächter hatte den Saal verlassen, die Flügelthüren, welche in die Speisesäle führten, waren aufgethan, man hatte an den verschiedenen Tafeln seine Plätze eingenommen; indeß weder die Tischmusik noch der Rheinwein und das Knallen der Champagnerpfropfen brachten die rechte Stimmung in die Gesellschaft zurück. Wie eine lähmende Luft lag die Furcht vor nahem Unheil über den Tafelnden, und wenn in der leichtherzigen Jugend das Blut wieder in Freude aufwallen wollte, so hörte sie, wie drüben der eine die Bemerkung machte, daß man besser gethan hätte, den Ball zu unterlassen, und daß er darauf die Antwort erhielt, es sei gut und klug gewesen, ihn abzuhalten, da man nicht wissen könne, wann man wieder einmal dazu kommen werde, ein Fest zu begehen.

Man that Alles so wie sonst, und es war Alles anders. Man trank

auf das Wohl des Königs und der Königin, auf das Wohl der Stadt des Vaterlandes, der Damen und der Abwesenden. Und bei jedem dieser Toaste hatte man seine eigenen Gedanken und Sorgen, von denen man nicht sprach. Sogar die Jugend fand ihren Frohsinn und ihr Lachen nicht recht wieder.

Auch Justine, ernsthaft von Natur, fühlte sich von dem Augenblick dieses Jahreswechsels mehr als [1-96] je in gleichem Fall ergriffen. Sie hatte des Onkels ernstes Antlitz gesehen, sie wußte, wem der Tante Thränen galten, als man den Abwesenden Leben und Glück gewünscht. Sie dachte selber theilnahmsvoll des Vetters, seit sie beschlossen, daß er eben nur ihr Vetter bleiben solle. Ihr Gewissen warf es ihr dabei vor, daß sie, durch den Zwang gereizt, mit welchem man über sie verfügen wollte, in ihrem Unmuth gegen ihre Verwandten zu weit gegangen war. Sie wünschte das zu sühnen, und rasch wie immer ihren Eingebungen folgend, erhob sie sich gegen die Sitte von ihrem Platz, ging zu dem Tisch herum zu Madame Kollmann, neigte sich zu ihr und sagte:

»Du bist traurig, Tante; sollen wir nach Hause fahren? Um meinetwegen bleibt nicht hier. Es ist ja Niemand jetzt mehr wohl zu Muthe hier, und wo John auch sein mag in diesem Augenblick, braucht er doch wenigstens nicht mit sich und anderen Komödie zu spielen, wie wir hier seit Mitternacht. Brich auf, wir wollen fort!«

Der Tante that dieses Entgegenkommen wohl. Sie gab Justinen, für den Augenblick versöhnt, die Hand. Die Mahlzeit war ohnehin dem Ende nahe, man stand von den Tischen auf. Darner, der Madame Kollmann zum Essen geführt, bot ihr den Arm, sie in den Tanzsaal zurückzugeleiten, indeß sie erklärte, sich entfernen zu wollen, und die Ihren folgten ihr.

Verschiedene Bekannte, sie zum Verweilen nöthigend, traten ihnen in den Weg. Die Gelegenheit benützte Frank, sich Justine noch einmal zu nahen. Er bedauerte ihr frühes Fortgehen und wunderte sich, daß sie den Ball vor dem Kehraus verlasse, den er freilich nicht kenne, den man ihm jedoch als den fröhlichsten Tanz bezeichnet habe.

[1-97] »Ach«, entgegnete sie ihm, »sonst ließ ich mir meinen Kehraus auch nicht gern rauben, indeß heute —«

Sie zuckte die Schultern und brach mitten im Sprechen ab. Er wollte wissen, was sie gegen den heutigen Kehraus einzuwenden habe.

Statt der Antwort that sie die Frage, ob er abergläubisch. Er verneinte es lachend.

»Nun denn, so sind Sie weiser als ich! Ich glaube es Ihnen aber nicht, denn es hat Jeder doch seinen persönlichen, geheimen Aberglauben, er mag sich stellen, wie er will. Ich glaube zum Beispiel, daß mir der Sylvesterabend immer eine Vorbedeutung für das ganze beginnende Jahr ist; und die ängstliche Stille, die heute dem Augenblick des Jahreswechsels folgte, kommt mir nicht aus dem Sinn.«

»Und all die Fröhlichkeit um Sie her verscheucht das nicht?«, fragte Frank verwundert.

»Fröhlich?«, wiederholte sie; »wer ist denn heut hier fröhlich? Sie haben freilich unseren sonstigen Sylvesterjubel nicht erlebt. Allen liegt ja die Sorge, der Gedanke an Krieg und Noth und Elend auf den Stirnen, und mir ist zu Muthe, als hätte ich auch Gott weiß was Alles durchzumachen. Das ist Aberglaube! sage ich mir selbst, und Sie können mich dreist auslachen, wenn Sie wollen. Ich habe aber vor dem neuen Jahr Furcht! Es wird gewiß für mich kein gutes!«

»Und ich nenne es schon jetzt ein glückliches«, entgegnete ihr Frank, »da es mir die Hoffnung giebt, Sie wiederzusehen!«

Zwölftes Kapitel

Wie es sich gebührte, machte Darner am Neujahrsmorgen den Damen im Kollmann'schen Hause mit seinem Sohne die förmliche Aufwartung, ihnen nochmals in aller Form Glück zu wünschen, und sich zu erkundigen, wie ihnen der Ball bekommen sei. Sie hielten sich aber nicht lange dabei auf; trotzdem wußte Frank durch die Leichtigkeit, mit welcher er den an ihn gerichteten Fragen über seine Reise und über sein bisheriges Leben Rede stand, die gute Meinung zu erhöhen und zu befestigen, welche Justine von ihm gewonnen hatte.

Bald nachdem die Männer sich entfernt, kam Madame Götting mit ihren neuen Pflegebefohlenen vorgefahren.

Frank hatte von der Schönheit der beiden Schwestern nicht zu viel gesagt, denn sowohl Madame Kollmann als Justine waren überrascht von dem eigenartigen Reiz der beiden Mädchen.

Eben erst in ihr siebzehntes Jahr eingetreten und auf den ersten Blick einander zum Verwechseln ähnlich, waren die Zwillingsschwestern entwickelter und reifer, als Mädchen ihres Alters es im Norden zu sein pflegen. Neben Justine erschienen sie klein; doch hatten ihre mittelgroßen Gestalten das reinste Ebenmaß, ihre Hände und Füße waren auffallend schön geformt, und die bleiche Marmorfarbe ihrer glanzlosen Haut, welche ihr rasch wallendes Blut, bei jeder inneren Bewegung durchschimmern ließ, wurde durch die Fülle ihres schwarzen Haares noch gehoben. Indeß trotz dieser Gleichheit waren sie verschieden von einander. Denn Dolores, welche von Madame Götting scherzend als die ältere der [1-99] Schwestern bezeichnet wurde, weil sie das Licht zuerst erschaut, hatte einen so sanften Blick, eine so weiche Stimme und

etwas so Schüchternes in ihrer Haltung, daß Virginie mit ihren großen, ernsthaft umherschauenden Augen und ihrer festen Haltung in der That um einige Jahre älter als Dolores zu sein schien.

Justine, die sich vorgenommen hatte, ihre dem Vater im Theater gegebene Zusage für seine Töchter nach besten Kräften zu erfüllen, und die in diesem Augenblicke durch den Besuch von Darner und von Frank angenehm erregt war, ging ihrer alten Freundin und den Mädchen rasch entgegen, umarmte Madame Götting und sagte, indem sie den beiden Fremden ihre Hände entgegenreichte:

»Seien Sie willkommen bei uns im Norden und im neuen Jahre! Ich denke, wir wollen gute Freunde werden; denn da Sie jetzt die Pflegetöchter meiner Pflegemutter, meiner guten Franziska, sind, dürfen wir uns ja fast als Geschwister betrachten!«

»Ach, wie gut Sie sind!«, sagte Dolores leise und hielt Justinens Hand fest, während sie durch das Zimmer gingen, um Madame Kollmann ihre Reverenz zu machen.

Madame Götting hatte ihre neuen Pflegebefohlenen angewiesen, der älteren Dame bei der Vorstellung nach Landessitte die Hand zu küssen, und den schönen, kindlichen Mädchen gegenüber wäre es auch Madame Kollmann nicht möglich gewesen, den Ton der Förmlichkeit aufrecht zu erhalten, auf den sie sich eingerichtet hatte. Sie empfing die Zwillinge auf das Beste. Ihre Neugier that das Uebrige. Sie fragte, und die Götting erzählte, wie man jetzt die Zimmer in dem Hause vertheilt; dann erkundigte sie sich, ob die Schwestern von dem Anblick des ge[1-100]frorenen Flusses und von der Kälte des Winters sich nicht erschreckt gefunden hätten.

»O«, sagte Virginie, »wir haben ja schon sechs Winter in Europa zugebracht und in Genf Schnee und Eis gesehen; und in unseres Vaters Hause ist’s ja warm und schön. Wir sind so froh, bei ihm zu sein!«

»Sie haben also wohl seit Ihrer Mutter Tode nicht mehr bei

Ihrem Herrn Vater und immer in der Pension gelebt?«, fragte Madame Kollmann.

»Seit unserer Mutter Tode?«, wiederholte Virginie und sah mit ihren ernsten, klugen Augen Madame Kollmann offenbar verwundert an. »Unsere Mutter ist ja nicht todt; aber wir waren nie bei ihr und auch bei unserem Vater nicht. Wir sind immer mit unserer Erzieherin, mit Mistreß Sherman, in der Havanna gewesen, bis sie uns vor sechs Jahren in die Pension gebracht hat.«

»Ihre Mutter lebt? Ihr Vater ist nicht Wittwer?«, rief Madame Kollmann höchlich überrascht, während sie ihre Nichte mit heimlichem Triumph ansah.

»Nein«, fiel Madame Göttling ein, um der Unterhaltung über diesen Gegenstand womöglich ein Ende zu machen, »und es ist meine Schuld, daß ich Sie nicht schon davon unterrichtet habe. Madame Darner lebt, aber sie hat sich von der Welt zurückgezogen. Die Ehe ist früh nach kurzem Bestehen, bald nach der Töchter Geburt, wegen religiöser Bedenken getrennt worden. Sie begreifen, daß es Herrn Darner schmerzlich ist, daran zu denken und davon zu sprechen. Ich habe diese Thatsache auch erst vor Ankunft der beiden Mädchen erfahren mit der Weisung, Sie und Herrn Darners andere Freunde davon zu unterrichten; aber ich habe die letzten Tage so viel zu thun gehabt, daß ich gar nicht aus dem Hause gekommen bin.«

[1-101] Es entstand eine Pause, die nicht gleich zu überkommen war.

Nicht nur Madame Kollmann, auch Justine war betroffen und verwirrt. Weil ihr aber die Mädchen leid thaten, und sie der Tante auch nicht gleich gewonnenes Spiel geben wollte, suchte sie sich zurecht zu finden.

»Sie sind also katholisch?«, fragte sie.

»O nein«, antwortete Virginie mit voller Unbefangenheit, »wir sind wie unser Bruder von der Kirche unseres Vaters. Wir haben heute aber dem Gottesdienst nicht beigewohnt, weil der Vater wollte, daß wir ausruhen sollten. Er hat befohlen, daß Madame

Göttling gleich in dieser Woche in der Domkirche eine eigene Bank für uns zu schaffen suchen soll.«

Man war damit bereits wieder auf den ebenen Weg des Plauderns eingelenkt, als Kollmann eintrat. Nach Art der älteren Männer von jugendlicher Schönheit rasch gewonnen und all seine Sorge für den Moment vergessend, begrüßte auch er die Mädchen freundlich.

»Schade, daß mein Sohn durch seine Geschäfte gezwungen war, uns gestern in der Frühe zu verlassen«, sagte er, »er würde sicher sehr erfreut gewesen sein, Ihnen vorgestellt zu werden. Sie und Ihr Bruder würden mit ihm eine prächtige partie quarrée gemacht haben, und wir haben es Ihrem Herrn Vater zu danken, daß er Sie uns wie einen Frühling in unsere trübe Winterzeit gebracht hat. Nun muß ich alter Mann versuchen, Ihnen die neue Heimat und unser Haus, so gut es gehen will, lieb zu machen, obschon die Zeiten leider nicht darnach angethan sind.«

[1-102] Dieser Willkomm war ihm, eben weil er die beiden Schwestern schön fand, von Herzen gekommen, und er hatte mit der Erwähnung seines Sohnes keine bestimmte Absicht irgend einer Art gehabt, sondern den Mädchen nur etwas Verbindliches sagen wollen.

Seiner Frau aber, die ihren Mißmuth gegen Justine doch noch in sich trug und die in allen solchen Dingen, nie ohne eine gewisse Berechnung zu handeln, also auch nicht leicht an die Harmlosigkeit eines Andern zu glauben vermochte, leuchteten Kollmanns Worte wie ein Signal entgegen für den Weg, den man einzuschlagen habe, um Justine zu bestrafen; und Virginie machte ihr die ersten Schritte auf demselben leicht.

Des Umgangs mit Fremden und aller Galanterie noch ungewohnt, freute sie sich der kleinen Schmeichelei, die Kollmann ihr und der Schwester gesagt, und ihm unaufgefordert die Hand gebend, sagte sie:

»Ach, Sie Alle sprechen vom Winter, aber wenn wir hier nur den Leuten gefallen und sie zu uns so gut sind wie Mademoiselle

Justine und Sie Beide, so mag nur der Schnee liegen bleiben auf den Nußbäumen in dem Gärtchen an dem gefrorenen Flusse hinter unseres Vaters Haus; und wir werden hier glücklicher sein als in der Pension und als unter den Kokusbäumen in der Havanna. Aber wird er nicht wiederkommen, Ihr Herr Sohn, der fortgegangen ist?«

»Gewiß«, versicherte die Mutter, indem sie ihr die Wange streichelte, »er soll wiederkommen, sobald es irgend geht …«

»Und er wird sich beeilen«, fiel ihr Justine ein, »wenn ich ihm schreibe, welch reizender Zuwachs unserem Kreise durch Sie und Ihren Bruder jetzt geworden ist.«

[1-103] »Fürs erste«, meinte der Vater, der die beiden Frauen klar durchschaute, »stehen uns nur leider aller Wahrscheinlichkeit nach weniger erwünschte Gäste bevor, und ich fürchte, Sie werden von den sonstigen Annehmlichkeiten unseres hiesigen Lebens und von unseren Lustbarkeiten nicht viel zu sehen bekommen!«

»Nun«, versetzte die Göttling, »da wird uns nichts übrig bleiben, als eng zusammenzurücken und zu versuchen, wie wir uns unter einander die Zeit vertreiben. Nicht wahr, Justine, Du kommst bald einmal, zu sehen, wie es in dem guten, alten Hause aussieht?«

»Heute noch«, rief Justine, »wenn die Tante für den Abend nicht etwa Jemand geladen hat, so daß ich zu Hause bleiben muß. Zum Mittag haben wir freilich, wie an jedem Neujahrstage, das Personal des Komptoirs zu Tisch …«

»Und zum Abend«, bemerkte Madame Kollmann, »vergiß es nicht, hat der Onkel seine Spielpartie!«

»Nun, dann morgen!«, schlug die Göttling vor. »Komm noch zu heller Stunde und trinke darnach mit uns den Thee!«

Die Einladung wurde angenommen, und die Einführung von Darners Töchtern war damit gemacht. Denn da Madame Kollmann den Verkehr ihrer Nichte mit den beiden Mädchen zugestanden, lag es in ihrem Interesse, daß auch die Familien ihres Umgangskreises sie gastlich empfingen, ohne sich um ihre näheren Verhältnisse weiter zu erkundigen. Ihre Abneigung gegen Darner, der sie alle unter sein Belieben beugte, ihr Unwille gegen Justine

hatten sich jedoch dadurch nicht vermindert: und es verdroß sie, als Kollmann, nachdem er den Damen das Geleit gegeben, lachend und mit dem Ausruf in das Zimmer wiederkehrte:

[1-104] »Gut, daß der Junge für das Erste fort ist! Die Mädchen sind wie geschaffen dazu, älteren als ihm den Kopf zu verdrehen; und wenn die Töchter ihrer Mutter gleichen, hat Darner sich auf Schönheit gut verstanden!«

Dreizehntes Kapitel

Justine war es sonderbar zu Muthe, als sie am Nachmittage des folgenden Tages die Schwelle ihres Vaterhauses zum ersten Male wieder überschritt und sich von dem herbeigekommenen Diener in demselben wie eine Fremde anmelden zu lassen hatte; denn das Altbekannte war vorhanden und war doch anders geworden, so daß es sich ihr wie in einem Traume darstellte.

Die schön geschnitzten, alten Schränke freilich nahmen noch immer die ganze rechte Seite des Hausflurs ein. Die holländischen alten Marinebilder hatten noch die alten Plätze über den Thüren des kleinen Stübchens zur Linken und über der des Komptoirs; aber man hatte die Küche ausgebrochen, um noch ein Zimmer für das Komptoir zu schaffen, zu dem jetzt große Glasthüren führten. Die Wände des Flurs waren hell in marmorirter Oelfarbe gestrichen, der steinerne Fußboden durch Dielen ersetzt, und statt des kunstvoll gearbeiteten Modells des Willberg'schen Dreimasters »Neptun von Königsberg« hing jetzt eine doppelarmige Messinglaterne von der Decke hernieder. Ebensolche Laternen standen auf großen Kandelabern auch zu beiden Seiten am Fuße der Treppe. Teppiche, die zum Besteigen einluden, deckten die Stufen, auf denen Virginie und Dolores [1-105] herniedereilten, den lieben Gast zu empfangen; und wie Justine dann, von ihnen geleitet, in das Wohnzimmer ihrer Eltern gelangte, das auch sie als solches benützt, bis ihr Haus in Darners Hände übergegangen war, fand sie sich überrascht von der Einrichtung, deren geschmackvolle Schönheit ihren Reichthum vergessen machte.

»Ach, Franziska«, rief sie, als Madame Göttling ihr entgegenkam, »wie schön ist das Alles hier geworden!« Aber von

ihrer Empfindung überwältigt, fiel sie, mit ausbrechenden Thränen, der Freundin um den Hals, die sie zärtlich beschwichtigend an sich drückte.

Die Mädchen standen verlegen dabei. In dem Augenblick trat Frank in das Zimmer.

Justine richtete sich rasch empor, bemüht, ihm ein heiteres Gesicht zu zeigen, indeß er sah die Thränen noch an ihren Wimpern zittern, und seine Augen zu ihr wendend, sagte er:

»Sie weinen! Ich verstehe das. Es schmerzt Sie, Fremde an dieser Stätte zu sehen, und wir hatten uns so gefreut, Sie bei uns zu begrüßen!«

Justine war wieder ihrer Meister geworden.

»Achten Sie nicht darauf«, bat sie, »denn ich schäme mich vor Ihnen Allen und vor mir selbst am meisten. Aber« — und wieder kam die Rührung über sie — »hier stand der Nähtisch meiner Mutter, die ich freilich nicht gekannt, den mein Vater mir aber als ein Heiligthum an meinem zehnten Geburtstag schenkte. Dort, wo jetzt die Bilder von Washington und Lafayette hängen, hingen meiner Eltern Bilder als Brautleute. Hier stand meines Vaters Lehnstuhl, in dem er verschieden ist!« Sie schüttelte wie unwillig über sich selber das Haupt und fügte scherzend hinzu: »Und da oben in der Ecke, am dritten Fenster, da habe ich mein Leben [1-106] und Treiben gehabt, von meinen Puppenspielen bis zu dem Tage, da ich aus dem Hause ging. Das kam mir alles auf einmal in den Sinn! Lachen Sie nicht über diese Gefühlsseligkeit, ich bin sonst nicht so weichlich, nicht so zum Weinen geneigt …«

»Lachen? Ach, wie könnten wir das? Wenn es Ihnen nur nicht weh thut, wenn es Sie nur nicht abhält, wiederzukommen?«, fiel ihr Virginie ein, indem sie sich an den Arm Justinens hing.

»Im Gegentheil«, rief Justine, »das Herz geht mir hier ja auf in lieben Erinnerungen; und nun kommen Sie, wir wollen gleich das ganze Haus durchwandern, damit ich sehe, was geblieben und was geändert ist; und wenn Sie zu mir kommen, so zeige ich Ihnen den ganzen lieben alten Kram, den ich aus meinem Hause mit zu mir,

in meines Onkels Haus hinübergenommen habe.«

Man machte sich auf den Weg.

An Franks Arm und von Madame Göttling geführt, ging Justine mit ihnen zunächst in das Speisezimmer, das ganz nach englischer Sitte eingerichtet war. Man begab sich darauf in den großen Saal, in welchem man an Justinens Geburtstag, seit sie alleinige Herrin des Hauses gewesen war, die Kindergesellschaften gegeben, und wie sie, davon erzählend, in den Gang gelangten, der das Vorderhaus mit dem Hinterhause verband und an dessen Seite die Stuben lagen, in denen man seit der Ankunft von Darners Töchtern die inzwischen wieder angelangte neue Einquartierung untergebracht hatte, machte Frank die sehr natürliche Bemerkung, daß er und seine Schwestern eigentlich hier noch die Fremden wären. Denn nachdem Justine ihre Rührung überwunden, bewegte sie sich mit voller Sicherheit, und ohne daß sie es beabsichtigte, mit einem gewissen [1-107] Herrschaftsgefühl in dem Hause, als sei sie es noch, die hier nach dem Rechten zu sehen und ihr Urtheil abzugeben habe, über das, was man geändert und was man damit geschaffen hatte.

Die Dämmerung war inzwischen hereingebrochen, aber Justinens Augen hatten wieder ihren hellen Glanz gewonnen, und wie man sich dann zum Imbiß niederließ und Darner selber für ein halbes Stündchen sich den jungen Leuten zugesellte, sah man ihm die Freude an, seine Kinder um sich zu haben. Er hatte Justine nie besser gefallen als an diesem Abende.

Die ernste Freundlichkeit, mit der er den Sohn behandelte, die scherzende Weise, in welcher er Virginie begegnete, wenn er sich glücklich pries, nun ihr Thun und Treiben nicht mehr nach der Pensionsuhr regeln zu müssen; das Lächeln, mit welchem er es ihr zugestand, daß sie jetzt einmal acht Tage schlafen und aufstehen dürfe, ganz wie es ihr gefalle, gaben seinem düstern Antlitz eine Milde, die es nie gehabt, und der Blick, mit welchem er während des Tändelns der beiden Mädchen Justine wie im geheimem Einverständniß ansah, machte sie empfinden, daß ihr Darner viel

näher stand, als sie es gewußt. Ja, als Dolores neben seinem Stuhle lehnend, sich an den Vater schmiegte und dieser sie an sich zog, ihr die Stirn zu küssen, reichte Justine ihm unwillkürlich ihre Hand.

Stunden wie diese hatte sie nie erlebt. Es war alles so neu, so frisch, so eigenartig zwischen diesen durch die engsten Bande des Blutes zusammen gehörenden und doch zum erstenmal vereinten Menschen, die im harmlosesten Gespräche die Bilder ferner Länder, anderer Welttheile heraufbeschworen, wenn sie zu einander von ihrer Vergangenheit sprachen; und wie es Justine verwirrt und erschüttert hatte, in dies [1-108] Haus einzutreten, so überraschte es sie, daß es ihr so wohl mit Darner und den Seinen wurde, daß ihr Frank und seine Schwestern um eines solchen Vaters Liebe beneidenswerth erschienen.

Sie sprach das gegen ihre alte Freundin aus, als die beiden Männer sich entfernt hatten.

»Lerne ihn nur kennen«, sagte die Göttling. »Ich habe Dir nicht zu viel von ihm gesagt! Der Kern seines Herzens ist gewiß einmal sehr weich gewesen, aber sein eiserner Wille ist Herr darüber geworden, und ich habe oft gedacht, weil er sich kein Herzensglück erzwingen könne, sei es sein einziges Glück geworden, die Menschen und die Verhältnisse zu seinem Willen zu zwingen. Ob das jetzt anders werden wird, nun er die Kinder bei sich hat, das weiß ich nicht. Aber es lebt sich gut mit ihm. Er vergißt niemals, was er sich und Anderen schuldig ist, weder in der That noch in der Form. Für das Beisammenleben ist das ja die Hauptsache, und was er thut, thut er nicht halb. So macht er sich jetzt — das sehe ich schon in wenigen Tagen aus allen seinen Anordnungen — im vollen Sinne des Wortes zum Familienvater.«

Das muntere Geplauder der Schwester unterbrach dies Zwiegespräch, und bald darauf kam der Diener, Justine heim zu holen.

Sie nahm von dem Abende, von diesem ersten Besuche in Darners Hause einen Eindruck mit, der sie nachhaltig beschäftigte.

Frank hatte ihr schon am Sylvesterabend gefallen, und in seinem Verhalten gegen den Vater und gegen die Schwester noch weit mehr. Die spanischen Lieder, welche die lieblichen Mädchen gesungen, klangen ihr in der Seele nach. Das Geheimnißvolle, das die Familie umgab, machte sie ihr [1-109] noch anziehender, während sie nicht aufhören konnte, an ihr altes Haus und seine schöne Umgestaltung zu denken.

Daß die Tante sich ablehnend gegen Justinens lobende Schilderung des Abends zeigte, bestärkte diese in ihrem Vorsatz, zu den Darners zu halten; und sie gab ihre Neigung für dieselben überall kund, wo Darner seine Kinder vorgestellt hatte und wo Justine mit ihnen zusammentraf.

In Bezug auf Frank fand sie den Frauen und Mädchen gegenüber leichtes Spiel. Der schöne junge Mann empfahl sich ihnen selber; seine Schwestern anlangend, bewahrte man eine kühle Vorsicht. Die einen fanden sie zu fremdartig, die anderen zu naiv.

»Es mußte«, so sagte man, »doch auch eine besondere Bewandtniß damit haben, wenn eine Frau von dem Manne und von ihren Kindern fortgehe, sich in ein Kloster zu flüchten.« Man vermuthete, sie sei wahrscheinlich gar nicht Darners Frau gewesen, oder sie müsse von ihm Dinge erfahren oder erlitten haben, die sie zu einem so unnatürlichen Schritte gedrängt hätten.

Man wollte sich nicht voreilig vorwärts wagen, sich näher zu unterrichten suchen, eben nur thun, was die Schicklichkeit verlangte, um die armen Mädchen nicht zu kränken und es mit dem Vater und dem liebenswürdigen Bruder nicht zu verderben. Sie gleich einzuladen, hatte man nicht nöthig, es lebte ja jetzt ohnehin jeglicher nur still für sich; man konnte sich Zeit lassen bis auf bessere Tage.

[1-110]

Vierzehntes Kapitel

Daß man in Königsberg jetzt still für sich in den Familien lebte, das hatte seine Richtigkeit. Aller gesellige Verkehr war ins Stocken gerathen, seit der König und sogar die schwer kranke Königin, wie man es gefürchtet, die Stadt verlassen hatten.

Die zum Hofe gehörenden Beamten, die Minister, die fremden Gesandten waren dem König auf der Flucht gefolgt. Wie konnten die Bewohner von Königsberg noch auf den Schutz des Landesherrn für sich hoffen, seit er sich nach der äußersten Grenze seines Landes begeben hatte, um dieselbe nöthigenfalls sofort überschreiten zu können.

Jeder hatte jetzt mehr noch als sonst für sich selbst zu sorgen. Jeder hielt jetzt seine Mittel zusammen, soweit die Rücksicht auf die Einquartierung eine solche Einschränkung zuließ. Aengstliche Leute vergruben ihre Silbergeräthe, versteckten den Schmuck ihrer Frauen. Die Furcht vor nahem Unheil lastete auf allen Menschen.

Nur im Darner'schen Hause war seit der Ankunft seiner Kinder ein neues, heitereres Leben eingezogen, obschon auch Darner den Umständen Rechnung trug. Als Madame Göttling ihn in der zweiten Woche des Jahres gefragt, wer für das gewohnte Mittagsbrod am Sonnabend eingeladen werden solle, hatte er entgegnet, dass für das Erste von diesen regelmäßigen Gesellschaften Abstand zu nehmen sei, weil man es als Theilnahmlosigkeit oder Prunksucht auslegen könne, wenn er sie fortsetzte; und abgesehen davon wünsche er, dass die Geschwister sich erst miteinander und im Hause in aller Ruhe einleben sollten. Aus dem gleichen Grund hatte er seit der Ankunft [1-111] der beiden Mädchen die Anordnung getroffen, daß die fremden Offiziere

besonders bewirthet wurden, während er mit seiner Familie allein seine Mahlzeiten einnahm.

An jedem Tage sah man ihn, wenn er von der Börse kam, mit seinen Töchtern eine Ausfahrt oder einen Spaziergang machen, wie man seinen Sohn in der Börse regelmäßig an seiner Seite traf; und Frank hatte denn auch, als der Januar zu Ende gegangen war, festen Fuß gefaßt auf dem ihm fremden Boden.

Im Komptoir hatte er seinen Platz in dem Separatkabinet erhalten, in welchem Darner selber arbeitete und die Leute empfing, mit denen er zu sprechen hatte. Es war ihm ein bestimmter Theil der Geschäfte zugewiesen worden, und der Vater hatte ihn in die Angelegenheiten des Hauses so weit eingeweiht, als er sie kennen mußte, um sich in ihnen erfolgreich zurecht finden zu können.

Des Vaters weitsichtige Klugheit hatte Frank mit Bewunderung erfüllt. Des jungen Mannes Verständniß und die Art, in welcher er rasch die Fäden zu ergreifen und festzuhalten vermochte, durch welche das Haus von Lorenz Darner mit den großen auswärtigen Firmen zusammenhing, in deren Filialen man Frank in den letzten Jahren hatte arbeiten lassen, befestigte des Vaters Zutrauen zu des Sohnes Tüchtigkeit. Und da es bei dem Jahresschluß des Geschäftes eben viel zu thun gab, hatte der Vater ihn auch nach dieser Seite hin gleich mitten in die Arbeit hineingestellt. Er sollte denen, die bestimmt waren, ihm früher oder später untergeben zu werden, es gleich von Anfang an darthun, daß er die Aufgabe jedes Einzelnen nicht nur zu ermessen, sondern im gegebenen Falle auch zu leisten vermöge.

[1-112] An einem Abend, an welchem man wieder einmal weit über die gewohnte Zeit im Komptoir gearbeitet hatte, kam Frank erst in das Wohnzimmer hinauf, nachdem die Göttling und seine Schwestern sich bereits zur Ruhe begeben hatten. Darner saß noch am Kamin, die Zeitungen lesend, welche die Post gebracht.

»Sind die Herren fort?«, fragte Darner, indem er die Blätter zur Seite legte.

»Ja, mein Vater! Da Hilgens blieb« — Hilgens war der Prokurist des Hauses — »konnten die anderen füglich nicht vom Platze und ich glaube, er wollte versuchen, ob ich Stich halten würde.«

»Sehr möglich; in jedem Falle thatest Du wohl, zu bleiben. Wer zur rechten Zeit den rechten Gehorsam finden will, muß ihn gezeigt und überhaupt im Kleinen wie im Großen bewiesen haben, was er leisten kann. Die Kanone, welche Bonaparte vor Toulon dirigirt und abgefeuert, ist ebenso unerläßlich für die Herrschaft gewesen, die er erreicht hat, weil er sie erreichen wollte, als sein ägyptischer Feldzug und die Schlachten von Marengo und von Austerlitz.«

»Und doch hat sein Emporkommen etwas Wunderbares!«, meinte Frank.

»Wunderbar sind nur die Kraft und der Wille, welche wir in Bonaparte vor uns haben«, bedeutete ihn der Vater, »denn jede lebendige Kraft, einmal vorhanden, verlangt sich zu entfalten in angemessener Bethätigung. Da die seine in den Verhältnissen, in denen sie entstanden war, sich weder entfalten noch genugthun konnte, mußte sie sich aus ihnen befreien. Je mehr sie sich eingeengt und gedrückt fand, um so gewaltsamer und höher mußte sie naturgemäß steigen, um so fortreißender und vernichtender mußte sie für alles werden, was sich ihr nicht durch Unterordnung nutzbar machte, was sich ihr widersetzte. [1-113] Das ist das Geheimniß all der einzelnen Menschen, die sich aus Niedrigkeit erhoben und Erfolgreiches geschaffen haben.«

Seine Stirne leuchtete, als er die Worte sprach, der Sohn hörte ihm in Verehrung zu. Er wollte sprechen, hielt sich zurück und sagte dann endlich:

»Sie denken nicht allein an Bonaparte, auch an ihr eigenes Leben denken Sie. Auch Sie haben sich, wie Sie mir einmal anvertraut, aus geringem Stand und aus drückenden Verhältnissen emporgerungen, indeß Sie haben mir nie gesagt …«

»Wer darf sich nennen neben diesem Titanen, oder das eigene Wollen und Vollbringen mit dem seinigen vergleichen?«, fiel

Darner ein, der Frage begegnend, die der Sohn stellen zu wollen schien und die zu beantworten er nicht gewillt war. »Aber daran halte fest: Unser Wille ist unser Schicksal! Alle Kraft einsetzen, um ihn durchzuführen, ist das eigentliche Leben, ist der Genuß desselben!«

Darner hatte sich erhoben und war an das Fenster getreten.

Die Zimmer, die er für sich eingerichtet, lagen auch im Hinterhause, nach dem Gärtchen und dem Flusse hinaus. Die Nacht war dunkel, kein Stern am Himmel. Nur da, wo am andern Ufer des Flusses, auf der Speicherseite, der Schein der dort spärlich aufgestellten Laternen einen Lichtschimmer verbreitete, sah man den Fluß und die Erde dicht mit Schnee bedeckt. Kein Laut war vernehmbar rings umher.

Frank war in tiefe Gedanken versunken.

Er war immer nur in Zwischenräumen, in kurzen Begegnungen mit seinem Vater zusammengetroffen, es war dann stets nur von den eben vorliegenden [1-114] Thatsachen und Nothwendigkeiten die Rede gewesen zwischen ihnen. Er wußte wenig von seines Vaters Geschick, weniger noch von seiner Mutter, die gestorben war, als sie ihm das Leben gegeben. Er war auf See geboren. So wie heute hatte sein Vater niemals zu ihm gesprochen; und von den Lippen des Mannes, der ein großes Vermögen aus dem Nichts erschaffen, der sich aus Niedrigkeit zu einem Kaufmann ersten Ranges emporgeschwungen, hatten die Worte etwas Ueberwältigendes, obschon Frank nicht klar sehen konnte, wo hinaus der Vater wollte.

»Sie haben ein festes Ziel im Auge, Vater! Können und wollen Sie es mir bezeichnen, mir sagen, was Sie zu erlangen wünschen?«, fragte er.

Der Vater wendete sich zu ihm zurück und sah ihn forschend an, als wolle er sich überzeugen, wie weit er mit dem Sohne gehen dürfe; dann sagte er mit eiserner Bestimmtheit:

»Was ich erstrebe? Das Einzige, was des Strebens lohnt: Macht, die Herrschaft giebt. Macht und Herrschaft sind die eigentlichen

großen Eigenschaften des Wesens, das über uns unsichtbar und unbegriffen waltet. So viel Macht und Herrschaft zu erringen, als ihm möglich ist, ist die Aufgabe des in sich zum Bewußtsein gekommenen Menschen — und auch ohne sich dessen klar bewußt zu sein, strebt ein Jeder darnach. Das Verlangen darnach ist die bewegende Kraft in dem Einzelnen. In unseren Verhältnissen, für den Kaufmann, ist großer, die Freiheit des Handelns gebender Besitz das Mittel zum Zweck, denn das Wort der Engländer hat seine Richtigkeit: »Geld ist Macht!« Den alten herrschenden Mächten wird sich mit der Zeit eine neue Macht entgegen stellen, welches bis zu einem gewissen Grade die alten Mächte bändigen und in Schranken halten wird.«

[1-115] »Ich glaube zu verstehen«, fiel Frank ihm ein, »wohin Sie zielen. Aber wie wollen Sie, der Einzelne, auf Ihrem, auf dem Wege des Kaufmanns, eine einflußgebende Macht erringen?«

»Waren die Medici, die Fugger keine Mächte? Sind die holländische, die ostindische Kompagnie keine Mächte? Und wer hat sie gegründet?«, warf der Vater ein.

»Jene Mächte bildeten sich in Zeiten«, bemerkte Frank, »in denen die Kraft nicht thätig war, die Sie selbst als eine phänomenale bezeichnen, und die sich zum Beherrscher der Herrscher zu machen gewillt ist.«

Darner bewegte langsam das ernste Haupt.

»Es giebt noch andere Waffen als die Kanonen und die Schwerter! Die Macht, vor welcher die Tyrannei und Willkür der Eroberungslust sich beugen muß — die Macht, durch welche England den Kaiser im Schach hält, die früher oder später die Welt zu ihrem Willen, zum Frieden zwingen wird, und vor der selbst ein Napoleon inne halten muß, obschon er sie zu seinem Nachtheil unterschätzt — das Schwergewicht des Besitzes — die Macht des Geldes in der Hand des Handelsstandes.«

»Mein Vater!«, stieß Frank hervor, aber Darner achtete nicht darauf.

»Welcher Souverän hat es gewagt«, fuhr er fort, »dem Kaiser

entgegenzutreten wie das Haus Hope, als Napoleon seinen Finanzminister nach Holland schickte, sich nach dem Guthaben des französischen Bankhauses Ouvrard zu erkundigen, um das Guthaben mit Beschlag zu belegen und dadurch Ouvrard unter seinen Willen zu beugen? Welcher der Herrscher von Europa hätte ihm, wie Hope, die Antwort zu geben gewagt: ›Wir sind Ihnen keine Rechenschaft darüber schuldig, ob wir Ouvrard'sche [1-116] Gelder in Händen haben!‹ — Und was hat Napoleon gegen Hope zu thun vermocht?«

Er machte eine Pause, als erwarte er eine Antwort. Da der Sohn sie schuldig blieb, hob Darner noch einmal an:

»Das ist der dumpfe Fleck in dem Kopfe des Gewaltigen. Er verachtet die Arbeit des Bürgers, er verachtet den Kaufmannsstand und die Macht des Handels. Das Wort, das er der Antwerpener Handelskammer in das Gesicht geschleudert: »Ein Kaufmann ist ein Mensch, der für fünf Franken sein Vaterland verkauft!«, darf ihm nicht vergessen werden und wird sich an ihm rächen!«

Darner ging wieder im Zimmer auf und nieder, die Arme fest über die breite Brust gekreuzt.

»Sie müssen fortfahren, mein Vater!«, sagte Frank nach einer Weile des Zuwartens, »da Sie einmal begonnen haben, wenn ich mich nicht in dem Labyrinth verlieren soll, an dessen Eingang Sie mich führten!«

Darner blieb vor ihm stehen.

»Die Menschheit, sich selber überlassen, ist im Einzelnen wie im Ganzen zerstörungslustig, auf den Kampf in sich gestellt. Sie will beherrscht sein, muß beherrscht werden. Die Kraft eines Einzelnen hat aber noch niemals dazu ausgereicht, sie zu einigen und unter eine Macht, ein Gesetz zu binden. Kein Herrscher hat bisher die äußere Herrschaft über die Welt erreicht, nach welcher er getrachtet. Aber der Gedanke des Einzelnen, in vielen Seelen fortzeugend, sich thatkräftig entfaltend, — der vermag, was dem Einzelnen unmöglich ist. Der christlich-religiöse Glaube ist ein solcher Gedanke gewesen!«, fuhr er zu reden fort, während er sich

wieder dem Sohne gegenüber niederließ. »Entsprungen in dem Geist und Herzen [1-117] eines Mannes aus dem niedern Volke, hat er die Reiche der alten Welt, die Despotien wie die Republiken, überwältigt; die ganze alte Kultur hat sich ihm unterordnen und dienstbar machen müssen, und alle späteren Neugestaltungen sind bis heute unfähig gewesen, die Macht zu vernichten, welche Jener vor fast zweitausend Jahren erzeugte Gedanke in der Organisation der römisch-katholischen Kirche gewonnen hat. Selbst Napoleon hat sich seiner Herrschaft nicht sicher geglaubt, bis das Oberhaupt der Kirche, der Papst, ihm die Krone auf das Haupt gesetzt. Aber auch die Kirche und ihr äußeres Bestehen sind abhängig von der Macht des Geldes! Wer hält das Papstthum, als das Geld der Gläubigen? Wer erhält den prunkenden Dom von Sankt Peter, als das spanische Geld? Wenn die Aristokratien, die weltlichen wie die geistlichen, welche die Fürsten und die Kirche sich zu ihrer beiderseitigen Stütze aufrechterhalten, ohnmächtig geworden sein werden vor der Glaubenslosigkeit der großen Massen an sie und ihre Bedeutung, dann wird die Geldmacht in ihren großen und untereinander durch ihre Interessen verbundenen Gruppen, dann werden die marchands réunis, welche Napoleon jetzt noch verhöhnen zu können wähnt, die Macht sein, mit welcher die Herrscher sich in das Gleiche zu setzen haben werden! Und Napoleon hat es doch jetzt schon vor Augen, wie Spanien, wie er selber sich auf Ouvrard stützen, wie sie sich dessen Maßnahmen fügen müssen, weil nur dieser und die ihm vertrauenden und mit ihm arbeitenden Handelsgroßmächte im Stande sind, das Geld, das man braucht, von jenseits des Weltmeeres zu heben und flüssig zu machen, wo es gebunden und brach liegt. Die Zeit wird kommen, in welcher die vereinten Geldmächte durch Gewährung und Versagung der [1-118] Kredite und der Anleihen der Kampfgier der Völker wie der Eroberungssucht der Herrscher die Grenze vorzeichnen werden, innerhalb deren sich ihre Willkür zu bewegen hat.«

»Frieden durch die Macht des Geldes?«, rief Frank, unfähig, sein

Erstaunen zu verbergen.

»Frieden aus dem dringenden Bedürfniß der Menschheit, die ihn nöthig hat, wenn sie nicht in Barbarei versinken soll! Frieden aus dem Bedürfniß derer, die etwas zu verlieren haben, und von denen jene Anderen abhängen, die am Tage zu erwerben haben, was der nächste Tag erheischt!«

Er hielt inne und sah lange nachdenkend in das Steigen und Sinken der Flammen, in das Aufsprühen der knisternden und erlöschenden Funken. Dann sprach er:

»Das Leben und die Welt sehen sich von verschiedenen Standpunkten sehr verschieden an. Mir ist es nicht so gut wie Dir geworden. Du hast Deine Hand und Dein Gemüth weich erhalten können in der wohl vorbereiteten Lage, in der ich Dich heranwachsen ließ.«

»Ich empfinde das dankbar, mein Vater«, sagte Frank, »Ihr Weg ist schwer gewesen, wie Sie mir einmal gesagt.«

»Ja, er war schwer! Ein hartes Geschick hat mich früh hinausgeschleudert in die Welt, heimatlos, besitzlos, ununterrichtet, ohne jegliche Erziehung! Was ich davon errungen — und es ist weitaus nicht, was ich bedurft — danke ich mir selbst. Als zerrissenes Stückwerk habe ich mir's anzueignen gehabt, wo ich es eben finden konnte, in einzelnen Stunden, in langer Jahre Lauf. Aber wenn ich in nächtlicher Weile Wache gehalten in tiefem Dunkel, auf schwankendem Maste im weiten Ozean, wenn ich Tage und [1-119] Tage in Windstille vor Anker gelegen, ist mir Vieles durch den Sinn gegangen, habe ich viel erwogen, viel geträumt. Ich habe lange Jahre gebraucht, ehe ich festen Boden unter die Füße bekommen habe, um mich darauf in verhältnißmäßiger Freiheit bewegen zu können. Auf mich allein gestellt, habe ich von da an getrachtet, mein Träumen und mein Thun in Zusammenhang zu bringen mit den Vorgängen um mich her, und das Treiben der Anderen verstehen zu lernen, wie es sich mir auf meinem wechselnden Lebensweg enthüllte. Vieles ist seitdem geschehen, was man noch vor einem Jahrzehnt, hätte man

es zu prophezeien gewagt, als die Ausgeburten eines phantastischen Gehirns verspottet haben würde. Aber man soll solch Träumen, man soll sein eigenes Träumen nicht unbeachtet lassen und nicht schelten, denn oftmals entspringt es aus dem geheimen Gefühl unserer inneren Kraft; ist doch Alles Traum, und all unser Denken wesenloses Spiel des Gehirns, bis der Wille es in Wirklichkeit verwandelt.«

Frank hing staunend an des Vaters Lippen. Er hatte in ihm diese grübelnde Natur, diese Art von praktischer Phantastik nicht geahnt, und er war doch dem Vater verwandt genug, sie zu begreifen. Mit der Lebhaftigkeit der Jugend erfaßte er seine Hand.

»Warum haben Sie mich so lange fern von sich gelassen?«, fragte er warmen Herzens.

»Weil ich von Dir, von meinen Kindern Ersatz begehrte für das, was das Schicksal mir selbst versagt!«, entgegnete Darner, und das feste, kalte Wort erschreckte den Sohn in diesem Augenblick. Dem Vater entging das nicht, er gab Frank die Hand und sprach in milderem Tone: »Mir hat eine regelrechte Bildung gemangelt, ich will mich der Deinen erfreuen. Meine Jugend ist düster und schwer ge[1-120]wesen, die Eure soll glücklich sein. Ich habe unerfahren mich selber führen müssen, Euch werde ich führen an das rechte Ziel, und Euer Glück soll mir das lohnen, soll das meine werden!«

Es war spät geworden, Darner stand auf.

»Niemand«, sagte er, »hat von meinem Munde vernommen, was Du heute von mir gehört. Ich habe Dich eingeführt in meine Geschäfte, Du solltest auch einen Einblick haben in meine Gedanken, in meine Ansichten und Absichten. Verstehe und ehre dieses Zutrauen!«

Er wollte sich damit entfernen. Der Sohn, der sich gleich ihm erhoben hatte, hielt ihn noch zurück.

»Entlassen Sie mich noch nicht«, bat er den Vater, »ohne mir vorher das Losungswort für die Zukunft gegeben zu haben, in der ich neben Ihnen arbeiten soll. Was denken Sie thun zu können, um an Ihr Ziel zu gelangen?«

»Immer nur das Nächste! Um wirken zu können, muß man auf festem Boden stehen. Ich habe ihn hier gewonnen. Um Zutrauen zu finden in weiten Kreisen, muß man Herrschaft in kleinem Kreise geübt haben. Ich übe sie hier an bescheidenem Platze. Was ich erstrebe, haben Andere vollbracht. Ob ich mein Ziel erreiche, das kann ich, das kann kein Strebender voraussehen; aber das thätige Wollen ist das wahre Leben. Für sich selber Freiheit des Handelns erringen, indem man der Gesammtheit nützt, ist Glück — das ist's, was ich erstrebe. Blicke nach Westen hin, auf die Geldmacht, welche dort in Europa, hinübergreifend über das Weltmeer, sich durch Heirathen, durch Familienverbindungen und gemeinsame Unternehmungen schon lange gebildet hat. Eine solche Verbindung des Kapitals fehlt nach Osten hin. In Deutschland, Oesterreich, Rußland, in der Türkei [1-121] sind große Dinge zu thun und zu erreichen durch die Kraft des dort brach liegenden Kapitals. Was im Westen Baring, der Abkomme eines armen Tuchscherers aus einer kleinen englischen Provinzialstadt, geleistet hat, das ist im Osten von Europa und über seine Grenze hinaus noch zu schaffen. Sie sind durch ihre Heirathen und ihre ineinandergreifenden, einander stützenden Geschäfte eng und solidarisch verbunden, sind eine Macht: die Baring, die Hope, die Laboucheres, Parish, Siler, die Lestapis, wie die zu ihnen gehörenden Firmen am andern Ufer des Ozeans und ihre Anfänge waren klein und zersplittert genug. Anfangen! In Petersburg, in Wien, in der Türkei regen sich die Kräfte! Man muß anfangen versuchen, sie zu vereinen, denn der Anfang ist des Weges Hälfte, und anfangen in dieser Zeit, in welcher unter gemeinsamer Erschütterung im Zusammenbrechen vieles Alten Raum für Neues wird, in welcher Einer ohnehin auf den Andern angewiesen wird. Aber wie diese Zustände fördern, können sie auch hindern, indeß etwas wird immer geschaffen sein. Ich werde mein Leben und meine Kraft voll auszuleben trachten, Ihr werdet den Platz, auf dem Ihr stehen könnt, nicht erst zu suchen brauchen; werdet durch die Heirathen, die ich für Euch im Auge habe, meine Absichten fördern helfen. Das, was vielleicht

Lorenz Darner nicht erreicht, das mag das Geschlecht, das er in diesem Hause der Kaufmannswelt zu erziehen hofft, fortsetzen in seinem Sinne und in seiner Kraft; dann lohnt es immer, gelebt zu haben! Aber genug für heute, Du weißt jetzt, was ich will, woran Du bist. Richte Dich darnach! Doch, was ist das!«

Sie horchten beide auf. Man klopfte heftig an die Hausthüre; sie ward geöffnet, gleich darauf brachte der Diener einen Brief hinein.

[1-122] »Eine Estafette!«, meldete er.

Da rner erbrach und durchflog das Schreiben.

»Lies!«, sagte er, indem er es dem Sohne hinreichte.

Es lautete:

»In der Nähe von Landsberg, von Eylau, stehen die Heere einander gegenüber! In jeder Stunde kann der Zusammenstoß erfolgen!«

Frank blickte den Vater an.

»Was muß man thun?«, fragte er.

»Was der Augenblick gebieten wird!«, entgegnete Darner ruhig und verließ das Zimmer. Frank blieb allein zurück.

Er war im Tiefsten aufgeregt; er bewunderte seinen Vater und doch war eine Scheu vor ihm rege geworden in seiner Seele. Die Selbstsucht in des Vaters Liebe hemmte den freien Strom der Zuneigung, die Frank für ihn gehegt. Unwillkürlich glitten die Worte: »Mittel zum Zweck!« über seine Lippen.

Er konnte sie nicht vergessen.

Fünfzehntes Kapitel

Die Nachrichten, welche jene Estafette gebracht, hatten sich als richtig erwiesen.

Die Schlacht von Eylau war geschlagen, und obschon das vereinte Heer der Preußen und der Russen in ausdauernder Tapferkeit dem Feldherrngenie des französischen Kaisers an den beiden Schlachttagen den tapfersten Widerstand geleistet, hatte es ihn nicht vom Schlachtfelde zu vertreiben vermocht. Beide [1-123] Theile schrieben sich den Sieg zu; Napoleon aber zählte fortan den Tag von Eylau zu seinen Siegestagen, wie die Tage von Marengo, von Jena und von Austerlitz.

Die Preußen hatten sich gen Osten gewendet, den Zusammenhang mit der russischen Hauptmacht aufrecht zu erhalten; der Theil des russischen Heeres, welcher bei Eylau gefochten, zog sich nach Königsberg zurück, um womöglich die Hauptstadt des Königreichs vor den Franzosen zu bewahren, und es war nicht vorauszusehen, welche Folge Napoleons Verweilen auf dem Schlachtfelde haben werde. Es war die erste große Schlacht, welche er in dem winterlichen Norden geschlagen, das erste Mal, daß er die Tausende und Tausende, die unglücklichen Opfer seines Ehrgeizes ihr Lebensblut, wie früher in der Gluth des Wüstensandes, auf Schneegefilden verströmen sehen.

Das friedliche Königsberg war sich selber nicht mehr ähnlich. Da die Russen als Verbündete und Freunde der Preußen in die Stadt gekommen, hatte man sie gut aufzunehmen. Die preußischen Behörden waren in ihrer Thätigkeit geblieben, hatten sich jedoch den Befehlen des russischen Kommandirenden zu fügen. Alle Häuser lagen jetzt voll russischer Einquartierung, überall mußte

man sich in die möglichste Enge zurückziehen, um Platz zu schaffen für die Fremden, für Gesunde, für Kranke und Verwundete. Die Kirchen der Stadt, die Börse und alle irgend verwendbaren Räume waren in Lazarethe verwandelt. In dem großen Saal des Rathhauses, in welchem Frank und Justine am Sylvesterabende so fröhlich ihre Bekanntschaft gemacht, wüthete das Lazarethfieber derart, daß man nicht Leute genug hatte, die Todten einzeln hinwegzuschaffen. So wie sie die Augen geschlossen, warf man sie zu den Fenstern hinaus, wo [1-124] sie in Haufen zusammenfroren, ehe die Leiterwagen sie holen kamen — ein Bild des Entsetzens für die Vorübergehenden.

In kurzen Zwischenräumen hörte man den Marschtritt der Regimenter, das Rasseln der Pulverwagen, der Kanonen, die russischen Kommandoworte erschallen. An alle Thüren klopften die Soldaten mit ihren Quartierbilleten. Kein Frauenzimmer der gebildeten Stände war auf den Straßen zu sehen, und selbst in den Häusern, in welchen man nicht höhere Offiziere zu empfangen hatte, hielten die Frauen sich vor den Fremden zurück.

In fliegender Hast jagten die bärtigen Kosaken, die den Vorpostendienst versahen, auf ihren kleinen, leichten Pferden, die eingelegten Piken nach ihrer Weise weit vorgestreckt, von den Thoren durch die Straßen der Stadt nach dem Schlosse hinauf und wieder zurück über den gefrorenen Fluß, nach den Thoren und vor die Stadt hinaus, nach der Seite hin, von welcher man das Anrücken der Franzosen erwartete.

Der russische Feldherr residirte in den Zimmern des Schlosses, welche von dem Könige bewohnt worden waren. In einem der großen Säle fand eine Versammlung statt. Der Landhofmeister von Preußen hatte die Kaufmannschaft zu derselben berufen lassen. Die russischen Truppen mußten unterhalten werden, und die königlichen wie die Stadtkassen waren leer. Es handelte sich um jene Beiträge, die man freiwillig zu leisten hatte, wenn man zu ihnen nicht gezwungen werden wollte. Die Aeltesten des Handelsstandes, Kollmann und Berckenhagen, standen an der

Spitze mit ihren Darbringungen, Darner zeichnete eine Summe, welche alle Erwartungen übertraf, und er bot sie mit einem Gleichmuth, der bei den Einen Achtung, bei den Anderen Neid erregte.

[1-125] Aber er that mehr als das. Den ganzen Morgen waren seine Leute in seinen Speichern beschäftigt, Getreide nach den in der Stadt belegenen Mühlen zu schaffen, um dem Bedürfniß der rasch errichteten Feldbäckereien zu genügen und den ärmsten Bewohnern der Stadt auf Darner'sche Anweisungen Brotmehl zu schaffen. Er war selbst an Ort und Stelle gewesen, die Ausführung zu regeln; Frank hatte mit Ungeduld der Rückkehr des Vaters gewartet, da er auf Anordnung desselben, zum Schutz der Schwestern, hatte zu Hause bleiben müssen.

Es war schon gegen Mittag, als Darner nach Hause kam. Der Sohn eilte ihm mit der Frage entgegen, was es auf dem Schlosse gegeben habe.

»Die Kontribution, auf welche man gefaßt zu sein hatte, und die nicht die letzte und nicht die schwerste sein wird!«, antwortete Darner, während er sich nach dem Komptoir begab, den nöthigen Befehl für die Zahlung des gezeichneten Beitrages zu ertheilen. Er war groß genug, auch den Sohn zu überraschen. Obschon er sich keine Bemerkung darüber erlaubte, errieth der Vater, was er dachte.

»Es ist ein bedeutender Posten!«, sagte er, »indeß gerade in Zeiten der Noth hat man darzuthun, daß man von ihr nicht mitbetroffen ist; und sich zu unterschätzen, ist ebenso unanständig, als es eine falsche Spekulation ist. Kollmann hat sich auch klug und anständig gezeigt. Ich acceptire von ihm Wechsel auf sein Rigenser Haus. Sein Beitrag ist hier von unserer Kasse mit dem meinen einzuzahlen.«

Frank blieb an des Vaters Seite, so lange derselbe in der Kasse und in seinem Kabinet beschäftigt war; dann fragte er, ob er seiner noch bedürfe, und da Darner dies verneinte, zog er rasch [1-126] den beschnürten Leibpelz an, drückte die Zobelmütze auf den Kopf und

verließ das Haus.

Schnellen Schrittes hatte er die Entfernung bis zum Dome durchmessen. Der ganze Platz rund um denselben war in ein Bivouak verwandelt. Bis an den Fuß der Freitreppe, die zum Kollmann'schen Hause hinaufleitete — es nahm die halbe Westseite des Platzes ein — lagerten russische Soldaten, die eben aus großen Kesseln ihr Mittagessen verzehrten. Der Dampf stieg in die kalte, klare Luft hinauf. Vor dem Hause stand ein Doppelposten. Ein paar Offiziere kamen die Treppe herunter, ein anderer stieg sie neben ihm hinan. Es war ein Kommen und Gehen, denn der Kommandeur eines Regiments war mit seinen Adjutanten bei Kollmann im Quartier.

Frank mußte erst den Diener suchen, der ihn melden sollte, und folgte, ohne die Antwort abzuwarten, ihm auf dem Fuße nach.

Als man ihm die Thüre der Wohnstube öffnete, sah er Madame Kollmann und einen russischen General, der ihr gegenüber saß. Ein Pack von alter Leinwand lag auf dem Tische, sie zupfte Charpie und hielt in der Arbeit inne, den Eintretenden dem General vorzustellen. Sie sprach deutsch, da General von Stromberg, ein Kurländer, das Deutsche selbst als seine Muttersprache ansah.

Justine, um derentwillen Frank gekommen, war nicht im Zimmer. Den ganzen Morgen hatte es ihm keine Ruhe gelassen. Der Gedanke, daß auch das Kollmann'sche Haus wieder voll fremder Offiziere sei, daß man sie zu empfangen, da sie als Verbündete gekommen, mit ihnen als Gäste zu verkehren habe, wenn sie es begehrten, hatte ihn gepeinigt. »Mit welchem Rechte?«, fragte er sich.

[1-127] Nichts war bisher ausgesprochen worden zwischen ihm und ihr; aber seit dem Abende, an welchem er die tiefgreifende Unterredung mit seinem Vater gehabt, war es klar in ihm geworden, was bis dahin nur wie ein frohes Ahnen beglückend in ihm gelebt. In dem Augenblick, in welchem der Vater ihm davon gesprochen, daß bei seinen Plänen auch die Verheirathung seiner Kinder eine Rolle spiele, hatte er empfunden, daß seine Wahl

getroffen sei.

Nur die Ankunft der Estafette hatte ihn gehindert, dies zu erklären, und in der Unruhe der letzten Tage hatte die Rede nicht davon sein können. — Er dachte nicht darüber nach, wie diese Liebe in ihm entstanden sei; er hatte sie vorahnend empfunden, als er Justine zum ersten Male gesehen. Wie sie am Sylvesterabend neben ihm gestanden, schlank und hoch gewachsen, ihm frei ins Auge blickend, war sie ihm wie für ihn geschaffen, mehr als je vorher ein anderes Mädchen, als seinesgleichen vorgekommen. Das hatte ihm gefallen, und weil spröde zu thun dem Selbstgefühle Justinens fern lag, hatten sie bald mit einander verkehrt, als wären sie von je beisammen gewesen.

Nichts in ihrem Betragen hatte jemals seine Huldigung herausgefordert. Sie hatte sie angenommen, wie er sie ihr geleistet, als etwas, das ihr gebühre. Die Auszeichnung, mit welcher sie seinem Vater, die beschützende Vorliebe, mit der sie seinen Schwestern begegnete, hatten seinen Dank und ein Gefühl der Gemeinsamkeit in ihm erweckt, die ihm Justinen noch mehr zu eigen gegeben; und das Alles hatte sich in der kurzen Zeit, in dem nicht allzu häufigen Beisammensein als etwas so Selbstverständliches zwischen ihnen gemacht, daß er sich erst darüber zu wundern [1-128] anfing, seit er sich seiner Liebe für Justine bewußt geworden war.

Ob sein Vater für ihn an eine Verbindung mit Justine dachte, dessen war er nicht gewiß; denn obschon sie als die reichste Erbin ihrer Vaterstadt betrachtet wurde, konnte Darner reichere Mädchen im Auslande für ihn im Sinne haben. Daß er aber keine andere zum Weibe nehmen werde, wenn Justine, wie er zuversichtlich glaubte, seine Liebe theilte, das stand fest bei Frank — und er fühlte sich als seines Vaters Sohn.

Sonst, wenn er einmal bei einem seiner Besuche im Kollmann’schen Hause Justine nicht gleich angetroffen, hatte seine erste Frage nach der Begrüßung ihr gegolten. Heute wollte sie ihm nicht über die Lippen, obschon sein Auge und sein Ohr mit

Spannung ihres Kommens harrten. Er meinte, die bloße Nennung ihres Namens müsse es der Tante und dem Fremden verrathen, wie sehr er sie ersehnte; und er mußte doch den Anwesenden gebührend Rede stehen.

Der General, eine edle, vornehme Erscheinung, hatte es bedauert, so viel Störung im Hause machen zu müssen.

»Ach!«, rief Madame Kollmann, indem sie mit den schmalen, spitzen Fingern wieder einen Faden aus der Leinwand zog und glatt neben den anderen niederlegte, »ach, gebe der Himmel, daß wir Sie lange unter unserem Dache behalten, Herr General! denn was stünde uns bevor, wenn Sie gezwungen würden, uns zu verlassen!«

Frank war achtsam geworden.

»Glauben Sie, daß Napoleon sich hierher wenden wird, Herr General?«, fragte er.

»Er hatte seine Garden noch um sich«, entgegnete dieser, »als wir das Feld räumen mußten. Wenn [1-129] er die Kraft dazu hat, eine neue Schlacht zu wagen, wird er sie gewiß erzwingen, da er es nach beiden Seiten im Augenblick nur allein mit uns, oder allein mit Ihrem Heere zu thun hätte.«

»Und man hat, wenn man das fragen darf, keine bestimmten Anzeichen für sein Vorhaben?«, erkundigte sich Frank.

»Es sind kleine Trupps von Franzosen in der Richtung von Königsberg wahrgenommen, einige Versprengte eingebracht worden! Vorbereitet sein ist alles!«, erwiderte der General, als die Thüre sich öffnete und Justine eintrat.

Unwillkürlich ging Frank ihr rasch entgegen.

»Den ganzen Tag hab' ich an Sie gedacht!«, sagte er halblaut, indem er ihr seine Verbeugung machte.

»Und ich an Sie!«, gab sie ihm mit gewohnter Offenheit zurück. Dann wendete sie sich zur Tante und zu dem General und sagte: »Es ist alles fertig, man hat einen Schreibtisch in das Zimmer geschafft, Ihr Adjutant ist neben Ihnen untergebracht …«

»Und«, fiel der General ihr ein, »Sie sind aus Ihrer Wohnung

durch uns vertrieben, Mademoiselle, wie ich eben von Madame Kollmann erfahren habe. Legen Sie mir nicht zur Last, was ich unfreiwillig verschulde.«

»Machen Sie sich keine Sorge darum«, versetzte sie. »Wer denkt denn jetzt daran, in Ruhe leben zu können? Lebt unsere arme Königin in Ruhe? Sind Sie selbst in Ihrer Heimat?«

»Wie Sie es nehmen wollen!«, entgegnete der Gefragte.

»So sind Sie von preußischer Abkunft?«, erkundigte sich Frank.

[1-130] »Auch darauf«, meinte der General, »könnte ich die gleiche Antwort geben. Das Geschlecht derer von Stromberg ist in Schwaben zu Hause. Ein Sohn desselben trat dereinst in den Orden der Deutschherren ein. Er war zur Zeit der Säkularisation des Ordens Komtur des hier am Haff gelegenen Deutschherrenschlosses Balga, ward lutherisch und heirathete eine kurländische Erbtochter. Von ihm stammten zwei Söhne. Seinen Namen Eberhard vererbte er auf den Sohn, der das kurländische Majorat überkam, und ihn trage auch ich. Er kommt jedoch auch in dem andern Zweige der Strombergs, bei den Nachkommen seines zweiten Sohnes vor, für den er hier am Haff ein Anwesen der alten Komturei von Balga, das Schloß Waldritten, gekauft hatte, das er ebenfalls zum Majorat erhoben und das an uns fallen würde, wenn die jüngere Linie, was der Himmel verhüte, aussterben sollte.«

»Waldritten!«, fiel Frank ihm ein. »Das Gut Waldritten grenzt, wie ich gehört, mit meines Vaters Besitzung, mit Strandwieck, zusammen!«

»So werden Sie einmal in meinem Neffen und Paten, der meinen Namen trägt, in Baron Eberhard von Stromberg, einen angenehmen Nachbar haben. Er hat in Heidelberg und Jena Kameralia studirt, hat vor Jahr und Tag sein Assessorexamen abgelegt und wollte, nach dem Brauche seines Hauses, für unbestimmte Zeit im preußischen Staatsdienst arbeiten. Indeß die Poeten und Philosophen, mit denen er in Jena zusammengekommen ist, die Schöngeister«, spottete er lächelnd, »haben es ihm angethan. Er kehrte nach seinem Examen noch

einmal nach Jena zurück, ging dann zum zweiten Mal auf Reisen, und ich weiß in diesem Augenblicke nicht, wohin der treffliche Mensch, der aber ein Schwärmer, ein Ideologe [1-131] ist, seinen Stab gewendet hat. Was giebts?«, unterbrach er sich selbst, da rasche Schritte auf dem Gange vernehmbar wurden und der Adjutant, ohne sich melden zu lassen, an die Thüre klopfte, um einen Bericht zu erstatten.

Der General erhob sich.

»A la guerre comme à la guerre!«, sagte er, sich entschuldigend, und folgte dem Adjutanten.

Vom Platze herauf hörte man Kommandoworte und Trommelwirbel. Die Mahlzeit der Soldaten war unterbrochen, die Truppen nahmen die Mäntel, die Tornister auf und eilten zu den zusammengestellten Gewehren. Aus der Ferne wurden Trompetensignale gegeben, ein Trupp Kosaken jagte mit jauchzendem Rufe über den Platz.

Frank und die beiden Frauen waren an das Fenster geeilt. Er hatte Justinens Hand ergriffen.

»Die Franzosen sollen in Aweiden, in Schönfließ sein!«, rief Kollmann in das Zimmer tretend.

»Gott im Himmel«, klagte seine Frau, »was soll aus uns werden! Was fängt man an? Wenn John, wenn John nur bei uns wäre!«, rief sie unter Thränen und ließ sich auf das Sopha fallen. »So rede doch, Kollmann, rede doch! Du stehst auch so da, Justine! Und Sie, Herr Darner, was wird Ihr Vater denn thun? Redet doch, was soll man denn thun? Konrad, rede doch!«

»Nichts, auf seinem Posten bleiben und das thörichte Weinen und Klagen lassen, bis es Zeit dazu sein wird!«, antwortete Kollmann, der in diesem Augenblick die Geduld verlor, welche er sonst seiner Frau bewies. »Wir stehen in Gottes Hand!«

Frank war noch einmal an das Fenster gegangen.

»Sie brechen auf!«, sagte er. »Ich muß fort. Wenn Sie wüßten, was mich das in diesem Augen[1-132]blick kostet?«, fügte er leise hinzu, während der Lärm auf dem Platze und das Laufen und das

Sprechen und Befehlen und das Klirren der Schleppsäbel im Flur und auf der Treppe immer lauter wurden.

Die Tante barg ihr Gesicht in den Kissen des Sophas, Kollmann ging schweren Schrittes auf und nieder und blieb darnach auch wieder am Fenster stehen.

Frank empfahl sich mit kurzen Worten.

»Wenn etwas bei Ihnen vorfällt, Herr Kollmann«, bat er, »lassen Sie's uns wissen, wir wollen auch Nachricht senden!«

»Wenn es geht!«, setzte Kollmann hinzu.

Frank war bleich geworden, Justine standen die Thränen in den Augen. Als er das Zimmer verlassen mußte, wendete er sich noch einmal nach ihr um, dem Blicke widerstand sie nicht. Sie folgte ihm nach.

Draußen breitete er ihr die Arme entgegen; sie warf sich an seine Brust.

»Kommen Sie wieder«, bat sie unter seinen Küssen, »ach, kommen Sie bald wieder!«

»Mußt Du darum erst bitten!«, rief er. »Aber habe Muth, Justine, solch Glück zerstört der Himmel nicht! Kann ich, so komme ich heute noch! Lebe wohl!«

»Leb wohl!«, und noch einmal zog er sie an seine Brust; dann schieden sie.

Sechzehntes Kapitel

Der Tag war voll Verwirrung gewesen. Zweimal waren die russischen Truppen alarmirt worden und wieder zurückgekehrt. Gegen den Abend hatten sie die niedrigen Stadtwälle und die kleine Festung Friedrichsburg doppelt besetzt. Die Nacht war voll bangen Erwartens.

Es war der Befehl ertheilt worden, die Fenster durch die ganze Stadt bis zum Tagesanbruch zu erleuchten. In rascher Folge zogen die Patrouillen mit lautem Aufruf durch die Straßen.

Frank war spät am Abend noch einmal in das Kollmann'sche Haus gegangen, hatte den Hausherrn nicht anwesend gefunden und war von den Damen nicht angenommen worden. Man sagte, Madame Kollmann habe infolge der Aufregung ihre Nervenzufälle bekommen und Mademoiselle könne sie nicht verlassen.

Darner hatte seine unverheiratheten Handlungsgehilfen im Hause behalten; sie wachten im Komptoir. Es war Mitternacht, als der Diener in das Wohnzimmer der Familie trat, um die niedergebrannten Kerzen durch neue zu ersetzen. Fast gleichzeitig kamen Darner und Frank aus dem Komptoir herauf in den nach der Hauptstraße gelegenen großen Speisesaal, der jetzt als Wohnstube der Familie zu dienen hatte.

»Seid Ihr noch da?«, rief Darner, als er seine Töchter mit Madame Göttling noch beisammen fand. »Das ist ja gegen die Ordnung!«

»Wir können doch nicht schlafen gehen, wenn Sie und alle Leute wachen!«, meinte Dolores und hing sich an seinen Arm.

[1-134] »Gerade deshalb könnt und sollt Ihr Euch zur Ruhe legen. Du siehst blaß aus, und auch Virginie läßt den Kopf hängen. Sich

gesund und rüstig zu erhalten ist das Wichtigste! Geht zur Ruhe!«

»Ich habe das den Mädchen auch gesagt!«, meinte die Göttling, indem sie die Leinwandbinden, an denen sie arbeitete, zusammenlegte, »sie wollten mir jedoch nicht folgen.«

»Wie kann man denn schlafen, Vater«, wandte Dolores ein, »wenn man in jeder Minute denken muß, die Franzosen kommen, die Schlacht geht los, es schlägt eine Kugel in unser Haus, oder die gräßlichen Kosaken, die wie Wilde durch die Straßen jagen, brechen bei uns ein? Der eine russische Unteroffizier, der etwas Deutsch kann, hat dem Hausmädchen gesagt, noch vor morgen käme es gewiß zur Schlacht.«

»In unserer Pension«, fiel Virginie ein, »war eine junge Italienerin, die Teresita Conza, deren Vater auf seinem Schloß nahe bei Marengo wohnt. Die hatte in der Nacht nach der Schlacht von Marengo neben ihrer Schwester im Bett gelegen und geschlafen, und dicht vor dem Schloß war es dann zwischen den Fliehenden und ihren Verfolgern noch einmal zu einem Kampf gekommen, und durch eine Kugel, die in das Schloß geschlagen, ist die arme Julia zerschmettert worden.«

»Und«, wagte Dolores sich schüchtern heraus, »wenn gar nichts zu befürchten ist, weshalb hast Du, Frank, denn heute Deine Pistolen probirt, die Du verschlossen gehalten, seit wir nach der Reise hier angelangt sind? Und weshalb sind die Herren im Komptoir? Weshalb wachen Sie selber, lieber Vater?«

Darner hatte ihnen Zeit gelassen, sich auszusprechen.

[1-135] »Mich dünkt«, sagte er, »da Ihr mich wachen seht, könntet Ihr alles Erwägen mir überlassen und thun, was ich Euch heiße. Ich wache, so lang ich es für angemessen halte, wache für und über Euch. Frank bleibt bei mir und Ihr geht!«

Die Töchter küßten ihm die Hand, sahen ihn und den Bruder ängstlich bittend an, umarmten dann auch diesen, und verließen das Wohnzimmer. Darner und Frank traten beide an das Fenster.

»Ich glaube, die Menschen würden ruhiger sein«, bemerkte Frank, »wären die Straßen dunkel. Dieses Sehenwollen, wo nichts

zu sehen ist, dieses müßige Warten auf ein Unheil, das kommen kann, ist schon ein Unheil. Könnte man es rascher kommen machen, es wäre ein Gewinn!«

»Gewiß«, bekräftigte der Vater, »denn man hätte ihm dann zu stehen, hätte etwas zu thun, seine Kraft einzusetzen. Das fürchtende Zuwarten spannt allmälig ab. Aber eben deshalb werden jetzt viele schlafen, und wenn die Nacht ruhig vergehen sollte, am Morgen glauben, sie ganz durchwacht zu haben. Die beiden Mädchen sicherlich!«, setzte er mit einem Lächeln hinzu, während er sich auf den mit einem türkischen Teppich behängten Diwan streckte, der am obern Ende des Zimmers stand. »Wachen will auch gelernt sein; und wie viele wissen überhaupt, wo ihr Denken und ihr Träumen in einander fließen? Wie wenige wissen, was sie wollen!«

Frank, den bei aller Unruhe und unter all den wechselnden Ereignissen des Tages der Gedanke an Justine nicht verlassen hatte, faßte des Vaters letzte Worte auf, und ohne seinen Platz am Fenster zu verlassen, sagte er:

»Nun, ich wenigstens habe das Glück zu wissen, was ich will, und denke mein Ziel zu kennen.«

[1-136] »Da ich es Dir gewiesen«, fiel der Vater ein, »ist das nicht schwer für Dich. Die Frage ist nur, ob man am erreichten Ziel so glücklich ist als auf dem Weg zu demselben, ob man es sich nicht immer weiter hinaus stecken muß, um in immer neuer Kraftanstrengung seines Lebens froh zu werden.«

Die Unterbrechung, wie die Art, in welcher der Vater seine Aeußerung aufgefaßt, machten Frank ungewiß darüber, ob er jetzt sprechen oder noch schweigen solle; aber seit er die Geliebte in seinen Armen gehalten, war das Verlangen nach ihrem Besitz mit Leidenschaft in ihm erwacht, und an den Vater herantretend, sagte er:

»Ich bin gewiß, mich glücklich zu fühlen am erreichten Ziel, und mir, wie Sie es nennen, darnach doch auch neue, weitere Ziele zu stecken.«

»Was soll das heißen?«, fragte Darner.

Frank hielt einen kurzen Augenblick inne und sagte darnach:

»Seit dem Abend, an welchem Sie mich ihr vorgestellt, habe ich Justine Willberg geliebt. Seit heute sind wir einig. Ich glaube, diese Heirath wird nach Ihrem Sinn sein.«

Darner hatte sich aufgerichtet; den Arm auf das Lehnpolster des Diwans gestützt, den Kopf erhoben, blickte er zu dem Sohn empor.

»Der Tag ist sonderbar gewählt für eine Liebeswerbung und diese Stunde ebenso für die Mittheilung, die Du mir machst!«

»Ich hatte fest auf Ihre Zustimmung gerechnet!«, entgegnete Frank, betroffen durch des Vaters Antwort.

»Weitreichende und bindende Unternehmungen entscheidet man nicht ohne Ueberlegung, Angelegenheiten wie diese nicht mit einem Ja oder Nein! Setze Dich nieder!«

[1-137] Der Sohn gehorchte. Darner griff in die offenstehende Cigarrenkiste, zündete eine neue Cigarre an, ging an das Fenster, da eben wieder eine Patrouille die Straße durchzog, kam dann zu dem Sohn zurück und nahm seinen Sitz auf dem Diwan wieder ein. Frank bezähmte nur mühsam seine Ungeduld.

»Justine ist schön, ist gesund und hat ein festes Herz, das sind große Eigenschaften für die Ehe«, hob Darner an, nachdem er seine Cigarre in Zug gebracht. »Ihr Vermögen ist in England sicher angelegt, und als ich mich hier niederließ, als ich den Plan faßte, Dich und die Schwestern hierher kommen zu lassen, habe ich selbst an eine Heirath zwischen Dir und ihr gedacht. Es paßte mir, Euch in der ersten hiesigen Kaufmannsfamilie festzusetzen, obschon Justinens Vermögen, das sie hier zur reichsten Erbin macht, nicht groß ist im Vergleich zu ausländischen Verhältnissen. Umstände aber verändern die Sache, und vielleicht —«

»So hätten Sie mich Justine nicht sehen lassen sollen!«, rief Frank mit aufwallender Empfindung.

Der Vater beachtete es nicht.

»Als ich Dich im Herbst von London nach Antwerpen kommen ließ, um mit Dir die Reise der Schwestern zu besprechen, hast Du

im Hause von Mathias Steenhoven, dem die Frau vor zwei Jahren gestorben ist, seine Tochter gesehen. Er dachte schon damals daran, sich mit einem noch jungen Frauenzimmer wieder zu verheirathen, und hatte mir Andeutungen darüber gemacht, daß er in dem Fall die Tochter aus dem Hause haben wollte. Du hast ihm und der Tochter gefallen. Ehegestern hat er mir seine Verlobung angezeigt und mir in Bezug auf Dich seinen Vorschlag gemacht. Anna Steenhoven —«

»Anna Steenhoven und Justine!«, stieß Frank [1-138] hervor. »Wie mögen Sie sie nennen neben einander! Das wortkarge, kalte Wesen —«

»Wird Worte finden für Dich, und Feuer, dächte ich, hast Du für Euch Beide. Sie ist sechzehn Jahre wie Deine Schwester, hat feine Züge, und solche bleiche holländische Mädchen werden oft die schönsten Weiber. Dabei würde sie Dir schon als Mitgift ein Vermögen zubringen, bedeutend größer als Justinens ganzer Besitz, und der Name Steenhoven ist viel werth, mehr als hier die Verbindung mit der Nichte Kollmanns!«

Sein Auge ruhte fest auf Frank. Es beirrte denselben nicht, aber er schwieg.

»Nun?«, fragte Darner nach einer Weile.

»Sie können wohl denken, daß ich nichts darauf zu erwidern habe, da ich Justine liebe.«

»Du hast mir das gesagt, und ich wundere mich darüber nicht. Indeß überlege Dir die Angelegenheit, da ja ohnehin, wie die Verhältnisse jetzt hier sind, vernünftiger- und schicklicherweise von einer Werbung und öffentlichen Verlobung zwischen heute und morgen nicht die Rede sein kann.«

»Nur das Eine geben Sie mir zu«, fiel Frank ihm ein, »daß von einer Wahl zwischen Anna Steenhoven und Justine auch für Sie keine Rede sein könnte ohne das Geld der Steenhovens.«

»Schlage das Geld nicht gering an, weil es Dir niemals gefehlt hat, weil Dir alle die weitreichenden Vortheile, die es gewährt, frühzeitig zu Theil geworden sind, weil ich mir seiner Zeit

Entbehrungen auferlegt, um Euch zuzuwenden, was mir gemangelt hat. Der geringste Engländer hat das Wort im Mund: ›Geld ist Macht!‹ und er weiß, was er damit sagt. Ich habe Dich jetzt neben mich auf einen wohl vorbereiteten Boden gestellt; aber ein Vermögen zu [1-139] machen wie das, welches sich Dir bietet, ist nicht leicht, erfordert Zeit, und Zeit ist das einzige, was, einmal verloren, nicht zu ersetzen ist. Das Alles bedenke wohl!«

Er stand auf, da der Diener herbeikam, den Kohlenkasten frisch zu füllen. Darner befahl ihm, den Samowar, Cognac und Zucker zu bringen. Als das geschehen war und der Diener das Zimmer wieder verlassen hatte, sagte Frank, während der Vater sich ein Glas Grog zurecht machte:

»Sie geben mir die Angelegenheit zu bedenken, damit weisen Sie mich auf mich selbst, und dafür danke ich Ihnen, Vater, denn es würde mir sehr hart sein, gegen Ihren Willen zu handeln. Aber mein Entschluß steht fest, ich habe nicht erst zu wählen. Sie haben Ihr Vermögen aus dem Nichts geschaffen, ich will arbeiten, es mit Ihnen in Ihrem Sinn zu mehren. Wohin es Ihnen gefallen wird, mich zu stellen, Sie werden mich bereit finden, Ihren Willen zu thun, und Justine wird mir folgen, darauf kenne ich sie. Sie selber aber kennen die Verehrung, welche sie Ihnen entgegenbringt. Justinens bin ich sicher.«

»Und ihres Onkels, Kollmanns?«, fragte der Vater, und Frank hörte den Ton des Zweifels in seiner Stimme.

»Kollmann hält Ihre Freundschaft hoch und hat sich mir von Anfang an geneigt erwiesen. Er kann Justine nicht zwingen, John Kollmanns Frau zu werden, denn darauf deuten Sie wohl hin.«

»Aber er kann sie auf Jahre hinaus verhindern, Deine Frau zu werden; und wenn aus Rücksicht für seinen Sohn er sie Dir weigert —«

»So wird sie doch die Meine werden!«, rief Frank, und des Vaters beide Hände ergreifend, [1-140] setzte er hinzu: »Glauben Sie denn, Vater, daß nichts, aber nichts von Ihrer Beharrlichkeit und Willensstärke in mir lebt? Sie haben so viel erreicht, ertrotzt, und

ich sollte mir nicht das Mädchen gewinnen können, das ich liebe, das mein sein will, das Ihnen werth ist, das werth ist, Ihre Tochter zu werden?«

Eine Erinnerung an seine eigene Jugend zog durch Darners Sinn, und seine Liebe für Frank sprach zu dessen Gunsten. Er wollte es auch zu einem möglichen Ungehorsam desselben nicht kommen lassen.

»Wohl«, sagte er, »ich will Dir nicht entgegen, und Justine soll mir willkommen sein; indeß —«

Er horchte auf. Frank war an das Fenster geeilt, unten im Hause wurde es lebendig.

Aus der Ferne hörte man schießen. Der Wind trug den Schall vernehmbar durch die Stille herüber.

»Das ist Gewehrfeuer — aber von einer größeren Masse!«, sagte Darner. »Die Franzosen müssen vor den Thoren sein!«

»Kanonenschläge!«, rief Frank.

An allen Fenstern wurden die Bewohner der Häuser hinter den Lichtern sichtbar; überall traten die Leute aus den Thüren auf die Wolme vor denselben heraus, und wieder ließ das Gewehrfeuer sich vernehmen. Auch Darner war mit Frank hinausgegangen, seine Leute waren seinem Beispiel gefolgt.

Ein rother Schein ward sichtbar am Himmel. Vom Schloßthurm blies der Wächter das Feuersignal, aber die Nachtwächter riefen das Feuer nicht aus, die Stadtwachen trommelten nicht und stießen nicht ins Horn.

[1-141] »Wo brennt's?«, rief man von allen Ecken und Enden den Nachtwächter an, der langsam wie immer durch die Straße zog. »Wo brennt's?«

»Man kriegt's nicht zu erfahren! Es muß draußen sein!«, brummte der aus seinem Pelz hervor. »Die Spritzenleute bleiben drin!«

Und wieder und wieder hörte man schießen! Dann ward es allmälig still. Einer um den Andern kehrten die Leute in die Häuser zurück. Es war bitter kalt; eins um das andere erloschen die Lichter

an den Fenstern, und der bleiche, graue Morgen stieg endlich aus der Nacht empor.

Er beleuchtete die müden, übernächtigten und bangen Gesichter der Bürger, die nicht wissen konnten, wer ihr Herr sein würde in der nächsten Stunde, und die kaum noch Herren waren in ihrem eigenen Hause.

Siebenzehntes Kapitel

Sobald es zulässig war, begab sich Frank in das Kollmannsche Komptoir. Der Vater hatte von ihm verlangt, daß im Augenblick von seinen Wünschen in Bezug auf Justine noch nichts verlauten solle, und Frank hatte sich darnach zu richten. Sehen und sprechen aber mußte er Justine doch, und nachdem er mit Herrn Kollmann die Nachrichten ausgetauscht, die man einander geschäftlich zu geben hatte, erbat er die Erlaubniß, die Damen zu besuchen.

Kollmann sagte, seine Frau sei krank, seine Nichte jedoch werde zu sehen sein. Frank ließ sich melden. Der Diener, der alle Hände voll zu thun hatte, [1-142] brachte den Bescheid, Mademoiselle werde augenblicklich kommen, und öffnete ihm das Wohnzimmer.

Frank kannte das Zimmer ganz genau, kannte jeden Platz, jedes Bild an den Wänden, und hatte auch sonst schon in Erwartung der Damen wohl vor der Servante gestanden und die Tassen und alten Porzellanfiguren auf derselben betrachtet. Heute aber war ihm Alles neu und fremd und feierlich wie in einer Kirche.

Es war nicht mehr dieselbe Justine, die er erwartete, es war seine Justine, seine Geliebte, sein künftiges Weib; und heiß erglühend, als sie zu ihm eintrat, schreckte er zusammen, da sie wie angewurzelt und niedergeschlagenen Blickes an der Thür stehen blieb.

»Was ist geschehen?«, rief er. »Warum siehst Du mich an, Justine, als wäre ich nicht ich?«

Sie hob wie in Angst die Hände empor, schlug sie vor das Gesicht, flog ihm dann in die Arme und in Thränen ausbrechend, während sie ihr Antlitz an seiner Brust barg, rief sie:

»Ich schäme mich vor Ihnen!«

»Du schämst Dich, daß Du mich liebst? Wie fängst Du das an, da ich glücklich bin in meiner Liebe, und stolz, die Deine zu besitzen? Die thörichten Thränen küsse ich Dir fort!«

Und sie lachten Beide, da er's that. Trotzdem machte sie sich wieder von ihm los.

»Nein«, sagte sie, »wissen müssen Sie es doch!«

»Aber was soll ich denn noch wissen, da ich Alles weiß, was ich zu meinem Glück bedarf?«

»Ich muß es Ihnen dennoch sagen!«, hob sie an und zog ihn in die andere Ecke des Zimmers, in den Erker, in welchem man sie nicht gleich sehen konnte, wenn man in dasselbe eintrat. »Gestern — [1-143] den ganzen Tag hat es mir keine Ruhe gelassen — ach, sieh mich nicht so an!«, bat sie und lächelte, da sie ihn Du genannt.

Frank wurde ungeduldig.

»Höre mich erst«, drängte er, »denn wer weiß, wie bald uns Jemand stört! Mein Vater weiß Alles und heißt Dich von Herzen willkommen. Er verlangt aber, daß ich noch schweige gegen Deinen Onkel —«

»Und gegen die Tante erst recht«, fiel sie ihm ein, »denn sie ist unwohl und aufgeregt, und sie liebt Dich nicht, und Deinen Vater nicht. Sie liebt nichts Fremdes — sie liebt eigentlich nichts als sich und ihren Sohn und —«

Ein rasches Roth flog abermals über ihre Stirn und Wangen.

»Sie hat Dich ihrem Sohn bestimmt!«, fiel Frank ihr ein, da sie stockte.

»Ja«, bekräftigte Justine, »und der Onkel auch. Und seit sie wissen, daß ich John nicht mag, seit ich ihm das selbst gesagt, noch ehe ich Dich gesehen«, setzte sie zärtlich hinzu, indem sie dem Geliebten die Hände reichte, »seitdem ist auch der Onkel nicht mehr väterlich für mich wie sonst, und ich bin gewiß, er wird nicht für uns sein.«

»War es das, was Du mir sagen wolltest?«

Sie schüttelte das Haupt.

»Das kommt ja erst nachher!«, sagte sie, aber gestern —«

»Nun?«, fragt er.

»Was hast Du nur von mir gedacht«, rief sie, »daß ich mich Dir gestern so an den Hals geworfen? Ach, Frank!«

Und sie lag wieder an seiner Brust, und er küßte ihr die Selbstanklage von den Lippen.

[1-144] »Daß Du mir nie entziehen wirst, was Du mir so frei gewährt, daß Du mein sein wirst, immer, immer, auch wenn sie Dich mir entreißen wollen!«, sagte er voll freudiger Liebe.

»Ja, ja, bei Gott!«, sprach sie und gab ihm fest die Hand. »Und nun geh und schweig, und sage Deinem Vater, ich hätte immer einen Zug zu ihm gehabt, weil er — und Du auch — weil ihr anders seid als alle Anderen. Ach«, unterbrach sie sich plötzlich, »es ist ja überhaupt alles ganz anders, als man's denkt. Mein Leben lang habe ich gehört und gelesen von weiblichem Stolz und habe daran geglaubt und mir was auf meinen weiblichen Stolz zu gute gethan! Und gestern — gestern! Frank, das wollte ich Dir sagen; wie ich dachte, es könne uns Noth und Elend kommen in der nächsten Stunde, und wie Du dann fortgegangen bist und mich angesehen hast, und ich habe mir gedacht, Du würdest nicht da sein, Frank, wenn das Elend käme — da hast Du mir die Arme ausgebreitet und —«

Er ließ sie nicht vollenden, sondern sagte glückselig, sie fest an seine Brust ziehend

»Da hast Du empfunden, daß Du ein Weib bist und daß Deine Zuflucht in meinen Armen ist, die Dich tragen und bergen und halten sollen, Geliebteste, so lang ein Athem in mir lebt. Und nun komme, was mag! Nun lebe wohl, mein Eigen!«

Achtzehntes Kapitel

Vierzehn Tage waren seitdem vergangen. Die Franzosen, welche noch ein paarmal, wie in jener Morgenfrühe, in kleinen und größeren Trupps bis [1-145] dicht vor die Thore von Königsberg gekommen, waren von den Russen immer wieder zurückgeschlagen worden. Napoleon hatte im Ermland auf den gräflich Finckensteinschen Gütern, zwölf, dreizehn Meilen vor Königsberg, ein Winterquartier bezogen, seine Truppen lagerten rund um ihn her. Königsberg war unter dem Schutz, das heißt im Besitz der Russen, während die Preußen sich in Lithauen gesammelt hatten, und der König und die Regierungsbehörden noch immer in Memel des endlichen Ausgangs der Dinge warteten.

Keine Stunde war man sicher vor dem Aufsprung Napoleons zu einer neuen entscheidenden Schlacht, und man fing sie zu ersehnen an, denn die Noth und die Theurung wuchsen mit jedem Tage. Zufuhr an Getreide und an allen Rohprodukten war nur aus Rußland und nur so lange einigermaßen ausreichend möglich, als der Frost anhielt. Wurden die Wege schlecht, so hatte damit der Verkehr zu Lande sein Ende, und auf das Freiwerden der Flüsse und des Meeres hatte man noch nicht zu rechnen. Die Kaufmannschaft, die große Lieferungsgeschäfte für die russische und preußische Armee abgeschlossen hatte, war in Gefahr, sie nicht ausführen zu können, während Napoleon seine Truppen aus Polen und aus den von ihm besetzten westlichen Theilen der preußischen Monarchie auf das Reichlichste zu versorgen im Stande war.

Jeder fragte sich und fragte die Anderen, wie das werden solle, und da Niemand eine Antwort darauf geben, Niemand eine

Hoffnung auf baldige Entscheidung oder gar auf Befreiung eröffnen konnte, kam jene zuwartende Gelassenheit über die Menschen, in welcher sie aus Nothwendigkeit zu ihrer täglichen Arbeit und allmälig auch zu ihren geselligen Gewohnheiten zurückkehren.

[1-146] Frank hatte es dem Vater nicht vorenthalten, daß er sich mit Justine verlobt, und daß sie es von ihm verlangt, ihre Liebe und Versprechung zunächst, da die Tante leidend sei, geheim zu halten; und Darner, der die Angelegenheit in aller herkömmlichen Form behandelt zu sehen wünschte, hatte den Sohn, um den Liebenden das Schweigen und die gebotene Zurückhaltung zu erleichtern, mit geschäftlichen Aufträgen über die Grenze nach Rußland gesendet.

Inzwischen hatte die Kaufmannschaft es durchgesetzt, daß man die Verwundeten und Kranken aus der Börse entfernt; und es war ein sonnenheller Tag, an welchem man sich zum ersten Mal wieder in derselben versammeln konnte.

Kollmann und Darner hatten einander bei dem Eintritt von fern flüchtig begrüßt, waren dann von ihren Geschäften hingenommen worden und trafen erst zusammen, als sie die Börse verließen.

»Ist Ihr Sohn zurück?«, fragte Kollmann, während sie vorwärts schritten.

»Vor ein paar Stunden ist er angelangt.«

»Er war also nicht lange fort!«, bemerkte Kollmann.

»Elf Tage!«

»Bringt er Neues?«

»Für die hiesigen Zustände bringt er insofern Gutes, als er die ganze Reise noch hat zu Schlitten machen können. Die Wege sind noch fest. Uebrigens hat er die Stimmung jenseits der Grenze zuversichtlicher als in Memel gefunden, wo er sich einen Tag aufgehalten und verschiedene Personen gesprochen hat.«

»Das ist kein Wunder; sie haben jenseits der Grenze den Feind noch nicht im Land so wie wir. Trotzdem soll man in Memel am Hof tanzen, sich [1-147] mit Schlittenpartien und auf jede Weise divertiren!«, wendete Kollmann mißbilligend ein.

»Was können sie viel Anderes thun! Ihr Schicksal liegt bei des Königs Charakter kaum noch in ihrer Hand!«, meinte Darner. »Und am Ende geht die Welt nicht unter, wenn sie gelegentlich einmal auch aus den Fugen zu gehen scheint. Es sah in den achtziger Jahren in Boston und New-York und 1793 in Frankreich auch nicht besser aus als jetzt hier zu Lande. Leben bleiben und den Kopf oben behalten, das ist die Hauptsache. Es stellt sich alles wieder her für den, der das Ruder in der Hand behält. Verliert man Geld, so gewinnt man's auch wieder. Wird hier begraben, so nimmt sich ein anderer ein Weib, wie eben jetzt mein alter Freund Steenhoven in Antwerpen.«

»Mathias Steenhoven? Was Sie sagen! Der Mann ist mindestens so alt als ich! Wir waren vor vier Jahren zusammen in Pyrmont, er mit seiner, ich mit meiner Frau. Die Frau war beträchtlich jünger als er; sie kann nicht lange todt und die Tochter, die sie mit sich hatten, muß jetzt erwachsen sein. Die Mutter war eine schöne Frau und die Kleine war nicht übel.«

»Gerade wegen der Tochter hat er mir geschrieben, als er mir seine Wiederverheirathung meldete, von der schon im Herbst, als ich ihn mit meinem Sohn besuchte, zwischen uns die Rede gewesen ist. Er möchte, nun er geheirathet hat, auch die Tochter verheirathen, und weil er eine junge, zweiundzwanzigjährige Frau genommen, die Tochter am liebsten nach außerhalb vergeben, nicht in Antwerpen.«

»Eine gute Partie!«, sagte Kollmann.

»In jedem Betracht! Er giebt ihr schon jetzt, wenn der Mann sicher ist, ihr ganzes mütterliches [1-148] Erbe, und zweimalhunderttausend Gulden von seiner Seite mit.«

»Eine vortreffliche Partie!«, wiederholte Kollmann. »Das Mädchen war hübsch und groß für sein Alter. Reflektiren Sie nicht darauf für Ihren Sohn?«

»Steenhoven — das aber unter uns — hat mir die Tochter angeboten für meinen Frank.«

»Und natürlich, Sie acceptiren den Vorschlag!«, sagte Kollmann,

dem mit Franks Verheirathung gedient war. »Sie haben Glück!«

»Nein! So brillant die Partie auch ist, ich kann nicht darauf eingehen! Ich erwähnte aber absichtlich des Projektes gegen Sie, weil ich mir denke, es könne Ihnen konveniren, falls Ihr Sohn noch frei ist. Frank hat nicht gewartet, bis ich ihn zum Heirathen aufgefordert. Er hat bereits für sich selbst gewählt, ist mit seiner Erwählten einig, und ich billige seine Wahl mit Freuden, in der Erwartung, daß auch Sie das Gleiche thun werden, lieber Freund! Ich bitte Sie hiermit um Ihrer Nichte Hand für meinen Sohn!«

Sie waren währenddessen an die Ecke der Straße gekommen, an welcher beide nach ihren Wohnungen einzulenken hatten. Kollmann blieb stehen, drehte sich dann aber wieder um, Darner zu begleiten.

Es war zwischen ihm und seiner Frau in der letzten Zeit von der Wahrscheinlichkeit dieses Antrags die Rede gewesen, und doch überraschte er ihn; denn abgesehen davon, daß seine Frau in keinem Sinne davon hören wollte, regte sich auch in ihm, nun der Augenblick der Entscheidung gekommen war, der Hochmuth der alten eingeborenen Kaufmannsgeschlechter gegen den emporgekommenen Fremden, obschon gerade er es gewesen war, der Darner stets am entschiedensten vertreten hatte. Er fand es sehr natürlich, [1-149] daß Darner, da er sich hierorts niedergelassen, die Heirath mit Justine einer reicheren auswärtigen Heirath vorzog. Johns Wünsche fielen daneben jetzt auch bei ihm schwer in das Gewicht, und keinesfalls sollte Darner glauben, daß man den Antrag von Frank erwartet habe, oder die Heirath mit demselben für Justine und für die Familie als eine Ehre ansehe, die man ohne weiteres anzunehmen habe.

»Ihr Antrag«, sagte er also, »kommt mir, wie Sie, werther Freund, sich denken können, nicht ganz unerwartet. Es freut mich auch, daß Sie Zutrauen zu meiner Nichte haben. Was ich von ihrem Sohne halte, wissen Sie. Ich werde aber durch die Willkür, mit welcher meine Nichte sich zu handeln erlaubt, vor einen Zwiespalt gestellt. Justinens verstorbener Vater hat sie von jeher

unserem Sohne bestimmt. Noch auf seinem Sterbebette hat es Willberg getröstet, sein einziges Kind einst in unser Haus, in seiner Schwester Haus, übergehen zu sehen. Mein Sohn ist in dem Gedanken an diese Heirath auferzogen, liebt die Cousine …«

»So sprechen wir nicht mehr davon!«, unterbrach ihn Darner, den Hut zum Abschied ziehend. »Nehmen Sie an, ich hätte nichts gesagt. Auf Wiedersehen!«

Er sprach das mit dem Gleichmuth, mit welchem Geschäftsleute ein Geschäft abthun, und da er an Kollmann ein Zögern bemerkte, setzte er hinzu:

»Machen wir uns weiter keine Gedanken darüber. Sie haben Ihres Schwagers Willen nachzukommen, und wir haben es ja mit ein paar gesunden Menschen zu thun. An gebrochenem Herzen stirbt keiner von den beiden! Frank sollte ohnehin in nächster Zeit nach England gehen, ich werde zu allseitiger Beruhigung seine Abreise beschleunigen!«

[1-150] Kollmann schwankte.

»Ich danke Ihnen«, sagte er, »daß Sie mir damit Zeit gewähren. Meine Frau ist Justinens nächste Anverwandte …«

»Versteht sich!«, ergänzte Darner. »Sie sind beide frei, Ihre Nichte und ebenso mein Sohn! Er mag über Antwerpen gehen und sich's überlegen.«

Sie boten sich höflich den guten Tag, waren beide beleidigt, und Kollmann noch keineswegs sicher über das, was geschehen sollte und werde, als er aus seinem Komptoir in seine Wohnung und zu seiner Frau hinaufging.

Neunzehntes Kapitel

Es war heute einmal still und ruhig im Hause wie in früheren guten Tagen. Madame Kollmann hatte ihre Nervenleiden ziemlich überwunden. Sie saß, wenn sie auch noch ein schwarzes Spitzentuch über die Haube gebunden hatte, doch wieder vor ihrem Nähtisch auf dem erhöhten Tritt am Fenster, von dem aus sie durch einen zu dem Zweck außerhalb angebrachten Spiegel die ganze Straße übersehen konnte; und wie an jedem Tage, wenn er von der Börse kam, trat Kollmann an sie heran, küßte sie und fragte:

»Nun, mein alter Schatz, wie befinden wir uns heute?«

»Der Doktor sagt, wenn das Wetter morgen so mild bleibt, könne ich eine Ausfahrt wagen!«, entgegnete sie, wickelte sich dabei aber doch fester in ihr Entredeux und zog das Spitzentuch tiefer über die [1-151] Stirn, um nicht gleich für völlig wohl zu gelten. Sie wollte auch gerade noch weitere Auskunft über sich ertheilen, als Kollmann sich erkundigte, ob sonst etwas gekommen wäre.

»Die Göttling war mit Dolores hier …«

»Wohl um zu erzählen, daß Frank zu Hause sei!«, fiel Kollmann ein.

»So weißt Du es schon von Darner und weißt also wohl auch, daß General von Stromberg heute von ihm eine Einladung für sich und seinen Adjutanten zum Mittagessen erhalten und angenommen hat. Wir sind dadurch Gottlob endlich einmal wieder einen Mittag gemüthlich für uns ganz allein!«

»Justine ist doch zu Hause?«

»Natürlich!«, entgegnete die Tante.

»Und —« Kollmann hielt inne, da man die Thüre des Nebenzimmers öffnete. Dann blickte er hinein und fragte: »War Frank schon hier?«, »Nein, ich sagte Dir ja, nur der Doktor und die Göttling; mit Dolores. Aber weshalb fragst Du das?«

»Eine Frage wie eine andere!«, entgegnete er, als Justine, heiter in ihrer Schönheit, mit dem Anruf in das Zimmer trat:

»Nun, Onkelchen, was bringen Sie uns Neues von der Börse mit?«

»Für Dich nichts Neues!«, gab er ihr zur Antwort.

Justine wurde roth und wandte sich ab. Auch der Tante fielen die Worte auf und der Ton, mit welchem Kollmann sie ausgesprochen hatte.

Indem meldete der Diener, daß angerichtet sei, man ging zu Tisch, indeß die trauliche Gemüthlichkeit, auf welche die Tante sich gefreut, wollte sich nicht einstellen.

[1-152] Kollmann war zerstreut, seine Frau that anfangs, als bemerke sie es nicht, weil er es nicht liebte, in solchen Fällen beobachtet zu werden. Auch Justine schwieg hartnäckig.

Es blieb der Tante also nichts übrig, als auf gut Glück zu plaudern, wenn man den Diener nicht die obwaltende Verstimmung merken lassen wollte.

Wie sie dann nun Alles ausgekramt, was sie am Morgen von den sie Besuchenden erfahren hatte, sagte sie:

»Denke Dir, Dolores und Virginie nehmen seit drei Tagen Unterricht im Russischen!«

»Das ist ohne Schaden für sie, wenn Darner sie vielleicht einmal nach Rußland verheirathen will. Hätte unsere Karoline Dänisch gekonnt, so hätte sie sich leichter in Kopenhagen eingelebt!«, antwortete er der Frau, und wieder blieb die Unterhaltung hängen.

»Weißt Du, daß Frank Darner sich in Memel aufgehalten und dort unsern König und die Königin gesehen hat?«, hob sie noch einmal an.

»Das Letztere wußte ich nicht, aber daß er in Memel war, hat der Vater mir gesagt, der ihn in den nächsten Tagen, ich glaube,

nach England schicken will.«

»Frank nach England?«, fuhr Justine auf; »das glaub' ich nicht!«, und hielt erschrocken inne, nachdem sie es gesagt.

Der Onkel sah sie scharf an.

»Glaub's immer!«, sagte er. »Man erfährt Manches, was man nicht erwartet oder geglaubt hätte; und daß man einen jungen Kaufmann auf Reisen schickt, ist weder überraschend noch unglaublich, wenn man keine besonderen Gründe hat, es zu bezweifeln!«

[1-153] »Franziska hätte das gesagt!«, wendete Justine ein, um nicht durch ihr Schweigen zu verrathen, wie die Nachricht sie getroffen hatte.

»Vorausgesetzt, sie hätte es gewußt!«, entgegnete der Onkel und erhob sich, da die Mahlzeit beendet war.

Justine entfernte sich schnell, Kollmann und die Frau blieben zurück.

»Sage mir, ich bitte Dich«, rief Madame Kollmann, als ihr Mann, vor seinem Pfeifentische stehend, die rechte Pfeife wählte, »sag mir, was hast Du heute? Du hast etwas mit Darner gehabt, oder mit dem Frank! Habt Ihr einen Verdruß? Auch gegen Justine hast Du etwas!«

Statt ihr den begehrten Bescheid zu geben, setzte er sich zu ihr an den Tisch, an welchem sie ihm den Kaffee bereitete, zog das gestickte Feuerzeug aus der Tasche, schlug bedächtig das Feuer an, legte den Zündschwamm auf den Tabak, und brachte paffend seine Pfeife langsam in Zug und Gang. Es eilte ihm nicht, auszusprechen, was er ungern sich selber und noch unlieber seiner Frau einzugestehen hatte.

»Du behältst diesmal Recht«, sagte er und paffte noch stärker, als er der Frau die Tasse abnahm, die sie ihm reichte. »Mit Deiner Ansicht über Justine behältst Du Recht. Sie ist einverstanden mit Frank Darner. Der Vater hat sie heute für den Sohn von mir gefordert.«

»Hab' ich's Dir nicht gesagt!«, rief sie triumphirend. Aber die

Mißstimmung ihres Mannes wie ihre Ergebenheit für ihn und der Gedanke an ihren Sohn dämpften sofort in ihr den Genuß des Rechthabens, und die Sachlage schnell übersehend, sagte sie: »Darum also, weil Du ihn abgewiesen, schickt er den Frank nach England, darum erschrak [1-154] Justine! Ich hatte es so bestimmt erwartet, daß es mich — Du siehst es — gar nicht überrascht! Ich bin zufrieden, daß wir so weit sind. Du siehst, ich nehm' es ganz gelassen, aber ich will dabei sein, wenn Du mit Justine sprichst. Ich will sie rufen lassen.«

»Nicht so hastig!«, warnte Kollmann und hielt sie zurück, da sie die Klingel ziehen wollte.

»Ich — ich habe, das weißt Du, Justine nie getraut, seit Darner vor vier Jahren in das Haus kam!«, fing Madame Kollmann aufs Neue zu sprechen an, da der Mann sie hinderte, Justine gleich zur Rechenschaft zu ziehen und ihr die Lektion zu geben, die sie ihr gönnte. »Nun hast Du es selbst erlebt, was ich Dir längst gesagt, daß der Göttling auch nicht zu trauen ist, daß sie von jeher Justine Alles nachgesehen hat, um sich bei ihr festzusetzen. Sie hat auch jetzt«, fuhr sie, sich mehr und mehr ereifernd, fort, »ganz gewiß wieder die Hand im Spiele gehabt. Sie hat, Justine hat es ja selbst ausgesprochen, ihr Alles hinterbracht, hat gewiß die Vertraute gespielt. Ich kenne diese sogenannten ruhigen, zurückhaltenden Frauen, eine wie die andere, diese Scheinheiligen!«

Sie hüstelte ein wenig, schöpfte frischen Athem. Kollmann hatte sie ruhig reden lassen. Er war zufrieden, daß sie sich erzürnte, daß sie die Angelegenheit nicht von der Gefühlsseite erfaßte.

»Streng Dich nicht an, reg Dich nicht so auf«, sagte er, »sondern laß uns zusammen überlegen, was zu thun ist.«

»Was ist denn da zu überlegen? Zunächst — es ist ja heute Dienstag und russische Post — zunächst muß doch John es wissen. Ich will gleich schreiben.«

[1-155] »Nicht so hastig!«, wiederholte er. »John erfährt es in acht Tagen auch noch früh genug, wenn wir damit zu Rande sind.«

»Aber ich bitte Dich, was soll denn noch zu Rande kommen«,

rief sie ungeduldig, »wenn Du Dein Nein gesagt hast!«

»Das habe ich nicht gethan, denn Darner hat es dazu nicht kommen lassen, nachdem ich ihm von Deines Bruders Wünschen für Justine in Bezug auf John gesprochen.«

»Nun, ich dächte, das wäre doch genug gewesen!«, eiferte sie aufs Neue.

»Genug, um Darner seine Stellung nehmen zu lassen, und immer nicht so viel, daß ein Einlenken von beiden Seiten nicht mehr möglich wäre, wenn uns das gerathen schiene, und Jene es, was nicht anders sein kann, noch wünschten. Justine ist nicht unsere Tochter, und Du hast eben jetzt über ihre Eigenwilligkeit geklagt, von der sie den Beweis geliefert. Sie hat John abgewiesen in einer Zeit, in der sie ihm noch keinen bestimmten Andern vorzog, und …«

»Und sie soll also wieder ihren Willen haben? Wie Du's wünschest, lieber Mann, ganz, wie Du es willst! Wenn Du's für Recht hältst, daß sie gegen ihres Vaters ausdrückliches Verlangen handelt, wenn Du mehr auf ihre Verliebtheit als auf Deines Sohnes lange, treue Liebe Bedacht nimmst, und wenn Du, als ihr Vormund, sie nicht abhalten kannst, sich an den ersten besten …«

»Halt, Marianne!«, gebot er mit jener Bestimmtheit, welche er, trotz seiner Nachsicht für sie, der Heftigkeit seiner Frau in entscheidenden Augenblicken immer erfolgreich entgegen zu setzen wußte. »Sprich nicht aus, was ich nicht hören darf, was gesagt zu [1-156] haben Dich reuen könnte. Diese ersten besten, wie Du sie in Deinem Zorn jetzt zu nennen beliebst, sind Gäste unseres Hauses. Lorenz Darner ist mir seit vier Jahren ein geachteter Geschäftsfreund, ist unser Hausfreund gewesen.«

»Ich habe Deine Meinung von ihm nie getheilt!«

»Das war Deine Sache; aber Du trittst mir und meinem Hause zu nahe«, fuhr er ruhig fort, »wenn Du von Darner mit Geringschätzung sprichst. Er hat keinen tadelnswerthen Schritt gethan. Allerdings wird er wie alle unsere Freunde vermuthet oder gewußt haben, daß wir Justine unserem Sohn bestimmten. Er wird

aber von Frank ohne Zweifel — und ohne daß die Göttling dabei im Spiele zu sein gebraucht — erfahren haben, daß Justine John ausgeschlagen hat, und er wird nicht glauben, daß unser Sohn geneigt ist, ein Mädchen zu nehmen, das ungern in sein Ehebett geht. Oder traust Du Deinem Sohne zu, daß er solcher Frau begehrt? Wünschest Du ihm vielleicht Justine zur Frau, wenn sie ihn nicht liebt — selbst wenn ich sie dazu zwingen könnte, oder wollte, seine Frau zu werden, was beides nicht einmal der Fall ist. Und Darner ist kein Mann, der fordert, wo er nichts zu bieten hat.«

Madame Kollmann schwieg, sie konnte sich nicht entschließen, das Nein ehrlich auszusprechen, das er zu hören begehrte.

»Du hast sie ja in Deiner Hand!«, bemerkte sie.

»Ich habe ihr Vermögen in meiner Hand und kann sie noch drei Jahre lang verhindern, ihrer Neigung zu folgen.

»Drei Jahre, Lieber, sind eine lange Zeit!«

»Gewiß, drei Jahre sind eine sehr lange Zeit; und drei Jahre lang ein Mädchen im Hause zu haben, [1-157] das Dich und mich als ihre Feinde ansieht, würde uns diese Zeit sicherlich nicht verkürzen!«

»Also soll Frank sie bekommen, wie es scheint? Sie willst Du ihr Glück haben lassen nach ihrem Sinne, und John, der treue John, der Genosse ihrer Kindheit, der seine ganze Jugend an sie gedacht, der mag sich trösten wie er kann. Nimmermehr, Konrad! Werde nicht ungerecht aus Gerechtigkeit, nicht hart aus Nachsicht. Sage ein bestimmtes Nein, und Frank Darner, der sich im Handumdrehen in Justine verliebt, wird sich aus Verdruß ebenso rasch in eine Andere verlieben. Sieht das die eitle Justine, sieht sie sich verschmerzt, so lernt sie Johns Treue schätzen. Gerade die Hochmüthigsten werden am sanftesten, wenn sie sich aufgegeben und vergessen finden, und Justine thut die Lehre noth. Frank findet ja zehn Frauen für eine, wenn auch nicht gerade hier, wo man doch nicht weiß, von wannen sie eigentlich stammen. Zehn für eine!«

»Kein Zweifel daran«, entgegnete ihr Kollmann, »den Beweis

biete ich Dir eben jetzt dafür. Du erinnerst Dich doch der Steenhovens aus Antwerpen?«

»Freilich, die Frau ist ja todt …«

»Und Steenhoven hat sich eine ganz junge Frau genommen.«

»Unglaublich!«, sagte Madame Kollmann, und es flog ein finsterer Schatten über ihr Gesicht. »Da sieht man, wie sich die Männer trösten! Man hätte denken sollen, er könne nicht leben ohne seine Frau. Nun, vielleicht tröstet sich auch John.«

»Zu den Steenhovens schickt Darner seinen Sohn«, nahm Kollmann das Wort. »Die Reise nach England ist nur ein Vorgeben, wie ich sicher weiß. Es war eine Heirath im Werk zwischen Frank [1-158] und der hübschen kleinen Anna. Ihr Vermögen ist weit größer als das von Justine, und was Steenhovens bedeuten, weißt Du. Da Frank aber Justine will, ist der Vater bereit, ihm nachzugeben und auf die Steenhoven'sche Partie zu verzichten. Er hat mich gefragt, ob wir sie für John nicht wünschenswerth fänden, und seine Vermittlung steht für den Fall in Aussicht.«

»John und Anna Steenhoven, das ist ja etwas ganz Neues!«, rief Madame Kollmann, brach dann aber ab.

Kollmann stand auf und sah nach der Uhr.

»Ueberlege Dir die Sache, ich werde natürlich noch heute mit Justine sprechen, jetzt muß ich ins Komptoir.«

»Ob die Geschichte mit dem Antrage von Steenhoven sich wirklich so verhält?«, fragte die Frau.

»Auf einer Unwahrheit oder Halbheit habe ich Darner nie betroffen. Es ist so zu sagen, ein Tauschgeschäft al pari, das er uns anbietet. Er soll auf seinen, wie auf unsern Plan verzichten, der jungen Leute wegen. Er würde es nicht vorschlagen, hielte er es nicht für ausführbar von der Steenhoven'schen Seite, weil das junge Mädchen doch lieber mit einem jungen Manne wie John aus dem Hause gehen, als mit einer jungen Stiefmutter unter demselben Dache bleiben wird.

»Das ist natürlich keine Frage!«, bekräftigte Madame Kollmann im Stolz der Mutterliebe.

»Und Aufsehen würde hier die Heirath machen, denn das Mädchen wäre auch für unsern John eine glänzende Partie. Nur weiß ich nicht recht, wie John jetzt abkommen könnte …«

»Du müßtest denn Tiessen für die Zeit entbehren und nach Riga senden können!«, schlug ihm die Frau vor.

[1-159] »Das hat seine Schwierigkeiten«, meinte Kollmann, um die Trauben, welche der Frau verlockend zu werden schienen, höher zu hangen, »das hat dort seine Schwierigkeiten; und auch hier müßte man natürlich erst noch Näheres mit Darner feststellen wegen Justinens Vermögen und ihrer Zukunft. Man müßte …«

»Man müßte Näheres wissen, meinst Du«, fiel die Frau ihm ein, »von wegen Darners Herkommen und wegen der Kinder und der geschiedenen Frau …«

»Auch das!«, sagte er und ging in das Geschäft.

Zwanzigstes Kapitel

Justine wußte sich vor Ungeduld nicht mehr zu lassen.

Wie eine Schildwache hatte sie seit dem Mittag an ihrem Fenster gesessen und gestanden und hinaus geschaut in die Straße, durch die er kommen mußte, und er war nicht gekommen. Wie ging das zu? Wie war das möglich?

Am Morgen hatte er natürlich Geschäfte gehabt. Während ihres Mittagessens hatte er nicht stören können, und man hatte im Darner'schen Hause, in dem man später speiste, den General und noch andere Gäste zu Tisch gehabt, aber diese Hindernisse hatte er doch im voraus berechnen können. Warum hatte er nicht durch Dolores einen Gruß gesendet? Warum hatte er der Göttling nicht gesagt, daß er sich ihr empfehlen lasse, daß er am Abend kommen werde, den Damen seine Aufwartung zu machen? Seine Schwestern und die Göttling hatten derlei Bestellungen [1-160] sonst vielmals ausgerichtet, warum heute nicht? Und wenn er den Auftrag unterlassen, weil er bei Zeiten zu kommen gedacht, wenn er dann davon abgehalten worden war, weshalb hatte er ihr nicht zwei Zeilen gesendet? Wegen eines Tanzes, den er sich im voraus für den Abend erbat, hatte er ihr sonst geschrieben; und jetzt, wo sie ihn seit Tagen und Tagen nicht gesehen, wo ihre und seine Zukunft davon abhing, daß sein Vater mit ihrem Onkel sprach, wo — dies war ihr zweifellos — sein Vater mit dem Onkel gesprochen haben mußte, heute ließ er sie warten, ließ er nichts von sich hören!

So lang es hell gewesen und sie noch hatte nach ihm ausspähen können, war es aushaltbar gewesen, dieses bange Warten; nun es dunkel geworden, und es war schon lange dunkel und man konnte bei dem trüben Flackern der Laternen auf der Straße kaum Jemand

erkennen, nun wurde ihr der Zustand erst recht zur Qual. Es mußte längst sieben Uhr sein. Sie mußte das Schlagen der Domuhr überhört haben in ihrer Aufregung.

Sie zog die Uhr aus dem Gürtel.

»Die Uhr steht!«, rief sie und hielt sie an das Ohr, aber Sekunde um Sekunde hörte sie ticken. »So geht sie zu langsam!«, dachte sie und ging in ihre Schlafstube, in der die unfehlbare englische Uhr stand, welche sie aus dem Vaterhause mitgenommen hatte; aber es war und blieb dasselbe, es fehlten noch neun Minuten bis zu sechs.

»Sie tafeln also noch, und Frank sitzt fröhlich bei Tisch mit den Gästen, und sie trinken und lachen, und er ist guter Dinge«, tröstete sie sich, indeß der Trost verschlug ihr nicht, denn sie dachte: »Wie kann er froh sein, wenn ich einsam hier in meiner Stube weine!«

[1-161] Ja, sie weinte, und um ihn! Wie konnte er so lieblos, so ohne Rücksicht sein? Er gegen sie?

Sie warf sich auf das Sopha, das Sopha litt sie nicht; sie sprang auf, an Frank zu schreiben, sich zu beklagen. Sich beklagen hieß ja aber ihm eingestehen, wie abhängig sie von ihm und seinem Willen sei. Den Triumph gönnte sie ihm nicht. Die Lehre vom weiblichen Stolz, die sie in des Geliebten Armen als eine Thorheit erkannt hatte, machte sich jetzt doch wieder in ihr geltend. Und trotzdem blieb es dabei, er hatte ihr Glück und Leid in Händen, und endlich mußte er doch kommen!

Draußen in dem Flur, vor ihrer Stube, hörte sie Schritte.

War das der General, der nach Hause kam? Nein, es war nur die Kammerjungfer. Sie händigte ihr einen Brief aus, den General Stromberg für sie mitgebracht.

»Von ihm!« Sie athmete auf.

Das Blatt enthielt nur wenige Zeilen.

»Dein Onkel, meine Justine, hat Dich mir verweigert«, schrieb ihr Frank. »Morgen mittag soll ich fort nach England, vorher aber muß ich Dich noch sprechen. Mein Vater weiß, daß ich Dich nicht lasse, aber ich muß es von Dir hören, daß auch Du beharrst, daß

Du mein bleibst unter jeder Bedingung, wie ich Dein bin für immer. Sage mir, wann ich kommen soll. Scheue es nicht, mich in Deinem Zimmer zu empfangen. Ich lasse mich nicht melden, nehme meinen Weg sofort zu Dir, meine schöne Braut, bald meine schöne Frau, meine Justine Darner!«

In helle Glücksfreude umgewandelt, drückte sie das Blatt an ihre Lippen, und sie hatte sich eben wieder niedergesetzt, es im Jubel ihres Herzens zu [1-162] beantworten, als das Stubenmädchen mit der Bestellung hereinkam: »Mamsell möge doch gleich zu den Herrschaften herunterkommen!«

»Ist jemand Fremdes da?«, fragte Justine, aufflammend in der Hoffnung, es könne der Geliebte sein.

Das Mädchen verneinte das.

Justine warf enttäuscht noch einen Blick in den Spiegel, zu sehen, ob ihre Aufregung nicht merkbar sei, nahm dann, ohne daran zu denken, aus Gewohnheit ihren Arbeitskorb mit sich, löschte das Licht aus und ging in das Wohnzimmer hinab.

Der Onkel und die Tante saßen wie immer auf dem Sopha neben einander. Der Onkel rauchte, die Tante strickte so wie immer. Die Lichter standen auf ihrem alten Fleck.

Aber der Onkel erkundigte sich nicht, weshalb sie den ganzen Nachmittag in ihrer Stube geblieben sei, die Tante legte das Strickzeug zur Seite, faltete die Hände unter der Brust zusammen und schwieg ebenfalls.

Justine konnte nicht ungewiß sein über das, was ihr bevorstand; indeß die Worte des Geliebten hatten sie erhoben und in sich gefestigt, und um ihre innere Freiheit kund zu thun, fragte sie in dem sorglosesten Tone:

»Soll ich etwas?«

»Putze die Lichter!«, gebot der Onkel, ohne eine Miene zu verziehen.

Und wie sie das gethan hatte, kam ihr ihre Frage und des Onkels Befehl nach der gehabten Aufregung so komisch vor, daß sie, aus einer Stimmung in die andere geworfen, lachend ausrief:

»Dazu sollte ich herunterkommen?«

[1-163] »Du siehst, sie lacht!«, bemerkte die Tante mit Bedeutung.

»Gebe Gott«, entgegnete er, »daß ihr das Lachen ihr Leben lang so vom Herzen kommen könne als bisher in unserem Schutz und unserem Hause!« Und ihr ein Blatt Papier hinreichend über den Tisch, fügte er hinzu: »Lies den Brief!«

Sie sah die Ueberschrift: »An Herrn Lorenz Darner!« Nach kaufmännisch geschäftlicher Sitte war sie oben auf die linke Seite des großen Quartblattes geschrieben. Justine nahm sich zusammen.

»Ich darf doch den Brief wohl oben in meinem Zimmer für mich selber lesen?«, sagte sie.

»Nein«, bestimmte der Onkel, »mir und der Tante lies ihn vor. Ich und Deine Tante haben gegen Dich stets offen gehandelt. Du sollst das auch in diesem Falle anzuerkennen haben, obschon Du es nicht verdient hast. Wie Du uns unser Vertrauen in Deine …«

»Erlauben Sie mir, Onkel«, fiel Justine ihm lebhaft in die Rede, »daß ich mich rechtfertige …«

»Lies erst den Brief. Das Uebrige nachher!«, gebot er.

Justine mußte sich fügen, und den Brief, den sie aus der Hand gelegt, wieder ergreifend, hob sie zu lesen an:

»Geehrter Herr, geehrter Freund! Der Heirathsantrag, den Sie mir heute im Namen Ihres Herrn Sohnes, Frank Darner, für meine Mündel und Nichte Mademoiselle Justine Willberg, gemacht, hat mich genöthigt, Ihnen sofort die Gründe darzuthun, welche mich nach der von meinem in Gott ruhenden Schwager gethanen Willensäußerung zwangen, den von Ihnen gemachten Antrag zunächst zu beanstanden, und die Angelegenheit mit meiner Frau, desselbigen [1-164] Willbergs einziger Schwester, zu besprechen, der allerdings darauf gerechnet hatte, in seiner Tochter den willigen Gehorsam zu finden, welchen seine vorsorgende Vaterliebe von ihr verdiente, als er darauf gedacht, sie mit unserem einzigen Sohn und Erben für das Leben zu verbinden.

»Da unsere Nichte aber selbstwillig und ohne unser Mitwissen

sich Herrn Frank Darner zugesagt hat, können wir aus Elternliebe und in Vorsorge für unseres Sohnes Glück und Frieden natürlich nicht mehr an die von ihrem Vater für Justine geplante Verbindung denken. Ich will es also mit Ihnen segnen, wenn unsere Nichte und Herr Frank Darner das Eheglück mit einander finden, welches Sie Ihrem Sohne, wir unserer Nichte zu wünschen haben.

»Indeß, als Justinens Vormund, habe ich natürlich die Angelegenheit auch von ihrer geschäftlichen Seite und nach jeder Richtung hin sicher zu stellen. Ich bin bereit, Ihnen die Vermögensverhältnisse meiner Nichte zu decouvriren, und muß daneben ein Uebereinkommen treffen, in welcher Weise das Willberg'sche Vermögen nach der erlangten Volljährigkeit der Besitzerin festgestellt, und welches Vermögen ihr und ihren zu erhoffenden Nachkommen von seiten des Herrn Frank Darner zugesichert werden kann, falls der Tod ihn vor seiner Gattin abberufen sollte.

»Endlich aber muß ich eines Punktes erwähnen, dessen Berührung Sie zu entschuldigen belieben werden, da ich ihn als gewissenhafter Vormund und auch in meinem Familieninteresse nicht unbeachtet lassen darf.

»Sie werden von Anfang unserer Bekanntschaft die Erfahrung gemacht haben, daß ich Sie, geehrter Herr, und Ihre persönlichen und kommerzielle Bedeutung zu würdigen verstanden und gerne aner[1-165]kannt habe. Indeß Sie sind mit unverkennbarer Geflissenheit jeder Mittheilung über Ihre Familienverhältnisse aus dem Wege gegangen, und es hat sich mir dadurch, wie durch Bemerkungen dritter Personen, und durch gewisse zufällige Aeußerungen von Ihren werthen Töchtern die Vermuthung nahe gestellt, daß eben diese Verhältnisse nicht der gewöhnlichen Art und vielleicht keine zufriedenstellenden gewesen sein dürften.

»Ehe ich aber, um nach meinem Gewissen und meiner Pflicht zu handeln, meine Nichte und Mündel, wie sie es wünscht, in Ihre Familie übergehen lassen darf, muß ich über das Herkommen und die Verhältnisse derselben völlig aufgeklärt und sicher darüber

sein, daß meiner Nichte und Mündel keine störsamen Ereignisse in dem Kreise entgegentreten können, dem sie sich einzuverleiben begehrt und in den Sie sie aufzunehmen wünschen.

»Sie werden, das bin ich sicher, diese Anfragen von meiner Seite als vollkommen berechtigt anerkennen, und ich darf Sie versichern, daß, falls Sie von Ihnen günstig beantwortet werden, wie ich es erwarte, ich Herrn Frank Darner gerne als unsern Neffen begrüßen und ebenso bereit sein werde, meinen Sohn von den Vorschlägen in Kenntniß zu setzen, die Sie — ich will hoffen zu gemeinsamem Besten — mir für ihn unterbreitet haben.

»Genehmigen Sie die Versicherung meiner ganz besonderen Hochachtung …«

Justine hatte den ganzen Brief langsam, wie der Onkel das liebte, und mit fester Stimme gelesen. Nur das Blut war ihr in den Kopf gestiegen und ihre Hand hatte leise gebebt unter der Wucht der wechselnden Empfindungen, welche das Schriftstück in ihr wachrief, wie unter der Gewalt, die sie sich [1-166] angethan, um ihre äußere Ruhe zu behaupten. Als sie ihn beendet hatte, legte sie den Brief vor ihren Onkel nieder.

»Nun«, fragte dieser, »Du schweigst, was soll dies Schweigen sagen?«

»Ich schweige, Onkel, weil ich mich sammeln muß; aber ich danke Ihnen, Onkel! Ich weiß, mein Vater würde ebenso gehandelt haben, und ich danke Ihnen, und auch Ihnen, Tante, daß Sie endlich den Plan aufgeben, mich mit John zu verheirathen, daß Sie John mit einer von Franks Schwestern verbinden wollen …«

»John mit einer Darner!«, rief die Tante, die ihren Unmuth nur schwer bewältigt hatte. »John? Der Gedanke ist doch zu naiv!«

»So habe ich des Onkels Schreiben falsch verstanden!«

»Das hast Du«, begütigte der Onkel. »Es kommt jedoch darauf zunächst nicht an, denn von John ist jetzt die Rede nicht.«

Er erhob sich, ging an seinen Sekretär, faltete und siegelte den Brief und hieß Justine dem Diener klingeln.

»Einen Augenblick noch!«, bat Justine. »Sie sind offen mit mir

verfahren, Onkel«, sagte sie, »ich schulde Ihnen also jetzt das Gleiche.« Sie stockte, suchte nach dem Worte und sagte dann: »Frank hat mir durch General von Stromberg ein paar Zeilen geschickt. Sie sind in dem Glauben geschrieben, daß Sie mich ihm verweigern. Er gelobt mir, nicht zu wanken, und verlangt mich zu sprechen, ehe er morgen fortgeht. Erlangen Sie es, daß Frank hier bleibt, bis Sie sich mit seinem Vater verständigt haben werden.«

»Das ist eine Avance, die ich nicht machen will, weil sie mich verpflichten und die Voraussetzung [1-167] eines Erfolges in sich schließen würde, der mir zweifelhaft erscheint.«

Die Tante hatte sich inzwischen erhoben und die Schelle gezogen, welche den Diener herbeirief.

Kollmann übergab ihm das Schreiben.

»An die Adresse zu besorgen durch den Hausknecht!«, befahl er. »Bescheid ist nicht zu erwarten nöthig!«

* * *

Als der Diener hinausgegangen war, sagte Kollmann:

»Darner wird dem Sohne den Inhalt dieses Briefes nicht vorenthalten. Schickt er Frank trotz desselben fort, so bedarf es kaum einer andern Antwort. Ich habe, da Du Dich, ohne uns zu befragen, so weit gewagt, auf die Ausführung von Deines Vaters Anordnungen und auf die Erfüllung unserer wohlwollenden Wünsche für Dich verzichten müssen. Beides ist mir gegen den Strich gegangen. Ich habe von Dir also zu fordern, daß Du Dich von jetzt ab meinem Willen fügst. Ich will durch Dich nicht in die Lage gebracht werden, als ein gewissenloser Vormund zu erscheinen. Ich darf in meinem Hause keinen romanhaften Liebeshandel treiben lassen. Du weißt, das ist nicht unser Brauch. Du bist hier nicht landfremd wie die Darners, Du bist hier eingeboren und hast den Namen zu respektiren, den Dein Vater und seine Vorfahren hier zu Ehren gebracht und Dir mit Ehren vererbt haben. Sind die Verhältnisse der Darners nicht der Art, daß

ich Dich ihren Namen mit Ehren tragen lassen kann, so wirst Du nicht Frank Darners Frau. Geschäfte [1-168] machen kann man mit Jedem, der sich dazu geeignet erweist; umgehen mit Menschen, die dazu geschickt, wenn sie auch nicht frei von Makel sind, denn jeder Umgang ist lösbar. Man kann nicht von Jedem, mit dem man Geschäfte macht und umgeht, seinen Taufschein und sein Testimonium heischen; aber mit wem ich mich oder einen der Meinen dauernd und durch heilige Bande verbinden soll, gegen den muß nichts einzuwenden sein; und darauf werde ich halten, auch in diesem Falle. Wenn Du mir nicht freiwillig versprichst, jeden Verkehr mit Frank Darner zu meiden, ihn nicht zu sehen, ihm nicht zu schreiben, ehe ich im Klaren über die Familie bin, so verbiete ich es Dir hiermit. Handelst Du gegen mein Verbot, so begehst Du eine unehrenhafte That, die vor aller Welt auf Dich und damit auf Deines Vaters Gotthard Willbergs Namen zurückfällt. Du darfst Dich mit Niemandem verheirathen, dem ein Makel anhaftet.«

Justine war seinen Worten regungslos gefolgt.

»Sie haben Darner bisher stets vertraut«, sagte sie, da ihr Onkel inne hielt, »weshalb zweifeln Sie jetzt an seiner Ehrenhaftigkeit?«

»Weil er es nöthig gefunden, uns über seine Familienverhältnisse im Unklaren zu erhalten. Mein Zutrauen zu ihm ist erschüttert seit der Ankunft seiner Kinder. Wer sich verbirgt, hat etwas zu verbergen. Fühlst Du Dich vielleicht dazu berufen, ihm darin beizustehen? Und was würden die Leute von Dir denken, wenn Du, Du Justine, den Namen einer Familie freiwillig zu dem Deinen machtest, deren Oberhaupt bisher seine Kinder, wie es scheint, nicht anzuerkennen gewagt hat? Warum hat Darner alle diese Jahre nie freimüthig von seinem Sohne gesprochen? Von seinen Töchtern nicht?«

[1-169] Justine blieb die Antwort schuldig. Es waren das Fragen, die sie sich selber im Stillen vorgelegt, ehe ihre Liebe sie völlig hingenommen. Jetzt, da der Onkel sie kalten Blutes vor ihr aussprach, fielen sie ihr mit ganz anderer Schwere auf die Seele.

Denn wie sehr sie sich seither auch darin gefallen, sich unabhängig von dem Willen ihrer Nächsten zu erweisen, war sie doch in der Scheu vor dem Urtheil der Leute erzogen, und es kam ein banges Zagen in ihr Herz, wenn sie sich auch desselben schämte.

»Es freut mich, daß Du schweigst. Es ist mir ein Zeichen, daß Du nachdenkst, daß Du die Richtigkeit meiner Vorsorge für Dich einsiehst!«, hob der Onkel wieder an. »Kann ich mich verlassen auf Deinen unbedingten Gehorsam gegen meinen Dir ausgesprochenen Willen?«

Und wieder schwieg sie im Kampfe mit ihrer Liebe und der in ihr erregten Scheu.

»Antworte mir, Justine!«, gebot der Onkel.

»Was soll Frank von mir denken, wenn ich ihm nicht Antwort gebe!«

»Daß Du ein ehrbares Mädchen bist und Dich nicht zu einem Liebeshandel hinter dem Rücken derjenigen hergiebst, die für Dich einzustehen haben.« So muß ich ihm doch wenigstens schreiben, daß ich Ihnen von seinem Briefe gesagt, daß Sie mir verbieten, ihn zu sehen.«

»Die Mittheilung werde ich ihm machen, und zwar, da ich persönlich nichts wider ihn habe, in schonendster Weise. Hoffentlich ist Gottlieb noch nicht fort, so kann er auch die zwei Zeilen gleich mit sich nehmen und besorgen.«

»Welche Umstände!«, rief die Tante dazwischen, da Kollmann Justine fortgeschickt, den Boten zurückzuhalten.

[1-170] Als sie wiederkehrte, gab er ihr zu lesen, was er geschrieben.

»Ich danke Ihnen, Onkel!«, sagte sie wieder.

Er sah, daß sie die Thränen in den Augen hatte, und gab ihr die Hand.

»Also wir sind einig für das Erste«, tröstete er, »das Uebrige wird sich finden. Jetzt kommt zum Thee!« »Ich möchte für mich in meiner Stube bleiben«, bat sie.

Kollmann sagte, sie möge nach ihrem Bedürfnisse handeln, und

sie ging davon.

Die Tante biß die Lippen zusammen und schüttelte mißbilligend den Kopf.

»Du bist nicht mit ihr am Ende«, meinte sie, nachdem Justine sich entfernt hatte, »aber wie ich Justine jetzt habe kennen lernen, muß ich sagen, unser Herrgott weiß am besten, was er thut und was uns frommt. Es wird oft zu unserem Heil, was wir als ein Unheil angesehen. Ich danke dem Himmel, daß dieses Mädchen nicht Johns Frau, daß sie nicht unsere Schwiegertochter wird. Wir haben an ihr gethan, was wir konnten, es nach des armen Gotthards Wunsch mit ihr und unserem John zu halten. Jetzt wünsche ich sehnlich, daß Darner im Stande ist, sich auszuweisen, denn ich bin Justinens und ihrer Nähe von ganzem Herzen satt. Hättest Du nur ihr Haus nicht verkauft, und sie mit der Göttling gelassen, wo sie war!«

»Wer hat es denn so sehr gewünscht, Justine in unserem Hause zu haben, um sie ganz nach unserer, nach Deiner Art und Weise zu erziehen?«

»Für Frank Darner etwa?«, fiel die Frau ihm ein, seiner Frage ausweichend.

Kollmann ließ sich dadurch von seinem Sinne nicht abbringen.

[1-171] »Du bist nach Frauenweise ungerecht gegen mich und noch mehr gegen Justine, Deines Bruders Kind. Frank ist ein schöner Mensch, sie ist in ihn verliebt und er in sie. Kann es mit Ehren geschehen, daß sie zusammenkommen, soll’s mir recht sein. Veränderten Konjunkturen muß man Rechnung tragen; aber auf unsicheren Boden stelle ich nicht mich, nicht sie!«

Einundzwanzigstes Kapitel

Darner war in seinem Zimmer, als man ihm den Brief von Kollmann brachte. Er durchflog ihn rasch; seine Stirne verdüsterte sich. Er stützte den Kopf auf die geballte Hand. Es war ihm lieb, daß er allein war. Er blieb eine Weile in tiefen Gedanken sitzen.

»Warum gab ich ihm das Recht, die Frage an mich zu richten?«, stieß er endlich hervor und versank dann wieder in sein Brüten. Er war's gewohnt, mit sich allein zu Rath zu gehen und sich nicht dabei zu schonen, denn er kannte seine Kraft und seine Schwäche. An dem Tage, an dem sein Sohn ihn gebeten, ihn aufzuklären über den Lebensweg, den er zurückgelegt, hatte er sie beide wieder in sich gefühlt: sein stolzes Selbstgefühl und die unüberwindliche Scheu, von seiner fernen ersten Jugend zu Jemandem zu reden, obschon fast ein Menschenalter ihn von derselben trennte und verjährt war, was damals geschehen.

Ausgesprochen mußte es doch einmal werden, vor Allem seinen Kindern gegenüber. War dies der rechte Anlaß, der richtige Augenblick dazu? War's klug, [1-172] Kollmann überhaupt Rede zu stehen, oder klüger, dessen Verlangen abzuweisen? Aber that er das, so gab er Jenem das Recht zu den übelsten Vermuthungen, während er zugleich die Verhandlungen über Franks und Justinens Verbindung völlig abbrach, zu welcher Kollmann jetzt einlenkend die Hand geboten hatte. Und Frank liebte das Mädchen und Darner liebte seinen Sohn.

Er konnte nicht wie sonst schnell mit sich einig werden. Sprach er, und Kollmann stimmte der Verbindung nicht zu, so hatte er sich unnöthig in dessen Hand, sich seinen jetzigen Mitbürgern unnöthig preisgegeben. In seiner Heimat lebte gewiß noch manch einer, der

ihn in seiner frühesten Jugend gekannt. Seit Jahren aber war keiner von diesen ihm in den Weg getreten, als einst an der Börse Kapitän Schwenten. Damals hatte er die Wirkung von dessen Anwesenheit und Mittheilungen in den tastenden Fragen zu empfinden gehabt, die man darnach an ihn gerichtet. Das, was einmal geschehen war, konnte sich heute, morgen wiederholen. Der Zufall konnte es noch ungeschickter fügen.

Er fuhr heftig auf, als stände dieser Zufall jetzt vor ihm. Das durfte nicht geschehen! Sich dem Ungeschick des Zufalls auszusetzen, sagte er sich, ist immer ein Fehler. Der Willkür eines Dritten wollte und durfte er nicht länger überlassen, was er nach bedächtigem Ermessen selber zur Ausführung bringen konnte. Er hatte allezeit, was der Tag und der Augenblick von ihm gefordert, nach seinem Gewissen gethan. Er blickte mit freiem, festem Sinn in seine Vergangenheit zurück; er war ja noch immer der Verhältnisse Herr geworden, in welche er mit seiner Person und mit der Kraft seines Willens eingetreten war. Es galt, dies auch jetzt wieder zu beweisen.

[1-173] Und doch zauderte er noch einmal. Was kümmerte die Leute, woher er gekommen, was er ursprünglich gewesen? Er war da; er war Lorenz Darner, der Chef des großen Handelshauses. Sie hatten ihn für denjenigen zu nehmen, der er war, so lang er nichts von ihnen begehrte!

Aber jetzt hatte er etwas von einem Andern begehrt, hatte von Kollmann eine Frau für Frank begehrt. Kollmann hatte damit das Recht gewonnen, sich nach seinen Familienverhältnissen zu erkundigen, zu fragen, wer die Mutter Franks gewesen sei.

Es gab kein Ausweichen, und einmal gethan, war's abgethan, so oder so! Er erhob sich, und rasch wie in allem seinem Thun, wenn der Entschluß gefaßt war, brachte er die folgenden Worte zu Papier:

»Ich ersehe aus Ihrem werthen Schreiben, daß Sie, geehrter Freund, eine Unterhandlung noch einmal aufzunehmen wünschen,

die ich nach Ihren mündlichen Auslassungen als abgethan betrachtete. Ich bin bereit, dieser Ihrer Absicht zu begegnen und Ihnen die Auskunft zu geben, deren Sie zu bedürfen glauben. Indeß solche Dinge machen sich besser persönlich als schriftlich ab, da ich Ihnen dabei sozusagen meine eigene Lebensgeschichte zu erzählen habe. Ich schlage Ihnen also vor, wenn es Ihnen paßt, sich morgen Abend um sechs Uhr gefälligst zu mir zu bemühen, und zeichne, Ihres werthen Besuches gewärtig, in bekannter Gesinnung

Lorenz Darner.«

Dies gethan, ließ er seinen Sohn zu sich berufen.

»Deine Abreise muß verschoben werden, zunächst um einen Tag!«, sagte er ihm. »Kollmann hat sich vermuthlich endgiltig überzeugt, daß er für seinen Sohn [1-174] auf Justine in keinem Fall zu rechnen habe. Er hat mir einlenkend geschrieben, Auskunft über Deine Mutter verlangt. Ich habe ihm für morgen Abend eine Unterredung zugesagt, der Du beiwohnen sollst, da Du neulich die gleiche Frage mit Berechtigung an mich gerichtet. Dort liegt Kollmanns Brief.«

Frank griff nach demselben, hielt jedoch inne und sprach:

»Ich möchte ihn nicht lesen, ehe ich Ihnen nicht gesagt, was ich ohne Ihr Mitwissen in dieser Angelegenheit gethan habe.«

Und mit kurzen Worten das Geschehene berichtend, händigte er dem Vater die Zeilen von Kollmann aus.

Als Darner sie angesehen, Frank den Brief gelesen und zurückgegeben hatte, bemerkte der Vater:

»Wäre mit einem Verliebten zu rechten, so würde ich Dir sagen, die Zurechtweisung von Kollmann hättest Du Dir ersparen können! Du weißt jetzt, wie die Sache steht, und wirst Dich darnach richten.«

»Justinens bin ich sicher wie meiner selbst!«, rief Frank voll Zuversicht.

»Das wird sich zeigen und ist abzuwarten! Wenn sie Dich liebt,

so ist Verlaß auf Justine, und mich soll's freuen, wenn Du Deinen Willen hast. Jetzt aber keinen Schritt vorwärts, ehe ich Kollmann gesprochen! Dein Wort darauf!«, entgegnete der Vater und hielt ihm die Hand hin.

Frank schlug ein. Er war gewiß, Justine werde sich bewähren, und war stolz darauf, dies dem Vater darzuthun.

Darner ging an das andere Ende des Zimmers, legte seinen Brief an Kollmann auf den Tisch, von welchem der Faktor des Hauses in der Frühe regelmäßig die nicht im Komptoir geschriebenen Briefe zur [1-175] Besorgung abzuholen hatte, und verließ darauf den Sohn. Es war spät geworden; er wollte auch weiter nicht befragt sein, es im voraus zu keiner Art von Erklärung kommen lassen.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Das Wetter hatte sich aufgehellt. Am Himmel schimmerte unter lichten weißen Wölkchen ein blasses Blau hervor. In der Luft fühlte man zum ersten Mal wieder jene Weichheit, welche an die Wiederkehr des Frühlings glauben macht.

Kollmann hatte es Justinen beim Frühstück nicht vorenthalten, daß er diesen Abend eine Besprechung mit Darner haben werde, und auf ihre Frage, ob Frank abreise, entgegnet, davon wisse er nichts. Er verkehrte jedoch freundlich mit ihr, und sie fühlte sich mehr als seit lange zu ihm hingezogen, da ihr Verstand ihr sagte, daß er handle, wie er es müsse. Mit der Tante war es für sie anders.

Es war gegen neun Uhr. Die Glocke des Doms läutete zur Kirche, die man regelmäßig zu besuchen gewohnt war. Darner war nicht kirchlich, hatte aber, wie seine Tochter es am Neujahrstag vorausgesagt, für seine Familie eine Bank in der Kirche gemiethet, und Frank pflegte seine Schwestern und Madame Göttling fast immer zum Gottesdienst zu begleiten, wenn schon es nicht eigentlich die Andacht war, die ihn nach dem Dome zog. Der Darner'sche Kirchenstand war dem von Kollmann gegenüber.

Als dieser letztere sich vom Frühstückstisch erhob, um sich nach dem Dom zu begeben, folgte Justine seinem Beispiel. Sie

hatte den Pelz, die Sammetkappe für sich bereit gelegt und war dabei, sich anzukleiden. Kollmann bemerkte das.

»Ich glaube, da die Tante noch nicht aufgestanden ist, bleibst Du heute lieber zurück. Sie hat, wie [1-176] ich Dir sagte, keine gute Nacht gehabt und könnte Deiner doch bedürfen!«, bedeutete er der Nichte.

Justine verstand die Meinung. Sie fügte sich, reichte dem Onkel den Pelz, den Hut, den Stock und das Gesangbuch, dann eilte sie wie am verwichenen Abend an das Fenster. Sie mußte sehen, ob Frank da war, ob er zur Kirche ging.

Es war wieder viel Leben auf dem Domplatz. Die russischen Soldaten zogen vorüber zu dem Gottesdienst, der für sie von ihren Feldpredigern und Popen auf verschiedenen Plätzen der Stadt abgehalten wurde. Von allen Seiten kam die Domgemeinde herbei. Man hatte Trost nöthig, sehnte sich nach Erhebung und fühlte sich geneigt, an die Macht eines höchsten Wesens zu glauben und auf dessen Hilfe zu bauen, da man sich gegenüber den drohenden Ereignissen selber nicht zu helfen und zu schützen vermochte. Die Noth lehrte plötzlich auch jetzt wieder Manchen glauben und beten, der sonst nicht viel daran gedacht, es nicht genau damit genommen hatte.

Die Klänge der Orgel ließen sich vernehmen, die Schritte der Kirchgänger wurden schneller. Viele von Justinens nächsten Bekannten gingen vorüber. Endlich kam auch die Göttling mit den beiden Mädchen; aber eilig, wie sie waren, sah Niemand von ihnen zu Justine hinauf, und Frank war nicht mit ihnen.

Woher kam das? War er abgereist oder grollte er ihr wegen ihrer Zurückhaltung? Nur dies eine hätte sie wissen mögen. Wie sollte sie denn durch den ganzen langen Tag kommen, bis zu der Stunde, in welcher der Onkel von der Besprechung mit Darner heimkehren würde? Und was sollte werden, wenn diese Unterredung nicht zufriedenstellend ausgefallen war?

[1-177] Frank lassen? Nimmermehr! Von dem Gedanken kam sie nicht los, und weil sie an denselben gebannt war, kam sie sich wie

gefangen und in Ketten geschmiedet vor, während sie wie immer beschäftigt im Hause umherging und der Tante behilflich war nach deren Bedarf.

Die Kirche war vorüber, die Leute gingen heim, der Onkel kam nach Hause. Es blieb immer dasselbe.

»Schade um das schöne Wetter!«, dachte Justine, denn die Tante brachte ihre Zeit zwischen Bett und Sopha hin; der Onkel wußte auch, wie es schien, nichts Rechtes mit sich zu machen. Er hätte nicht gerade den Sonntag, er hätte das Komptoir offen, womöglich einen Posttag haben mögen, um nicht oben in den Stuben immer wieder das gleiche Thema mit seiner Frau besprechen und Justinens Unruhe sehen zu müssen, wenn sie dazu kam. Wohl war Keinem von den Dreien an dem Tage. Es war eine Befreiung, daß der General und sein Adjutant das Mittagessen mit ihnen theilten, daß Stromberg gern sprach, daß Kollmann und Justine ihn anhören, ihm Rede stehen und eine Weile von sich selber absehen mußten.

Der General war sehr mittheilsam, denn er hatte ganz unerwartet gerade heute gute Kunde von seinem Neffen Eberhard erhalten, dessen er, als seines Pathen, schon früher gegen seine Wirthe erwähnt. Ein preußischer Offizier, der in der Schlacht von Jena schwer verwundet worden, war jetzt nach seiner endlichen Herstellung unter wechselnden Verkleidungen auf weiten Wegen bis nach Königsberg gekommen, um sich nach Lithauen zu seinem Regiment und unter seines Königs Fahne zu begeben. Er hatte in Jena viel mit Eberhard von Stromberg verkehrt, der vor dem Krieg in Jena kameralistischen Studien obgelegen hatte, und dorthin in seinen Freundeskreis zurückgekehrt war, [1-178] nachdem die Zustände sich in Jena wieder friedlicher gestaltet hatten und eine verhältnißmäßige Ruhe eingetreten war.

Der General, der seinen deutschen Wirthen gern den Antheil zu erkennen gab, den er für deutsches Geistesleben und deutsche Literatur empfand, sprach bei dem Anlaß von den Brüdern Schlegel, von Novalis, mit denen sein Neffe in nahe Berührung

gekommen war. Schillers und Goethes Namen wurden genannt, es war die Rede von ihren neuen Werken. Kollmann nahm diese Herzenshöflichkeit seines Gastes dankbar auf. Die deutsche Literatur war eben der unverlierbare Besitz, den die Gewalt des Eroberers den Deutschen nicht rauben, das Panier, um das die von einander gerissenen Stämme sich doch noch schaaren konnten. Er fragte nach Eberhard. Der General nannte ihn einen edlen Menschen, in dem das Blut seines Ahnen, des deutschen Ritters, noch lebendig sei, mit einem Hang zu romantischer Schwärmerei, den man freilich in der Regel nur zu früh verliere, so daß man ihn der Jugend wohl vergönnen dürfe.

»Ich möchte, daß Sie ihn kennen lernten, Mademoiselle«, sagte er, sich an Justine wendend, »wenn er einmal in Ihren Weg kommt. Ich bin sicher, daß Sie ihn schätzen, daß er Ihnen gefallen würde.« Justine antwortete darauf, wie es gefordert war, aber sie hörte die Namen der Dichter, die sonst in ihrem Herzen mächtig widerklangen, sie hörte heute alles nur mit dem äußeren Ohr. Was kümmerten sie Eberhard und seine ritterlich schwärmerische Natur?

Frank und die Unterredung dieses Abends! Weiter ging sie nichts an in der Welt, und als man sich nach dem Essen trennte, lagen noch der ganze Nachmittag, der lange Abend voll quälenden Erwartens vor ihr. Ihr Herz klopfte, die Wangen brannten ihr [1-179] wie im Fieber. Sie war froh, allein zu sein, und wußte in der Einsamkeit nichts mit sich anzufangen.

In der Dämmerstunde kam die Tante zum Vorschein. Ihre Neugier auf die Kunde, welche Kollmann heute von Darner mit nach Hause bringen würde, hielt fast gleichen Schritt mit Justinens Herzenspein und litt sie nicht in ihrer einsamen Schlafstube. Zwei und drei Mal hatte sie den Mann gefragt, was die Uhr und ob es für ihn nicht Zeit zum Aufbruch sei, und jedesmal war es noch zu früh gewesen. Endlich schlug es die drei Viertel nach fünf Uhr, und der Onkel machte sich auf den Weg.

»Nun wird man’s ja erfahren, wird man ja sehen!«, sagte die

Tante. Justine hatte die letzten Worte gar nicht mehr gehört. Schnell sich erhebend, war sie dem Onkel auf dem Fuß gefolgt und hinaufgeeilt in ihre Stube.

Mitten in derselben blieb sie, wie vor sich selbst erschreckend, stehen. Aber in ihren Pelzmantel gehüllt, die Sammetkappe auf dem Kopf, den Schleier niedergelassen, war sie wenig Augenblicke darnach schon auf der Rampe vor dem Hause, die hohe Treppe hinunter auf der Straße. Niemand hatte ihr Fortgehen bemerkt. Das Hinundher der Einquartierung hatte die Leute davon entwöhnt, auf jede einzelne Bewegung, auf jedes Anschlagen der Hausklingel besonders Acht zu haben, und Thürhüter gab es dazumal noch nicht.

Ohne sich umzuwenden, eilte sie vorwärts. Nie zuvor hatte sie am Abend ohne Begleitung, da es gegen alle Sitte war, nie im Dunkeln, ohne daß man ihr vorgeleuchtet, die Straße betreten, und die Straßen waren nicht ruhig wie in Friedenszeit. An den beiden Wachen, die um des Generals willen vor dem Hause standen, an den Posten der bivouakirenden [1-180] Truppen hatte sie dicht vorüberzugehen, ehe sie in die Straße einbog. Ein paar Soldaten riefen ihr lachend einige russische Worte nach, aber das focht sie nicht an. Sie fürchtete nicht das Dunkel, nur das Licht. Wenn Jemand, der sie kannte, ihr begegnete, sie erkannte! Angstvoll huschte sie an den Laternen vorüber, die in angemessenen Entfernungen an den Häusern zur Erleuchtung der Straße befestigt waren. Sonst hatte sie wohl bisweilen gedacht, wie schön es sein müsse, in hellen erleuchteteten Städten zu wohnen; heute segnete sie das Dunkel der alten Vaterstadt. Sie hatte nicht die gerade Straße gewählt, die am Rathhause vorüberführt. Durch eine Seitengasse war sie gegangen. Als sie nahe dem Darner'schen Hause in die Langgasse einbog, kam ein Mann hinter ihr her und dicht an sie heran.

»Darf ich Sie begleiten?«, fragte er und Beide fuhren sie zusammen. Es war ein junger Rigenser aus angesehener Familie, der als Volontär in ihres Onkels Hause arbeitete und gastlichen

Zutritt in demselben hatte, obschon man wußte, daß seine Sitten nicht streng, daß er ein leichtsinniger Gesell war. Sie hatten einander erkannt. Er verließ sie augenblicklich, ohne sie deshalb aus den Augen zu verlieren. Er sah, wie sie in Darners Haus hineinging, sie allein, in einen Mantel gehüllt und ohne Begleitung. Er wußte nicht, was er denken sollte, machte sich jedoch einen Vers daraus auf seine Weise.

Als würde sie verfolgt, so eilig trat sie in ihr altes Haus hinein. Der Diener sah sie nicht weniger verwundert an als der junge Klinger auf der Straße.

»Ist mein Onkel hier?«, fragte sie. Der Diener sagte, er sei in Herrn Darners Zimmer.

»Sind die Herren allein?«, erkundigte sie sich weiter.

[1-181] Herr Frank sei mit ihnen, erhielt sie zur Antwort.

»So führen sie mich hinauf!«, gebot sie, aber rascher schreitend, als der Diener es erwartet hatte, war sie oben in dem Flur schon neben ihm, und noch ehe er, die Thür öffnend, ihren Namen genannt hatte, stand sie vor den drei Männern.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Darner und Frank hatten Kollmann in Darners Zimmer erwartet. Das Feuer hatte wie immer in dem Kamin gebrannt, der Tisch mit den Leuchtern wie immer auf dem gewohnten Platz vor demselben gestanden. Die Männer waren einander wie immer entgegengegangen, hatten sich mit Wort und Handschlag begrüßt, aber von beiden Seiten hatte sich eine Zurückhaltung fühlbar gemacht. Kollmann hatte, wenn auch mit vorsichtig gemessenem Wort, andeuten zu müssen geglaubt, daß es ihm leid gewesen, die Erklärung von seinem Freund begehren zu müssen, Darner hatte versichert, daß er, wie er es in seinem Brief ausgedrückt, die Forderung als durchaus berechtigt anerkenne. Kollmann war verlegener, als er sich es eingestand, Darner hatte etwas Feierliches in seinem Auftreten, das unwillkürlich auf den Sohn sich übertrug.

»Nun denn«, sagte Darner mit geschäftsmäßiger Ruhe, »nehmen wir Platz und lassen Sie uns zur Sache kommen.«

Indeß noch ehe sie sich niedergelassen, waren sie Justine gewahr geworden und: »Du hier! — Justine, [1-182] wie kommst Du her? Willkommen, Mademoiselle Justine!«, riefen Frank und Kollmann und Darner auf einmal, sich und ihren eigenen Augen nicht vertrauend, bis Kollmann strengen Tones die Frage wiederholte:

»Wie kommst Du her? Wer hieß Dich kommen?«

»Niemand, Niemand!«, entgegnete sie, und als würde sie jetzt erst selber völlig inne, was sie gethan, hing sie sich an den Geliebten, der ihre Hände ergriffen und sie an sich herangezogen hatte. »Ich hielt's nicht aus zu Hause; es war mächtiger als ich. Ich mußte dabei sein, wo über mich und Dich entschieden wird.

Verzeihen Sie mir, Herr Darner! Schilt mich nicht, Onkel!«, stieß sie rasch hervor, »ich —«

Aber sie konnte nicht weiter. Weinend lag sie an des Geliebten Brust, der sie umfing und hielt.

»Ja«, rief er im Siegesjubel seiner Liebe, »Du mußtest dabei sein und Du hast entschieden! Sie sehen«, sagte er zu Kollmann, »sie ist mein; was bedarf es mehr?«, Und auch Justine richtete sich mit bittender Geberde an den Onkel.

Der wies sie jedoch mit abwehrender Hand zurück. »Keine Komödie, wenn ich bitten darf!«, sagte er streng. »Ich bin nicht gewillt, auf meine nothwendige Forderung zu verzichten und in diesem Rührspiel den Komödienonkel vorzustellen.«

»Nicht weiter!«, fuhr nun Darner auf. »Zwingen Sie mich nicht, Ihnen und —«

Aber er hielt inne und sich rasch bemeisternd, wandte er sich von Kollmann zu Justine.

»Hat mein Sohn gewußt von Ihrem Kommen, Mademoiselle?«, fragte er sie.

»Ich hatte Ihnen mein Wort verpfändet, Vater«, unterbrach ihn Frank, »Justine bis heute Abend ganz zu meiden.«

[1-183] »Nein, so wahr Gott lebt«, rief Justine, »Niemand hat darum gewußt! Weiß ich doch selber kaum, wie ich gekommen!«

»Du bist gekommen, Deinem Onkel zu beweisen, daß Du mein bist, und der Mensch soll kommen, der Dich mir entreißt!«, fiel Frank abermals ein, nur des einen Gedankens voll.

In fliegender Hast hatten Rede und Gegenrede sich durchkreuzt. Mit einem Mal ward es still. Beide Männer, Kollmann sowohl wie Darner, an schnelles Ueberlegen gewöhnt, ersahen, daß die Liebe in diesem Kampf siegen würde; aber während Kollmann es als eine bittere Kränkung für sich empfand, daß er früher oder später zu einem Zugeständniß auch wider seinen Willen genöthigt werden würde, hatte Darner ihm den Vorwurf des Komödiespielens ebensowenig vergeben, als sein Mißtrauen überhaupt. Der Trotz seiner jungen Jahre regte sich wieder einmal mächtig in seiner

Brust. Der stolze Patrizier sollte die Wahrheit erfahren und sie hinnehmen müssen, wie er sie ihm bot. Es eilte ihm auch nicht, das Schweigen zu unterbrechen, da Kollmann unter demselben ersichtlich litt; und erst nach einer Pause sagte er, jedes seiner Worte langsam erwägend:

»Es ist nicht an mir, darüber zu entscheiden, Mademoiselle Willberg, ob Sie verweilen oder sich entfernen sollen. Gehen Sie Herrn Kollmann um seine Meinung an, damit ich ihm in Bezug auf die Mittheilung, die er fordert, genugthun kann.«

»Du magst bleiben«, entschied der Onkel, »wenn Herr Darner geneigt ist, sich in Deinem Beisein zu erklären.«

Da zuckte es wie ein Blitz durch Darners Augen und über seine Stirn.

[1-184] »Mademoiselle soll nicht allein dabei sein! Rufe Deine Schwestern, Frank, und Madame Göttling soll mit ihnen kommen!«, gebot er.

Frank gehorchte dem Befehl.

»Wozu das?«, fragte Kollmann.

»Um nicht nur Ihnen, sondern auch mir genug zu thun!«, gab Darner ihm zur Antwort mit dem Ton der Feindseligkeit, die zwischen ihm und Kollmann mehr und mehr hervortrat.

Während dessen waren seine Töchter mit den beiden anderen in das Zimmer gekommen, unfähig, sich die Anwesenheit von Kollmann und Justine, wie den ganzen Vorgang zu erklären. Darner hatte ihnen eine flüchtige Begrüßung gegönnt, dann nöthigte er Alle zum Sitzen und nahm den Mittelplatz an dem runden Tisch ein. Aller Augen hingen an ihm; er wandte sich zu seinen Töchtern.

»Ich habe Euch rufen lassen«, sagte er, »weil ich vorhabe, von mir und meinem Lebensgang zu sprechen. Ich hatte Euch dies zugedacht, als ich Euren Bruder und Euch in Euer Vaterhaus beschied. Die unruhigen Zeiten, die jenem Tag folgten, haben es verhindert. Heute geschieht es auf Herrn Kollmanns Wunsch. Das Verlangen Eures Bruders, sich mit Mademoiselle Justine zu

verbinden, wie ihr Wille, die Seine, eine der Unseren zu werden, machen es ihrem Vormund wünschenswerth, die Verhältnisse der Familie zu kennen, in die sie eintreten will, und ich benütze den Anlaß zugleich zur Mittheilung für Euch. Denn es läßt sich im Leben viel erringen, viel erwerben; was man jedoch in der Regel am spätesten gewinnt, das ist die freie Zeit zum Rückblick auf den eigenen Weg und die gethane Arbeit.

Hat doch selbst der Herrgott erst am siebenten und letzten Tag es dazu gebracht, betrachten zu können, [1-185] was er geschaffen, und zu erkennen, daß alles, was er gethan, wohlgethan war, so daß er nun darnach in göttlichem Genießen ausruhen konnte über seinem Werk in alle Zeit und Ewigkeit.«

Es glitt dabei ein Lächeln über seine Lippen, das er jedoch schnell unterdrückte.

»So gut wird es freilich dem Menschen nicht zu Theil«, fuhr er zu reden fort, »am wenigsten, denjenigen, die in Armuth, in Niedrigkeit und Knechtschaft geboren sind, wie ich und Deine Mutter, Frank!

»Ich und sie, mein Sohn, wir waren Beide höriger Leute Kinder, Hörige von den Gütern der Freiherren von Ringking auf Großwiesen in Mecklenburg, hart am Ausfluß der Warnow in das Meer, und die Hörigkeit lastete nirgends mehr so hart auf den Leuten als damals noch im Mecklenburger Land. Verkauft wie der Sklave und der Leibeigene konnte der Hörige nicht werden, auch von der Scholle vertreiben, auf der er geboren worden, konnte man ihn nicht. Dafür aber durfte er sie nicht verlassen ohne seines Herrn Willen, und er selber hatte gar keinen Willen und keine Wahl für sich. Welche Arbeit er zu lernen und zu treiben, wo er sie zu treiben habe, bestimmte sein Herr. Ob er ein Weib nehmen dürfe, hing von des Herrn Willen ab, der es ihm verweigern, ihm Obdach für Frau und Kind versagen konnte. Das geschah in Großwiesen aber selten, denn die Güter waren groß, das Land war bei Weitem noch nicht alles unterm Pflug, und eine neue Kathe war bald geschaffen. Setzte der Hörige Kinder in die Welt, so kam’s

der Herrschaft zu Nutze. Sie waren ein Zuwachs an Hörigen; doch wurde der Heiratskonsens den Männern vor dem vierundzwanzigsten Jahre nicht gegeben. Die Sitten förderte [1-186] das nicht. Was der Hörige erwarb, das durfte er nur mit Erlaubniß der Herrschaft theilweise auf seine Kinder vererben. Des Herrn Beamte waren des Hörigen Richter; er mußte sich durch einen Freien vertreten lassen vor Gericht — und viel anders ist's ja auch heute selbst hier zu Lande noch nicht.«

»Furchtbar!«, rief Frank unwillkürlich dazwischen, als der Vater, wie zur Erklärung für seine Kinder und für Justine, die Sachlage geschildert.

Darner wiegte langsam das Haupt.

»Aus solchen Zuständen bin ich hergekommen«, sagte er, »und noch zu dieser Stunde, in welcher ich hier spreche, sind sie nicht viel anders dort zu Lande. Es werden im Sommer fünfzig Jahre, daß ich in der Kirche von Großwiesen getauft worden bin. Mein Vater Johann Kaspar Radner —«

»Radner?«, unterbrach ihn Kollmann, dem der ganze Vorgang, obschon er selbst ihn heraufbeschworen, immer unheimlicher wurde. »Sie führen Ihres Vaters Namen nicht?«

»Gönnen Sie mir Zeit, Ihnen zu erklären, was mich gezwungen hat, ihn abzulegen. Ich will trachten, Sie nicht lange zu beanspruchen. — Mein Vater hatte die Schneiderei erlernen müssen. Diese sitzende Lebensart war seinem starken Körper von Jugend an nicht bekommen. Er war krank davon geworden, hatte von dem Handwerk fortgewollt; da er aber geschickt in demselben war, hatte er dabei bleiben müssen. Alles, was er hatte erlangen können, war, daß sie mich, als ich in dem Alter war, nicht bei ihm in das Handwerk zur Lehre gaben, sondern mich, da ich groß und stark war wie mein Vater, lieber in die Feldarbeit gehen ließen, die nach meinem Geschmack war. Mit achtzehn Jahren trug ich wie [1-187] der Großknecht meinen Sack mit fünf, sechs Scheffel Korn, und das war auf den Ringking'schen Gütern eine große Sache; denn da sie dicht am Ausfluß der Warnow in das Meer gelegen

waren, wurde das Getreide nicht erst nach der Stadt zum Markt oder in die Speicher geschickt, sondern direkt in die Schiffe verladen. Dabei gewannen die Käufer wie der Baron. Ein guter Sackträger war ein nutzbares Subjekt. Ich kam regelmäßig zu den Verladungen nach den Schiffen mit, und die Kapitäne kannten mich und ich kannte sie.

»Der Baron von Ringking war alt; seine beiden Söhne waren ihm gestorben. Nur einen Enkelsohn hatte er, einige Jahre älter als ich, einen schwächlichen, schielenden Burschen. Das Geschlecht hatte immer unter einander geheirathet und war körperlich und geistig bei allem Wohlstand heruntergekommen. Der alte Baron war kein harter Herr. Er hielt auf seine Hörigen, wie auf Alles, was sein war. Man litt keine Noth auf den Gütern, und er trat nicht leicht Jemandem zu nahe. Mit dem Junker war es anders. Weil er der einzige Erbe war, hatten die Großmutter und die Mutter ihn in Grund und Boden durch ihre Nachgiebigkeit verdorben; und ward das dem Baron doch bisweilen zu arg, so daß er Ordnung schaffen wollte, so traten die Frauen mit Thränen und Vorstellungen hindernd dazwischen. Der Junker war … Aber es ist nicht an mir, ihm nachzureden!«, setzte Darner hinzu, sich selber unterbrechend.

»In der Kathe, in welcher ich geboren wurde und in der meine Eltern beide gestorben sind, noch ehe ich achtzehn Jahre alt war, hatte die Frau eines andern Hörigen, der beim Fischen ertrunken war, auch eine Kammer für sich und ihr Kind gehabt. Ich war vier Jahre älter als Beate, und wenn ihre [1-188] Mutter auf Arbeit gehen mußte, hatte sie die Kleine bei uns abgegeben. Ich hatte sie gewartet, mit ihr gespielt, bis ich selber an die Arbeit gemußt. Nachher war ihre Mutter gleichzeitig mit meinen Eltern an der Ruhr gestorben, die damals eine Menge Menschen im Lande hingerafft. Ich bekam mein Unterkommen mit den anderen Knechten beim Hofmann, Beate brachten sie bei der alten Botenfrau der Herrschaft unter. Sie und ich hatten, nachdem unsere Eltern todt waren, keinen Menschen, der zu uns gehörte; wir kamen uns wie Geschwister vor und hielten zusammen. Sie war

immer ein hübsches, aufgewecktes Kind gewesen. Mit sechzehn Jahren war sie wie ich weit über ihr Alter groß und stark, das schönste Mädchen auf den Gütern und in der Runde. Jeden Abend, wenn ich vom Feld kam oder sonst bei ihnen einsprach, dachte ich, sie sei wieder größer und schöner geworden, und die Geschwisterliebe wurde zu einer andern Liebe in mir, ehe ich es merkte. Sie stach allen jungen Leuten in die Augen, dem Junker nicht am wenigsten.

»Eines Abends, als wir wieder einmal im Frühjahr, nach eröffneter Schifffahrt, vom Getreideverladen zurückgekommen und als ich gerade dabei war, die leeren Kornsäcke auf die Diele zu tragen, während die Wagen abgeschirrt wurden, sehe ich, daß der Junker unter die Linden am Brunnen tritt, wo Beate zu thun hatte, daß er mit ihr spricht, ihr unter das Kinn greift, daß sie lacht und daß er ihr zunickend und lachend davongeht. Die anderen hatten das gesehen, so gut wie ich. Aber ich und Niemand hatten darnach zu fragen, was der Junker vorhatte mit einer von den Hörigen, die ihm gefiel, wenn ich auch kaum wußte, wie ich meine Säcke an Ort und Stelle schaffte. Als ich damit fertig war, ging ich [1-189] zu ihr hin und fragte, was der Junker von ihr gewollt.

»Nichts! Er hat gesagt, ich sei ein dralles Ding, ich hätte wohl schon Lust, einen Mann zu nehmen.« — ›Was weiter?‹ fragte ich voll Schrecken. Sie wurde verlegen, und wie ich verlangte, daß sie reden sollte, sagte sie: ›Ich hab' gesagt, wenn Du's wärst, je eher, je lieber.‹ — ›Ja je eher, je lieber!‹ sagte auch ich; denn obschon davon noch nie die Rede gewesen war, weil wir Knechte vor dem vierundzwanzigsten Jahr auf den Gütern keine Erlaubniß zum Heirathen bekamen, hatte ich's doch selbst nie anders gedacht, und darum hatte des Junkers Schönthun mit dem Mädchen mich erschreckt. ›Und der Junker,‹ fragte ich, ›was hat er darauf erwidert?‹ — ›Dazu kann Rath werden!‹ hat er gesagt. Zuerst sollte ich aber in die Lehre ins Schloß, in die Küche genommen werden und gleich morgen! — ›Und dazu hast Du gelacht und nichts gesagt?‹ rief ich voll Ingrimm, denn ich kannte den Junker und

wußte, wie's gemeint war. ›Sagen? Wenn sie mich holen lassen, muß ich gehen. Da ist nichts zu machen, aber auch für den Junker nichts mit mir. Lieber ins Wasser, wo's am tiefsten ist!‹

»Von da ab war's mit dem Frieden für uns beide dahin. Beate mußte am nächsten Morgen in das Schloß. Ich wurde vom Hof auf das Vorwerk geschickt, und der Hof wurde mir verboten. Ich bekam sie nicht zu sehen, wenn ich mich nicht abends auf den Hof und sie sich aus dem Schloß zur Botenfrau schleichen konnte. Sie hatte einen schweren Stand im Schloß; mir ließ die Eifersucht keine Ruhe. Ich hatte nur den einen Gedanken: Fort und übers Meer! Es war von den Gütern im Laufe der Jahre der und jener davongegangen, indem er sich [1-190] in Warnemünde in einem Schiffsraum versteckt, und die dänischen oder englischen Kapitäne hatten dann Mitleid mit ihm gehabt und ihn an sicherem Ort gelandet. Die zurückgebliebenen Eltern oder sonstige Angehörige hatten's freilich büßen müssen. Das traf nun bei uns nicht zu — wir hatten Niemand. Was aber für einen allein gegangen war, das ging nicht für zwei, und am wenigstens für einen Mann und ein Weib.

»Darüber war der ganze Sommer in harter Arbeit verstrichen, denn der Neger in den Plantagen arbeitet nicht schwerer als wir im Sommer auf den Gütern. Es wurde schon wieder gedroschen, die Forstarbeiten hatten begonnen, die Jagd war offen und es gab viel Hinundher zwischen den verschiedenen Schlössern. Da ging ich an einem Dienstag Nachmittag, am neunundzwanzigsten September, mit den anderen zum Holzfällen in den Wald, als der Baron und die beiden Damen vierspännig an uns vorüberfuhren auf dem Weg nach Possow, das dem Schwager des Barons gehörte. Es stand dort eine Hochzeit bevor. Da der Packwagen den Herrschaften folgte, hielt der eine Jäger aus der Försterei, der mit uns war, den zweiten Kutscher an und fragte, ob denn der Junker nicht dabei wäre und wie lang die Herrschaften fortbleiben würden. Der Kutscher antwortete, es sei auf acht Tage abgesehen und der Junker hätte erst noch zur Jagd nach Kreutz gewollt.«

Darner hatte das alles in seiner bestimmten Sprechweise ruhig erzählt. Aber seit der Nennung des neunundzwanzigsten Septembers war sein Ton tiefer und wuchtiger geworden. Er hielt inne, schöpfte Athem und sagte darnach:

»Die Abwesenheit der Herrschaft und des Junkers dachte ich zu benützen, denn ich glaubte ihn schon [1-191] fort nach Kreutz. Wir kehrten erst bei Sonnenuntergang vom Holzen heim. Sobald wir unser Essen bekommen hatten, machte ich mich auf. Unterwegs traf ich den Reiseknecht an. Er ging auch zu seinem Mädchen, aber des entgegengesetzten Weges wie ich, nach dem andern Vorwerk. Sie hatten, wie er im Gehen erzählte, auf dem großen, schnellsegelnden Briggschiff, auf der ›Gustav Adolf‹ von Bremen, Kapitän Witten, der sein eigenes Schiff fuhr, Roggen für Amsterdam geladen, die Brigg sollte am andern Tag in See gehen. Ich kannte den Kapitän und er hielt auf mich, weil ich ein starker Mensch war und weil er einmal vor zwei Jahren zufällig bemerkt hatte, daß ich leicht mit Zahlen umzugehen wußte, obschon ich nichts als das Einmaleins gelernt. Es hatte bei einer Abrechnung mit dem Inspektor nicht stimmen wollen; ich hatte dabei gestanden, und weil der Inspektor mir sonst dergleichen selbst aufgetragen, zugehört und eingesprochen, und zwar zu Wittens Gunsten, was mir zu Hause natürlich nicht geschenkt worden war. Als ich darauf im folgenden Jahr wieder auf das Schiff gekommen war, hatte der Kapitän wieder mit mir gesprochen, und kurz, ehe ich auf das Vorwerk geschickt worden, hatte ich ihn zuletzt gesehen. Damals hatte er mich um eins und das andere gefragt; ich hatte Auskunft gegeben, so gut ich gekonnt. ›Schad' um Dich!‹, hatte er darnach gesagt, ›wenn Du kein Höriger, sondern ein Freier wärst, würde ich Dich mitnehmen übers Meer. Ein starker, anstelliger junger Kerl wie Du, mit gutem Kopf, kann's drüben zu was bringen!‹

»Das Wort war mir nicht mehr aus dem Sinn gekommen. Wenn ich ein Freier wäre! dachte ich immerfort; und wie der Reiseknecht den Abend von Kapitän Witten und dem Gustav Adolf gesprochen

[1-192] hatte, und ich mich wieder einmal wie ein Dieb im Finstern nach dem Hof schleichen mußte, dachte ich auch wieder: wenn ich kein Höriger wäre, wenn ich mit dem Kapitän Witten fort könnte und mit der Beate!

»Als ich auf den Hof kam, war's schon dunkel. Die Hunde, die mich kannten, blieben ruhig in ihren Häusern. Die Pferdeställe waren noch offen, die Knechte waren dort beim Füttern. Sonst war alles still. Unter dem Fenster der Mägdestube, wo sie um die Zeit immer beim Spinnen war, gab ich mein Zeichen. Ich war nicht der Einzige, der seinen Schatz darin hatte, und die Spinnmutter sah durch die Finger, wenn man nicht zu oft kam. Das war nicht mein Fall, da der Junker mir ja den Hof verboten hatte. Ich ging deshalb auch gleich wieder ein Ende vom Schloß fort, nach dem Tanger zu, an dessen Rand Beate mich zu finden wußte. Ich mußte diesmal lange warten. Der Mond war aufgegangen, aber der Himmel war bewölkt, das Mondlicht gedämpft. Als ich sie endlich kommen sah, eilten wir auf einander zu. In dem Augenblick, in dem wir uns erreichten, stand der Junker vor uns. Wie er dahin gekommen, ob der Zufall ihn uns in den Weg geführt, ob eine der Mägde falsch gewesen und es ihm verrathen, das hab' ich nie erfahren.

»›Er hier? Was hat er hier zu suchen?‹ fuhr er mich mit schwerem Schimpfwort an und schlug mir mit der knotigen Hetzpeitsche, die er in der Hand hatte, ins Gesicht, daß mir das Blut herunterlief. ›Meine Braut!‹ schrie ich, von Zorn und Schreck und Schmerz bewältigt. ›Seine? Was ist sein, Hallunke? Mein ist das Frauenzimmer wie er selber! Marsch, ins Haus mit Ihr! Und treff' ich Sie und Ihn noch ein einziges Mal beisammen, so ist's Sein letzter Tag! Merk' Er sich das!‹

[1-193] »Er riß Beate an sich, die wie angenagelt dagestanden hatte. Ich sprang dazwischen. Er schlug mit dem schweren Stock der Peitsche abermals nach mir. Der Schlag traf mich auf den Mund, das Blut strömte hervor, so daß ich nicht sprechen konnte. Ich entriß ihm die Peitsche und schleuderte sie fort. Er sprang mir an die Kehle, ich that ihm das Gleiche. Er versuchte sich

loszureißen. Ich hatte ihn fest gefaßt und schmetterte ihn zu Boden. — — Er stand nicht wieder auf.«

»Armer Vater!«, rief Frank und legte seinen Arm um Darners Nacken.

Darner athmete tief auf. Seine Augen brannten in düsterem Zorn, die Adern waren angeschwollen auf seiner hohen Stirn. Er beachtete des Sohnes Worte nicht. Seine Töchter weinten, die Göttling sah alle der Reihe nach ängstlich an. Justinens Augen hingen an Darner und an Frank. Keiner von allen sprach ein Wort. Kollmann hatte sich erhoben.

Er war nicht weniger erschüttert als die Anderen. Aber zwischen ihm, dem freien Bürger aus altem patrizischem Geschlecht und dem gehörig Geborenen, der ein Menschenleben auf dem Gewissen hatte, that sich für Kollmann eine unausfüllbare Kluft auf. Auf solche Dinge war er nicht gefaßt gewesen.

»Nicht weiter«, rief er, »es ist mehr als genug an diesem furchtbaren Bekenntniß!«

Darner blickte ihm fest ins Auge, indem er seine Hand auf die von Kollmann legte; und ihn also haltend, sagte er:

»Nein, es ist nicht genug! Es ist kein unerbetenes Vertrauen, das ich Ihnen aufdränge. Sie haben es gefordert; ich habe es Ihnen gewährt, und da ich dies gethan, schuldete ich Ihnen die Wahr[1-194]heit. Sie haben mich veranlaßt, zurückzublicken auf den unheilvollen Tag, an welchem Nothwehr und mein sich empörendes Mannesherz mich zum Todschlag brachten. Wie ich Ihnen die Wahrheit, so schulden Sie jetzt mir, mich anzuhören, und ich verlange, daß Sie es thun. Sie müssen wissen, wie ich aus dem Elend mich herausgerissen; wie ich aus einem flüchtenden Hörigen dazu gekommen, hier vor Ihnen und vor meinen Kindern von mir Kunde zu geben als den Mann, den Sie bis zu dieser Stunde Ihren Freund genannt. Meiner Ehre, meinen Kindern und Justinen schulden Sie’s, zu bleiben.«

Das Gebieterische, das sich in Darners Weise immer kund gab, übte auch jetzt auf Kollmann seine Wirkung gegen dessen Willen.

Er setzte sich nieder. Darners Kinder sahen zu dem Vater wie zu einer zürnenden Gottheit empor. Justine genoß seinen Sieg über ihren Onkel, ohne daß sie es sich eingestand, wie einen eigenen Erfolg.

Darner nahm den Faden seiner Erzählung sofort wieder auf.

»Voll Entsetzen sah ich ihn am Boden liegen. Er war mein Herr gewesen. Wir versuchten ihn aufzurichten, das Blut zu stillen, Deine Mutter und ich«, sagte er, sich zu seinem Sohn wendend. »Als wir erkannten, daß er todt sei, hätten wir ihn lebendig machen mögen, ohne zu bedenken, daß sein Leben unser Tod war. Der Mensch ist nicht er selbst bei solcher That und nicht mehr derselbe nach ihr. Nur der Trieb der Selbsterhaltung zuckt gleich wieder in ihm auf. Ich hatte den Tod des Junkers nicht gewollt, als ich mich gegen ihn zur Wehre setzte. Ich hatte überhaupt nicht gewußt, was der grimme Zorn mich thun machte. Jetzt gab es nur noch eins!

»Fort! rief ich und nahm Deine Mutter bei [1-195] der Hand — ›Wohin?‹ fragte sie. — ›Aufs Wasser oder ins Wasser alle beide! Komm!‹

»Die Nacht war hereingebrochen, kein Stern zu sehen. Der Wind, der die Wolken zusammengefegt, hatte sich in einen Sturm verwandelt. Als wir in fliehendem Schritt aus dem Tannenwald in die Wiesen kamen, peitschte uns kalter Regen ins Gesicht. Noch eine Strecke vorwärts und wir waren am Wasser vor der Gustav Adolf. Auf Kapitän Witten waren all meine Gedanken gestellt.

»Die Brigg lag noch dicht am Lande. In dem Wetter und um die Stunde war kein Mensch auf Deck. Die Bretter waren abgezogen, die Boote in der Höhe. Nur der Spitz hielt Wache in seinem Haus beim Großmast. Er schlug an; da wir stehen blieben, bellte er immer lauter; und nun wir am ersehnten Ziel waren, wußte ich nicht, was ich thun sollte. Der Hund war mein Beistand. Einer der Matrosen kam hinaufgeschickt zum Vorschein.

»›Wer da?‹, rief er — ›Kapitän Witten!‹, antwortete ich, denn meinen Namen traute ich mir nicht zu nennen, da doch Jemand

auf dem Weg sein und ihn hören konnte; und auf den wiederholten Anruf gab ich das Nämliche zurück. Das Rufen, das fortdauernde Bellen des Hundes brachten den Steuermann und nach ihm den Kapitän auf Deck. — ›Wer da?‹ riefen auch sie. — ›Menschen in Todesnoth!‹, schrie ich hinüber. — ›Wohinaus?‹, fragte der Kapitän, der glauben mußte, daß es sich um Ertrinkende oder Strandende handle. — ›Hier am Ufer! Erbarmen, Kapitän Witten!‹ — ›Das Boot los!‹, befahl er, und da das Schiff schwer geladen hatte und tief lag, sprang er, nachdem der Steuermann die Laterne mit sich genommen, nach diesem in das Boot. Als er vor uns stand und sah, daß ringsum im Wasser [1-196] und auf dem Land alles still und Niemand weiter da war als wir beide auf festem Boden, fuhr er zornig auf.

»›In des Teufels Namen, Kerl, was hat Er hier zu schreien? Was will Er? Wer ist Er? Ist Er —‹ — ›Der Lorenz von Großwiesen!‹, rief ich dazwischen. ›Sie kennen mich, Herr Kapitän!‹, Zu unserem Glück hatte er nicht vergessen, das und was er mit mir gesprochen. Er hob die Laterne empor, sah mein blutendes, zerschlagenes Gesicht, das konnte natürlich seinen Zorn nicht mindern. — ›Ist Er betrunken?‹, rief er. ›Wie kann er sich unterstehen, hier in der Nacht mit dem Frauenzimmer herumzulaufen und ordentliche Leute aufzuschreien! Scher' Er sich!‹, Doch da er allmälig sah, daß ich nüchtern war, sagte er ruhiger: ›Red' Er! Was sucht Er? Was will Er hier?‹ — ›Erbarmen, Herr Kapitän! Es geht ums Leben, Herr Kapitän!‹

»Witten leuchtete nun auch Deiner Mutter ins Gesicht. Ihre Jugend, unser Zustand rührte ihn. Man hätte kein Thier hinausgejagt in dem Wetter, und wir waren stundenlang im Wind entgegengerannt. ›An Bord!‹, befahl er. Der Steuermann stieg ins Boot, der Kapitän nach ihm. Ohne weiter ein Wort zu verlieren, gab er uns mit dem Kopf ein Zeichen, ihm zu folgen. Als wir an Bord waren, stand die Frau vor uns, die der Lärm auch herausgebracht hatte.

»›Gieb dem Frauenzimmer ein trockenes Stück Zeug und schick

sie hinten in den Verschlag!‹, befahl er. Als sie gegangen waren, blieb er stehen. ›Was hast Du verbrochen?‹, fragte er. — ›Ich hab' mich gegen unsern Junker gewehrt und hab' ihn erschlagen!‹, sagte ich, und das sagt sich schwer. — ›Um das Frauenzimmer?‹, fragte er weiter. Ich bejahte das. [1-197] ›Ist's Dein Weib?‹ — ›Noch nicht!‹ — ›Bist Du in Ehren mit ihr?‹ — ›So wahr Gott lebt, Herr!‹ Der Kapitän trat zurück. ›Schlimm,‹ sagte er, ›aber Ihr müßt fort, wenn's Tag wird.‹ — ›Dann lieber gleich!‹, rief ich. — ›wo denn hin?‹ — ›Ins Wasser!‹ — ›Bist Du toll, Mensch, mit dem Mädchen?‹ ›Besser ins Wasser als an den Galgen; das sagt sie auch!‹

»Witten gab darauf nicht Antwort. Daß uns der Galgen erwartete, wenn er uns nicht fort half, wußte er so gut als wir. Trotz des Unwetters ging er ein paar Minuten hin und her. Ich starrte in das finstere Wasser. Plötzlich befahl er, die Luke des Schüttraumes aufzuheben. Während die Leute das thaten, ging er nach der Kajüte, kam mit einem Brod und Branntwein zurück und sagte: ›Nimm das und dahinein!‹ Ich gehorchte. Die Luke wurde wieder geschlossen. Was es mit uns werden würde, wußte ich nicht. Die Nacht war lang.«

Darner hielt inne. Frank war, seit der Vater den Namen seiner Mutter genannt, auf das Tiefste bewegt. Justine war aufgestanden und hatte sich zu ihm gesetzt. Kollmann verwünschte das Abenteuer, in das er sich begeben, und konnte sich doch des Antheils an Darner nicht erwehren.

»Ein Menschenalter ist verflossen seit jener Nacht, seit jener Zeit«, hob Darner wieder an, »und heute noch fühle ich die dumpfe Angst, in der ich hingebrütet, und fühle es, wie der erste Sonnenstrahl mir entgegenleuchtet, als ich auf hoher See aus der dumpfen Finsterniß des Schiffsraumes wieder an das Licht kam.

»›Thu, was Dir befohlen wird; iß Dich satt mit den Anderen und halte den Mund!‹, hatte der Kapitän gesagt, als er mich herausgelassen. Außer [1-198] ihm und seiner Frau mit ihrem jüngsten Kind waren noch der Steuermann und fünf Mann an Bord. Sie kannten mich Alle, das will sagen, sie wußten, daß ich in der

Gegend von Warnemünde zu Hause sei. Meinen Vatersnamen kannten sie nicht, und Witten rieth mir, ihn nicht zu sagen, mich Darner anstatt Radner zu nennen. Sie fragten mich aus. Ich hielt zurück; allmälig gaben sie es auf. Die Zeiten waren schon damals unruhig. Obschon wir im Land nichts davon wußten, wußten die Seeleute um so mehr davon. In Nordamerika war die Revolution gegen England ausgebrochen, in Holland ging's mit der Statthalterschaft in Parteikämpfen und Krieg zu Ende. Ueberall zogen Werber umher, Matrosen wurden gepreßt, zerschlagene Köpfe waren dabei nichts Seltenes, und seine Zunge zu wahren hatte mancher. Mir war zum Reden auch nicht zu Muthe, so ließen sie mich schweigen, und ich hörte von ihnen um so mehr. Sie waren sammt und sonders schon viel herumgewesen in der Welt; mir war Alles neu und kam mir zu Nutzen.

»Als wir im Hafen von Amsterdam vor Anker gingen, als mit den Lotsen und dem Zollamt Alles in Ordnung gebracht war und wir zu Mittag gegessen hatten, nahm der Kapitän mich bei Seite wie in der ersten Nacht. ›Hier bist Du sicher!‹, sagte er. ›Drüben‹, — er wies nach einem Haus am anderen Ende des Hafens hin — ›in dem Wirthshaus zum goldenen Anker, vor dem die Fässer aufgestapelt sind, versteht der Wirt deutsch. Er heißt Keijl. Er fragt nicht viel und hat schon manchen vorwärts gebracht im Land oder nach den Kolonien, der Schultern hatte wie Du. Weiß er von keiner Arbeit, mußt Du sie Dir suchen. Ich hab' Dir fortgeholfen [1-199] und mir damit auf weit hinaus die Häfen bei Euch versperrt. Jetzt geh Deiner Wege und thu gut! Da!‹

»Er drückte mir drei Gulden in die Hand. So viel hatte ich nie besessen. Ich erkannte Alles, was er für uns gethan und geopfert. Ich hatte mir selbst gesagt, daß er fürs erste nach Rostock und Warnemünde nicht wieder fahren könne. Aber ich konnte nicht danken. Ich stand und sah ihn an. Es kam zu viel auf einmal über mich. ›Was stehst Du noch?‹, fragte er. — ›Die Beate, was soll aus der werden?‹, fragte ich. — ›Das ist das Elend!‹, rief er. ›Mitschleppen kannst Du sie nicht; hier herumlaufen kann sie auch

nicht; die behalte ich auf dem Halse. Ich gehe mit Kolonialladung, wenn wir gelöscht haben, nach Helgoland‹ — Witten war dort zu Hause — ›dahin nehme ich sie mit. Meine Frau Mutter ist alt und hat unsere beiden Aeltesten bei sich; die kann Hilfe brauchen. Wenn sie sich gut hält, kann sie dort bleiben. Bist Du einmal so weit, so hol' sie Dir! Und nun mach, daß Du fortkommst und komm' nicht mehr an Bord!‹

»Zu packen hatte ich nicht!«, sprach Darner, und ein Lächeln glitt über sein ernstes Gesicht, das den Seinen die Thränen in die Augen brachte. »Ich besaß nichts als ein Hemd, das der Steuermann mir geschenkt, und das Zeug, das ich auf dem Leib hatte. Ich konnte kein Handwerk, konnte nur so viel schreiben, als der Küster mich, weil ich ihn darum gebeten, nothdürftig gelehrt. Ich hatte nichts und Niemand als mich selbst und die drei Gulden vom Kapitän. Im Beisein der Anderen sagte er Deiner Mutter, daß ich gehen müsse, daß er sie mitnehmen würde und daß ich sie einmal würde holen kommen, wenn wir uns ordentlich hielten und einander treu blieben. Dann hieß es adieu. Ich stand am Quai [1-200] und sah mich noch einmal um. Deine Mutter stand auf Deck. Die Wäsche, die sie in der Frühe gewaschen und aufgehängt hatte, wehte der Wind hin und her; ich bekam sie dazwischen nicht mehr zu Gesicht — und fünf Jahre lagen zwischen jener Stunde und dem Tag, an welchem ich sie als Steuermann der Gustav Adolf, Kapitän Witten, auf Helgoland zum erstenmal wieder erblickte, um mich am nämlichen Abend mit ihr oben in der kleinen Kirche zusammengeben zu lassen. — Es war mein erster Sieg nach fünf Jahren voll bitterer Noth, voll rastloser Arbeit und dann voll raschen Vorwärtskommens. Es war mein erstes Glück; es ist nicht das einzige geblieben, aber leider war's von kurzer Dauer.

»Ich habe Deine arme Mutter nur ein Jahr gehabt. Wir gingen von Helgoland bald wieder nach England zurück. Mitnehmen konnte ich sie nicht. Im anderen Sommer, als wir von Bergen herunterkamen, warst Du geboren, wenige Monate alt. Ich habe Dich an ihrer Brust gesehen, dann mußte ich wieder fort. Bald

darnach ist sie an den Pocken gestorben. Du bliebst bei Wittens Schwiegermutter, bis ich besser für Dich sorgen und Dich als fünfjährigen Burschen nach Bremen bringen konnte, von welcher Zeit Dein eigenes Wissen von Dir selbst beginnt. Mit dem, was Du geworden, stehst Du selber für Dich ein; und um Dich handelt es sich ja nicht zunächst mit diesen Erklärungen!«, setzte er hinzu, sich an Kollmann und Justine wendend.

»Wie ich emporgekommen, nachdem ich dem Bereich entronnen, in welchem der Blutbann über mir geschwebt? Wie manch Anderer diesseits und jenseits des Ozeans. Ich bin an jedem Tag der Arbeiter der Arbeit gewesen, die sich mir zunächst geboten: Sackträger und Matrose, bis ich Steuermann geworden [1-201] unter Kapitän Witten. Nachdem dieser seinen herangebildeten Bruderssohn zum Steuermann bei sich gemacht, bin ich Steuermann auf englischen Schiffen geworden, die zwischen der Goldküste und der Havanna gingen, bin dann Superkargo gewesen für das Haus Jasserman, das zu der Zeit den Elfenbeinmarkt beherrschte, und habe bei einer dieser Reisen, bei der wir ein paar hundert Schwarze an Bord gehabt, meine Jugendschuld gebüßt. Ein Menschenleben hatte ich zu meiner Vertheidigung zerstört. Im Kugelregen eines Piratenschiffes in wilder Sturmnacht habe ich mit Bewußtsein mein Leben eingesetzt, das Schiff in den Hafen zu bringen, das Leben der mir anvertrauten Menschen zu retten, nachdem der Kapitän gefallen war.«

»Davon haben Sie uns einmal erzählt!«, fiel Justine ihm ein, indem sie ihren Onkel anblickte, auch diesen an jene frühere Mittheilung zu mahnen. Darner beachtete das in der Lebhaftigkeit seines Rückerinnerns nicht.

»Von da ab fand ich das Gleichgewicht in mir, das mir in einzelnen Augenblicken gefehlt, wenn ich jener Zornesthat meiner frühen Jugend gedachte; und jene Rettung des ›Magellan‹ war es auch, die meine Aufnahme in die inneren Geschäfte des Hauses Jasserman veranlaßte. Sie machte mich aus einem Seemann zum Kaufmann. Ich kam allmälig in Verbindung mit den anderen

großen Weltfirmen. Es hat es Niemand zu bereuen gehabt, weder Kapitän Witten, daß er mich und Deine arme Mutter gerettet, noch sonst Jemand, der mir die Hand geboten, der mich hat arbeiten lassen in seinem Dienst und mit mir gearbeitet hat in meiner selbstgeschaffenen Freiheit. Ich denke, es soll auch ferner also bleiben.«

[1-202] Er stand auf bei diesen Worten, dehnte die Brust wie Jemand, der eine schwere Arbeit gethan, zog die Uhr heraus und leise den Kopf schüttelnd, nachdem er die vorgerückte Stunde bemerkt, sagte er zu Kollmann, gleichsam verwundert über sich und seine Mittheilsamkeit:

»Ich habe Ihre Zeit länger in Anspruch genommen, als ich geglaubt; aber die Vergangenheit ist mächtig über uns. Sie überwältigt auch den Gefesteten und reißt ihn mit sich fort, wenn wir ihr aus der Tiefe, in die sie in uns selbst versunken ist, den Weg ans Licht eröffnen und ihr damit ein fortdauerndes Leben in dem Gedächtniß von Anderen erwecken. Der Todschlag, den ich begangen, ist verjährt. Es lebt Niemand von dem Geschlecht der Ringking, dem wir einst hörig waren. Sie wissen Alles, was Sie hören zu wollen berechtigt gewesen sind. Verfahren Sie mit meinem Vertrauen nach Ihrem Ermessen und schreiben Sie sich's selber zu, wenn Sie die Zeit bedauern sollten, die Sie mir gewährt.«

»Wie könnte ich das, während ich Ihnen zu danken habe?«, entgegnete Kollmann, der sich nach Darners Beispiel mit den Anderen erhoben hatte. »Der Hinblick auf einen so eigenartigen, von so traurigen Anfängen ausgehenden, von eigener Kraft gebahnten Weg hat nur für mich, den an eine schlichte, gerade Straße gewöhnten Mann, etwas Ueberraschendes. Ihre Energie, Ihre Erfolge sind bewundernswerth. Ihr Sohn hat ein großes Vorbild als Geschäftsmann vor sich.«

»Und wir, mein Vater«, fiel Virginie ein, »uns sagen Sie nichts von unserer Mutter, die ja noch am Leben ist?«

Sie wußte nicht, welcher Verlegenheit sie Kollmann mit dieser Frage enthob, wie sie es dem Vater [1-203] erleichterte, über

Kollmanns kühl gesprochene zweideutige Anerkennung ohne Einwand fortzukommen.

»Das Schicksal«, sagte Darner, während er die beiden Mädchen, die ihm zur Seite gewesen waren, stehend in seine Arme nahm, »das Schicksal, das mich und Eure Mutter getroffen und getrennt, ist mit wenigen Worten erzählt. Euer Großvater war ein protestantischer Engländer, der Rhederei betrieb in der Havanna, Eure Großmutter eine Spanierin und katholisch. Sie war einer Wittwe unbemitteltes Kind und hatte sich von ihrer Liebe um so leichter bewegen lassen, Euren begüterten Großvater zu heirathen, da er das Zugeständniß gemacht, seine Kinder in dem Glauben der katholischen Kirche erziehen zu lassen. Eure Mutter war und blieb das einzige Kind dieser Ehe. Als ich sie vier Jahre nach dem Tod von Franks Mutter kennen lernte, war Ines wenig älter als Ihr in diesem Augenblick. Das Haus Jasserman hatte mich zum ersten Mal in seinen Geschäften nach der Havanna gesendet. Die Schönheit Eurer Mutter, ihre Liebenswürdigkeit gewannen mein Herz wie ich das ihre. Ihr Vater war mir geneigt, ihre Mutter war nicht mehr am Leben. Die Nonnen, in deren Kloster sie ihre Kindheit verlebt, hofften wie ihr Beichtvater, daß ich einwilligen würde, auch meine Kinder im Katholizismus zu erziehen. Ich weigerte mich der Zusage, der Beichtvater versuchte unsere Verbindung zu verhindern. Ihre Liebe trug den Sieg davon. Sie ließ sich von einem englischen Geistlichen mit mir trauen. Kaum jedoch war der Schritt gethan, kaum hatten wir wenige Tage ungetrübten Glückes genossen, als die alte religiöse Gewohnheit mächtig über sie wurde. Sie verlangte zur Beichte zu gehen, man verweigerte sie ihr, das ließ [1-204] ihr keine Ruhe. Ich nahm sie, um sie von dem Einfluß ihres Beichtvaters zu entfernen, mit mir nach New-York, wo Ihr geboren wurdet; aber statt Glück und Ruhe zu finden in ihren Kindern, peinigte sie der Gedanke, daß auch Euer Seelenheil verloren sei, und die Erfahrung, welche ich eben damit an der von mir geliebten Frau zu machen hatte, war nicht darnach angethan, mich ihrem Wunsch willfahren zu lassen und Euch der

katholischen Kirche einzuverleiben. Ich mußte wieder zurück nach der Havanna, mußte achtzehn Monate dort bleiben. Ich konnte, ohne sie unglücklich zu machen, ihr den Zusammenhang mit ihrer Kirche nicht rauben. Alles, was ich unternahm, gelang mir; was mir am meisten am Herzen lag, Eurer Mutter den Frieden wiederzugeben, war ich außer Stande. Ich hatte mich für kurze Zeit in Geschäften zu entfernen; Eure Mutter und Ihr bliebt unter Eures Großvaters Dach, unter seiner Obhut zurück. Als ich wiederkehrte, hatte sie, ihn und mich täuschend, uns und Euch unter dem Beistand ihres Beichtvaters verlassen und war in das Kloster eingetreten, um, wie sie mir schrieb, für ihre Mutter und für sich Buße zu thun, und für Euch und Euer Heil zu beten. Ich und ihr Vater haben getrachtet, sie wiederzugewinnen — es war umsonst! Als ich dann bald darauf für immer von der Havanna schied, richtete ich Euch dort mit einer Verwandten Eures Großvaters ein und ließ Euch dort —«

»Bis die gute Sherman uns nach Genf gebracht hat und Sie zu uns gekommen sind!«, rief Dolores und hob ihr Köpfchen zu ihm empor. »Und nun bleiben wir Alle bei Ihnen, mein Vater, immer, Frank und wir!«, setzte sie schmeichelnd hinzu, indem sie sich an ihn schmiegte.

»Immer?«, wiederholte der Vater, »wollt Ihr [1-205] alte Mädchen werden? Eure Zeit wird bald gekommen sein! Aber Ihr bleibt mein!«

Die Mädchen lachten; er küßte sie beide und reichte dem Sohn die Hand. Kollmann konnte sich der Rührung nicht erwehren, indeß seine Verstimmung war während des ganzen Abends mit der Erkenntniß gewachsen, daß er nicht mehr Herr seines Handelns sei wie noch vor einer Stunde.

Er hatte kein Wort von Darners Erzählungen verloren und war doch während derselben unablässig mit sich darüber zu Rath gegangen, wie er sich über den heutigen Abend forthelfen, wie er sich aus dem ganzen Handel herausziehen könne. Er machte es sich zum schweren Vorwurf, den Heirathsantrag für Justine nicht

einfach abgewiesen zu haben, wie es in seiner Hand gelegen. Er warf es sich vor, erst eine Erklärung gefordert zu haben, durch die er zum Mitwisser eines unheilvollen Geheimnisses gemacht worden war, das er nicht preisgeben durfte, ohne das von ihm begehrte Vertrauen zu mißbrauchen. Die Kluft, welche Darners erste Worte: »ich bin als Höriger geboren«, zwischen diesem und ihm aufgerissen, war durch den Verlauf der Erzählung nicht ausgefüllt worden. Seine Gedanken hatten nicht mehr ihren gewohnten ruhigen Gang. Er konnte es nicht von sich abweisen, Darners selbstsichere Wahrhaftigkeit und seine seltene Thatkraft anzuerkennen, und es war ihm zuwider, daß er es nicht konnte. Er war erbittert gegen Darner, er war noch zorniger gegen Justine, deren unerlaubtes Dazwischenkommen jenem erst den Anlaß gegeben hatte, auch seine Töchter herbeizurufen und aus der geforderten fast geschäftlichen Erklärung ein rührendes Ereigniß, eine Familienscene zu machen, als deren Opfer er sich fühlte. Er hätte jetzt erst recht ein bestimmtes Nein gegen Franks und Darners [1-206] Erwartungen aussprechen mögen; aber den Mann, unter dessen Dach er sich befand, den Vater in Gegenwart seiner Kinder zu kränken, indem er dessen Vergangenheit verurtheilte, das war eine That, gegen welche sich sein sittliches Empfinden wie sein Ehrgefühl sträubten, und auch auf Justine selber hatte er Rücksicht zu nehmen.

Er hatte es mit Verdruß gesehen, wie sie während der Erzählung mehrmals mit Frank Hand in Hand gesessen, wie ihre Liebe, wie Darner sie ganz beherrschten. Er konnte nicht daran zweifeln, daß er sie jetzt noch weniger als vorher fügsam finden, daß sie mit Frank und Darner im Verein ihre Heirath mit Frank durchzusetzen im Stande sein werde. Um Justinens willen durfte er die Darners nicht mehr von sich weisen, sie, wie er es in seinem Innern nannte, nicht fallen lassen. Er konnte es mit Darner auch schon deshalb nicht zu einem Bruch treiben, weil er geschäftlich mit ihm noch enger als sonst verbunden war, seit dieser bei der Zahlung der freiwilligen Kontribution durch den Accept seiner

Wechsel auf Riga so zuvorkommend für ihn eingetreten. Von allen Seiten fühlte er sich eingeengt, gebunden, und während er nach einem Ausweg suchte, geschah ein Nichterwartetes.

Frank reichte der Geliebten seine Hand, zog sie an sich und zu den Seinen heran und sagte:

»Und Justine, mein Vater, sie gehört ja auch zu uns!«

»Ja«, rief Justine, »ja, ich gehöre zu Euch! Nehmen Sie mich auf und an, mein Vater!«

Darner verneigte sich freundlich mit der Galanterie, mit welcher er Justine stets behandelt hatte.

»Sie, meine Liebe«, sagte er, »haben wir noch von Ihres Onkels Hand oder — von der Zukunft zu erwarten.«

[1-207] Kollmann hatte keine Wahl mehr. Darner hatte die Sachlage mit den letzten Worten nach seiner gewohnten Weise richtig gekennzeichnet. Justinens Verlobung mit Frank war nur eine Frage der Zeit. Wenn es Kollmann auch kränkend war, diese Thatsache anerkennen zu müssen, war es in jedem Fall gerathener, jetzt mit dem Anschein freier Entschließung zuzugeben, was ihm früher oder später nach vorauszusehenden Ungehörigkeiten zu hindern nicht möglich sein, ihm abgezwungen werden würde.

»Nun denn«, sagte er, »nehmen Sie sie hin! Und möge meiner Nichte und Ihrem Sohne mehr Glück beschieden sein, als Ihnen in Ihren Ehen zu Theil geworden ist!«

»Das lassen Sie meine Sorge sein!«, rief Frank, indem er die Geliebte an seine Brust schloß und sie dann seinem Vater zuführte. Justine neigte sich, ihm die Hand zu küssen, er ließ es nicht zu, sondern umarmte sie herzlich.

»Sie sollen gut geborgen sein bei uns in Ihrem Hause!«, sprach er, aber wie sie sich dann an ihren Onkel wandte, auch ihn dankend zu umarmen, wehrte dieser sie unmerklich von sich ab. Sie empfand es, und dem scharfen Auge ihres künftigen Schwiegervaters war Kollmanns Bewegung so wenig wie Justinens Erschrecken entgangen. Er umarmte Justine noch einmal und noch herzlicher als vorher.

Frank und die beiden Mädchen kannten ihrer Freude kein Ende; Madame Göttling küßte ihre Pflegetochter gerührt.

»Wenn Dein Vater das wüßte!«, sagte sie leise und trocknete ihre Augen.

»Wenn mein Vater mich sähe an der Seite meines Frank, so würde er mich dafür segnen, daß ich mir den schönen, guten Mann nach meinem Herzen [1-208] gewählt, statt mich als Familieninventar gehorsam verbrauchen zu lassen und die Nervenschwäche der Tante einmal fortzusetzen. Trockne Deine Augen und mach' Dir meinetwegen keine Sorge!«, entgegnete sie, richtete sich in ihrer ganzen Höhe neben der kleineren Göttling empor und hing sich wieder an des Geliebten Arm, während Darner Madame Göttling fragte, ob der Thee bereitet sei und man zum Essen gehen könne.

Sie bejahte das; Darner bot Justine seinen Arm, Kollmann trat dazwischen.

»Erlauben Sie«, sagte er, »daß wir uns entfernen. Wir müssen nach den unvorherzusehenden Ereignissen dieser letzten Stunden in das Gleichgewicht zu kommen versuchen. Es hat meiner Nichte gefallen, ohne Vorwissen ihrer Tante auszugehen. Meine Frau wird nicht wissen, was sie davon zu denken, noch wo sie sie zu suchen hat, und noch weniger wird sie auf die Kunde vorbereitet sein, die ich ihr zu bringen habe. Selbst mein langes Ausbleiben wird sie beunruhigen.«

Darner schellte und befahl dem eintretenden Diener, anspannen zu lassen. Kollmann wollte auch das ablehnen, indeß Darner meinte, Kollmann habe es wohl nicht beachtet, daß das Wetter umgeschlagen sei, daß es regne; und da er fortan einen Anspruch an Justine habe, könne er nicht zugeben, daß sie sich einer Erkältung aussetze, er sei ein vorsichtiger Mann, der seinen und der Seinen Besitz zu wahren trachte.

Kollmann war also zum Verweilen genöthigt, und Frank rief:

»Sollen wir denn nicht wenigstens auf das Wohl Justinens, auf das Wohl meines neuen verehrten Oheims trinken?«

[1-209] »Die Verlobungsfeier«, wandte Kollmann ein, »geschieht nach unserem Brauch in dem Vaterhaus der Braut.«

»Nun«, rief Frank noch einmal, die wiederholte Ablehnung unbeachtet lassend, »in dem befinden wir uns ja!«

Und auf einen Wink des Hausherrn an Madame Göttling wurde schnell Champagner und Backwerk herbeigebracht, die Flasche entkorkt, die Gläser gefüllt, und sein Glas erhebend, trank Darner auf der Verlobten Wohl und künftiges Glück.

Die Meldung, daß der Wagen vorgefahren sei, enthob Kollmann der Nothwendigkeit, dies zu erwidern. Er zeigte sich eilig, Justinens Pelz wurde geholt, Frank und die Mädchen begleiteten sie mit Madame Göttling bis an den Wagen, da Frank heute Abend der Tante nicht mehr zugeführt werden sollte, um sie nicht noch mehr aufzuregen. Darner trennte sich oben an der Treppe von den Anderen und ging in sein Zimmer. Frank war der erste, der zu ihm zurückkam.

Darner schenkte für ihn und sich die Gläser noch einmal voll und brachte ihm das Glas zu.

»Glück auf, Frank«, sagte er, »jetzt hast Du, was Du begehrt, und seinen Willen durchsetzen können, das ist Glück! Justine ist Blut von unserem Blut; ich hatte sie für Dich im Sinn! Mache sie glücklich und halte sie in Ehren, sie ist’s werth!«

[1-210]

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Als Frank die Thüre des Wagens geschlossen, als Kollmann sich mit Justinen allein fand und sie mit einem Ausruf des Dankes seine Hand ergriff, zog er sie zurück.

»Kein Wort davon!«, sagte er streng. »Du hast mich durch Deinen vermessenen Leichtsinn dazu gezwungen, gegen meine Ueberzeugung, gegen meine Einsicht zu handeln. Ich will Dir nicht wünschen, daß Du einmal erntest, was Du für Dich gesät, aber ich vergebe Dir nicht, was Du damit an uns gethan und daß Du Deiner Tante, Deines Vaters Namen umtauschtest gegen den Namen eines Mannes, der seinen wahren Namen verleugnen muß, der seine Vergangenheit zu verbergen hat, wenn schon er die Stirne besaß, sie mir aufzudringen. Daß die Tante kein Wort davon erfährt, das versteht sich von selbst. Es würde sie niederwerfen. Was ich ihr heute in Deinem Beisein sagen werde, das hast Du aufrecht zu erhalten vor ihr und vor den Leuten. Du sollst sobald als möglich aus dem Hause, und dann halte Dich zu Denen, die Du Dir erwählt, und in schicklicher Ferne von uns, denen anzugehören Du verschmäht hast — zum Glück für uns, wie ich jetzt leider sagen muß!«

In grollendem Schweigen legten sie die kleine Strecke bis zu ihrer Wohnung zurück. Als der Wagen hielt, als sie die Freitreppe in die Höhe stiegen und die Hausflur betraten, kamen der Diener und das Hausmädchen ihnen hastig entgegen, und von der Treppe herunter rief Madame Kollmann:

»Konrad, Justine ist fortgegangen, ich habe zu …«

[1-211] Kollmann nahm einen heitern Ton an.

»Unbesorgt, mein Schatz, sie ist bei mir!«, entgegnete er. »Aber

geh in das Zimmer, erkälte Dich nicht!«, und rasch zu ihr hinaufgehend, von Justine gefolgt, trat er mit ihr in das Wohnzimmer hinein.

»Sag mir, was ist Dir eingefallen?«, rief diese ihrer Nichte entgegen. »Wie im Fieber bin ich seit einer Stunde gewesen, seit ich Dich rufen lassen wollte und Johann Dich nicht gefunden hat. Ich wollte zu Berkenhagens, zu Schwankaus schicken, aber was sollten die Leute denken, wenn ich Dich suchen ließ? Welches anständige Frauenzimmer läuft mutterseelenallein im Stockfinstern von Hause fort, ohne einem Menschen davon ein Wort zu sagen!«

Kollmann nahm die Frau bei der Hand.

»Beruhige Dich«, sprach er, »Du hast recht, vernünftige Frauenzimmer, Mädchen, die sich respektiren, thun dergleichen allerdings nicht, aber Mademoiselle Justinens Wege sind wunderbar! Ich stelle Dir hier die Verlobte von Frank Darner vor!«

Die Tante schlug die Hände zusammen und ließ sich in den Lehnstuhl fallen.

»Nein, nein«, rief sie, »wie ist das möglich? Wie ist das denn so mit einem Schlag gekommen? Wo kommt denn Justine her, mit Dir zusammen?«

»Das ist bald gesagt«, meinte Kollmann und berichtete, von dem Erstaunen und den Ausrufen seiner Frau begleitet, mit wenigen und herben Worten, was geschehen war und wie die Sache sich gestaltet hatte. Auf Madame Kollmanns Frage wegen der von Darner erhaltenen Auskunft sagte er, Darner sei eines leibeigenen Schneiders Sohn, sei davon gegangen, um Matrose zu werden, habe ein ebenfalls leibeigenes Dienstmädchen geheirathet, darnach seinen [1-212] Weg gemacht, und Frank, seinem in rechtlicher Ehe geborenen Sohn, fern von sich eine gute Erziehung geben lassen. Seine Töchter entstammten einer Kaufmannsfamilie in der Havanna. Die Mutter habe sich aber um religiöser Bedenken willen von ihrem Gatten getrennt und lebe in einem Kloster ihres Heimatlandes.

»Und dazu meines einzigen Bruders einzig Kind, dazu Justine

Willberg!«, rief die Tante und brach in einen Strom von Thränen aus, mit dem sie sich, wider alles Erwarten, ihrer Nichte in die Arme warf. »Justine, Justine, warum hast Du uns das gethan?«

Justine war auf das Aeußerste erregt. Freude und Zorn, Glücksgefühl und Empörung, Triumph über den von ihr errungenen Sieg und dazwischen doch eine gewisse Scheu vor dem Urtheil der Leute, eine Besorgniß, daß von den Mittheilungen, die Darner gemacht, mehr, als der Onkel beabsichtigt, bekannt werden möchte, kämpften in ihr, errangen abwechselnd die Oberhand. Sie hatte sogar Mitleid mit der Tante, aber unfähig, eine Zärtlichkeit zu zeigen, die sich nicht fühlte, sagte sie:

»Es kann doch nicht jeder, wie Sie und ich, im Willberg'schen Hause geboren sein, Tante, und soll ich meinen Frank, den schönen prächtigen Mann, nicht lieben, weil sein Vater die Kraft besessen hat, sich aus Niedrigkeit zum Besitzer unseres Hauses aufzuschwingen? Soll ich den Vater nicht lieben, der einen solchen Sohn, der mir den Geliebten erzogen hat? Ich bewundere meinen Schwiegervater, ich liebe meinen Bräutigam leidenschaftlich! Bin ich dadurch Ihrer Liebe nicht mehr werth, so drängen Sie, Tante, mich zu einer Wahl, zwischen meinen Blutsverwandten und dem Manne meines Herzens, [1-213] und ich muß tragen, was Sie mir auferlegen. Das Wort, das ich frei gegeben habe, halte ich. Aber Sie geben mir als Brautgeschenk einen Schmerz mit, den ich tief empfinden werde!«, setzte sie hinzu, und auch ihre Stimme bebte, auch ihr wurden die Augen feucht.

Ihre Festigkeit bewältigte die Tante, ihre Rührung machte den Onkel milder.

»Es wird Dich fortan Niemand mehr hindern, Deiner Neigung zu folgen!«, sagte er. »Ich pflege gegebene Zusagen ebenfalls zu halten. Wir sind über Darners Erzählung heute Abend nicht zu der geschäftlichen Regelung der Verhältnisse gekommen. Ich werde diese morgen in der Frühe schriftlich ordnen und im Laufe des Tages die Karten mit der Anzeige Eurer Verlobung drucken lassen. Ueber den Zeitpunkt Eurer Verheirathung werden wir uns darnach

verständigen. Ich habe Dir gesagt, daß ich ihn beschleunigt zu sehen wünsche, das wird, denke ich, allen Theilen recht sein; für uns hier ist's geboten. Ein Brautpaar im Hause bringt immer mehr Leben und Gastlichkeit in dasselbe, als der Tante bei ihrer jetzigen Nervenschwäche heilsam sein würde, und auch für heute hat sie und haben wir alle Ruhe nöthig. Laß Dir den Thee auf Dein Zimmer bringen. Ich plaudere noch ein Stündchen mit der Tante, die Aufregung ausklingen zu machen. Gute Nacht!« »Gute Nacht!«, wiederholte Justine, küßte nach alter Gewohnheit dem Onkel und der Tante die Hand; die Tante umarmte sie unter dem Eindruck jener Rührung, welche Verlobungen in der Mehrzahl der Frauen hervorzurufen pflegen. Der Onkel sprach kein Wort und ließ Justine gehen. Er litt innerlich mehr, als er zu zeigen für gut befand, und sie trug, wie er sich sagte, allein die Schuld, daß er nicht [1-214] offen mit Darner, mit einem Manne brechen konnte, in dessen Vergangenheit ihm so Vieles widerstrebte.

Daß gerade er, Konrad Kollmann, es gewesen war, der Darner immer die Stange mit Anerkennung gehalten, als in der Kaufmannschaft und in deren geselligen Kreisen sich Zweifel und Widerstand gegen ihn gezeigt, daß er es gewesen, der in der Kaffeegesellschaft seiner Frau den bedenklichen Damen die Bemerkung gemacht, ob Napoleon seine Generale nach ihren Vätern frage, daß er jenen Frauen zugerufen: der an das Schiff eines Hauses gebundene Superkargo habe nicht zu fragen, womit der Schiffeigner sein Schiff befrachten wolle, ob mit Elfenbein oder mit Schwarzen — das sagte er sich nicht; und wenn sich ihm die Erinnerung trotzdem aufdrängte, wenn er sich eingestehen mußte, daß nichts als sein eigenes Wollen ihn gezwungen habe, sich mit Darner geschäftlich und gesellig vielfach und bindend einzulassen, so machte er sich all das jetzt zum Vorwurf. Sich Vorwürfe machen zu müssen war er aber auf dem breiten, ebenen Weg, den er sein Leben lang gegangen, nicht gewohnt gewesen.

Er hatte am Abend seine Frau beschwichtigt, ihn floh sein sonst gesunder Schlaf.

Beim Frühstück machte Justinens Anwesenheit ihn übler Laune. Den prachtvollen Blumenstrauß, ein Wunder für die Jahreszeit, den Frank mit seinem schriftlichen Morgengruß der Braut übersendete und den staunend zu betrachten die Tante sich nicht erwehren konnte, würdigte er keines Wortes.

Justinens Mädchen hatte von ihr natürlich gleich am Abend ihre Verlobung erfahren. Von den weiblichen Dienstboten war die Neuigkeit dem Diener mitgetheilt, dieser hatte sie in dem Komptoir verbreitet. Klingers Mittheilung, daß er Mademoiselle Willberg [1-215] gestern Abend allein in der Straße angetroffen und sie in das Darner'sche Haus habe eintreten sehen, war ohnehin schon unter den jungen Männern im Komptoir besprochen worden; und als Kollmann darnach auf die Minute pünktlich in dasselbe eintrat, richteten sich die Blicke des Personals mit Spannung auf ihn, denn man wartete, ob er etwas sagen, ob man ihm Glück zu wünschen haben werde.

Er ging jedoch mit stummem Gruß an ihnen vorüber, schrieb in seinem Privatkabinet einen Brief an Darner, der einem der Lehrlinge zur Besorgung gegeben wurde, und arbeitete dann mit dem Prokuristen wie immer bei geschlossener Thüre, bis die Makler kamen, ihre Aufträge zu holen, ihre Vorschläge anzubringen.

»Komisches Freudenfest!«, meinte der eine Gehilfe.

»Die Zahlen werden noch nicht stimmen!«, scherzte der andere; und wie dann der Lehrling mit einem Antwortschreiben von Darner zurückkam und Kollmann das Komptoir wieder verließ, ohne vorher ein Wort von der Verlobung laut werden zu lassen, fing die Sache an, den jungen Leuten zweifelhaft zu werden.

Indeß Schlag elf Uhr traten Darner und Sohn in das Haus, eine kleine Weile später erschien Frau Göttling mit den Schwestern des Bräutigams. Nun war's richtig!

Die schöne Justine war verlobt, Herr John hatte das Nachsehen. Die Darners hatten wieder einmal die Partie gewonnen; und jeder, der von da ab in das Komptoir kam, ward, ehe er noch von seinen

Geschäften reden konnte, mit der Nachricht empfangen, daß Justine Willberg mit Frank Darner verlobt sei. Gelegentlich glitt auch die vertraulich und leise gemachte Bemerkung dazwischen, daß Ma[1-216]demoiselle gestern Abend eine kleine Escapade gemacht, und daß der Chef am Morgen durchaus in keiner guten Laune gewesen sei.

Oben im Saal, der feierlich zur Aufnahme der Darner'schen Familie hergerichtet worden, ging Alles glatt von statten, wie es sich gebührte.

Das vorbereitete Frühstück war in dem alten Silbergeräth aufgetragen, das nach der Hausfrau Meinung doch mehr zu bedeuten hatte und aus anderen Augen sah als die englischen und französischen Herrlichkeiten im Darner'schen Hause. Sie hatte über ihr schwarzes Atlaskleid eine Zobelcartouche geworfen, die auch noch von ihrer Mutter stammte, und Kollmann hatte angeordnet, daß Portweine und Rheinweine aufgetragen wurden, die seit mehr als zwanzig Jahren in seinen Kellern gelegen hatten.

Justine, im Haushalt thätig wie immer, hatte diese Anordnung auszuführen. Sie begriff ihre Meinung, ohne sich dadurch anfechten zu lassen; sie kümmerte nichts, als ihr Frank und ihr Glück. Sie trug das feuerrothe Kleid, das sie angehabt an dem Tage, an welchem sie und Frank einander ihre Liebe gestanden, hatte ein paar Zweige von blühenden Myrthen und Orangen aus dem empfangenen Strauß an ihre Brust gesteckt, und wie sie, von ihrer Freude getragen, schwebenden Schrittes Frank entgegeneilte, wie Frank sie umarmte und küßte, wie dann die Beiden zu der Tante gingen, ihren Segen zu erbitten, sagte diese seufzend:

»Gebe der Himmel, daß Sie glücklich miteinander werden, so glücklich, als ich's dem einzigen Kinde meines Bruders stets erhofft!«

Das klang mehr nach einem Zweifel, einem frommen Wunsch, als nach einer zuversichtlichen Erwartung; indeß Justinens fröhliches: »Das werden [1-217] wir schon besorgen!«, und Franks höfliche Entgegnung, er hoffe, die Frau Tante werde sich oftmals

von ihrem beiderseitigen Glücke überzeugen kommen, brachen den frostigen Worten der Tante die Spitze ab und nöthigten sie, mit sich und ihren getäuschten Wünschen für der Sohn wie mit ihrem Unmuth über den Eintritt der Emporkömmlinge, in den Bereich ihres geheiligten Patrizierthums, so gut sie konnte, in sich selber fertig zu werden.

Auch' zwischen den beiden Männern war der Ton kühl genug. Sie hatten sich die Hände gegeben wie immer, hatten es erfreulich genannt, daß man sich über die Abmachungen zu Justinens Gunsten so leicht verständigt, und den Justizkommissar bezeichnet, der den Kontrakt abfassen solle; dann war die Unterhaltung in ein ungewohntes Stocken gerathen, und es hatte sich gut gefügt, daß die Mädchen mit Madame Göttling herbeigekommen waren, daß Dolores dem Vater einen Schmuckkasten übergab, den sie mitgebracht.

Darner öffnete ihn, nahm die schwere goldene Kette mit dem Diamantenkreuz heraus, die in demselben gelegen, und hing sie Justinen um den stolzen Nacken.

»Tragen Sie die Kette, liebe Tochter, sagte er, »als ein Zeichen, daß ich mich freue, Sie fest an meinen Sohn und an mein Haus gefesselt zu wissen, und bereiten Sie sich immer darauf vor, daß selbst der glücklichste Ehestand gelegentlich ein Kreuz zu tragen giebt!«

Er hatte das scherzend sagen wollen, aber der Ernst seiner Natur und seiner Meinung klang doch daraus hervor. Um ihn zu mildern, steckte Frank der Braut den Verlobungsring an die Hand.

»Hab keine Furcht«, rief er mit der ihm eigenen [1-218] freien Anmuth; »die Fessel, die ich Dir anlege und das Kreuz, das uns geboten werden mag, sollen Dich nicht unterjochen und nicht drücken, wirf's auf meine Schultern, ich trag's — und Dich dazu auf Händen!«

Er hob sie dabei, als sie ihn umarmte, mit starken Armen in die Höhe.

Darner und selbst Kollmann konnten sich des Wohlgefallens an

seiner Kraft nicht erwehren, Justine und die schönen Schwestern lachten und jubelten, und Justine zog, als Frank sie niedersetzte, den Ring vom Finger, der ihre Gegengabe sein sollte.

Es war ein altmodischer, leichter Goldreif.

»Nimm«, sprach sie, »es ist der Ring, den meine Mutter einst meinem Vater gegeben hat. Ihr Name, den ich ererbt, Justine, steht darin!«

Die Rührung war über sie gekommen, Frank legte seinen Arm um sie und führte sie fort.

Dolores lief ihr nach und küßte ihr die Hand.

Madame Kollmann und die Göttling standen seitwärts gegen das Fenster hin.

»Wer hätte das gedacht«, flüsterte die Tante klagend, als Frank den Ring ansteckte, »wer hätte das gedacht, — meines Bruders Ring an der Hand von Darners Sohn!«

»Ja, was haben Sie dazu gesagt?«, fiel die Göttling ein, deren Niedergeschlagenheit der Tante gleich aufgefallen und sympathisch gewesen war. »Mich hat's die ganze Nacht nicht schlafen lassen und früher — mein Gott! Frank ist ja solch ein prächtiger Mensch — früher fand ich's so natürlich, so vollkommen in der Ordnung!«

»Glauben Sie, daß ich ein Auge zugethan habe? Ich habe immer ein Abmahnen gegen solche Fremde, gegen Emporkömmlinge gehegt, unzählige Male gewarnt!«, versicherte die Tante.

[1-219] »Ach«, unterbrach sie die Göttling noch einmal, »Darner ist ja ein bedeutender, ein großmüthiger Mann! Man muß ihn bewundern, und ich war so glücklich unter seinem Dach, besonders seit die lieben Mädchen da sind, aber …«

Die Tante nickte verständnißvoll.

»Eines elenden, leibeigenen Schneiders Sohn, und ein fortgelaufenes Dienstmädchen! Welche Verwandtschaft!«

»Wenn das noch Alles wäre!«, meinte die Göttling mit vielsagender Wehmuth.

»Alles — nicht Alles?«, fuhr die Tante fort. »Was ist's denn

weiter noch?«

»Also Sie wissen nicht, daß …«

»Was soll ich denn noch wissen?«

»Herr Kollmann hat Ihnen also weiter nichts gesagt? Aber wozu auch!«

»Auf ein Wort, Madame Göttling!«, rief Kollmann, der die geheime Unterhaltung und die leidensvoll vertraulichen Mienen der beiden Frauen aus der andern Ecke des Zimmers nicht ohne Besorgniß wahrgenommen hatte; und mit kurzer Weisung Madame Göttling bedeutend, in wie weit man seine Frau zu schonen habe, und daß sie um Justinens und um ihrer selber willen die Darner'schen Verhältnisse nicht in ihrer Nacktheit preisgeben dürfe, wandte er sich schnell dem General von Stromberg zu, der, um die übliche Zeit zum Frühstück herbeigerufen, der erste Nichtbetheiligte war, welchem man die Verlobung kund zu thun und das Brautpaar vorzustellen hatte.

Der General reichte beiden die Hände entgegen, blickte sie mit unverkennbarer Freude an und rief:

»Solch ein goldheller Sonnenschein gebührt dem Tag, an dem ein Menschenpaar wie Sie beide sich [1-220] zu einander findet! Wann ist die Trauung? Da ich die Verlobung mit Ihnen feiere, darf mir doch die Hochzeit nicht entgehen. Auf wann die Trauung? Denn unsereins hat's immer eilig!«

»Lieber heut als morgen!«, jubelte der Bräutigam, und Justine setzte lächelnd hinzu:

»Meine Aussteuer liegt fertig, aber so rasch geht das doch nicht!«

»Warum nicht?«, fragte der General. »Die Herren vom Civil machen nur Alles viel zu langsam. Wir sind im Kriege! Wäre Herr Darner von meinem Regimente, so schenkte ich Ihnen das dreimalige Aufgebot und ließe Sie, wie den Soldaten bei raschem Ausmarsch, vor der Trommel trauen. Es thut ganz dasselbe wie vor dem Altar.«

Die Männer lachten.

»Das fehlte noch!«, flüsterte die Tante ihrer bekümmerten Leidensgefährtin zu; nahm dann aber Darners Arm, der sie zu Tische geleitete, und die anderen folgten.

Darner und der General führten die Unterhaltung, die sich durch die Freude des Brautpaares und durch die Fröhlichkeit der Mädchen immer mehr belebte. Die üblichen Glückwünsche wurden beim Gläserklingen ausgebracht. Kollmann konnte sich nicht überwinden, etwas auf die erfreuliche Verbindung der beiden Familien Bezügliches auszusprechen, und weder den beiden Darner noch Justinen entgingen diese Zurückhaltung und die gedrückte Stimmung der Tante und Madame Göttlings.

Darner fand sich dadurch gereizt, hatte aber doch ein heimliches Vergnügen daran, wieder einmal einen Mann, der sich über ihn erheben zu können geglaubt, zu seinem Willen gezwungen zu haben; und wie er am verwichenen Abende das Erscheinen von Justine [1-221] rasch nach seinem Sinne und zu seinen Zwecken benützt, nahm er jetzt den vorhin gemachten Scherz des Generals auf.

»Nicht nur von seinen Feinden, auch von seinen Freunden muß man lernen!«, sagte er. »Herr von Stromberg hat recht. In Zeiten wie die unseren muß man rasch thun, was man thun will, rasch genießen, was man Erfreuendes vor sich hat! Also — auf wann die Hochzeit unseres jungen Paares?«

Er wußte nicht, wie sehr er mit dieser Frage Kollmanns Wünschen entgegenkam. Ehe noch die Tante, an welche Darner die Frage gerichtet, ihm darauf Bescheid geben konnte, sprach Kollmann:

»Ich stimme Ihnen bei, denn wer kann sagen, wie es nach Monaten hier mit uns beschaffen sein wird!« Er schwieg einen Augenblick, in sich überlegend, dann sagte er: »Wir haben heute Freitag, am Sonntag kann das erste Aufgebot erfolgen …«

»Wohl!«, fiel ihm Darner ein. »Also, da hier unter Ihnen der Freitag für den eigentlichen Hochzeitstag erachtet wird, so lassen Sie uns sagen, von heute in vier Wochen — der Hochzeitstag!«

»Sei’s so!«, bestätigte der Onkel.

Die Gläser wurden noch einmal gefüllt, man trank, wie immer, auf allseitiges Glück, auf das Wohl des Königs, auf die Freundschaft der Russen und der Preußen; aber während Justine und Frank in vorahnender Wonne strahlten, hatte sich mit der Erwähnung der politischen Verhältnisse in den drei älteren Männern die gewohnte Sorge in den Vordergrund gedrängt, und man erhob sich, bevor die Tante sich noch von dem Schrecken über diese Hast erholt hatte und Madame Göttling noch zu irgend [1-222] einer Ansicht darüber gelangt war, wie bei dieser raschen Heirath die Einrichtung des jungen Paares möglich zu machen sein werde.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Am nächsten Morgen trugen die Lohndiener die Verlobungsanzeige mittels rosafarbener, goldgeränderter Karten zu den Befreundeten und Bekannten der beiden Familien. Es hätte aber dessen kaum bedurft, denn noch während man bei Kollmann zum Frühstück zusammen gewesen, hatte sich die Kunde von der Verlobung Justinens an der Börse verbreitet und war von dort als neueste Neuigkeit heimgetragen worden.

Ueberrascht hatte die Nachricht Niemand, besprochen wurde sie überall. Jeder wollte diese Heirath von Anfang an vorhergesehen und erwartet haben, nichtsdestoweniger wunderte man sich über dieselbe. Man konnte sich's nicht recht vorstellen, wie die beiden Familien sich als Verwandte mit einander stellen wurden. Ihre Art und Lebensführung war so verschieden. Man war neugierig, zu wissen, wann die Hochzeit sein, wo die jungen Leute wohnen würden. Man war gespannt darauf, wie Madame Kollmann sich darin finden würde, daß sie Justine nicht zur Schwiegertochter bekam, an der sie doch mit ihrer bekannten Güte wie eine Mutter gehandelt, ohne recht eine Tochter an ihr gefunden zu haben, die der sanften, nervenschwachen Frau so sehr zu wünschen gewesen wäre.

[1-223] Ob John wirklich an Justine gedacht, die ihn immer von oben herab behandelt, das war eine andere Frage. Die jungen Mädchen meinten, wenn es ihm ernst damit gewesen wäre, hätte er sie ja haben können, ehe der alte Darner gekommen, ehe Frank erschienen sei und Justine ihre Passion für diesen so unverhohlen zur Schau getragen habe, als gäbe es gar keinen andern Mann in der Welt. Sie hatte aber immer ihren eigenen Kopf gehabt, immer

etwas Besonderes vorstellen, rücksichtslos ihren Willen thun wollen, und das paßte besser zu den Darners als zu John, der ein ruhiger und rücksichtsvoller Mensch war.

John stieg plötzlich sehr im Kurse und seine Mutter mit ihm.

Als an dem Tage Darner und nicht lange nach ihm Kollmann an der Börse erschienen, kamen ihnen gar Viele mit Glückwünschen entgegen.

Darner nahm sie mit der Bemerkung hin, daß ihm die Wahl seines Sohnes und die verwandtschaftliche Verbindung mit seinem Freunde Kollmann sehr genehm wären.

Kollmann äußerte gegen den alten Berkenhagen und gegen Konsul Armfield, Justine sei jetzt zwanzig Jahre, damit müsse ein elternloses Mädchen unter die Haube gebracht werden, und Frank Darner sei ein tüchtiger Geschäftsmann, die Darners ein solides Haus. Justinens Vermögen bleibe wie bisher in der Bank von England. Von einer besonderen Genugthuung sprach er nicht, und Lorenz Darners erwähnte er ebensowenig. Es klang fast, als sei er froh, Justine untergebracht zu haben, die doch nur zu wählen gehabt hatte.

Ein Häusermakler trat an Kollmann mit der Frage, ob man vielleicht ein Haus für Frank zu kaufen [1-224] denke, in welchem Falle er eines in Vorschlag habe.

Kollmann antwortete, davon sei noch nicht die Rede gewesen, obschon die jungen Leute in vier Wochen heirathen würden. Er ging dann bald wieder von der Börse fort.

»Kollmann ist verstimmt!«, meinte der Eine.

»Und zwar so verstimmt, daß er es trotz all seiner Gelassenheit nicht verbergen kann!«, setzte der Andere hinzu.

»Geschäftlich liegt, so weit man ihm nachkommen kann, nichts Unangenehmes vor!«, sagte der Erstere.

»Die Verlobung scheint ihm gegen den Strich zu gehen«, entgegnete der Andere, »und wenn das der Fall ist, wird er seine besonderen Gründe dazu haben, denn an sich ist ja Frank Darner eine gute Partie, und Kollmann hat dem Vater seinerzeit gegen uns

Alle die Stange gehalten und sich stark mit ihm engagirt.«

»Kollmann weiß, was er thut, und hat das Wohl seiner Nichte sicher im Auge gehabt«, bedeutete sein Freund, der Konsul Armfield. »Aber wozu eine so übereilte Verheirathung, vier Wochen nach der Verlobung, da beide Theile hier zu Hause sind? Derlei gefällt mir nicht! Es sind Alles Neuerungen, gegen welche gerade Leute wie Kollmann und wir uns wehren sollten.«

»Was wollen Sie? Die Darners sind gewohnt, immer mit vollen Segeln auf Menschenjagd zu gehen!«, meinte scherzend der alte Berkenhagen, und ein dabei stehender Hagestolz machte dazu eine witzig sein sollende Bemerkung, welche Armfield mißbilligend zurückwies, obschon er wiederholte, daß solche Eile auffallend und nicht guten Geschmacks sei.

[1-225] Während dessen war großer Empfang bei Madame Kollmann und Justinen. Madame Göttling und die beiden künftigen Schwägerinnen waren natürlich dabei.

Justine in ihrer freudigen Aufgeschlossenheit hatte nichts Eiligeres zu thun, als Jeder der Ankommenden mitzutheilen, daß schon in vier Wochen ihre Hochzeit sein werde, und dann zu berichten, wie sie dies Glück zum Theil dem General von Stromberg und seiner Erzählung von der Trauung vor der Trommel zu danken habe. Es war ein Lachen und ein fröhliches Durcheinanderschwatzen unter all den jungen Mädchen, und der Zuruf: »Denken Sie sich, Mutter, stellen Sie sich vor, Mama, Justinens Hochzeit ist schon in vier Wochen!«, schallte von dem Tisch am Fenster zu dem Sophatisch hinüber, an welchem die Frauen sich um Madame Kollmann versammelt fanden.

»Schon in vier Wochen!?«, wiederholte Frau Armfield. »Mein Gott, weshalb denn eine solche Eile? Soll denn der junge Darner fortgehen?«

»O nein, aber wir leben in Zeiten, in denen man sich in mehr als das zu schicken und sich in allerlei Ueberrumpelungen durch Einquartierung von Freund und Feind oder durch Verlobungen zu fügen hat!«, entgegnete die Tante, sich zu einem Scherze

herbeilassend. Sie fügte jedoch sofort hinzu: »Mir persönlich, bei meiner schwankenden Gesundheit, ist eine Abkürzung des Brautstandes in gewissem Betracht eine Erleichterung, und wir werden voraussichtlich auch nur eine stille Hochzeit, eine Trauung in der Kirche und ein Frühstück haben.«

»Aber wie werden Sie denn fertig werden? Wo werden die jungen Leute denn wohnen?«, fragte eine Andere.

[1-226] »Justinens Ausstattung lag ja seit Jahren in unseren alten Willberg'schen Schränken und Truhen bereit. Sie ist, als unser Haus verkauft ward, zu uns herübergenommen worden; und Frank will's nach englischer Mode gehalten wissen. Sie wollen gleich nach der Trauung auf das Darner'sche Gut, nach Strandwiek, ans Meer hinaus und dort zunächst bleiben. Sein Vater hat schon heute einen Boten hinausgeschickt, die nöthigen Einrichtungen für die Bequemlichkeit des jungen Paares dort machen zu lassen.«

»Also nur eine stille Hochzeit und kein Polterabend, und nicht einmal den Frühbesuch bei der jungen Frau am andern Morgen?«, fragten die Frauen, die Tante und sich unter einander ansehend. »Und Anfang April schon auf das Land, an die See? Wie sonderbar!«

Die Tante zuckte die Schultern.

»Das sage ich mir selber!«, sprach sie. »Indeß es hat sich eben so gemacht, und zuletzt denkt man wie der liebenswürdige General: Wir sind in Kriegszeiten, also à la guerre comme à la guerre!« Sie machte dazu eine Handbewegung, die man sich nicht recht zu deuten wußte. Man deutete sie also, wie es einem Jeden gefiel.

Diese Besuche wurden von dem Brautpaar mit den Gegenbesuchen pflichtgemäß erwidert. Das übliche Mittagbrod im Hause der Braut wurde mit allem gebührenden Glanze abgehalten; die Einladungen des Brautpaares in die Häuser der Befreundeten folgten, weil die Zeit knapp bemessen war, rasch aufeinander.

Madame Kollmann hielt sich von denselben fern, ihr Mann und die Darners trafen aber fast täglich zusammen, und diese seit dem

Ausbruch des Kriegs ungewohnte, hastige Geselligkeit gab täglich erneuten [1-227] Stoff zum Besprechen und Berichten, zog immer wieder die Achtsamkeit auf Frank und Justine, auf Kollmann und auf Darner. Niemand konnte sich dabei der Wahrnehmung verschließen, daß etwas anders geworden zwischen den beiden Männern und zwischen Justine und ihrem Onkel. Es mußte durchaus etwas vorgegangen, etwas nicht richtig sein in der Angelegenheit. Kollmann mußte noch etwas Anderes gegen die Verlobung haben als seine früheren Plane mit John, denn der konnte ja zehn Frauen für eine finden, wenn er nur wollte.

Was die Fernerstehenden bemerkten, das konnte natürlich den Augen Darners und seiner Beobachtung nicht entgehen. Er fühlte die Zurückhaltung, mit welcher Kollmann ihm begegnete, er sah, was es diesen kostete, sich nicht von ihm zurückziehen zu können, er verstand sehr wohl, was ihn bewogen hatte, in die schnelle Verheirathung seiner Nichte zu willigen. Trotzdem bereute er es nicht, gesprochen zu haben, denn wie er sich des Glückes seines Sohnes freute, hatte ihm persönlich die Erzählung seiner Lebensgeschichte eine Befriedigung und eine Befreiung gewährt.

Freilich war sein Sinn stets frei, sein Gewissen ruhig gewesen. Die Niedrigkeit, in der er geboren, die Stellung, zu der er sich empor gebracht, waren sein Stolz. Daß er im Kampfe Mann gegen Mann, auf das Aeußerste gereizt und mißhandelt, seinen Gegner erschlagen, war nicht seine Absicht, sondern ein Unglück bei einer That der Nothwendigkeit gewesen, die ihn zu seinem Heile hinausgeschleudert aus der Knechtschaft in die Freiheit, auf die Bahn, die, wie hart und schwer er sie zu durchmessen gehabt, doch die ihm gemäße gewesen war. Wäre er gläubig gewesen, er hätte Gottes Hand in allem seinem Erleben erkennen mögen. Da er es nicht war, [1-228] hatte es ihn nur in dem Vertrauen auf sich und in der Ueberzeugung bestärkt, daß Jeder seines Glückes Schmied sei, und dem festen Willen die Verhältnisse sich beugen, daß der Starke einzustehen habe für das Geschick Derjenigen, die er mit aufgenommen habe in sein Leben und auf seinen Weg.

Die Menschen hatten allmälig ihn beachten, ihn benützen, ihn schätzen lernen und waren dahin gekommen, ihn zu beneiden. Mitten unter ihnen war er einsam gewesen. Mit Franks Mutter war für ihn der lebendige Zusammenhang mit seinen frühen Jahren, das einzige Menschenwesen dahingegangen, mit dem er von dem »Damals«, von der Jugend sprechen konnte, auf die man zurückblicken will, wie traurig sie auch gewesen war. Er war Allen ein Geheimniß gewesen. Selbst seinen fern von ihm erzogenen Kindern war er ein Fremder in seiner Wesenheit; und er hatte nicht auf ihre volle, vertrauende Hingebung zu hoffen, so lange er als ein Räthsel vor ihnen stand, das sie um ihrer selbst willen zu ergründen trachten mußten. Franks Fragen nach seiner Mutter, der Töchter scheues Emporblicken zu ihm, wenn man ihrer Mutter zufällig erwähnte, waren ihm zu einer Mahnung geworden, daß er nicht lang mehr zögern dürfe. Seine Kinder, seine Geschöpfe, diese Fortführer seines eigenen Daseins, sollten ganz Eins werden mit seinem ganzen Selbst. Seine Vergangenheit sollte die ihre werden, wie ihre Zukunft die seine; und mochte dann Jedermann erfahren, von wannen er gekommen. Was er aus sich gemacht, was er aus dem Nichts erschaffen, das mußte ihnen Bürgschaft werden für das, was man ihm zutrauen und von ihm erwarten durfte.

Aus diesen Gedanken und Empfindungen heraus hatte er den Entschluß gefaßt, Kollmann im Beisein [1-229] seines Sohnes Rede zu stehen, obschon Kollmanns berechtigte Anfrage ihn im ersten Augenblicke verdrossen hatte; und Justinens Dazwischentreten war ihm zudem Anlaß geworden, nun auch seinen Töchtern gegenüber den gleichen Schritt zu thun.

Er hatte einfach berichtet, sich an die harte Wahrheit gehalten, aber die Macht der Erinnerung hatte seinen Worten Gewalt gegeben über seine Kinder und über Justine. Sie erlebten seine Jugend mit ihm, sie sahen ihn, den Vater, ihren Vater, geknechtet, unter Schlägen bluten; sie freuten sich seines Sieges über seinen Peiniger. Sie sahen ihn flüchten mit dem armen Mädchen durch das Grausen der Nacht, sie warteten mit klopfendem Herzen auf

den Augenblick seiner Rettung und sahen um sich her, um ihr Los mit dem seinen zu vergleichen, um sich mit aller ihrer Liebe bewundernd anzuklammern an den Schöpfer ihres Glückes. Ihre Umarmungen, ihre Zärtlichkeit hatten es ihm bewiesen. Er hatte sich nicht geirrt in dem Glauben, daß er sie fester an sich knüpfen, sie sich erst ganz zu eigen machen werde, wenn er sich ihnen völlig hingab; aber er empfand es daneben — in Bezug auf Kollmann und Madame Göttling hatte er sich getäuscht. Was die Herzen der Jugend erwärmt und gefesselt, hatte die Alten abgestoßen und sie von ihm abgewendet. Sie, die ihm angehangen, Jeder auf seine Art, standen wider ihn, das sah er, ohne daß es ihn anfocht. Im Gegentheil! Es war nicht das erste Mal im Leben, daß er die Strömung gegen sich und seinen Kurs durch sie zu steuern hatte. Sie hatten ihn hinzunehmen, wie sich zu zeigen es ihm gefiel.

Darner hatte keinem seiner Hörer ein Schweigen auferlegt. Es war Kollmann, der es als eine Nothwendigkeit empfunden, der es seinetwillen und [1-230] um Justinens willen von dieser und von Madame Göttling gefordert. Keine von diesen Beiden hatte ihre Zusage gebrochen, und doch tauchten gleich nach Justinens Verlobung über Darner und seine Familie Gerüchte auf, von denen man bis dahin nichts vernommen, und die doch mit früher Gehörtem im Zusammenhang standen.

Wenn man im Kollmann'schen oder im Darner'schen Hause einen Besuch gemacht, wenn man sie bei sich zu Gaste gehabt, immer war etwas Sonderbares zur Sprache gekommen.

»Es war doch richtig«, sagte die Eine, »daß Justine am Tage vor ihrer Verlobung heimlich zu Darners gegangen war, und zwar allein am späten Abend!«

Eine durch ihre böse Zunge bekannte Wittwe, die noch ihre sämmtlichen vier Töchter zu vergeben hatte, meinte, das werde wohl nicht das erste Mal gewesen sein, und Justine werde den Weg wohl im Dunkeln gekannt haben. Sie habe ja immer wie die berühmten gelben Katzen und wie die Göttling an dem Hause

gehangen und nicht ohne Absicht von Anfang an zu den Darners gehalten.

Ein ander Mal hatte ihr alter Freund, der Hausarzt, die schöne Braut damit geneckt, daß sie es den beiden Darner angethan, denn sie werde es nicht leugnen können: ehe der Sohn gekommen, habe der Vater ihr gehuldigt, und sie sei sehr von ihm eingenommen gewesen.

»Gewiß«, hatte sie darauf geantwortet, »mein Schwiegervater hat mich gleich und immer angezogen, jetzt aber, seit ich seine Lebensgeschichte kenne, die er uns am Abend vor unserer Verlobung erzählt, bewundere und verehre ich ihn noch weit mehr!«

[1-231] Die Tante hatte dem Gespräch mit einer dazwischengeworfenen, ablenkenden Bemerkung ein Ende machen wollen.

Der Doktor hatte diese unbeachtet gelassen und sich erkundigt, was diese Lebensgeschichte denn Besonderes habe? Und Justine hatte entgegnet:

»O, sie ist viel merkwürdiger und interessanter, als die Abenteuer des vielgepriesenen Robinson Krusoe, und romantischer noch obendrein!«

Auch das ward herumgesprochen. Man erinnerte sich, daß Robinson von Hause fortgelaufen, daß er unter Wilde verschlagen worden sei, und dabei fiel den Leuten ein, was Kapitän Schwenten einmal von Darner als Sklavenhändler erzählt. Daß er in Afrika gewesen, in den spanischen und englischen Kolonien gelebt, davon hatte er selbst zum öfteren gesprochen. Daß die Mutter von Dolores und Virginie im Kloster sei, das erfuhr man von Madame Kollmann selber. Es hatte also von einer Heirath für Darner niemals die Rede sein können; und es war also ein großes Unrecht von ihm gewesen, neben einem jungen Mädchen Jahre hindurch den Galanten zu spielen. Justine hätte eine Neigung für ihn fassen und dies zu bereuen haben können.

Man wollte hoffen, daß es mit Justinens Ehe und Zukunft ein so

gutes Ende nehmen möge, als man es für ihres Vaters Tochter und namentlich für Kollmann und die gute Frau zu wünschen habe; denn Justine hatte es ja kein Hehl, daß ihr gerade das Abenteuerliche an den Darners reizend war, und damit war es doch eine sehr bedenkliche Sache, wie mit der ganzen Familie Darner überhaupt.

Hätte man rasch die ganze, nackte Wahrheit erfahren, wie Darner sie ausgesprochen, so würde es mit der Möglichkeit des vermuthenden und ergänzenden [1-232] Umdeutens, das die Phantasie zu Erfindungen verlockte, bald ein Ende genommen, ein Für und Wider würde sich herausgebildet haben, und man würde mit der Sache fertig geworden sein. Das halbe Wissen, das halbe Verschweigen hielten die Neugier rege; und auf dem Boden dieser müßigen Neugier wuchs, wie der Teufelszwirn auf einer fetten Wiese, ein Gerede empor, das nicht allein Darner und seine Kinder, sondern auch Justine umstrickte und aus dessen Schlingen gar kein Herauskommen war. Denn selbst als man mit dem unablässigen, forschenden Fragen, von Madame Kollmann, von Madame Göttling und von Darners Töchtern als Abwehr gegen die ungerechtesten Vermuthungen die Thatsachen herausgebracht hatte, schienen sie diesen Vermuthungen gegenüber nicht abenteuerlich genug, und man nahm an, daß noch weit mehr und Uebleres verborgen würde, wenn man so viel zugestehen müsse.

Es that Allen leid, daß es war, wie es eben war, denn sie hatten Alle mit den Darners mehr oder weniger in Zusammenhang gestanden, hatten Frank gern gehabt, die Töchter lieb gewonnen, auf Justine so viel gehalten. Niemand hatte Einem von diesen Allen übel gewollt. Es war ja ein angenehmes Haus gewesen, das Darner'sche, und ganz zu brechen hatte man nicht nöthig, konnte es sogar um Kollmanns willen nicht, indeß eine Zurückhaltung war nun doch einmal geboten.

Wohin sollte es mit der guten Gesellschaft und mit ihren Sitten kommen, wenn man nicht mehr darnach fragte, wer die Leute wären und von wannen sie stammten, die man in sie aufnahm.

Verlaufene Leibeigene, fortgejagte Dienstmädchen, eine entführte und in das Kloster wieder zurückgekehrte Nonne, und Sklavenhandel — wenn schon man ihn als eine [1-233] Nothwendigkeit ansah — das waren doch Dinge, die man von sich und den Seinen fern zu halten hatte, besonders jetzt, wo man ohnehin schon den ganzen Troß der russischen Offiziere, der russischen Armeelieferanten, und — wer konnte wissen, wie bald — gar die Feinde, die Franzosen, bei sich aufzunehmen und auf dem Halse haben würde. Vorsicht war in jedem Falle jetzt noch mehr als sonst geboten, namentlich für die Familien, die erwachsene Töchter und heirathsfähige Söhne hatten. Die Töchter einer Nonne waren kein guter Umgang für junge Mädchen, keine erwünschten Schwiegertöchter; und sie waren so reizend, daß sie leicht geliebt werden, leicht bestricken konnten. Geld deckt doch eben nicht Alles zu, meinten die Mütter. Wozu sollte man sich unnöthig solchen Möglichkeiten, solchen Zusammenstößen aussetzen? Man brauchte ja deshalb mit Darner nicht offen zu brechen, man konnte sich ja mit der Rücksicht betragen, welche gefordert war; aber man war früher ohne die Darners fertig geworden — man konnte sie auch jetzt ihre Wege gehen lassen, und auf den seinen bleiben.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Die Frage, wo Frank und Justine ihren Haushalt einrichten sollten, war natürlich eine der ersten, die auch in der Familie zur Erörterung kommen mußte. Kollmann wünschte sie in einem eigenen Hause zu wissen, schon weil ihn dies dem beständig sich wiederholenden Zusammentreffen mit Darner einigermaßen enthob; indeß der Eifer, mit welchem [1-234] selbst wohlhabende Leute ihre Häuser zum Kauf anboten, machten ihn von seinem Verlangen abstehen. Jeder suchte unter den obwaltenden Umständen baares Geld in die Hände zu bekommen, während man nach der Möglichkeit trachtete, mit Aufgeben eines eigenen Hausbesitzes und großen Raumes sich den immer größer werdenden Steuerlasten und Anforderungen zu entziehen und einen schicklichen Vorwand zu den Einschränkungen zu gewinnen, die man ohne einen solchen nicht wohl machen konnte, ohne seinem Kredit zu schaden.

Der Hauskauf wurde also aufgegeben, und da man in den beiden zusammengehörenden Darner'schen Häusern Raum für zwei Familien hatte, ward beschlossen, daß Frank und Justine in dem vordern Hause wohnen sollten, in welchem sich das Komptoir und die großen Gesellschaftszimmer befanden, während Darner mit den Töchtern und Madame Göttling das am Quai gelegene Haus einnehmen wollte, das den Vorzug hatte, den Garten vor der Thüre und die Aussicht auf den Strom zu besitzen.

Justine war das ganz nach ihrem Sinne. Sie gelangte dadurch in den Besitz der Räume, die sie in ihrer Kindheit und frühen Jugend innegehabt, sie fühlte, daß Darner sie damit an die Spitze des Hauses stellte, daß sie dabei doch immer die Möglichkeit behalten

würde, in engem, abgeschlossenem Verkehr mit ihrem Mann zu leben; und sie und Frank sahen mit Freuden das rasche Entschwinden der Tage, welche sie von ihrer Vereinigung trennten.

In beiden Familien hatte man vollauf zu schaffen, und man war noch dabei, die Zimmer im Darner'schen Pregelhause für ihre nächste Bestimmung umzuwandeln, während man mit der Einrichtung für das junge Paar zurückstand, weil man bis zu der [1-235] Rückkehr desselben von Strandwiek noch mehrere Wochen vor sich zu haben glaubte, als an dem Sonntag, an welchem das dritte Aufgebot in der Kirche erfolgt war, Frank schon eine Stunde vor dem Mittagessen, zu welchem man ihn erwartet hatte, sich bei Madame Kollmann einstellte. Er traf seine Braut bei ihr.

»Du kommst früh«, rief sie ihm entgegen, »das ist hübsch von Dir. Bringst Du etwas Neues?«

»Neues allerdings«, entgegnete er ihr, nachdem er die Tante begrüßt, »aber nichts, was mich freut. Wir müssen unsere Ehe mit einer getäuschten Hoffnung beginnen. Wir können nicht nach Strandwiek hinaus.«

»Weshalb denn nicht? Was ist denn dort geschehen?«

»Im Grunde nichts, worauf man nicht als auf eine Möglichkeit gefaßt zu sein hatte, seit die Armeen sich wieder von allen Seiten in Marsch gesetzt. Mein Vater hatte mir das von Anfang an vorgehalten, mir jedoch nachgegeben, weil ich einmal, wie er sagte, ganz meinen Willen haben sollte. Aber man hört und glaubt nicht gern das, was unseren liebsten Wünschen widerspricht. Ich hatte mich so sehr auf das Alleinsein mit Dir gefreut; nun ist's dort plötzlich übervoll von ungebetenen Gästen. Wir hatten schon seit Wochen die Nachricht, daß Napoleon es hier in der Provinz zu keiner Entscheidung kommen lassen wolle, ehe er nicht das belagerte Danzig in seine Hände gebracht und sich dadurch den Rückzug gesichert habe. Gestern spät am Abend meldete man uns durch eine Estafette, daß ein russisches und ein preußisches Korps am frischen Haff auf der Nehrung nach Pillau marschirten, um zur Unterstützung von Danzig zu Schiff dorthin ge[1-236]bracht zu

werden; und vor einer Stunde kam ein reitender Bote von Strandwiek mit der Anzeige, daß die Russen dort eingezogen sind, daß sich der Stab ins Schloß quartiert, daß man das Inspektorhaus zum Lazareth genommen, da sie Kranke mitgebracht, und daß sie dort so wirthschaften wie überall im platten Lande. Es soll geschafft werden, was nicht geschafft werden kann. Die Truppen leiden Noth, aber die Leute ebenso. Es soll geschafft werden, was auch mit Geld nicht zu schaffen ist. Es soll fürchterlich aussehen in dem warmen Nest, das wir dort für uns erhofft.«

Er hatte in seiner Aufregung schneller und lauter gesprochen, als es seine Weise war. Die Tante schlug voll Entsetzen die Hände zusammen.

»Schrecklich, schrecklich! Da muß die Hochzeit natürlich aufgeschoben werden?«, stieß sie hervor.

»Im Gegentheil, Frau Tante, wenn es möglich wäre, müßte man sie zu beschleunigen trachten!«

»Soll die Trauung vielleicht noch heut Abend stattfinden?«, fragte sie in einem Ton, der es nicht zweifelhaft ließ, ob sie scherzen oder ihn verhöhnen wolle.

Frank hatte es von seinem Vater gelernt, zu überhören, was er nicht zu beantworten wünschte, und sich zu seiner Braut wendend, fragte er sie, ob sie Einspruch dagegen erheben würde, wenn die Tante es also befehlen sollte.

Justine gab ihm die Hand.

»Dein Vater hat mich gekettet, und ich habe mich Dir verpfändet!«, entgegnete sie ihm mit heiterem Wort, dem Spott der Tante den Stachel abzubrechen. »Ich bin Dein! Befiehl und ich gehorche!«

Die Tante lächelte.

[1-237] »Ich gratuliere Ihnen, Herr Darner!«, sagte sie »denn Sie vollbringen Wunder! Die bezähmte Widerspenstige! So heißt ja wohl die englische Komödie?«

Indeß die lächelnde Miene verbarg die wahre Gesinnung der Sprechenden nicht, und es war gut, daß Kollmann dazu kam, daß

man von dem zu verändernden Plan in Bezug auf das Unterkommen der jungen Eheleute zu sprechen hatte.

Kollmann fragte, ob denn in seinem Vaterhause die Wohnung für Frank fertig sei. Frank mußte das verneinen. Man habe, sagte er, zuerst für den Vater und die Schwestern das Hinterhaus entsprechend hergerichtet, und die Aenderungen für ihn und Justine absichtlich für die Zeit hinausgeschoben, die sie auf dem Gut zuzubringen gehofft.

Der Onkel schwieg einen Augenblick.

»Wir haben heute Sonntag«, sagte er darauf, »am Freitag soll die Hochzeit sein. Denken Sie, daß man in den vier dazwischenliegenden Tagen das Nöthige wird beschaffen können?«

»Das Nothwendige gewiß, denn man hat sich heute sofort an die Arbeit gemacht; das Gewollte nicht!«

»Also«, fiel ihm der Onkel ein, die Worte langsam wägend, »Sie denken meine Nichte in Ihrer Junggesellenwohnung zu installiren?«, Ich würde wünschen, sie in das Schloß der Königin von Golkonda führen zu können«, entgegnete Frank, der das Uebelwollen, welchem er gegenüberstand, immer deutlicher erkannte, »indeß ich traue es Justine zu, daß sie mich nicht entgelten lassen wird, was ich nicht verschuldet, und was ich für sie lebhafter bedaure als vielleicht sie selbst.«

Justine versicherte, sie sähe darin durchaus kein Hinderniß, sie würde sich freuen, zunächst eben in [1-238] den beiden kleinen Stuben zu weilen, in denen Frank ihrer bisher in Liebe gedacht, und Frank, von ihrem Wort erfreut, setzte rasch hinzu:

»Wären wir in London und ich hätte noch meine Yacht, so nähme ich Dich in meine Kajüte und wir gingen nach Ramsgate oder nach der Insel Wight.«

»Wohl möglich!«, meinte Kollmann. »Es hat nur nicht jedes Land denselben Brauch und nicht jede Familie diese Kajütengewohnheiten; bei uns —«

Diesmal aber überhörte Frank die Worte nicht, und fest in das Auge des Onkels blickend entgegnete er:

»Sie haben recht! Mir freilich stammt die Kajütengewohnheit vom Vater und von meiner Mutter. Ich bin ein Matrosenkind und danke dem Geschick, daß es mir den freien Sinn und den weiten Blick des Seemanns als Blutserbe verliehen hat. Die Trauung ist bestellt, die Hochzeitsgäste sind geladen. Kann sich Justine nicht entschließen, zunächst mit mir zu leben, wo und wie ich bisher gelebt in meines Vaters Haus, wollen Sie die Trauung und die Gäste abbestellen und dem müßigen Gerede über uns, das ich seit unserer Verlobung und wohl infolge von meines Vaters gefordertem Vertrauen, sattsam habe kennen lernen, weiteren Spielraum gönnen, so muß ich eben warten. Aber ich werde darum nicht größer von Justine denken und nicht besser von dem sogenannten Anstand und von dem, was man die Sitte und den Brauch nennt. Sie, Herr Onkel, haben zu entscheiden — ich mich vorläufig zu fügen.«

»Unerhört!«, rief die Tante voll Entrüstung, und selbst Justine sah ihn mit Ueberraschung an. Er war wie verwandelt. Seine Haltung, sein trotzend fester [1-239] Ton waren ganz die seines Vaters, aber sie hatte Frank nie schöner gefunden, ihn nie mehr geliebt als eben jetzt.

»Gemach, junger Mann«, rief der Onkel mit strenger Abwehr, »gemach, junger Mann! Ziehen Sie gefälligst die stolzen Segel etwas ein. Wie gering Sie auch von der Gesinnung und der Handlungsweise denken, die wir altväterischen, aus gutem, altem Herkommen hervorgegangenen Leute als Brauch und Sitte ehren, erlauben Sie mir, Sie daran zu mahnen, was Sie mir schuldig sind. Vergessen Sie nicht —«

»Verzeihung«, fiel Frank ihm lebhaft ein, »Verzeihung, denn Sie haben recht! Ja, ich habe mich vergessen, schwer vergessen! Meine Leidenschaft, mein Verlangen nach Justinens Besitz haben mich hingerissen.« Er reichte Kollmann die Hand, der sie nicht ergriff. »Vergessen Sie«, bat Frank noch einmal, »daß ich mich im Ausdruck gegen Sie vergangen habe, Onkel, in der Sache aber erlauben Sie mir, auf meiner Bitte zu bestehen. Geben Sie mir

Justine Freitag zum Weib in unser Haus! Schieben Sie die Hochzeit nicht in die Ferne! Es könnten nach Wochen, nach Tagen wieder Verwundete liegen in der Kirche, in welcher unsere Ehe eingesegnet werden soll; und der Boden, den meine Frau betreten soll in unserem Hause, wie es eben ist, soll nicht rauh, Du sollst wohl gebettet und behütet sein unter unserem Dach, in meinen Armen!«

»Frank, lieber Frank!«, rief Justine an seiner Brust und unter seinem Kusse.

»Das angeerbte Matrosenblut!«, flüsterte die Tante, und Kollmann hatte das Nämliche gedacht. Auch er fand es anstößig in hohem Grade, daß Frank in seiner Aufregung vor ihnen und zu Justinen von [1-240] seinem Verlangen nach ihrem Besitz und ihrem Glück in seinen Armen gesprochen. Die heftige Anmaßung, mit welcher Frank ihm entgegengetreten war, hatte die Bitterkeit verstärkt, welche Kollmann gegen Darner hegte, dem er es nicht verzeihen konnte, ihn, wie er es nannte, jahrelang getäuscht zu haben; aber das Alles konnte jetzt die Sachlage nicht ändern. Die Verhältnisse waren wieder zu der Darner Gunsten. Auch jetzt hatte er dem Sohne Darners gegenüber keine Wahl; und so erzürnt er gegen ihn war, begriff er, was eben Justine gerade diesem Mann so schnell und so bedingungslos zugeeignet hatte.

Es war in keinem Betracht gerathen, die Verbindung der Beiden hinauszuschieben. Sie enthob ihn auch — freilich mit Aufgeben von Justine — des ihm lästig gewordenen Verkehrs mit Darner. Nachgeben mußte er; es auszusprechen unter den Augen seiner Frau ward ihm schwer, und auch das schrieb er Frank und seinem Vater in ihr Schuldregister.

»Sei's denn!«, entschied er endlich. »Freitag die Hochzeit! Denn es würde allerdings Beschwerde machen, sie hinauszuschieben, und über die vier Tage —« Er vollendete den Satz nicht, sondern sagte: »Die vier Tage wird's ja wohl noch ruhig bleiben.«

Frank dankte, Justine that desgleichen. Die Tante sprach davon, daß man jetzt Justinens nothwendigste Sachen doch wenigstens

hinüberschaffen müsse, da man auch dies erst während ihrer Abwesenheit hatte besorgen wollen; aber Frank empfahl sich bald, und weder der Onkel noch die Tante nöthigten ihn zum Verweilen. Sie schienen es Alle vergessen zu haben, daß er zu Mittag eingeladen war.

[1-241] »Die vier Tage werden ja auch vergehen«, sagte die Tante, nachdem Frank, von der Braut begleitet, das Zimmer verlassen hatte, »und dann ist man sie los und kommt zur Ruhe. Aber wer hätte gedacht, daß ich mich mit solcher Empfindung von meines einzigen Bruders einzigem Kinde trennen würde! Ich wollte, die Darners wären geblieben, wo sie waren — wo der Pfeffer wächst!«

Kollmann ließ den Stoßseufzer seiner Frau ohne Antwort. Er bemerkte nur:

»Es ist gut, daß Justine unter die Haube kommt. Eine sichere Versorgung ist es; und nachher mögen sie sehen, wie sie fertig werden allesammt. Sie für sich und wir für uns!«

Er hatte in seinem Herzen den Stab gebrochen über Darner und die Seinen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Und die vier Tage waren vorübergegangen und der Hochzeitstag ebenso; Alles in herkömmlicher Weise.

Die Junggesellen aus der Bekanntschaft hatten am Vorabend des Hochzeitstages es an dem Poltern nicht fehlen lassen. Eine große Menge von Töpfen, Tellern, Tiegeln war vor dem Kollmanschen Hause zerschlagen worden. Frank hatte die jungen Leute heraufgeholt, wo man sie im Beisein der beiden Familien vor der dampfenden Punschbowle bewirthet, aber ein lustiger Polterabend war es nicht gewesen.

Und obschon man in der Kirche die Schönheit des Brautpaares und Justinens mit rosenfarbener Seide gefüttertes weißes Musselinkleid und dessen kostbare [1-242] Stickerei und ihren wahrhaft fürstlichen Perlenschmuck und den Kaschmirshawl bewundert, den Frank ihr in dem Hochzeitskorb verehrt, war auch das Hochzeitsfest nicht eine lustige Hochzeit gewesen.

Kollmann und seine Frau hatten es an nichts fehlen lassen, weder an den großen Ehrenpforten im Hause und in der Kirche, noch an der Bewirthung der Hochzeitsgäste. Das ganze alte Familiensilber, die edelsten Weine, die besten Speisen, die aufzutreiben waren, hatten wieder die Tafel geschmückt. Es hätte für den eigenen Sohn nicht anders sein können. Sie waren auch sehr gerührt gewesen bei der Trauung. Justine hatte ihnen in der Kirche unter Thränen die Hände geküßt, aber sowohl die Leute in der Kirche wie die Hochzeitsgäste hatten, da sie genau darauf geachtet, es bemerkt: als Kollmann und Darner nach der Trauung zu einander getreten waren, hatten sie sich nicht wie Verwandte umarmt, sondern sich kaum die Hände gereicht; und Madame

Göttling hatte in dem prachtvollen grauen Atlaskleid, das ihr Darner zur Hochzeit geschenkt, so schmerzlich geweint, als ob Justine nicht dem Glück entgegenginge, das sie sich ersehnt, sondern als wäre sie zu der Heirath gegen ihren Willen genöthigt worden und als stände ihr das größte Unglück bevor.

Nach einer Unglücklichen sah indeß die junge Frau Frank Darner keineswegs aus, als man, da sie doch nun in der Stadt geblieben waren, am andern Morgen zu ihr ging, den Ehestandsbesuch zu machen und nebenher zu sehen, wie die junge Frau sich in ihrem alten Vaterhause ausnehmen würde. Irgend etwas Besonderes, des war man sicher, würde man finden, denn glatt und gewöhnlich thaten es die Darners nun einmal nicht; aber was man antraf, war weit mehr, als man irgend erwartet haben konnte. [1-243] Das Haus war in einen Blumengarten verwandelt worden.

Zur Nachtzeit hatte man in den letzten Tagen aus den Gewächshäusern der sämmtlichen Gärtner die Orangen- und Lorbeerbäume herbeischaffen lassen. Wie durch einen Hain war Justine von der Thüre des Hauses durch die Flur und über die mit persischen Teppichen belegte Treppe hinaufgeschrittten bis in ihr Brautgemach; und auf einem prachtvollen Divan, umgeben von Bäumen, fand man sie, blumenumduftet, in dem großen Saal, ihre Gäste erwartend. Niemand hatte jemals noch in Königsberg eine solche Vorrichtung gesehen, nie hatte eine junge Frau einen so kostbaren Morgenanzug gehabt. Die Rose an der Haube, die goldgestickten Morgenschuhe, Alles, der ganze Hochzeitskorb war, wie Madame Göttling berichtete, durch einen Expressen gleich nach der Verlobung in Berlin bestellt worden, wo sich, seit die Franzosen es inne hatten, große Lager von französischen Waaren befanden. Ein anderer Expresser hatte die sämmtlichen Brautgeschenke schon vorgestern in das Haus geliefert in einem Korb, der an und für sich ein Kunstwerk war, und der mit seinen Schätzen auf einem Seitentisch, von Blumen halb versteckt, den Schaulustigen zur Ansicht stand.

Justine strahlte wie eine voll erblühte Rose, Frank, in kurzem Gehrock und Klappenstiefeln, machte mit Beflissenheit den Hausherrn und den Wirth, aber seine Augen kehrten immer wieder zu der schönen Frau zurück. Jeder mußte es sehen, sie lebten nur ein Leben. Die Freude, welche dem Polterabend und der Hochzeit gefehlt, schwebte über diesem Morgen.

Dolores und Virginie, denen ein Polterabend, eine Hochzeit, die Ehestandsvisiten, nach dem Leben [1-244] in ihrer Pension etwas ganz Neues waren, denen Justine in ihrer Frauentracht wie maskirt erschien, und die sich in der Blumenfülle an ihre Heimatserde und ihre erste Kindheit erinnerten, sahen wie die menschgewordene Freude aus. Ueberall traten sie in den Vordergrund, an Allem fanden sie Stoff, ihre Heiterkeit zu nähren. Schön geschmückt umschwebten sie das junge Paar und die sich allmälig einstellenden Gäste der Hochzeitsfeier wie dienstthuende Genien. Als dann noch junge Mädchen und einige junge Männer dazu kamen, rissen die Schönheit und der Frohsinn auch die Anderen hin. Man hatte nicht bemerkt, wer das Klavier geöffnet hatte; aber Virginie sah von der andern Seite des Saales, daß es offen war. Sie eilte dazu, spielte einen Raschwalzer und als Justinens Onkel und Tante, und gleichzeitig mit diesen Darner in das Zimmer traten, mußte die junge Frau, um die Ihrigen gebührend zu begrüßen, sich aus dem Arm ihres Mannes losmachen, der sie eben umschlungen hatte, sie im Uebermuth seines Glücks zum Tanz zu überreden.

»Ich bitte Dich, Justine«, rief die Tante tadelnd aus, während Madame Armfield gegen ihre Nachbarinnen die Bemerkung machte, daß es noch nicht dagewesen sei, am lendemain und vor dem Kirchgang und im Negligé zu tanzen. Justine entschuldigte sich lachend, setzte sich dann ehrbar auf den Sophaplatz, der ihr heute gebührte, aber Darner küßte sie und schüttelte ihr die Hand.

»So ist's recht«, sagte er, während die Freude seiner Kinder sein ernstes Antlitz erhellte, »so ist's recht, und es soll Ihnen, liebe Tochter, und Ihrem Manne eine gute Vorbedeutung sein, daß Ihr so fröhlich hineintanzt in die Ehe! Ein Fest aus dem Stegreif und aus

Herzenslust ist erst recht ein Fest! [1-245] Zünde die Kerzen an — lassen Sie Champagner bringen!«, befahl er dem Diener und Madame Göttling. Ein déjeuner dansant à la française als Weihe für das neue Haus, da Ihr Eure Hochzeitsreise à l'anglaise nicht habt machen können. Allons, Madame Darner, allons, Monsieur Frank!«

Er war heiter wie man ihn nie gesehen, und die jungen Leute, von dem Ungewöhnlichen gereizt, ließen sich nicht lange bitten. Die älteren Männer und Frauen zogen sich weiter zurück. Darner führte die Tante und die anderen Frauen formvoll nach dem Sopha und zu den Lehnsesseln an den Wänden. Die paar jungen Männer hatten rasch ihre Partnerinnen gewählt, die übrig gebliebenen Mädchen tanzten mit einander, und die beiden Kanarienvögel, die Justine aus ihrer bisherigen Wohnung in das neue Heim mit hinübergebracht hatte, schmetterten lustig dazwischen, des hellen Sonnenlichts, der Musik, des lauten Lachens wie die Jugend froh. Es war ein lieblich phantastisches Bild; indeß der Spiegel, in den es fiel, war nicht in allen ein ungetrübter. Man war von dem Ungewohnten überrascht. Man hätte sich darüber fortgesetzt, es sich vielleicht gefallen lassen, daß die junge Frau im Morgenanzug tanzte, wenn es nur nicht eben in diesem Hause, wenn es nur nicht gerade und immer wieder Darner gewesen wäre, der die Gesellschaft zwang, wie der Doktor zu Kollmann meinte, fünf gerade sein zu lassen und nach seiner Pfeife zu tanzen. Und doch hatte Niemand weniger als Darner den Anlaß zu dem fröhlichen Uebermuth gegeben.

Der Doktor hatte seine Bemerkung leicht hingeworfen; Kollmann antwortete nicht darauf. Er fragte nun den Doktor, ob er es hier im Zimmer nicht zu warm finde für seine Frau; zog dann die [1-246] Uhr aus der Tasche, sagte, daß er doch noch einen Augenblick nach der Börse gehen wolle, und machte Anstalt, sich mit seiner Frau zu entfernen.

Die anderen älteren Personen folgten dem Beispiel; der Tanz wurde dadurch unterbrochen. Man ging zu dem Tisch, auf

welchem die Hochzeitsgeschenke aufgestellt waren, und bemerkte unter den reichen und mannigfachen Gaben obenauf in dem Hochzeitskorb, den Frank seiner Frau geschenkt, ein ganz kleines, aber reich mit Gold verziertes Kästchen von dunkelrothem Sammet. Die Tante nahm es in die Hand, öffnete es, weil sie ein besonderes Schmuckstück darin erwartete, und sah zu ihrer Bewunderung einen plumpen Ring von Silber, dessen Schrammen und Beulen verriethen, daß er bei schwerer Arbeit getragen worden war.

»Was ist das?«, fragte sie und hielt das Kästchen offen ihrem Mann hin.

»Der Trauring, den mein Vater meiner Mutter auf Helgoland gegeben hat!«, sagte Frank. »Mein Vater hat ihn heute Morgen meiner Frau geschenkt. Ich werde ihn als Berloque an ihrer Uhr befestigen lassen.«

Ein paar der alten Damen fanden das rührend mitten in dem Luxus, von dem man hier umgeben war; die Männer sahen darin das Zeichen, daß Darner gewillt sei, fortan aus seiner niedrigen Herkunft kein Geheimniß mehr zu machen, und meinten, er werde wissen, weshalb er das thue.

»Nun«, sagte der alte Berkenhagen, der Justinens Pathe gewesen und der als einer der ersten gekommen war, ihr Glück zu wünschen, »nur das Eine geht mir dabei im Kopf herum, wie nun, wenn es den Herren, denen Darner angehörte, gefiele, ihr Anrecht auf seinen Sohn und auf dessen Kinder [1-247] geltend zu machen? Loskaufen würde er sich können, aber ein schönes Stück Geld würde es kosten und Aufsehen machen auch.«

Er hatte es nicht gegen Kollmann geäußert, indeß dieser hatte es mit der Feinhörigkeit gekränkter Gesinnung deutlich vernommen, und der Groll gegen Darner, der zugleich eine Unzufriedenheit mit sich selber in sich schloß, kam durch das Wort zum Ausbruch. Unfern von Darner stehend, trat er dicht an diesen heran und mit all' der Bitterkeit, die er in sich trug, sagte er:

»Den Ring hätten Sie, Verehrtester, uns wohl ersparen können;

was soll er heute hier an diesem Platze?«

Darner fuhr auf, aber er bemeisterte sich gewaltsam, und so kalt, daß Kollmann es als eine neue Beleidigung empfand, entgegnete er:

»Der Ring soll meine Schwiegertochter an die Mutter ihres Mannes mahnen und sie daran erinnern, daß Abhängigkeit von Vorurtheilen und von der Meinung anderer die schlimmste aller Sklavereien ist! Ich habe meine Partie genommen und denke sie mit den Meinen zu behaupten —«

»Zweifeln Sie nicht daran, daß wir das Gleiche thun werden!«, unterbrach ihn Kollmann und ging zu seiner Frau, mit der er sich entfernte, ohne ihr Frist zu dem üblichen Verabschieden zu gönnen. Sie hatten den Saal verlassen, ehe noch das junge Paar oder Madame Göttling die Zeit gefunden, ihnen das Geleite zu geben. Nur Darner hatte sie beim Scheiden begrüßt; und so rasch das Alles sich abgespielt, hatten die sämmtlichen Anwesenden doch bemerkt, es müsse irgend etwas Besonderes vorgegangen sein.

Die anderen Glückwünschenden gingen allmälig auch davon, es kamen dann immer noch verschiedene [1-248] Personen, indeß Darner war nicht mehr anwesend, und Justine war unruhig geworden.

»Es muß etwas gegeben haben zwischen dem Vater und dem Onkel!«, sagte sie im Vorübergehen zu Frank. »Weißt Du, was geschehen ist?«

»Nein, denk' nicht daran, mein Schatz! Wenn's nichts Gutes ist, erfahren wir's immer noch zu früh! Aber die Deinen haben wirklich das Talent, sich und Anderen keine reine Lust zu gönnen!«, setzte er, wie zu sich selbst redend, hinzu. »Noch eine kleine Weile, dann sind sie Alle, Alle fort, und wir Beide essen zum ersten Mal heut ganz allein, in unserem Haus, an unserem Tisch, denn heute hat man hier für uns allein gedeckt, mein Schatz!«

Sie drückten sich die Hände, ihre Augen begegneten sich in Liebesglück. Die Kerzen brannten, die Blumen dufteten, die Vögel

schmetterten; die Sonne schien noch ebenso warm wie den ganzen Vormittag, und die bösen Worte von den Lippen der beiden Männer waren in der Luft verklungen und verweht. Vergessen waren sie nicht.

Da der neue Haushalt noch nicht eingerichtet war, hatten die jungen Eheleute am Abend und für die nächsten Tage wieder an des Vaters Tisch zu essen, und die erste gemeinsame Abendmahlzeit war ihnen in freundlicher Stimmung vergangen. Als sie noch beieinander saßen und der Diener das Zimmer verlassen hatte, sagte Darner, sich an Justine wendend:

»Da Sie am Orte geblieben sind, werden Sie, wie ich vermuthe, nach hiesigem Brauch morgen mit Frank Ihren Kirchgang machen. Irre ich nicht, so pflegte diesem ein Besuch in der Familie der jungen Frau zu folgen.«

Justine bejahte das.

[1-249] »Diesen Besuch unterlassen Sie!«, sprach darauf Darner in einem Ton des Gebietens, den Justine noch nicht von ihm vernommen hatte.

Frank sah, daß seine Frau betroffen war, und um ihr keinen Raum für eine Frage oder Antwort zu lassen, die störend wirken konnte, sagte er, rasch einfallend:

»Also hatte Justine sich gestern nicht geirrt! Es hat eine Mißhelligkeit gegeben zwischen Ihnen und dem Onkel!«

»Ja, und eine, die ich nicht auszugleichen denke, sondern bei der es sein Bewenden behält!«, antwortete Darner in demselben Ton wie vorher. »Sie sind an einen Scheideweg gestellt, Justine; aber Sie haben den Vortheil, daß kein Zweifel für Sie vorhanden sein kann, welche Straße Sie einzuhalten haben. Die Ihren haben Ihre Verbindung mit meinem Sohn an und für sich nicht gewünscht. Daß sie Ihrem Onkel auf das Aeußerste widerstrebte, nachdem er mich veranlaßt, ihm meine Lebensgeschichte mitzutheilen, das haben Sie miterlebt, und Ihre Liebe, Ihr gesunder und freier Sinn haben Sie trotzdem bestimmt, Franks Frau, meine Tochter zu werden, den Namen zu tragen, den ich geschaffen, und

den Sie und Frank hoffentlich fortbestehen machen werden für ein tüchtiges Geschlecht. Ihr Onkel hingegen fühlte sich beleidigt und vor seinen Freunden offenbar erniedrigt durch den Trauring von Franks Mutter, den ich Ihnen nicht absichtslos geschenkt. Er scheint erwartet zu haben, daß ich, seinen Ansichten von Ehre zu genügen, vor Anderen verberge, was vor ihm auf sein Begehren auszusprechen ich angemessen gefunden, wie die Verhältnisse lagen. Ich aber bin nicht gewohnt, zu widerrufen, was ich gesagt. Was ich ihm mitzutheilen an der Zeit hielt, das ist für Jedermann [1-250] gesagt und mag von Jedem erfahren werden, von Jedem, den darnach gelüstet. Ihr Onkel mag nicht daran erinnert werden, daß er einen Mann von niederer und ärmster Herkunft seinen Freund genannt, daß er von einem solchen sich mannigfache gute Dienste hat gefallen lassen, daß Sie den selbstgeschaffenen Namen eines solchen Mannes tragen. Es versteht sich also ganz von selbst, daß mein Sohn und seine Frau nicht zu Herrn Kollmann gehen, um ihn daran zu mahnen.«

Justine hatte, während ihr Schwiegervater gesprochen, mehrmals die Farbe gewechselt. Seit sie John abgewiesen, seit Frank sich um sie beworben und vollends seit sie dessen Braut geworden, hatte sie in Unfrieden mit den Ihren gelebt und das Haus des Onkels mit dem ihres Mannes in doppeltem Betracht von Herzen gern vertauscht; aber daß sie es nicht wieder betreten sollte, daran hatte sie nicht gedacht, als sie am Abend ihres Hochzeitstages schließlich doch mit großer Rührung von Onkel und Tante geschieden und über ihres Hauses Schwelle hinausgeschritten war. Es war doch immer das Heim, in welchem sie, wohl beschützt, fünf Jahre froh verlebt; es waren ihre einzigen Blutsverwandten in der Stadt. Das Gute, das sie ihr gewährt, die Kränkungen, welche sie von ihnen in den letzten Monaten erlitten, das Bewußtsein der Herbigkeit und des Trotzes, mit welchem sie sich dagegen verwahrt, das Alles drängte mit einem Mal sich ihr in das Gedächtniß, um es sie schließlich doch segnen zu lassen, daß sie mit Selbstwilligkeit sich an jenem Abend in den Kreis der

Männer gedrängt und es damit dem Onkel unräthlich gemacht, ihr die Ehe mit Frank so entschieden zu verbieten, wie Darner ihr jetzt den Verkehr mit denen verbot, die sie bisher die Ihren genannt.

[1-251] Frank war jeder ihrer Mienen achtsam gefolgt, während sein Vater zu ihr gesprochen. Er hatte ihre feinen Brauen sich zusammenziehen, ihre Lippen zucken sehen, als der Gedanke in ihr aufgeblitzt: »Der hörige Mann macht dich zu seiner Hörigen!« Aber gleich darauf hatte sie voll in des Geliebten offenes Gesicht geblickt, hatte zu seinem Vater emporgeschaut und empfunden, daß er wahr gesprochen. Sie gehörte ihm, denn sie war eins mit Frank; sie war sein, wie sie von ganzer Seele seines Sohnes war, und ihrem Manne die eine Hand gebend, reichte sie seinem Vater mit festem Druck die andere.

»Gebieten Sie über mich, Vater«, sagte sie, »und Sie werden mich gehorsam finden wie Ihre anderen Kinder. Nur nehmen Sie mich auch ganz zu diesen auf. Nennen Sie mich Du wie meinen Frank, und ich will es halten, wie es in der Bibel heißt: ›Sein Land soll mein Land, sein Volk, sein Haus, sein Vater sollen auch die meinen sein.‹«

Alle waren ergriffen wie sie selbst, Darner nicht zum Mindesten. Aber die Abgeschlossenheit, in welcher er gelebt, und die Gewohnheit zu gebieten, hatten ihn, selbst wo er liebte, karg im Ausdruck seiner Neigung und seines Lobes gemacht.

»Das soll ein Wort sein!«, sagte er. »Ich nehme das Gelöbniß an, und nicht Dein Mann allein wird Dir diese Hingabe zu danken haben, meine Tochter! Mahne mich daran, wenn ich sie Dir vergessen könnte!« Er küßte sie auf die Stirn, sie küßte ihm die Hand.

»Haltet zusammen, Alle!«, gebot er und wollte das Zimmer verlassen.

Frank hielt ihn zurück.

»Ich bin der Meinung«, sagte er, »daß wir, wenn wir morgen die Kirche besucht, uns die Frei[1-252]heit gönnen, unsern Honigmonat hier still für uns in unserem Hause, statt in Strandwiek zu verleben.

Ist doch jedes Mannes Haus sein Schloß!«

»Bis«, fiel ihm der Vater ein, »die Kolben der Franzosen uns die Schlösser sprengen, und das kann bald genug geschehen. Im Uebrigen ist jeder Herr, zu thun, was ihm gut dünkt, sofern er keines andern Rechte damit kränkt. Handle nach Deinem Ermessen. Brauchst Du Rath, so weißt Du, wo Du ihn zu finden hast. Sehe ich Dich irren, so werde ich Dir es sagen. Denn wie ich Dich mitten in mein Geschäft hineingestellt, auf Deine Mitarbeit zur Erreichung meiner Absichten vertrauend, die das Gedeihen unseres Hauses und Geschlechtes mit einbegreifen, so bist Du und seid Ihr Alle mit mir eingeschifft und wie Ihr meines Auges, meiner Führung, so muß ich Eurer sicher sein können in allem und jedem — unbedingt! Einheit des Willens — das ist Kraft! Daran haltet fest!«

Er wollte sich mit diesen Worten entfernen, Dolores hielt ihn zurück und küßte ihm die Hand; die Schwester und selbst Justine folgten ihrem Beispiel.

Er erwiderte ihre Zärtlichkeit nicht, sondern sagte: »So soll’s bleiben!«, nickte ihnen zu und ging hinaus.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Das gute Wetter hatte angehalten, es war das zu dieser Zeit des Jahres eine Seltenheit im Lande. Der April schien seine Launen abgelegt zu haben [1-253] und nur Sonnenschein bringen zu wollen. Die Knospen an den Bäumen brachen auf, die grauen Schäfchen, die Palmen, wie man sie im Volke nennt, wurden, mit Tannengrün zusammengebunden, schon auf den Markt gebracht. Es schimmerte gelblich an den Zweigen der Birken. Auch der Rasen auf den Stadtwällen und auf den Angern vor den Thoren fing zu grünen an.

Der und Jener wollte schon Schneeglöckchen gesehen haben, und da die Feiertage spät gefallen waren, hatte man wieder einmal grüne Ostern gehabt. In den Gärten wurde gegraben, in den Feldern gepflügt. Der Geruch der frisch aufgerissenen Scholle, dieser rechte Frühlingsgeruch, stieg in die erwärmte Luft hinauf, und man dachte an das Säen des Sommergetreides, als ständen nicht die großen Heeresmassen im Lande, als wäre man sicher, daß nicht Rosseshuf die Saaten zertreten oder wer die Frucht ernten würde, wenn sie doch zum Reifen gelangen sollte.

Der Pregel war aufgegangen, das Haff war noch zu. Das gab Hochwasser im Flusse und das mußte man benützen, denn wenn das Haff offen war, konnten die Schiffe wieder in See, konnten der Produkten- und Waarenhandel wieder beginnen; und das Freiwerden des Wassers, das große Frühlingsereigniß für die Seehandelsstädte, stand nahe bevor.

Die Fischer fuhren schon wieder weit hinaus zum Fischfang, die Schiffe, die im Winter festgelegen, wurden gekentert, kalfatert, getheert und frisch aufgetakelt. Auch am Bohlwerk roch's schon nach Frühling durch das Theeren der Schiffe, durch das Umwenden

der Hanfballen vor den Speichern; und daß man, wo man ging und stand, russisch und [1-254] polnisch sprechen hörte, daran war man nun seit Monaten gewöhnt.

Man machte dazwischen wohl die Bemerkung, daß russische Artillerie ihre Schießübungen immer öfter wiederholte, daß in den Artillerieschuppen, in den Pontonhäusern von früh bis in die sinkende Nacht gearbeitet wurde, daß von der Grenze Pulvertransporte hereinkamen, daß die Handwerker aller Art von den Armeelieferanten zur Ablieferung der bestellten Arbeiten dringend angehalten wurden; aber man schob das auch auf den Frühling; und in den schweren Kriegszeiten, in denen man nun schon seit dem Herbst gelebt, was hatte es da dem ruhigen Bürger geholfen, wenn er sich noch so sehr um das Morgen gesorgt? Es hatte ja seit den Schlachten von Saalfeld und Jena nichts mehr im Lande seine rechte Ordnung und seinen regelmäßigen Lauf gehabt. Was auch kommen mochte, man mußte es ertragen; dazu aber mußte man eben leben bleiben, mußte man essen und trinken, mußte an jedem Tag jeder das Seine thun, und wenn ihm irgend der Kopf darnach stand, mußte man auch zusehen, wie man sich am Abende die Befürchtungen für ein paar Stunden aus dem Sinne schlug.

Wenn die großen Kaufleute jetzt große Sorgen hatten, so hatten sie dafür in Kriegs- und Friedenszeiten auch großen Gewinn gehabt, und da man in den Gewerben durch die Anwesenheit der russischen Truppen manch bedeutenden Verdienst hatte, so ging das häusliche Leben der Bürger in seinem Geleise fort, trotz der Einquartierung, die man bei sich hatte.

Die Kinder wurden in die Schulen geschickt, spielten seit dem warmen Sonnenschein wieder in den Straßen und waren in gutem Verkehr mit den Russen, namentlich mit den Kosaken, die sich als [1-255] große Kinderfreunde zeigten. Die Hausfrauen hatten mehr als je zu schaffen, hatten auch Acht zu geben auf ihre Töchter und auf ihre Mägde, denn die Herzen schlagen und fühlen im Kriege wie im Frieden, und zwischen den russischen Bundesgenossen und den

Mädchen aus allen Ständen hatte sich manch Liebesverhältniß angeknüpft, und da man der Zukunft nicht sicher war, klammerte man sich doppelt fest an den Augenblick, ihn zu genießen. Liebe und Eifersucht, Neigung und Abneigung, Wohlwollen und Mißgunst, Neugier und Zwischenträgereien trieben auch jetzt ihr Wesen wie zu allen Zeiten und unter allen Umständen, und die Familie Darner ward dabei nicht vergessen.

In Darners Geschäften rastete die Arbeit nicht, doch meinte man, in dem Geschäftsbetrieb eine Wandlung zu bemerken. Daß Darners Verkehr mit dem Auslande, nach Osten wie nach Westen lebhaft fortging, das war an den Estafetten zu ermessen, die er entsendete und empfing und von denen man gelegentlich erfuhr. Man wußte ebenso, daß der russische Kommandirende Darner mehrmals zu sich entboten und ihn in langen, besonderen Audienzen empfangen hatte; daß große Geldtransporte unter seiner Firma angelangt waren, daß die russische Regierung sich seiner für alle ihre Geldgeschäfte und Angelegenheiten diesseits der Grenze bediente, und daß es auch zwischen ihm und dem preußischen Bankdirektor in der Stadt beständige Verhandlungen gab. Dagegen stand es fest, daß er zurückhaltender in den Geschäften am Platze und in der Provinz geworden war, und daß er den Inländischen weniger Kredite bewilligte als bisher, sofern diese Kredite nicht mit den Interessen der beiden Regierungen im Zusammenhange waren. Er erschien nicht mehr so [1-256] regelmäßig an der Börse, ließ sich bisweilen durch den Sohn und den Disponenten vertreten, während er im Komptoir die gewohnten Stunden pünktlich innehielt; und er stellte es nicht einmal in Abrede, daß er es vermeide, auf kleinere Geschäfte einzugehen, um seine Mittel und Kredite für seine großen Unternehmungen zur Hand zu haben.

Verstehen konnte das Jeder, da die Millionen sich aus Tausenden zusammensetzen, billigen that es Keiner von allen Denen, welchen diese seine neuen Maßnahmen ungelegen kamen, und die Anzahl derselben war nicht gering, sowohl unter den

kleinen wie unter den großen Firmen. Daß er mit Kollmann persönlich nicht mehr auf dem alten Fuße stehe, das zeigte sich selbst im täglichen Verkehr an der Börse.

Seit Darner zuerst, von Kollmann eingeführt, an der Börse erschienen war, hatte man sie an derselben immer viel zusammen gesehen, und meistens hatten sie sich gleichzeitig entfernt, den Rückweg, so weit er ihnen gemeinsam war, selbander zurückgelegt, so daß man sich an die Zusammengehörigkeit von »Kollmann und Darner« gewöhnt hatte.

Jetzt, wo doch ein verwandtschaftliches Verhältniß zwischen ihnen entstanden, war das nicht mehr der Fall. Sie begrüßten sich kühl, tauschten, wenn sie durch Dritte in ein Gespräch gebracht wurden, nur die gleichgiltigsten Bemerkungen gegen einander aus, und selbst mit Frank verkehrte Kollmann kaum, obschon dieser doch sein Neffe geworden war.

Die Sache fiel auf, und die Börse ist feinfühlig und leicht zum Mißtrauen erregt, weil ihre Mitglieder, durch unsichtbare Fäden mit einander verbunden, von der Schwankung des Einzelnen in Mitleidenschaft gezogen werden. Kollmann hatte sich [1-257] durch Darners große Unternehmungen und ebenso große Erfolge auch weiter in seinen Geschäften ausgedehnt, als es sonst seine Art gewesen war, und der Kredit von Darner war ihm dabei direkt und indirekt zu Statten gekommen.

»Weshalb zieht Darner sich jetzt vom Platze so zurück?«, fragte der Eine und machte daneben die Bemerkung, es sähe fast aus, als sei die Spitze dieses Verfahrens gegen Kollmann gerichtet, als verweigere Darner den kleineren, soliden Häusern die Kredite, die für ihn eine Bagatelle wären, um es nicht zu markiren, daß er sie Kollmann nicht in der Art wie bisher gewähre; und wenn Darner das thäte, der Kollmanns Lage kennen müsse, so würde er wissen, weshalb er so handle.

Man wies das Gerede als eine Thorheit achselzuckend von sich, aber es war doch ausgesprochen und wurde nicht vergessen. Man fing an, sich um die Kollmann'sche Kommandite zu erkundigen,

der John in Riga vorstand, brachte den Gedanken an die Möglichkeit auf, daß Kollmann durch seine Schwiegersöhne in Lübeck und Kopenhagen vielleicht stark in Anspruch genommen oder in Verlust gerathen sein könne; und der Ruf eines Handelshauses ist von der fremden Meinung abhängig wie der eines Mädchens. An beiden darf kein Zweifel laut werden. Wenn sie auch sicher ihres Weges gehen, er berührt sie doch und schadet ihnen.

Das Haus Kollmann hatte seit drei Menschenaltern so fest gestanden, daß Niemand den Chef desselben mit einer Frage anzugehen wagte, die den Schatten eines geschäftlichen Mißtrauens verrathen konnte. Ebensowenig war es zulässig, ihn neugierig mit der Frage zu belästigen, ob er mit Darner per[1-258]sönlich etwas vorgehabt; aber er hatte eine Frau, und es war nur in der Ordnung, wenn die Frauen ihrer Bekanntschaft sich erkundigten, wie Madame Kollmann die Hochzeitsfeierlichkeit überstanden habe, wie es ihr ergehe, seit sie wieder allein in ihrem Hause lebe, und ob denn nicht bald ihr Sohn oder eine ihrer Töchter kommen würden, sie in der Einsamkeit ein wenig zu zerstreuen.

Natürlich war die sanfte, fromme Frau des schwedischen Konsuls eine der ersten, welche ihre Theilnahme bewog, sich bei Madame Kollmann einzustellen. Es war am Sonntag nach dem ersten Kirchgange des jungen Ehepaares, in der Stunde, in welcher Madame Kollmann fast immer die Besuche ihrer von der Predigt aus dem Dome heimkehrenden Freundinnen zu gewärtigen hatte, namentlich in der Zeit des Jahres, in welcher die Rücksicht auf ihre Gesundheit sie von der Kirche fern hielt.

Behutsam, leise und freundlich, wie alles an ihr war, trat Madame Armfield bei der Freundin ein. Ihr enger grauer Hut, ihr grauer Schanzläufer, ihr dunkler Sonnenschirm, die Abwesenheit jeden Zierats an ihrer Kleidung zeigten sie wie immer als eine Frau, die auf sich, auf Beachtung ihrer Person, auf die weltlichen Dinge überhaupt kein Gewicht mehr legte; und da sie Madame Kollmann

bei offenem Fenster in ihrem Zimmer fand, galten ihre ersten Worte auch der Freude darüber, daß jene nun gottlob doch bald wieder im Stande sein werde, die Kirche zu besuchen und sich der Erhebung in der Gemeinde anschließen zu können, die man ja so schwer entbehre.

»Ich hatte immer gehofft«, sagte sie, »Sie heute schon dort zu sehen, und kam, mich eben nach Ihnen zu erkundigen, weil ich Sie noch vermißte; aber auch [1-259] Justine — unsere neue Frau Darner — war nicht dort. Sie ist doch nicht unwohl, die liebe Frau?«

»Ich glaube nicht!«, entgegnete die Tante.

»Ich habe mich so gefreut«, hob die andere wieder an, »als ich das junge Paar am vorigen Sonntage, nach dem etwas auffallenden ersten Empfang in seinem Hause doch in der Kirche gesehen habe. Es kommt ja alles, alles darauf an, daß eine junge Frau es vom ersten Tage an in ihrer Seele festhält, daß sie in ihrer Familie ein Missionar ist, daß sie verantwortlich ist für das Seelenheil der Ihren. Justine war ja gut gewöhnt, aber Darners Unkirchlichkeit machte mich besorgt um sie, und ich wußte es ihm Dank, daß er die jungen Leute nicht etwa gehindert, den Segen des Höchsten für ihre Verbindung zu erflehen.«

Die Tante hatte sie ruhig zu Ende sprechen lassen.

»Darner ist gegen die Kirche und gegen alle religiösen Dinge so gleichgiltig«, sagte sie darnach, »daß er in derlei Dingen Niemand hindert. Er schickt ja seine Töchter mit der Göttling, vermuthlich anstandshalber, stets nach dem Dom. Dafür aber, daß Justine und Frank ihren Kirchgang gehalten, haben Sie mehr den Russen, die sich in Strandwiek einquartirt, zu danken als Justinen und ihrem Manne. Wäre es nach den Beiden gegangen, so wären sie ja gleich nach der Trauung aufgebrochen nach dem Gute, das keine Kirche hat. Indeß das ist jetzt alles ihre Sache. Aber es ist auch mir lieb, daß sie keinen Anstoß gegeben haben. Sie wissen, wenn man ein Mädchen erst aus dem Hause und einem Manne übergeben, hat man nichts mehr zu bestimmen.«

Sie wollte damit abbrechen, das paßte jedoch der Andern nicht.

[1-260] »Freilich nicht«, meinte sie, »aber nicht wahr, es geht Justinen wohl, sie kommt vorwärts mit der Einrichtung in ihrem Hause?«

»Sicherlich, sie ist ja tüchtig, wenn sie will, und an Mitteln wird es ihr der Mann nicht fehlen lassen!«

»Und wird es hübsch?«, fragte die Theilnehmende weiter, den Kopf weit vorgebogen, den neugierigen Blick nicht abwendend von der Befragten.

Vor dieser Beharrlichkeit hielt, wie die Wissenslustige es erhofft, die Nervenreizbarkeit ihres Opfers nicht mehr Stich, und wider ihren Willen von ihrem Verdrusse fortgerissen, sagte sie:

»Das müssen Sie Justine selber fragen, ich habe sie mit Augen nicht gesehen!«

»Sie haben sie nicht gesehen? Sie nicht?«

»Nein, sie hat es für angemessen gefunden, unsere Schwelle nicht wieder zu betreten, seit sie unser Haus verlassen, das ihr, weiß Gott, ein treues Vaterhaus gewesen ist!«

»Nun«, rief Madame Armfield, »dann brauchen wir Andren uns auch nicht zu wundern, daß sie auch gegen uns die Unsichtbaren spielen, Justine und ihr Mann. Aber daß sie nicht zu Ihnen kommt …«

Die Tante ließ sie nicht zu Ende sprechen.

»Es sind ja alles berechnete Komödien!«, fuhr sie fort, nachdem sie ihrem Zorn einmal das Wort gegönnt. »Sie wollen ihre Flitterwochen nach englischem Brauch, in Zurückgezogenheit genießen, so lautete die große Phrase. So haben sie zu General von Stromberg gesagt, der hingegangen ist, sie zu besuchen, da er zu Justinens und Darners Gefolgschaft gehört, das heißt, so lange es Darner passen wird, sich seiner zu bedienen, wie bei der Beschleunigung der Hochzeit. Denn die war, wie ich [1-261] überzeugt bin, nicht Folge von einem Einfall des Generals, sondern Darners und Justinens Wille.«

»Glauben Sie?«, fragte die Konsulin.

»Lehren Sie mich die Menschen kennen, liebe Freundin!«, rief die Tante. »Ich habe es meinem Manne gleich gesagt, aber die Männer verlieren in der Hast des Geschäftslebens den Blick für diese Dinge; und wir haben es überhaupt noch immer zu bereuen gehabt, wenn mein Mann auf meine ersten Eindrücke nichts gegeben hat. Jetzt sieht er es ein, und die Andern auch. Man hätte Darner gar nicht sollen so weit emporkommen lassen.«

»Emporkommen?«, wiederholte die andere, die sehr wohl berechnete, daß ein leiser Widerspruch ihr vorwärts helfen würde. »Reich und so zu sagen eine finanzielle Macht war Darner doch schon, als er hieher kam, namentlich für die hiesigen Verhältnisse.«

»Wer widerstreitet denn das, oder wer beneidet ihn darum? Wir sind hier finanziell nicht seinesgleichen, und er ist nach seinem Herkommen und seiner Vergangenheit nicht unseresgleichen. Daran aber will er natürlich nicht erinnert sein, während er uns seine Geldmacht nie verbirgt und uns, wenn's ihm eben einfällt, obenein noch zwingen möchte, auch seine Vergangenheit wie seinen Reichthum zu bewundern!«

Sie band die breiten weißen Atlasbänder ihrer Haube auf, denn sie hatte sich warm gesprochen; und Madame Armfield wußte nun, was sie wissen wollte. Sie konnte ihre ganze versöhnliche Milde beweisen.

»Gott«, sagte sie, »wer ist denn frei von solchen menschlichen Schwächen, und wo kommen kleine Reibungen unter Verwandten nicht gelegentlich zum Vorschein? Indeß das gleicht sich ja aus, das gleicht [1-262] sich ja bald wieder aus! Und da obenein die gute Göttling zwischen Ihnen steht, so ist ja daran gar nicht zu zweifeln, denn die Göttling wird ja doch im Hause bleiben.«

Madame Kollmann meinte, darüber habe sie nichts gehört, doch sei es wahrscheinlich, da Vater und Sohn getrennte Haushaltungen machen, nur die Feste gemeinsam veranstalten wollten, und die Göttling sei eine ganz auf Unterordnung angelegte Natur. Indeß die völlig bedingungslose, blinde Bewunderung für Darner scheine sie jetzt doch nicht mehr zu hegen. Sollte sie übrigens im Darner'schen

Hause entbehrlich werden, so würde sie sich vielleicht entschließen, wenn ihre Gesundheit sich nicht bessere, die treue, verläßliche Frau, zu ihrer Hilfe in ihr Haus zu nehmen.

»Also denkt Madame Göttling doch daran, von Darner fortzugehen?«, fragte Madame Armfield, noch einmal festen Fuß fassend, nachdem sie sich bereits erhoben hatte.

»Ich weiß nichts davon, ich spreche nur für den Fall, daß sie es einmal wollte.«

»So, so!«, rief Madame Armfield, »ich wunderte mich auch darüber!« Und die Schnüre ihres schwarzen Sammetpompadours fest zusammenziehend, als sollte keines der vernommenen vielsagenden Worte ihr daraus verloren gehen, sprach sie: »Nun, dann grüßen Sie Ihre Nichte, die ja doch bald kommen muß, und sagen Sie ihr, ihre Freunde warteten darauf, sie in ihrer neuen Frauenwürde bei sich zu empfangen. Ich und die Meinen obenan.«

Es gab darnach noch ein Begrüßen, Abschiednehmen, Geleiten, dann eilte Madame Armfield frohen und erleichterten Herzens die Treppe hinunter; denn nun wußte sie es!

Nun konnte sie den Leuten doch sagen, woran [1-263] man war. Es war zu einem Zerwürfniß gekommen zwischen Darner und Kollmann, sie waren auseinander. Man hatte recht mit der Behauptung, daß Darner Kollmann in Verlegenheit zu bringen wünsche und daß er sich deshalb rücksichtslos auch gegen Andere zeigte. Das war unverzeihlich, und zu wem man sich in diesem Falle zu halten hatte, darüber konnte Niemand Zweifel hegen.

Es brannte ihr auf der Seele, die Meinung für den hochverehrten alten Freund unter den Ihren festgestellt zu wissen. Der Weg bis zu ihrem Hause kam ihr heute mit einem Male lang vor, und sie athmete auf, als sie auf der Straße eine Freundin traf, der sie mit gewissenhafter Werkthätigkeit berichten konnte, was sie erfahren.

Freilich verschwieg sie mit feiner Schonung, was den eigentlichen Anlaß zu dem Zerwürfniß gegeben habe, da sie es nicht wußte; aber sie stellte es mit Bestimmtheit und als eine

Ehrensache fest, daß man zu Kollmanns, zu den alten, verehrten Freunden halten müsse, daß man Frank und Justine nicht empfangen dürfe, ehe sie nicht dem Onkel und der Tante ihren Respekt bewiesen hätten, denn Justinens Betragen sei unverantwortlich.

Die Freundin, welche diese unerwartete Mittheilung erhalten, fand sie gradezu unglaublich, stimmte aber darin ein, das Verhalten der jungen Eheleute unverantwortlich zu finden, wenn es sich als wahr bestätigen sollte, woran freilich leider nicht zu zweifeln sei, da Madame Armfield es von Madame Kollmann selbst vernommen hatte. Daß man zu Kollmanns halten müsse, da Lorenz Darner sich sogar geschäftlich in seinen großmächtigen Launen absichtlich gehen ließ, das war selbstverständlich. Sie war nur begierig zu hören, was ihr Mann zu der Geschichte [1-264] sagen würde, und sie wollte doch im Vorübergehen bei Justinens Brautjungfer vorsprechen, sich zu erkundigen, ob sie auch bei dieser noch nicht gewesen sei.

»Thun Sie das, thun Sie das!«, rieth Madame Armfield. »Man muß mit der Sache doch ins Klare kommen und einmüthig handeln. Gewisse Dinge muß die Gesellschaft als solche annehmen oder ablehnen. Aber es sind schlimme Zeiten! Der Krieg im Lande und nun durch diese Darners noch Unfriede in unserem Kreise, der doch immer ein Muster von Eintracht und Wohlanständigkeit gewesen ist. Ich bin die Letzte, Jemand Uebles nachzusagen oder gar zu wünschen; aber Darners Freigeisterei war mir immer bedenklich, und ob er über seine Familienverhältnisse die Wahrheit zu sagen vermag? Lieber Gott, einem Menschen von niederer Herkunft, also auch ohne die rechte Führung, hat man ja viel nachzusehen — aber er muß dann nicht denen gegenüber den Herrn und Meister spielen wollen, denen Gott in einer Gnade geebnetere Wege auf graden Bahnen vorgezeichnet hat.«

Sie seufzte, setzte dann aber weichherzig hinzu, Justine und Frank und die beiden Mädchen thäten ihr übrigens leid, und um gerecht zu sein, müsse man sagen, da Kollmann in die Verbindung

mit den Darners gewilligt, so sei auch er nicht schuldlos an der Sache.

»Freilich nicht!«, erhielt sie zur Antwort.

Es hatte nun jeder sein Urtheil und seinen Tadel weg, und die beiden Damen wanderten fort, nach rechts und nach links, als willige Boten für die Verbreitung einer Nachricht, die in ihrem Kreise ihre Wichtigkeit behauptete, trotz der Gewalt der kriegerischen Ereignisse, welche mit jedem Tage drohender sich nahten.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Es sah arg aus im Lande, Freund und Feind, Russen und Franzosen, und die deutschen Hülfstruppen der Rheinbundfürsten durchzogen in schnellem Wechsel die unglückliche Provinz. Was die einen im Flachlande noch etwa übrig gelassen, das nahmen die Anderen; und wenn in der Hauptstadt auch gute Mannszucht von dem russischen Oberbefehlshaber gehalten worden, so waren in den kleinen Orten Plünderung und jede Art von Rohheit an der Tagesordnung und nicht einmal die Möglichkeit einer Beschwerde vorhanden.

Aber trotz dieses Elends ging die Natur ihren ruhigen Weg. Der Frühling, dessen Lust man vielleicht im Norden noch lebhafter empfindet als anderwärts, wo man der Sonne und der Wärme nicht so lange zu entbehren gehabt hat, der Frühling zog immer herrlicher herauf. Freilich hatte man die Wälder ausgehauen, Obstbäume zerstört, Felder verwüstet, und es gebrach vielfach selbst an dem Saatkorn, sie neu zu bestellen, aber es grünte und blühte doch wieder, und die gedrückte Menschenseele richtete sich an der bleibenden Kraft in der Natur unwillkürlich im Selbsterhaltungstrieb zum Genießen des Augenblicks, zum Hoffen, wenn auch für eine noch ferne Zukunft, empor.

Wie schwer die Kaufmannschaft auch von Sorgen gedrückt war, wie sehr auch Darner trotz seiner Umsicht von der Gefahr der Zustände und der Unsicherheit aller Berechnungen bedroht war, blieb seine äußere Ruhe sich gleich. Auch er hatte seinem Haushalte und dem seines Sohnes in dem enger gewordenen Hause manche nothwendig gewordenen [1-266] Beschränkungen auferlegt, aber die Heiterkeit in demselben war sich gleich geblieben, und

Justine und Frank genossen in vollen Zügen ihres neuen Glücks.

Man sah Justine täglich, bald mit Frank spazieren gehend, bald mit den Schwägerinnen und dem Vater fahrend, und wo immer man sie erblickte, sah man ihre Zufriedenheit in jeder ihrer Mienen. Wer von ihren Bekannten und Freundinnen ihr begegnete, konnte es von ihrem, wie von ihres Mannes Mund vernehmen, wie wohl es ihnen in dem eigenen Haushalt sei und wie man erfreut sein werde, die Freunde bei sich begrüßen zu können, sobald man mit der Einrichtung des Hauses ganz in Ordnung sein werde.

Aber ehe man darauf rechnen konnte, Besuche zu empfangen, mußte man sie erst gemacht haben, und weder Frank noch Justine hatten es in den ersten Wochen eilig damit gehabt. Sie hatten sich im Herzen auf den stillen, mehrwöchentlichen Landaufenthalt gefaßt gemacht. Nun ihnen dieser nicht vergönnt worden, hatten sie gemeint, in der Stadt ebenso sich selber leben zu dürfen. Das Erstere hätte man gelten lassen, das letztere ihnen zu verargen und als Hochmuth auszulegen, nahm man sich die Zeit, als habe man sonst nichts Anderes zu denken und zu thun.

Und doch war seit jener Stunde, in welcher Darner die Botschaft erhalten, wie die Russen in Strandwiek hausten, kein Tag vergangen, der nicht Kunde von Truppenbewegungen gebracht, welche an dem Bevorstehen einer neuen großen Entscheidung keinen Zweifel übrig ließen. Aber wo würde sie stattfinden? Was hatte sie zu bringen?

Frank war in den Geschäften des Hauses, mitten aus seinen Flitterwochen, nach Memel, dann wieder [1-267] einmal über die Grenze hinaus, zu einer Besprechung mit russischen Geschäftsfreunden nach Wilna gesendet worden. Heimgekehrt, hatte er zu vernehmen, wie der Vater für die Frauen des Hauses vorgesorgt, wie er selber sie ins Freie geführt, da es in der Nähe der Hauptstadt noch mit Sicherheit geschehen konnte.

Er war froh, wieder bei seiner Frau zu sein, hatte kein Verlangen nach Verkehr mit Dritten, und da fast täglich etwas geschehen mußte, was man nicht im Voraus beabsichtigt, und

Vieles zu unterbleiben hatte, was man zu thun sich vorgenommen, so ward er in seinem Glück und bei seiner aufregenden, anstrengenden Geschäftsthätigkeit nicht gewahr, daß Justine die Erfüllung ihrer geselligen Verpflichtungen hinausschob, wenn er sich zufällig einmal daran erinnerte, daß man am Ende die üblichen Ehestandsbesuche in den befreundeten Familien doch zu machen haben werde.

Justine handelte dabei nicht absichtslos, wenngleich sie Scheu trug, dies ihrem Manne zu gestehen. Sie war ihm und den Seinen von ganzem Herzen zu eigen; aber das Familiengefühl, in welchem sie erwachsen, und die ihr anerzogene Abhängigkeit von der Meinung jener kleinen Anzahl von Personen, die man in eng abgeschlossenen Kreisen, die Leute und alle Welt zu nennen gewohnt ist, sträuben sich dagegen, es eben vor den Leuten und vor aller Welt unwiderleglich darzuthun, daß es zwischen ihr und ihren einzigen Verwandten, zwischen den Darners und Kollmanns, zu einem vollständigen Bruch gekommen war.

Oefter, als sie es sich eingestehen mochte, dachte sie an den Onkel und die Tante. Sie hätte es ihnen gerne bewiesen, wie recht sie mit ihrer Liebe [1-268] und ihrer Wahl gehabt, wie glücklich sie mit ihrem Manne in seines Vaters, in dem alten Willberg' schen Hause geworden sei und welche Zufriedenheit in demselben herrschte, seit es von der doppelten Familie bewohnt werde.

Da sie festen Sinnes war, hatte sie sich vorgenommen, dies rückblickende Erinnern weder vor ihrem Manne, noch vor ihrem Schwiegervater laut werden zu lassen, aber man reißt sich doch nicht leicht von seiner Vergangenheit los, weil sie ein Theil von uns selber ist; und wie man, nach der Sage, das abgenommene Glied an seinem Körper bei gegebenem Anlaß noch schmerzend empfinden soll, so that es Justinen wehe, wenn Madame Göttling, absichtlich oder unwillkürlich, sie immer auf das Neue auf den Onkel und die Tante zurückführte, wenn Justine es erkennen mußte, daß diese Führerin ihrer Kindheit unter dem Verbote litt, welches Darners Bruch mit Kollmann, auch über sie verhängt hatte.

Es quälte Justine, wenn die Bekannten, mit denen sie und Frank zusammentrafen, sich bei ihr so dringlich nach dem Ergehen ihrer Tante erkundigten, denn sie konnte nicht daran zweifeln, daß keine der Fragenden sich über die obwaltenden Verhältnisse im Unklaren befand. Sie vermied es, den Garten der Kaufmannsressource zu besuchen, zu deren Vorstand ihr Onkel gehörte und in welchem er mit der Tante häufig den Abend zuzubringen pflegte. Sie unterließ, seit es warm geworden, allmälig auch den regelmäßigen Besuch der Kirche, um dort der Tante nicht zu begegnen; und dem achtsamen Auge ihres Mannes konnte das nicht entgehen. Aber er hatte sie in seiner Zärtlichkeit zu dem Einen und dem Anderen nicht zwingen, er hatte ihr keinen unangenehmen Eindruck machen und ihr Zeit lassen [1-269] wollen, in sich selber mit sich fertig zu werden. Indeß die Tage waren hingegangen, der Zustand war sich gleich geblieben, und Frank begann, sich sein schweigendes Zusehen und Nachgeben als eine Schwäche vorzuwerfen, mit der er bei dem nächsten Anlaß ein Ende machen mußte.

So war man bis gegen die Hälfte des Juni gekommen, als an einem Spätnachmittag, da die Sonne sich gegen Westen zu neigen anfing, Dolores leichten Fußes den langen Gang durchmaß, welcher die beiden Häuser trennte und verband, um im Auftrag des Vaters die Schwägerin zu einem Ausflug einzuladen. Sie fand Justine allein im Zimmer.

»Ich soll Dich fragen, ob Du eine Wasserfahrt mit uns machen willst? Frank wird spät fertig werden, denn es ist heut russische Post, und der Vater sagt, ob man morgen werde heraus können, sei nicht zu wissen. Man hat vor den Thoren und im Hafen seit Mittag etwas vor. Es heißt, die Franzosen rücken an. Deshalb soll unser ›Nordstern‹ noch den Wind benützen und hinaus. Wir fahren auf ihr bis Holstein mit, dorthin schickt der Vater den Wagen, uns zu erwarten und nach Hause zu bringen. Frank soll zu Pferde nachkommen, wenn er kann. Wir bleiben draußen und kommen im Mondschein zurück.«

Solche Lustfahrten waren nichts Seltenes in Darners Hause, und Justine liebte sie. Diesmal jedoch lehnte sie es ab, Theil daran zu nehmen.

»Ich habe gleich gesagt«, meinte Dolores, »Justine wird nicht kommen!«

»Woher hast Du, holde Weisheit, das gewußt?«, scherzte diese.

»Weil Posttag ist!«, sagte Dolores eifrig. »Das versteht sich wohl von selbst, denn wie kann dann [1-270] ein Mensch unnöthig, und nun gar zum Vergnügen, von einem Andern fortgehen, den man so liebt wie Ihr einander? Siehst Du«, rief sie plötzlich aus, »wenn ich oben bei uns am Fenster sitze, und die Abendsonne scheint über dem Wasser in unsere Stube hinein, daß man die Wärme bis ins Herz empfindet, und abends, wenn die Sterne zu uns herniederfunkeln, so freundlich und still, dann denke ich immerfort an Dich!«

»An mich? Weshalb denn an mich?«, fragte Justine. »Ich bin doch nicht der rechte Gegenstand für eines Mädchens Herzensschwärmerei! Es wird wohl ein anderer, lieberer Schatten in Deinem Geiste neben oder hinter mir erscheinen.«

»Nein, nein, wahrhaftig nicht!«, versicherte Dolores. »Ich mache mir aus all den jungen Leuten nichts! Und die Liebespaare in den Romanen haben mich eigentlich nie gerührt. Nicht Paul und Virginie, nicht La Belle Hersilie, und der Grandisson und seine Helden und Heldinnen noch viel weniger. Ich habe ihnen Allen immer nicht recht geglaubt. Sie thaten Alle so fein und sprachen so viel. Aber seit ich gesehen habe, daß Frank wie im Sonnenschein aufleuchtet, wenn Deine Augen auf ihm ruhen, und wie Du den Blick nicht von ihm lassen kannst, wenn er zu Dir hinübersieht, so klar und treu wie die Sterne, seitdem …«

Sie brach ab, wurde roth und schwieg.

»Was dann seitdem?«, fragte Justine, betroffen von des schönen Mädchens Worten.

Dolores fiel ihr um den Hals, küßte sie und sprach, sich wieder losreißend von ihr:

»Ich weiß ja, es schickt sich nicht, und ich beschwöre Dich, sag' es Niemand, aber Niemand; ich habe sie ja so lieb, den Vater und Virginie und [1-271] Deinen Frank, aber ich glaube, wenn einmal die Liebe über mich kommt wie über Dich und ihn — nicht mit Gewalt brächte man mich fort, nicht für eine Stunde wiche ich von Frank!«

Sie lachte laut auf, als sie im Ueberwallen ihrer Liebessehnsucht des Bruders Namen ausgesprochen, küßte die glückliche Schwägerin noch einmal und eilte davon, den Vater auf den Bescheid nicht warten zu lassen.

Justine sah ihr wie einem vorüberziehenden Meteor nach. War das Dolores, die sanfte, träumerische, demüthige Dolores, die Turteltaube, wie man sie in der Familie nannte, das Mädchen, das keinen Wunsch zu hegen schien, der über die Stunde, den Augenblick hinausging, das so voll befriedigt schien in der Schwester und des Vaters Liebe, dem der Blick des Vaters Befehl und Leitstern war? Sie konnte kaum glauben, was sie eben jetzt entdeckt.

»Und wir bilden uns ein, die Menschen zu kennen, mit denen wir leben!«, sagte sie endlich, während in ihr selber eine ihr ganz neue Empfindung für Dolores erwachte.

Es war eine überlegene Zärtlichkeit, eine liebevolle Sorge, die ihr wohl thaten, weit lebhafter als der Antheil, den sie bisher an ihren Schwägerinnen genommen, viel tiefer als die Freundschaft, die sie je für die Genossen ihrer Jugend gehegt.

»So muß die Schwesterliebe — nein, so muß die Mutterliebe sein!«, rief sie aus, erzitternd und erröthend vor dem eigenen, laut gesprochenen Worte; und die Zuversicht, daß ihr diese Mutterliebe zu Theil werden, daß sie mit solch beglückender zärtlicher Sorge ihre und Franks Kinder zu umschließen haben werde, zog ihr Herz mit solcher Gewalt zu ihrem [1-272] Manne, daß sie sich schwer enthalten, zu ihm hinunter zu gehen in sein Arbeitszimmer, um ihn zu umarmen, um ihm wieder einmal zu sagen, wie sehr sie ihn liebe und wie glücklich sie mit ihm sei.

Aber wie Dolores vorher über sich gelacht, so lachte Justine

jetzt bei der Vorstellung, daß sie durch das Komptoir, durch die Reihe der Pulte, an den arbeitenden Männern vorübergehen würde, um dem Eifrigsten von Allen, wie Darner selbst ihn nannte, um ihrem Frank ihre eheliche Liebeserklärung zu machen, und heiteren Herzens setzte sie sich an das Fenster, in dessen Brüstung der kleine Nähtisch ihrer Mutter stand, sich die Zeit des Wartens arbeitend zu verkürzen und die Sehnsucht nach ihrem Manne zu beschwichtigen, die ihr doch so süß war.

Der schlichte Nähtisch hatte sie begleitet in des Onkels Haus, und sie hatte ihn von dort wieder mit sich genommen und an seinen alten, rechten Platz gestellt, als sie wieder in ihr Stammhaus zurückgekehrt.

So wie in dieser Stunde hatte sie an dem Fenster und vor dem Tisch in ihrer Kindheit und in ihrer frühesten Jugend oftmals dagesessen, wenn sie an den warmen Sommertagen mit ihrer guten Franziska von dem täglichen Spaziergang nach Hause gekommen war. Und wie Dolores von einer großen Liebe, so hatte sie geträumt von einer Welt und von einem Leben und von Menschen, die anders waren, als ihre Umgebung sie ihr dargeboten. Und es war ihr mehr geworden, als sie damals zu wünschen verstanden, da das erste Verlangen ihres Herzens und ihrer Phantasie sich in ihr geregt.

Ohne es zu wissen, hatte sie die Arbeit fortgelegt und die Hände gefaltet. Sie war dankbar gegen ihr Geschick und zufrieden mit sich selbst. Wie [1-273] in den Fensterscheiben der gegenüberstehenden Häuser Funken aufzuckten unter dem Widerschein des Abendrothes, so leuchteten aus den fünf Monaten dieses Jahres die Einzelheiten alles dessen, was sie seit ihrem ersten Begegnen mit Frank erlebt, in wechselndem Vorüberziehen in ihrer Seele auf, und wie sie dann endlich nach langem Warten seinen Schritt vernahm, wie er, die Thüre öffnend, in das Zimmer trat, eilte sie ihm mit dem Ausruf entgegen:

»Da bist Du ja endlich, mein Frank!«

»Ich habe Dich wieder lange warten lassen«, gab er ihr zurück,

während er sie umarmte, »aber ich konnte nicht fort, und auch jetzt noch muß ich auf den Bescheid warten, ob man die Post abgehen läßt, ob die Briefe fortkommen. Es wäre schlimm, wenn sie liegen bleiben müßten. Die Zeit wird Dir wohl lang geworden sein, mein Herz!«

»Wie Du's nehmen willst! Ich habe mich sehr nach Dir gesehnt und immerfort an Dich gedacht, und dabei immer auch gedacht, wie gut es war, daß ich auf meinem Kopf bestanden«, setzte sie scherzend hinzu, »daß ich nicht nachgegeben habe, daß ich hier bei Dir und nicht in Riga bin, daß ich auf Dich und nicht auf den guten John zu warten habe!«

»Gewiß ist das gut, und wer hat das mehr zu segnen als ich!«, sagte Frank. Dann hielt er plötzlich inne und meinte, den Kopf leise wiegend, ihr fest ins Auge blickend: »Ja, Justine Willberg hatte ein festes, muthiges Herz!«

»Justine Willberg?«, sprach sie ihm nach, weil der Ton seiner Worte ihr auffiel. »Warum nennst Du mich Justine Willberg?«

»Weil Du mich an Justine Willberg mahnst und an ihr festes Herz. Dies feste Herz, mein Schatz, muß ich leider jetzt an Dir vermissen; denn daß Du [1-274] an der Seite des Mannes, der stolz darauf ist, Dich die Seine zu nennen, Dich seinen Namen tragen zu sehen, nicht mehr den klaren Willen und Muth hast, den Du, allein auf Dich gestellt, Deiner Familie gegenüber bewiesen, darüber, Justine, bringt meine und Deine Liebe mich nicht fort!«

Justine traute ihren Ohren nicht.

»Frank«, rief sie, »Du hattest etwas auf dem Herzen gegen mich und konntest es mir verschweigen, während ich in Deinen Armen, an Deinem Herzen ruhte!«

Er beachtete ihre Klage nicht.

»Es giebt ein Etwas in des Mannes Seele«, fiel er ihr ein, »das so stark und so tief ist als die stärkste Liebe. Es ist der Stolz des Mannes auf das Vertrauen seines Weibes, durch das es ganz und rückhaltlos nur ihm allein zu eigen wird!« »Hab' ich das denn getäuscht?«, stieß Justine hervor. »Hab' ich …«

»Ja«, fiel er ihr ein, »denn Du strebst, es mir zu verbergen, wie Du befangen bist von dem Urtheil gleichgiltiger Menschen. Glaubst Du, ich sehe und empfinde das nicht? Ich habe Dich gewähren lassen. Du solltest es selber einsehen! Aber glaubst Du, es kränke mich nicht, daß Deine Vergangenheit nicht untergegangen ist in unserem Glück? Daß Du mein bist, daß Du mein Glück machst, daß all mein Streben nur auf Dich und das Glück unserer Zukunft gerichtet ist, daß mein Vater ein großes Opfer der Selbstüberwindung gebracht, um Dich mir zu gewinnen, das genügt Dir nicht …«

»Frank«, rief sie noch einmal, »höre mich, ich schwöre Dir …«

»Es bedarf dessen nicht, ich weiß, was Du mir sagen willst und kannst, und ich glaube an Deine [1-275] Liebe. Du hast sie mir bewährt in der Stunde, in welcher Du freiwillig und allein in unser Haus gekommen, gegen alle sogenannte Sitte. Du hast sie mir bewährt, als Du von meines Vaters Munde seine und unsere Lebensgeschichte vernommen, als Dein Onkel sich erhoben, um sich zu entfernen, sich und Dich vor der Verbindung mit uns zu bewahren. Damals konntest Du freien Willens, wie Du gekommen warst, selbst zu vernehmen, was uns verbinden oder trennen mußte, damals konntest Du ebenso freien Willens gehen. Ich hätte mich nicht beklagen dürfen, hättest Du gesagt: ›Du bist nicht meinesgleichen, ich will nicht eintreten in die Familie eines Mannes, der sich mit einem Todschlag aus der Hörigkeit und von seinem und Deiner Mutter Peiniger befreit.‹ Aber …«

Justine war auf das Aeußerste erschreckt. Sie wollte ihn unterbrechen, er litt es nicht.

»Laß mich zu Ende kommen!«, bat er. »Nicht ein Mal, zehn Mal hast Du mir gesagt, wie Dir ein neues Leben aufgegangen, seit Du meinen Vater kennen lerntest; wie Du Dich schon lange herausgesehnt aus der Enge, in welcher Eure hiesige Kaufmannsgilde sich absichtlich hat verknöchern lassen. Nun da Du frei geworden bist aus freiem Entschluß, unter unserem Dache, unter meinem Schutze, jetzt machst Du Dich zur Hörigen der

Leute, auf die Du herabgesehen, als Du noch abhängig von ihnen gewesen bist? Was soll das heißen, frag' ich Dich, Justine?«

»Frank«, klagte sie in Thränen, »Frank, Du bist hart mit mir, und thust mir bitter wehe!«

»Nein, ich bin nicht hart, nur wahr muß ich sein! Denn die Wahrheit ist der einzige, sichere Wegweiser auf dem Weg der Liebe und der Ehe, [1-276] das empfinde ich. Glaubst Du, es habe mir nicht weh gethan, daß Du es vermeidest, Deinem Onkel und Deiner Tante zu begegnen, als hättest Du, als hätte meine Frau, ein Unrecht begangen gegen sie? Als hätte meine Frau, die den Ring meiner armen Mutter, die Liebesgabe meines Vaters als Andenken zu tragen hat, die tödtliche Beleidigung nicht mit uns empfunden, die Herr Konrad Kollmann sich berechtigt geglaubt, Lorenz Darner und mir in das Gesicht zu schleudern? Glaubst Du, das Blut steige mir nicht zu Kopf, wenn Du vor den heuchlerischen Weibern und Mädchen, die Dich aushorchen, die probiren wollen, was Du Dir bieten läßt, was ich Dir von ihnen an meiner Seite bieten lasse, heuchlerisch wie sie, die Augen niederschlägst?«

»Frank, Frank, was soll ich thun?«, flehte sie, und warf sich an seine Brust, denn schöner war er ihr nie erschienen als jetzt in seinem Zorn; mehr hatte sie ihn nie geliebt als nun, da er sie fühlen machte, daß er ihr Herr, daß sie sein eigen sei, daß er sie und sich als ein untrennbares Eins empfinde.

Er schloß sie fest an sich, küßte sie und ließ sie sich beruhigen an seiner Brust.

»Weine nicht«, sagte er, »es ist nichts gethan mit Thränen. Komm, weine nicht, komm, setze Dich zu mir auf meine Kniee, mein Kind! Denn wie ein Kind hast Du Dich betragen, das sich vor Strafe und vor Schatten fürchtet, komm!«

»Wie bist Du Deinem Vater gleich!«, rief sie und schlang ihre Arme um seinen Nacken.

»Wohl mir, wenn dem so ist und Du es findest, denn dann wirst Du mir gehorchen!«

»Sage, was soll ich thun?«, wiederholte sie.

»Nichts, als schön sein wie immer, mich lieben und der Wahrheit die Ehre geben!«, sprach er, und [1-277] die finstere Falte zwischen seinen Brauen hatte sich geglättet, und seine Stirne und Augen hatten wieder ihre schöne Heiterkeit gewonnen. »Ist es denn nicht ein schwer Stück Arbeit, sich lügend vor sich selbst zu schämen?«, fragte er zärtlich. »Hast Du nie daran gedacht, wie Deine werthen Freunde und Bekannten ihres Triumphes genießen, wie sie es Deiner Tante melden gehen, wenn Du an meinem Arme mich verleugnest? Meinst Du, sie glauben an Dein Glück, wenn Du Dich scheust, den Preis zu nennen, mit dem Du es bezahlst, wenn Du ihnen die Möglichkeit läßt, zu glauben, Du sehntest Dich nach dem Onkel und der Tante, und vielleicht sogar nach John? Soll ich selbst das etwa glauben?«

Justine gab ihm einen leichten Schlag.

»So gescholten würde John mich niemals haben!«, sagte sie mit scherzendem Schmollen. »Aber ich sehe, die Russen haben recht, wenn sie behaupten, die Frau glaube nicht an ihres Mannes Liebe, bis er sie geschlagen habe!«

»Geliebtes Weib, hab' ich Dich denn geschlagen?«

»Ja, mit der Wahrheit Deiner Worte, aber dafür sollst Du auch über Justine Darner nicht mehr zu klagen haben, Frank! Darauf kannst Du Dich verlassen, und nun sei wieder gut!«

Von seinem Arm umschlungen, waren sie an das geöffnete Fenster getreten. Die vier alten Linden vor dem Wolme strömten den süßen Duft ihrer Blüthen in das große, schöne Zimmer, die leise fühlbar werdende Frische lockte in das Freie. Von dem Thurme des grünen Thores, das den Kneiphof an der Langgasse gegen den Pregel und die Vorstadt abschließt, schlug es neun; aber es war noch heller Tag, denn die Sonne steht zu der Zeit des Jahres lang am Himmel in jenen Breiten.

[1-278] Der Wagen fuhr vor.

»Man müßte fort, wenn man des Abends noch genießen wollte«, sagte Frank.

»Laß uns nach der Ressource fahren!«, schlug Justine vor.

»Bravo, Madame Darner, Du beginnst den Feldzug!«, lachte Frank; denn Kollmann hatte die Gewohnheit, im Sommer an den Posttagen, nach dem Schlusse des Komptoirs, das Abendessen mit seiner Frau dort einzunehmen, wo man gewiß war, im Freien wie im Speisesaal vielen Bekannten zu begegnen. »Aber wir müssen noch warten!«

Justine fragte, worauf.

»Auf den Boten, der die Briefe zur Post getragen hat. Ich muß wissen, ob die Post noch abgeht und durchzukommen glaubt. Man zweifelte daran«, wiederholte er.

Er hatte die Worte noch nicht vollendet, als man ihm die Meldung brachte, die Briefe wären angenommen, die Post werde befördert.

»So können wir fort!«, sprach Frank. »Darauf mache Dich übrigens gefaßt, mein Schatz, Deine guten Freunde, die Leute, werden sich zu Kollmanns halten, wenn Du erklärst, daß es aus ist zwischen uns und ihnen. Aber ich denke, Du wirst sie entbehren können, denn ich bilde mir ein, wenn ich sie nicht anders hätte gewinnen können, würde Justine Willberg mit mir entflohen sein aus ihrer Vaterstadt, fort von Onkel und Tante und von allen Leuten!«

»Wie Deine Mutter mit dem Vater, und auf eine wüste Insel!«, rief sie und hing sich an ihn.

»Nun denn, Hut und Shawl und zunächst nach der Ressource; denn hinaus vors Thor, den Anderen entgegen, wird es schon zu spät sein!«

[1-279] »Wohin Du willst, nur mit Dir, und ich habe Dir auch noch etwas zu erzählen von Dolores.«

»Das kann geschehen im Fahren, rasch hinaus!«

Neunundzwanzigstes Kapitel

In dem Augenblick, als sie vor die Thüre und auf den Wolm traten, hörte man plötzlich wieder Trommelwirbel und russische Trompetensignale, obschon die Stunde des Appells vorüber war. Ordonnanzoffiziere, die Schärpe über der Schulter, jagten von der Seite der Vorstadt und des Friedländer Thores nach dem Schloß hinauf; aus dem oberen Stadttheil zog im Eilmarsch Infanterie, die Pioniere voran, mit Hacken und Spaten nach den Vorstädten hinaus.

»Was ist geschehen? Was bedeutet das?«, fragte man wieder einmal, wie so oft, von allen Seiten. Denn wenn man in den letzten fünf Monaten ähnliche Vorgänge auch nur zu gewohnt worden war, erkannte man doch, daß jetzt etwas Besonderes geschehen sein müsse.

»Der Bürgermeister soll den Magistrat zusammengerufen haben!«, sagte der Eine.

»Die russischen Quartiermeister gehen herum, sie melden noch mehr neue Einquartierung an!«, klagte ein Anderer. Ein Dritter behauptete, nicht nur Russen sondern auch Preußen kämen. Zwei Offiziere wären mit der Nachricht schon herein. — »Man hat Arbeiter von allen Seiten herangeholt, man nimmt alle Karren und Schaufeln in Beschlag! Die Wälle sollen abgetragen werden!«, hörte man sagen. »Nein, erhöht [1-280] sollen sie werden, denn die Franzosen sind vor den Thoren!«, schallte es aus der Menge.

Jeder rief jeden an, jeder wollte etwas wissen, um etwas thun zu können, Niemand wußte, was.

Spaziergänger mit ihren Familien eilten nach ihren Wohnungen zurück. Vom Schloßthurm wurde das Feuersignal geblasen.

Spritzen und Wasserkufen wurden nach den Thoren gefahren. Die Leute der Handwerkergilden, die zum Wassertragen beim Löschen verpflichtet waren, liefen mit ihren ledernen Eimern hinter ihnen her, auch die Hausbesitzer entsendeten die Hilfe, die sie bei Feuersgefahr zu stellen hatten.

»Die Oelmühlen vor dem Friedländer Thore brennen!«, scholl es endlich von allen Ecken und Enden.

»Sie sind in Brand gesteckt worden!«, vernahm man gleich darauf. »Die Russen haben sie in Brand gesteckt! Es soll nicht gelöscht werden!«

Die Unruhe, die Aufregung steigerte sich von Minute zu Minute.

Frank hieß seine Frau sich in das Haus zurückziehen und befahl dem Wagen, stehen zu bleiben. Er wollte nach dem Rathhaus, um dort vielleicht eine sichere Auskunft zu erlangen.

Da kam der eine von General Strombergs Adjutanten vorüber, seinem keuchenden Pferd für ein paar Augenblicke einen mäßigeren Schritt vergönnend. Das benutzte Frank. Er eilte die Treppe hinunter und trat an ihn heran. Der Adjutant machte Halt, seiner Frage zu begegnen.

»Die Heere sind seit zwei Tagen bei Friedland an einander. Napoleon ist auf dem Schlachtfeld!«, sagte er glühenden Antlitzes und selber athemlos. »Noch heute in der Nacht rückt ein Korps der Unseren und ein Korps von Preußen hier ein, die —«

»Und die Schlacht, der Ausgang der Schlacht!«, [1-281] riefen die, welche nahe genug gekommen waren, seine Worte zu vernehmen.

»Man kennt ihn nicht, aber Königsberg soll gehalten werden!«, antwortete er, gab dem erschöpften, triefenden Thiere die Sporen und jagte davon, während man plötzlich von allen Seiten rufen hörte, daß man die Vorstädte in Brand stecke, daß es auf dem Altengarten, auf dem Nassengarten bereits brenne, daß man den Spritzen verbiete, die Oelmühlen zu löschen.

Die Ohnmacht, in welcher man sich diesen Thatsachen gegenüber befand, war furchtbar. Justine und Frank warteten mit Spannung auf die Heimkehr der Ihren. Es war dunkel geworden,

der Himmel hatte sich bezogen, und in dem grauen Gewölk tauchte die rothe Gluth der brennenden Vorstädte immer flammender am Horizont empor, während erst vereinzelt, dann in immer rascherer Folge flüchtend, wehklagend, jammernd, Weiber, Kinder, Männer durch das enge grüne Thor in die Straße drangen, beladen mit Betten, Bündeln, Kleidungsstücken und einzelne Stücke von Hausrat mit sich schleppend, wie die Hast und Angst des Augenblicks sie in halber Sinnlosigkeit zusammengerafft.

Es waren Ackerbauer, Gärtner, Viehhändler und Handwerker aller Art, welche in den Vorstädten wohnten. Den und jenen von den Flüchtenden kannte man, weil man sich seiner als Arbeiter bediente oder sich von ihm für den Haushalt mit den Lebensmitteln versorgen ließ, die er erzeugte; und gerade als wieder eine Schwadron russischer Dragoner von der oberen Stadt. herunterstürmte, erblickte Justine in der sich zusammendrängenden Menge eine Frau, die den Milchbedarf des Hauses besorgte. Sie war schwer beladen von den Betten, die sie auf [1-282] dem Rücken trug. Bündel in den Händen, so viel sie hatten fassen können, hingen ihre drei Kinder an ihrem Rock und klammerten sich an ihre Arme, während sie sie die Treppe hinauf zu bringen suchte, die schon von anderen, ebenso wie der Wolm, dicht in Beschlag genommen war.

Sie sehen und sich Platz machen durch die Leute, war für Justine eins. Aber Frank war ihr noch zuvorgekommen. Schon hatte er die Kinder bei den Händen, die er starken Armes emporhob und Justinen reichte; dann nahm er der Mutter die Bündel ab, damit sie erleichtert vorwärts kommen konnte, und eilte wieder in die Straße hinab, zu sehen, was zu thun sei. Justine hatte währenddessen die Frau und ihre Kinder in das Haus genommen.

»Wo hat Sie Ihren Mann?«, fragte sie.

»Sie haben ihn zum Schanzen fortgenommen! Draußen brennt’s! Alles brennt! Alles ist fort! Madame, Madame, Gott im Himmel hat kein Erbarmen mehr! Die Kühe haben sie aus dem

Stall geschleppt! Den Hund haben sie todtgeschlagen, weil er sie nicht fort lassen wollte! Das Himmelbett haben sie in Brand gesteckt! Da sind die Kinder, Madame! Was soll ich mit ihnen? Ich halt's nicht aus, ich muß zurück, ich muß sehen —«

»Was? Was will Sie sehen, was kann Sie thun?«, rief ihr Justine zu und ließ vom Diener die Thüre schließen, um die Verzweifelte zurückzuhalten, als aus dem Innern des Hauses Darner auf den Flur trat.

Er hatte schon auf dem Wege die Unglücksbotschaften vernommen, hatte bei seiner Fahrt den Pregel aufwärts an der linken Seite des Flusses die Vorstädte in Flammen gesehen und war, den Wagen verlassend, sobald man die Stadt erreicht, [1-283] mit den drei Frauen, um rascher vorwärts zu kommen, zu Fuß nach seinem Hause zurückgekehrt.

»Die Thüren auf!«, gebot er, und wo er gebot, war man in solchen Augenblicken froh, ihm gehorchen zu dürfen. Im Vorbeigehen gab er Justinen mit festem Druck die Hand. Er war zufrieden, da er sie hilfeleistend fand.

»Wo ist Frank?«

»Draußen! Er sieht, ob nicht noch andere Flüchtende da sind, die wir kennen.«

»Recht!« Und damit ging er selbst hinaus, schob die Leute zurück und rief den Sohn heran.

»Jeder muß eingelassen werden, für den wir Platz haben, und wär's nur für die Nacht!«, sagte er. »Geschlossene Thüren und Abwehr fordern zur Gewalt heraus, und wenigstens von den Unseren wollen wir sie vermeiden — wenn es möglich ist! Die Sache steht schlimm. Nach Holstein schallte Kanonendonner hinüber. Sie müssen im Gefecht sein nahe bei der Stadt. Was hast Du erfahren?«

Frank berichtete, was er wußte. Man hatte von der Speicherinsel und aus dem Hafen die stärksten Leute zusammengetrieben, die Weinschröter, Speicherarbeiter, Sackträger, um sie zum Schanzen nach den Wällen zu führen. Wo

sie nicht Folge leisten wollten, halfen die Knutenhiebe der Kosaken nach. Die Verwirrung wurde immer größer, das Gedränge ärger.

»Es wird nichts helfen, dieses Geschanze auf den Maulwurfshügeln!«, stieß Darner gegen Frank hervor, während einige der Arbeiter, ihn erblickend, sich zu ihm wandten. Sie kannten ihn und er sie von seinen ersten Königsberger Jahren, in welchen er noch selbst sie für seine Geschäfte gedungen und beaufsichtigt hatte.

[1-284] »Herr Darner, reden Sie mit den nichtswürdigen Hunden!«, rief ein Weinschröter, ein Riese an Größe und Stärke. »Sie stecken uns die Häuser über dem Kopf an, sie sengen und brennen! Wir sollen schanzen! Löschen wollen wir gehen, löschen! Was gehen uns ihre Schanzen an! Sie sollen sich ihre Kerls, die Polacken von den Wittinen holen, nicht uns die Stadt über dem Kopf abbrennen!« — »Sehen Sie die Weiber, die Kinder!« — »Lasset die Franzosen in Gottes oder des Teufels Namen kommen! Aerger wie das verfluchte Gesindel können sie's nicht machen«

»Pascholl, Pascholl!«, erklang der Russen Ruf, sie vorwärts treibend.

»Nicht vom Fleck!« — »Ich auch nicht!« — »Ich erst recht nicht!« — »Reißt die Kerls von den Pferden herunter!«, scholl es hier und dort. Die Pferde sprangen an, Angstschreie der Weiber, die ihre Kinder zur Seite zu reißen strebten, heulten dazwischen. Die Arbeiter wollten fort, die Kosaken drängten sie zu Hauf. Ein paar der stärksten Lastträger und der große Weinschröter fielen dem Pferd eines Offiziers in die Zügel; der Offizier riß die Pistole hervor, Darner warf sich dazwischen.

»Kein Blutvergießen!«, rief er. »Die Leute werden gehen! Ich schaffe sie Ihnen und mehr! Ich bin Bürge!«

Der Offizier, der einsah, daß ein Kampf mit den Einwohnern in den Straßen in diesem Augenblick sinnlos wäre, hielt sich zurück, und sich entschlossen umwendend, gebot Darner:

»Nimm die Hacke, Frank! Kospott«, so hieß der Weinschröter, »hat sie weggeworfen, und hinaus auf den Wall! Ein Schurke, wer

nicht mitgeht; ein Schurke, wer nicht Alles daran setzt, ehe er die Fran[1-285]zosen in die Stadt läßt! Geh Er mit meinem Sohn, Steinacker! Schäm' Er sich, Kospott! Geh Er mit meinem Sohn«, rief er noch drei, vier andere mit ihren Namen an, und stutzig geworden vor seinem Befehl und Wort, hielten sie inne. Darner ließ keinen Blick von Kospott.

»Vorwärts, vorwärts!«, kommandirte der Russe. »Vorwärts, vorwärts!«, riefen Darner und Frank.

»Na, denn vorwärts!«, rief nun auch Kospott, setzte sich in Bewegung und die Anderen folgten.

Frank, der in der warmen Nacht in bloßem Kopf vor seinem Hause gewesen, merkte das erst jetzt. Darner reichte ihm seinen Hut hin.

»Grüße Justine, Vater!«

»Sei ohne Sorge um sie!«, antwortete dieser. Sie gaben einander die Hand, die Kosaken und die Bürger mit ihnen, zogen davon.

Neue Schaaren von Flüchtenden wälzten sich aus den Vorstädten in die Straßen.

Dreißigstes Kapitel

Es waren schwere Nächte und Tage für die Stadt gewesen, welche im Winter der Schlacht von Eylau gefolgt waren. Diese warme Nacht des Juni und die Zeit, die mit dem nächsten Tage herankam, waren schwerer.

Damals hatte Darner wohl zu seinem Sohne sagen können, es werde manch einer am Morgen wähnen, die Nacht durchwacht zu haben, der ihre bangen Stunden ruhig verschlafen. Diese Nacht [1-286] waren es sicher nur die Kinder, denen der Schlummer die Augen schloß.

Die Straßen waren voll Menschen, voll angstvoller und rastloser Bewegung. Draußen arbeitete man an den Schanzen; die brennenden Vorstädte machten die gräßliche Beleuchtung dabei. Es galt, den Feinden die Deckung zu zerstören, ihnen ein maskirtes Anrücken unmöglich zu machen, im Nothfall die Stadt zu vertheidigen, bis weitere Hilfe kommen konnte. An die Möglichkeit dieses Unternehmens glaubten selbst die Vertheidiger nicht, und doch mußte von den Kommandirten dem Befehl gehorsamt werden.

Die Stimmung der Einwohner hatte sich mit Erbitterung gegen die Russen gewendet. Man schrieb ihnen allein die Verwüstung der Vorstädte zu, man wollte nicht daran glauben, daß man preußischerseits Kenntniß davon habe, daß der König eingewilligt haben könne in solche nutzlose Gewaltthat. Die Einen eilten durch die Straßen, die Anderen schlossen sich in ihre Häuser ein. Man packte in fliegender Hast Werthsachen, ohne zu wissen, vor wem oder wohin man sie retten wolle, und versank dann wieder in das Abwarten müden Verzweifelns.

Mit kurzen Worten hatte Darner seiner Schwiegertochter gesagt, daß er, ein drohendes Gemetzel zu vermeiden, ihren Mann mit den Arbeitern vor das Thor geschickt.

»Aber, Vater«, rief sie in ihrem schweren Schrecken, »Vater, wenn draußen —«

Er legte ihr die wuchtige Hand fest auf die Schulter.

»Kein Aber und kein Wenn vor dem Unerläßlichen! Es mußte sein! Und was hier zu thun ist, muß ebenso geschehen! Jeden, den ich hineinschicke, [1-287] seht unterzubringen, wie Ihr könnt. Madame Göttling und Du, Ihr gebt beide her, was an Nahrungsmitteln im Hause ist. Laßt Euch Licht geben, Mädchen«, sagt er, zu den Töchtern gewendet, »und bringt die Weiber, die kleine Kinder haben, in die Bodenkammer hinauf —«

»Aber wenn morgen oder gar schon in der Nacht die gemeldete neue Einquartierung kommt, wo soll die bleiben, wo soll man für diese die Lebensmittel finden?«

»Das wird zu bedenken sein! Zunächst in dieser Noth das Nöthigste! Nehmt Euch zusammen!«, fügte er hinzu, während er wieder vor das Haus hinaus ging, ohne darauf zu achten, daß Justine Thränen in den Augen hatte, und wie verstört die Anderen aussahen. Er wußte, was er ihnen damit gethan, als er sie in ihrer rathlosen Angst und Unruhe wieder dem Befehl seines klaren, festen Willens unterworfen; und Stunden wie diese waren es, in denen er selbstgewiß seiner genoß, obschon er bei der großen Ausdehnung seiner Geschäfte schwer genug zu tragen hatte an seinen Sorgen.

Die sieben Stufen der Treppe, die zu seinem Wolm hinaufführten, waren von Geflüchteten besetzt. Auf den Wolm selbst hatte Darner Greise und Kinder hinaufgenommen, denen man auf den geretteten Bündeln, so gut es hatte gehen wollen, ein Lager bereitet. Darner hatte sich für einen Augenblick auf eine der beiden Bänke zwischen ein paar Alten niedergelassen, die vor Ermüdung zusammengesunken waren, nachdem man ihnen Nahrung gereicht. Es war nach Mitternacht.

Mit einem Mal sah er den Freund des Kollmann'schen Hauses, den Doktor, den auch Darner gegebenen Falls zu Rath gezogen, aus der gegenüber[1-288]liegenden Straße hervorkommen, sich seinem Hause nahen und die Treppe hinaufschreiten. Darner ging, um ihm den Durchgang zu erleichtern, ihm entgegen.

»Was führt Sie hierher?«, fragte er, »denn zum Vergnügen ist jetzt wohl Niemand auf der Straße.«

»Nichts Gutes! Ich komme zu Madame Darner. Die Kollmann liegt in Krämpfen …«

»So, nimmt sie sich auch jetzt die Zeit dazu?«, fragte Darner, dem die gehätschelte Nervenschwäche der Frau immer ein Gegenstand des Widerwillens gewesen war.

»D«Die Sache ist ernsthaft«, fuhr der Doktor fort, ohne den Spott zu beachten, »sonst wäre ich nicht selbst gekommen, Madame Darner zu holen!«

»Meine Schwiegertochter, Doktor, was fällt Ihnen ein!«

»Die Tante verlangt nach ihr. Kollmann bittet Sie durch mich, ihr Justine zu senden. Ich geleite sie und …«

»Nicht weiter, Doktor«, unterbrach ihn Darner. »Mein Sohn ist vor dem Thore mit den Schanzarbeitern, seine Frau in meinem Schutz. Dies ist keine Nacht, in welcher man Frauen aus dem Hause schicken darf — und meine Schwiegertochter hat auch in Kollmanns Hause nichts zu schaffen.«

»Lassen Sie sie mit mir gehen«, mahnte der Doktor noch einmal, »Angst und Schrecken haben die Frau umgeworfen. Der Zustand ist mehr als bedenklich, wenn sie stirbt …«

»So wird sie das gerade so mit sich selber abzumachen haben, wie in dem Falle, daß meine Schwiegertochter die ihre geworden und jetzt in Rußland wäre. Sie sorgen für die Kranke, Sterbende, das ist Ihr Beruf, für die Lebende einzustehen ist meine Pflicht.«

[1-289] »Benachrichtigen Sie Justine wenigstens, daß …«

»Wozu, da ich sie doch nicht gehen lasse?«

»Sie würde sich Vorwürfe machen, wenn sie erfährt …«

»Darum eben soll sie's nicht erfahren, dann treffen mich die

Vorwürfe, und ich werde sie tragen!«

Ohne daß die Beiden es bemerkt, war Madame Göttling einer Anfrage wegen herangekommen.

»Doktor«, rief sie, da dieser sich abgewendet, »Doktor, warten Sie, ich komme mit!«

Er blieb stehen.

Darner hatte die Hand der Frau ergriffen.

»Lassen Sie sich nicht aufhalten, Verehrtester«, sprach er, »Madame Göttling geht nicht mit, so wenig wie meine Schwiegertochter. Ich brauche sie hier im Hause!«

Der Doktor ging empört davon.

»Herr Darner«, rief die Göttling, »Alles was recht ist, ich bin nicht Ihr Sklave!«

»Gewiß nicht, aber Sie haben nicht fortzugehen, wenn ich Sie brauche, denn Sie hängen von mir ab!« »Nicht für immer!«, fuhr die Göttling heftig auf.

»Darüber werden Sie entscheiden in ruhigerer Stunde, und ich werde Sie nicht hindern, zu thun, was Sie gut dünkt!«, gab er ihr kalt zurück.

»Aber, was wollen Sie von mir?«

Sie brachte ihre Anfrage vor, er gab ihr kurzen Bescheid und fügte dann hinzu: »Daß meine Schwiegertochter kein Wort erfährt von dem, was hier verhandelt worden, brauche ich Ihnen wohl nicht erst einzuschärfen. Das Herz ist ihr schwer um ihren Mann, sie ist die Sorge noch nicht gewohnt. Sehen Sie, daß sie und die Mädchen [1-290] etwas genießen. Lassen Sie überall die Fenster öffnen, auch auf dem Boden, daß die Luft rein bleibt im Hause.«

Madame Göttling folgte dem Befehle.

Darner hatte keine Miene verzogen bei den Vorgängen, seine Stimme war sich gleich geblieben. Er ließ sich ruhig auf dem engen Steintisch in der Nische neben der Hausthüre nieder, denn auf der Bank, auf welcher er vorher gesessen, hatte der Alte sich ausgestreckt. Wie er so dasaß, fiel sein Blick auf die Jahreszahl 1620, die in dem steinernen Wappen über der Thüre eingehauen

war, und auf die beiden Figuren, den Merkur und die Abundantia, auf diese Sinnbilder des Handels und des Ueberflusses, die das Wappen trugen. Er wiegte gedanken- und sorgenvoll das Haupt. Es sah schlimm aus mit dem Handel; und Ueberfluß, wo war der vorhanden?

Da schallten Trompetenstöße und lautes, wirres Rufen an sein Ohr. Es war das russische Hilfscorps; es brachte die Kunde, daß die Franzosen ihm auf den Fersen folgten. Erschöpft vom Marsch und ausgehungert, wie sie waren, hielt das Kommando sie nicht mehr zusammen. Die Reihen lösten sich, die Einzelnen traten heraus und vor die Häuser, Nahrung und Trank begehrend. Man gab, was man konnte, dem Eindringen in die Häuser, der Plünderung zu wehren. Man stand dem Augenblick, den nächsten fürchtend.

Es war lang schon Tag, aber der Wind hatte sich gewendet. Er trieb den dicken, schweren Rauch, den heißen Qualm von den Brandstätten durch die Straßen, das verdunkelte den Himmel und machte bei der Hitze des Tages den Zustand noch schlimmer; und doch mußte er ertragen werden.

[1-291] Draußen hatte das preußische Korps die schwachen Wälle, die leicht aufgeworfenen Schanzen besetzt. Die heimgesendeten Arbeiter, Frank unter ihnen, meldeten, daß man sich in der Ferne schlage.

Die eben angelangten Russen, die zuchtlos in den Straßen umhergestreift, wurden wieder gesammelt und hinausgeführt. Man hörte von draußen das Sausen der Kugeln in der Luft.

Am Mittag warfen die Franzosen Granaten in die Stadt. Sie zündeten an verschiedenen Stellen, man konnte dem Umsichgreifen des Feuers nur mit höchster Anstrengung wehren.

Darners Komptoiristen waren im Hause. Man packte die Hauptbücher, die sonstigen Dokumente und Schriftstücke in Kasten, die auf Rollen standen, um sie im Fall eines Brandes in Sicherheit bringen zu können.

Mitten in dieser Noth und diesem Treiben war durch einen verwundeten preußischen Offizier, den ein paar der Schanzarbeiter

mitleidig hineingebracht, die Nachricht von der furchtbaren, für die Preußen und Russen verlorenen Schlacht bei Friedland, von dem neuen, großen Sieg der Franzosen, bekannt geworden.

Trotzdem kämpfte man noch bis zum Abend vor den Thoren. Erst als sie sahen, daß vor der immer größer werdenden Zahl der Feinde weiterer Widerstand vergeblich sei, kapitulirten die Verbündeten. Die Kanonen schwiegen; es wurde plötzlich still.

Unsicher dessen, was kommen würde, wartete man in den Straßen und auf den Plätzen, bis die ersten vom Kampfplatz kommenden, pulvergeschwärzten, arg mitgenommenen russischen Kolonnen in geschlossenem Marsche sichtbar wurden. Der Abzug währte eine [1-292] geraume Zeit, er ging nach den Thoren hinauf, die gen Nordosten führten. In der Ermattung, welche der langen, furchtbaren Erregung folgte, sah die Masse des niederen Volkes die Truppen in stumpfem Schweigen an sich vorüberziehen. Die Abgebrannten, die Geflüchteten, die Erschöpften, sie Alle verlangten nichts als Ruhe, gleichviel wer und um welchen Preis man sie ihnen schaffte.

Finster schritten die Mannschaften einher. Hier und da hob sich ein Blick mit düsterem Gruß zu einem Hause, zu einem Einzelnen, zu einem zum Freund Gewordenen empor. Aus der Straße gegenüber dem Darner'schen Hause kam an der Spitze des Regimentes General von Stromberg auf das Haus zu. Er neigte den Degen und das ernste Haupt zum Gruß.

Alle riefen sie ihm ihr Lebewohl und ein »Auf Wiedersehen!« zu.

Justine weinte und barg ihr Haupt an ihres Mannes Brust.

Auch die Männer hatten es kein Hehl, wie sehr sie erschüttert waren. Der General war den beiden Familien ein Freund geworden, und Justine und Frank hatten es ihm zu danken, daß ihnen ihre Flitterwochen noch in stiller Zeit zu Theil geworden.

Als die Preußen den Russen folgten, flossen Thränen, wo sie vorüberkamen. »Es ist zu Ende!« hörte man hier und dort.

»Was wird nun werden, Vater?«, fragte Virginie.

Plötzlich ließ Frank Justine los, und an das Fenster tretend, rief er mit aller Macht seiner Stimme:

»Es lebe der König!«

Man sah empor, und wie von einem Zauberschlag berührt, hallte es zuerst von Denen, die auf dem Wolme standen, und dann ringsum in immer [1-293] weiteren Kreisen wider: »Es lebe der König! — Es lebe unser König und die Königin!«

Darners Augen leuchteten.

»Bravo, Frank«, rief er, »das war ein Manneswort! Hoffnung richtet auf wie Speis' und Trank. Daran erkenne ich mein Blut!«

Er hatte seine Hand auf des Sohnes Schulter gelegt und blieb mit ihm am Fenster stehen. Die Hochrufe wiederholten sich fern und ferner. Die Leute, die ein Obdach hatten, kehrten in ihre Häuser zurück. Es wurde still in der Straße, die Nacht kam wieder einmal heran.

In der kleinen Stube hatte man für sechs Personen den Tisch gedeckt, ihn mit Wein und kalten Speisen versehen, wie man sie hatte schaffen können. Als man sich niedersetzen wollte, fehlte Madame Göttling. Der Diener meldete, sie sei nicht wohl und habe sich zurückgezogen.

»Sie hat immerfort geweint«, sagte Dolores, »aber nicht gesagt, weshalb!«

»So will ich nach ihr sehen gehen!«, meinte Justine und wollte sich wieder erheben.

»Bleibe sitzen, meine Tochter«, sagte der Vater; »ich habe einen kleinen Zusammenstoß mit ihr gehabt. Laß sie zur Ruhe kommen, das ist das Beste.«

Man sprach viel durcheinander.

Frank, der zu befehlen liebte und verstand, weil er zu gehorchen gelernt, war als Führer der bürgerlichen Schanzgräber und als Dolmetsch an seinem Platz gewesen. Die Neuheit der Zustände hatte ihn erregt, die Anstrengung seinem starken Körper nichts angehabt.

Jeder hatte in den letzten Stunden sein Besonderes erlebt und

beobachtet. Die Mädchen hatten zum ersten Male selbstthätig eingegriffen, und ein [1-294] Gefühl von persönlicher Wichtigkeit bekommen, dessen Kundgebung die Anderen trotz all des Wirrsals lächeln machte. Wie ein flüchtiges Glück genoß man der wenigen Minuten ruhigen Beisammenseins. Der Friede der Familienliebe schwebte über ihnen.

Aber wieder wurde Bewegung in der Straße hörbar. Die Bürgerschaft, die Schützengilden waren zusammenberufen. Sie sollten nach der Kapitulation die Thore und die Wachen in der Stadt besetzen während dieser Nacht; man konnte darauf rechnen, sie in Ruhe hinzubringen.

Darner ging ins Komptoir, die Leute zu entlassen; Frank sollte sich auf dem Rathhause erkundigen, ob für morgen auf ein Unterbringen der Abgebrannten zu rechnen wäre.

Man bot einander die gute Nacht.

»Aber, lieber Vater«, fragte Dolores, »was werden wir denn machen, wenn morgen die Franzosen kommen?«

Darner streichelte ihr dunkles Gelock. Er war weich gestimmt in seiner Zufriedenheit mit seinem Sohne.

»Mußt Du mich das erst fragen, Turteltaube? Gieb Du ihr Antwort, Virginie; was habt Ihr zu thun?«

»Dir zu gehorchen!«, sagte sie und hing sich an ihn.

»Ein für allemal und unbedingt!«, setzte er mit dem gewohnten Ernst hinzu, küßte sie und Dolores, gab Justine die Hand und ging mit dem Sohne davon.

»Ich schicke ihn Dir bald zurück!«, rief er der Schwiegertochter noch aus der Thüre zu.

Einunddreißigstes Kapitel

Als die Männer sich entfernt hatten, eilte Justine in das Hinterhaus, nach Madame Göttling zu sehen. Sie fand dieselbe schreibend und in Thränen.

»Was ist geschehen?«, rief sie. »Was hat es gegeben? Der Vater hat mir gesagt, Ihr hättet Verdruß mit einander gehabt, aber Du kennst ja seine Weise, er hat sich nicht darüber ausgesprochen.«

»Ob ich sie kenne? Du weißt, wie sehr ich ihn verehrt, und Du weißt, ich verstehe zu schätzen, was er trotz der Niedrigkeit, aus der er herkommt, und trotz alledem, was hinter ihm liegt, aus sich gemacht hat; obschon — ich will Dir das jetzt nicht verschweigen, es mir hart zu verwinden gewesen ist, daß Du trotzdem in die Familie getreten bist …«

»Behalte das auch ferner für Dich!«, unterbrach Justine sie, mit einem Tone, den ihre Freundin nie von ihr vernommen. »Halte Dich an Deine Sache, wenn ich bitten darf!«

»Ach«, klagte die Göttling, »ich bin ja nicht undankbar. Ich habe neben Dir, bei ihm bleiben wollen, so sehr die Tante — ach die arme Tante!« Und in einen Strom von Thränen ausbrechend, barg sie ihr Gesicht in ihren Händen.

»Was weinst Du denn? Was ist denn mit der Tante?«, drängte Justine.

»Frage mich nicht, ich bin ja noch in seinem Haus, und wer ihm dient, ist ja sein Gefangener, sein Sklave; das aber geht zu weit, das darf man nicht ertragen …«

»Du bist außer Dir, Franziska, komm nur erst zur Ruhe!«, mahnte Justine einlenkend. »Sage mir [1-296] vernünftig, was hast Du denn gewollt, was hat der Vater Dir verweigert?«

»Das eben Dir zu sagen hat er mir verboten!«, stieß Madame Göttling hervor und fügte hinzu: »Aber was kümmert mich sein Verbot, da ich ihn gerade jetzt ersucht habe, mich frei zu lassen …«

»Du willst fort, fort von uns, Franziska?«, fragte Justine mit wachsendem Erstaunen.

»Je eher, je lieber!«, rief die Göttling. »Fühllos darf der Mensch nicht sein! Zur Fühllosigkeit laß ich mich nicht verdammen, und es wird auf Dich zurückfallen, auf Dich zu allermeist! Denn mag sie auch unzufrieden gewesen sein mit Dir und Deiner Heirath, mögt Ihr auch wegen Deines Schwiegervaters geflissentlichem Prahlen mit dem unglücklichen Ringe auseinandergekommen sein — sie war und blieb doch Deines Vaters Schwester, und wenn sie nach Dir verlangte in ihrer Todesnoth …«

»Todesnoth, die Tante? Was sprichst Du da?«, fiel Justine ihr erschreckend ein. »Ich verstehe Dich nicht, die Tante hätte nach mir verlangt? Wann, wann denn?«

»Heute, vorhin, als die angekommenen Russen im Ausrücken waren! Sie lag im Sterben, sie wollte Dich sehen, der Doktor kam, um Dich zu holen …«

»Und, und?«, fragte Justine erbleichend und mit bebenden Lippen.

»Er hat es nicht erlaubt. Auch mich hat der Vater nicht zu ihr lassen wollen, zu einer armen Sterbenden, die …«

»Nein, nein, das ist unmöglich!«, unterbrach Justine sie noch einmal.

»Es ist, wie ich Dir sage! Die Tante kann sterben, hat der Vater zum Doktor gesagt, wie sie gestorben sein würde, wäre Justine jetzt mit ihrem [1-297] Sohne in Rußland. Sie sorgen für das Wohl Ihrer Kranken, ich habe zu sorgen für meines Sohnes Frau, der sich auf meinen Befehl von hier getrennt. Ich hafte für ihre Sicherheit, und wer kann sagen, daß er den Weg zurückgeht in sein Haus, wenn er es heut verläßt in dieser Stunde! Niemand verläßt mein Haus, auch Sie nicht!' hat er mir gesagt, als ich ihn flehend darum

gebeten — und …«

Justine hatte sich niedergesetzt, der Schmerz, der Schrecken hatte sie überwältigt, die Thränen waren ihr versiegt.

»Und sie ist todt?«, fragte sie tonlos.

»Weiß ich's? Aber gewiß — der Doktor sagte, sie läge im Sterben.«

Justine hatte sich erhoben und eilte nach der Thüre.

»Wo willst Du hin?«

»Zu meinem Manne, zum Vater. Ich muß hin …«

»Das lohne Dir Gott!«, rief die Göttling ihr nach.

Justine hatte das Zimmer schon verlassen.

Als sie den langen Gang zwischen den beiden Häusern durchschritten hatte und in ihre Stube trat, kam ihr Frank bereits entgegen.

»So weißt Du's schon?«, fragte er, da er in ihr bleiches, verstörtes Antlitz sah.

»Frank, ist die Tante todt!«, rief sie ihn an.

Er nahm Justine an der Hand.

»Leider, ja! Am Mittag, während man die Stadt bombardirte, ist sie verschieden!«, antwortete er.

»Schrecklich, schrecklich, die arme Tante, der arme arme Onkel — und John! Der Vater ist zu hart, das vergebe ich ihm nie!«

Sie weinte bitterlich, Frank hatte sie an sich [1-298] geschlossen und ließ sie ruhig gewähren. Erst nach einer Weile sagte er, während er ihre Stirn küßte:

»Es werden heute viele Thränen fließen, aber der Vater hat wohl gethan, Euch nicht aus dem Hause zu lassen. Hätte ich es ihm je vergeben können, hätte er es sich verzeihen dürfen, wenn Dir ein Unglück zugestoßen wäre? Auf dem Rathhause, wo ich die Kunde von der Tante Tod erhielt, waren verschiedene Unglücksfälle bekannt geworden, die heute geschehen. Hattest Du das Recht, Geliebte, all mein Glück, all unser Glück — und Hoffen«, setzte er leise hinzu, »aufs Spiel zu setzen um der Tante willen, die mich nie geliebt, Dich mir nie gegönnt hat? Der Vater hat gehandelt, wie er

mußte. Erkenne ihm dies an, wie ich.«

Justine hatte sich an ihn geschmiegt und schwieg.

»Laß mich jetzt zu dem Onkel gehen!«, bat sie nach einer Weile, es ist jetzt ruhig in der Straße.

Frank ging mit ihr an das Fenster.

»Ruhig ist's«, sagte er, »aber Dich und mich darf ich nicht der Möglichkeit aussetzen, daß Dein Onkel Dich nicht annimmt.«

»Und wenn er es nicht thut«, wendete sie ein, »so habe ich ihm doch gezeigt, daß ich der Tante Tod und ihn von Herzen beklagt, daß ich nicht vergessen habe, was ich ihnen danke …«

»Und, setzte er hinzu, »daß Du nicht vergessen darfst, was es für mich heißen würde, könnte er sagen: Frank Darners Frau ist bei mir gewesen, und ich habe ihm und seinem Vater bewiesen, wie ich es gehalten haben will zwischen mir und ihnen. Ich habe sie fortgeschickt, wie sie gekommen ist!«

Sie verstummte davor.

So blieben sie ein paar Minuten in dem Erker des Fensters bei einander sitzen.

[1-299] Es war neun Uhr. In den Straßen gingen die Leute, so weit es möglich war, den versäumten Geschäften nach. Vom Schloßthurm tönte im Hörnerklang der altgewohnte Abendsegen auf die Stadt hernieder. Seine Friedensworte: »Nun ruhen alle Felder!« drängten sich Justine unwillkürlich auf die Lippen, und nach den Ereignissen dieses Tages bewegten sie beide tief das Herz.

»Wenigstens hier ist Frieden und soll Frieden bleiben!«, sprach Frank mit feierlichem Ernst.

»Laß mich dem Onkel schreiben, er ist ja so allein! Er war mein Vormund, er hat Vaterstelle an mir vertreten und er war immer gut zu mir, bis …« sie wagte den Satz nicht zu vollenden.

»Thu's, wenn es Dich zufrieden stellt!«, sagte Frank.

Justine ging an ihren Schreibtisch.

Der Brief wurde sofort abgeschickt, dann begaben die Eheleute sich hinüber in des Vaters Wohnung, ihm eine gute Nacht zu wünschen nach so schwerem Tag. Sie verweilten aber nicht lange

bei ihm. Als sie in ihr Zimmer zurückkamen, lag Justinens Brief auf ihrem Tische, Kollmann hatte ihn nicht angenommen.

Frank küßte ihr die Thränen von den Augen, wies aber ihr Verlangen, morgen noch einen andern Schritt zu versuchen, das heißt sich selbst zu Kollmann zu begeben, ab.

»Keinen Schritt und keinen Rückblick weiter!«, sagte er, »das ist abgethan!«, und sie umarmend, fragte er: »Ist's denn nicht genug, wenn Du mich hast und uns Alle, muß ich Dich wieder an die wüste Insel mahnen?«

»Nein, bei Gott nicht«, betheuerte Justine, »ich kann nur nicht vergessen — ach, es thut mir so leid, so leid! Ich bin ja nicht so fest in mir wie Ihr!«

[1-300] »Genug, wenn wir es sind, Geliebte!«, gab er ihr zur Antwort, und für die Beiden hatte der Abendsegen mit seinem sanften Friedenswunsche mitten in all den Schrecknissen sich wieder einmal bewährt.

Die Nacht blieb ruhig. Die Bürger wachten über ihrer Stadt. Am andern Morgen zog Marschall Soult an der Spitze des siegreichen Heeres ein. Die alte Hauptstadt des Königreichs Preußen war in der Feinde, in der Franzosen Hand.

Band 2

[2-1]

Erstes Kapitel

Nahezu vier Monate waren vergangen, seit die Franzosen nach Königsberg gekommen, und diese vier Monate waren für die gesammten Einwohner der Landeshauptstadt voll von den größten Ereignissen, voll von bitterer Noth und schwersten Sorgen gewesen. Jeder Einzelne hatte sein reiches Theil davon zu tragen gehabt, Kollmann gerade im ersten Augenblick das Schwerste.

Der gegen die Gewohnheit beschleunigten Hochzeit in seinem Hause hatte er eine noch eiligere Beerdigung seiner Frau folgen lassen müssen. Da sie während des Bombardements gestorben war, hatten kaum die nächsten Nachbarn und Freunde von dem Tode erfahren. Man hatte nicht daran denken können, ihn durch Anzeigen in den Zeitungen bekannt zu machen. Die Druckereien hatten nicht gearbeitet, die Zeitungen waren nicht erschienen, Boten zum Herumschicken hatte man, während es in der Stadt brannte, nicht finden können. Kaum der Sarg war in der Verwirrung herbeizuschaffen, und ebenso unmöglich war es gewesen, die Leiche im Hause zu behalten, da die angelangten Franzosen ihre Quartierbillette in den Häusern gewaltsam [2-2] geltend machten. Fast unbegleitet hatte der tiefgebeugte Mann die Gattin in die Familiengruft bestattet und dazu erst die Erlaubniß bei den französischen Behörden einzuholen gehabt, da man auf dem Wege nach dem Friedhof das französische Lager zu durchmessen hatte, in das man bei der ersten Eile den Kirchhof mit eingeschlossen. Zum Trauern um den Verlust des Einzelnen hatte man keine Zeit gehabt, wo Alle auf das Aeußerste bedrängt waren von der allgemeinen Noth.

Wenige Tage nach ihrem Einrücken hatten die Franzosen der

Stadt eine unerschwingliche Kriegskontribution auferlegt, von welcher eine Million Thaler in den ersten vierundzwanzig Stunden zu zahlen war, wenn Königsberg nicht, wie vorher Lübeck, der Plünderung preisgegeben werden sollte. Was sich von Lebensmitteln in der Stadt befand, selbst das Getreide, das auf den mehr als zweihundert im Hafen befindlichen russischen und polnischen Floßschiffen herangebracht worden, wurde in Beschlag genommen, obschon die Kaufleute darauf, wie üblich, beträchtliche Vorschüsse gemacht, die damit ebenfalls für dieselben verloren waren. Und als sollte die Noth so sehr als möglich gesteigert werden, hatten noch in aller Eile auf Kosten der Stadt große Bäckereien für die französische Armee vor den Thoren errichtet werden müssen, als man in der Stadt selbst das tägliche Brot kaum zu schaffen vermochte.

Von den Fenstern des Schlosses, an denen man am Ende des verwichenen Jahres den König und die Königin zu sehen gewohnt worden, hatte der Kaiser Napoleon mit stolzem, kaltem Blicke herniedergeschaut auf die eroberte Stadt zu seinen Füßen. Man hatte ihn ein paar Tage hindurch mit seinem [2-3] ganzen Gefolge durch die Straßen reiten, das französische Lager, den Hafen, die Flußmündung in Augenschein nehmen, die Bäckereien besuchen und dann wieder die Stadt verlassen sehen; und die Erde hatte sich nicht aufgethan, kein Blitz war vom Himmel herniedergefahren. Die Sonne hatte so hell geschienen, das Wetter war herrlich gewesen, die Vögel hatten gesungen in den Bäumen, als wären es lauter Freudentage gewesen, die man durchlebt, als rauchten die Trümmerstätten nicht, als lägen nicht unzählige Kranke und Verwundete in öffentlichen Gebäuden, im Theater wie in den Kirchen und in den Häusern der Bürger, wo irgend eine Stätte für sie gefunden werden konnte.

Dann war der Friede zu Tilsit geschlossen worden mit den schweren Verlusten und Demüthigungen für Preußen, zu denen die falsche Freundschaft der Russen dem Franzosenkaiser die Hand selbstsüchtig geboten; und obschon der Hof noch in Memel

verblieb, kehrten die Beamten nach Königsberg zurück und die Verwaltung des Landes ging wieder in die Hände der preußischen Regierung über.

Es sah traurig in Königsberg aus, und was man von der Gemüthsverfassung des Königs vernahm, war nicht tröstlich. Man sagte, daß sein Herz bis zum Verzweifeln entmuthigt sei, daß er sich vom Himmel zum Unglück bestimmt erachte und daß er keiner Hoffnung auf bessere Tage Raum zu geben vermöge, auf welche der hohe Sinn der Königin mit Zuversicht vertraue.

Kaum eine Familie fand man in Königsberg, der die furchtbaren Epidemien nicht einen der Ihren entrissen. Jedweder, namentlich aber die Kaufmannschaft, hatte schwere Vermögensverluste erlitten. Alte große Firmen waren genöthigt worden, ihre [2-4] Zahlungen einzustellen, oder, akkordirend, sie weit hinauszuschieben.

Wohin man blickte, sah man Trauerkleider, wohin man hörte, vernahm man Klagen und hatte man Einschränkungen zu machen. Das Gefühl des Unglücks, der Erniedrigung lag über dem Lande und über den Einwohnern. Trotzdem bemerkte man, daß in all der Noth ein gewisses neues Leben in der Stadt sich kund zu geben begann.

Man sprach davon, daß der Hof mit dem Neujahr seine Residenz in Königsberg aufschlagen werde. Es langten Personen an, welche sich nach einem Unterkommen für die preußischen Minister, für die Gesandten der fremden Mächte in der Stadt umthaten, die dem Hofe nach seiner Residenz zu folgen hatten. Ein Theil des hohen Adels, einige der fürstlichen Familien, welche in den noch von den Franzosen besetzten Provinzen ansässig waren, gingen nach Memel, dem Königspaar ihre unveränderte Treue huldigend zu erweisen, und verweilten längere oder kürzere Zeit in den Gasthöfen der Stadt. Indeß, wie man sich dieser Zeichen einer Wandlung auch erfreute, die Noth blieb noch dieselbe, und die Anforderungen an die Barmherzigkeit jedes Einzelnen mußten sich mit dem Herannahen des Herbstes steigern. An ein Nachlassen war

auf weit hinaus gar nicht zu denken.

Auch Darner versorgte noch eine Anzahl der Familien, die er bei sich an dem Tage aufgenommen, an welchem man den alten Garten niedergebrannt, die eine derselben beherbergte er sogar noch unter seinem Dache. Er hatte seiner Jugend nicht vergessen, und die Erinnerung an dieselbe erhöhte seine Wohlthätigkeit. Jedoch auch ihm waren sehr bedeutende Verluste nicht erspart geblieben, und auch [2-5] in seinem Hause hatten sich Wandlungen vollzogen, wenn freilich weder er noch einer der Seinen diese letzteren, wie die Verhältnisse sich gestaltet, wesentlich zu beklagen hatte.

Sein Bruch mit Kollmann hatte seit dem Tode von dessen Frau die letzte unabänderliche Bestätigung erhalten, und Madame Göttling hatte das Darner'sche Haus verlassen.

Sie war, seit Justine in dasselbe eingetreten, ohnehin in die zweite Stelle gerückt worden, denn Justinens Umsicht und Tüchtigkeit hatten sie entbehrlich gemacht. Die Vorgänge an dem Todestag der Tante hatten Darner und Madame Göttling gegen einander verstimmt, und Kollmann hatte eine Hausfrau nöthig gehabt.

So war ihr Austritt aus dem Darner'schen, ihr Eintritt in das Kollmann'sche Haus sofort und anscheinend im besten Einvernehmen zwischen Madame Göttling und den Darners vollzogen worden. Dessen ungeachtet hatte der Verkehr zwischen den bisherigen Lebensgenossen völlig aufgehört, und wenn schon dies bei den gegebenen Verhältnissen selbstverständlich erscheinen mußte, hatte man es doch erklärt und gerechtfertigt haben wollen, da Madame Göttling bis zu Justinens Verlobung stets voll von Darners Lob gewesen war, und sich über ihr Wohlbefinden in dem Darner'schen Hause und über ihre junge Pflegebefohlene immer nur mit der größten Zufriedenheit ausgesprochen hatte.

Man hatte an all das Gute, das sie berichtete, nie recht geglaubt. Jetzt, da man durch Kollmann und durch den Doktor erfahren, was bei dem Tode der Tante vorgegangen war, wunderte

man sich, daß Madame Göttling es so lange in dem Hause ausgehalten hatte. Man nannte es selbstverständlich, [2-6] daß der Doktor sich durch Darners Weigerung, ihm Justine anzuvertrauen, persönlich beleidigt gefühlt. Was der Doktor von der kalten Hartherzigkeit gesagt, die er selbst von Darner erlebt, das war nicht abzuleugnen. Denn wem durfte man vertrauen, wenn nicht dem treuen, bewährten Freunde, dem Hausarzt, der selber von sich aussagte, daß auch er sich durch Darners sicheres Auftreten über dessen Natur und wahren Werth lange habe täuschen lassen. Wenn Madame Göttling auch jetzt noch, der Wahrheit die Ehre gebend, Darners Zärtlichkeit für seine Kinder und das Eheglück Justinens rühmte, schrieb man das ihrem guten Herzen und ihrem Anstandsgefühle zu, das auch den Schein einer üblen Nachrede zu vermeiden wünsche. Denn was man von Darner zu halten habe, das meinte man zu wissen, seit man durch Kollmann und dessen verstorbene Frau mit Darners Jugendgeschichte bekannt geworden, die, mit Mißverständnissen, Zusätzen, Uebertreibungen und entstellenden Voraussetzungen und Schlüssen verbrämt, legendenhaft von einem Munde zum andern gegangen war, weil jeder der Erzählenden doch noch etwas mehr hatte wissen wollen als die anderen. — Was war denn auch von einem Manne von solcher Herkunft, von einem entlaufenen Leibeigenen, von einem Matrosen, einem Sklavenhändler zu erwarten! Wo sollte der die Großmuth, die Liebe, die Rücksichten auf Andere herbekommen haben, von denen die gute Göttling anfangs so viel Rühmens gemacht hatte!— Der Doktor, der immer eine ganz besondere Vorliebe für Justine gehabt, hatte gewiß recht, wenn er sagte, er wünsche der armen Frau, daß sie künftig nicht noch Anderes zu bedauern haben möge als die allerdings unfreiwillige Sünde, ihrer einzigen Ver[2--7]wandten, sozusagen ihrer Mutter, in ihrer Sterbestunde gefehlt zu haben.

Daß der Doktor dies selbst eine unfreiwillige Sünde genannt, das hatte man bald vergessen. Aber Alle sagten es mit Selbstgefühl von sich aus, daß sie einer solchen Lieblosigkeit nicht fähig

gewesen sein würden. Man nannte es durchaus richtig, daß der Onkel auf Justinens verspätete Reue nicht geachtet. Sie hatte es ja leicht genug genommen, als ihr Onkel und die Tante sich von ihr zurückgezogen. Schon als ganz junges Mädchen hatte sie in dem großen eigenen Hause darnach getrachtet, anders zu sein und zu handeln als die anderen Mädchen sammt und sonders. Jedem hatte sie es zu fühlen gegeben, daß sie ihre eigene Herrin sei. — Dafür hatte sie jetzt in ihrem Schwiegervater endlich den ihr gebührenden Herrn gefunden; und ihr Onkel hatte nicht zu hart über sie geurtheilt mit seinem Worte: »Sie hat ja schon mit ihrer Heirath ihre Wahl getroffen zwischen jenen und uns! Mag sie bleiben, wo ihr die Sonne wärmer scheint!«

Und die Sonne schien ihr warm, und es war ihr wohl mit ihrem Manne in ihres Schwiegervaters Hause, denn jener Zug des Eigenwillens, der Justine angeboren und der sich durch ihre frühe Selbstständigkeit noch bestimmter in ihr ausgebildet, war beiden Männern, ihrem Manne und ihrem Schwiegervater, genehm, und verband sie ihnen noch enger. Keiner von den Dreien täuschte sich darüber, daß jener enggeschlossene Kreis, der sich als die alte gute Gesellschaft der Kaufmannsaristokratie mit dem ausschließlichen »Wir« zu bezeichnen liebte, es nicht verwinden konnte, in Darner seit den fünf Jahren, die er in Königsberg verlebt, seinen Herrn und Meister gefunden zu haben; und wie diese unausge[2-8]sprochene Gemeinschaft sich damit genug zu thun trachtete, daß sie sich in gesellschaftlicher Beziehung von den Darners immer ferner hielt, so behagte es Darner, es sie empfinden zu machen, wie wenig ihn dies anfocht und wie sehr man seiner bedurfte.

Gleich an dem Tage, an welchem der Stadt die schwere Kriegskontribution auferlegt worden war, hatte die Stadtverwaltung Darners Rath und Hilfe begehrt, obschon er nicht zu derselben gehörte. Seiner persönlichen Bekanntschaft mit den großen Finanzleuten des Auslandes, seiner Verbindung mit den bedeutendsten Berliner Bankiers hatte man es zu danken, daß es möglich geworden war, der ersten, sonst unerschwinglichen

Forderung zu genügen; und als es sich dann darum gehandelt, Aufschub und theilweise Zahlungsfristen zu erlangen für die Kontribution, hatte man sich abermals seiner auf den Rath des königlichen Bankdirektors bedient, das System festzustellen und die Art und Weise berathen zu helfen, mittels welcher man den auszustellenden Schuldverpflichtungen der Stadt, den Promessenscheinen, wie man sie nannte, rechtliche Anerkennung und Geltung verschaffen könne, wodurch allein für das Erste der Verkehr im Lande und das Flüssigwerden des Geldes in der Provinz bewerkstelligt werden konnten.

Die preußischen und die französischen Behörden hatten dabei, ebenso wie vorher der Oberkommandirende der Russen, Darners Einsicht und Umsicht und die entschlossene Thatkraft anzuerkennen gehabt, mit welcher er jeder neuen Nothwendigkeit zu begegnen wußte, und sie hatten das offen und bereitwillig gethan. So kam es denn, daß in jenen Tagen, in denen fast alle Anderen in gedrücktester Verfassung nur von Noth und Widerwärtigkeiten, von Kränkungen und Demüthigungen zu sprechen hatten, für Darner da[2-9]zwischen doch immer noch eine oder die andere Quelle der Selbstbefriedigung sich erschloß.

Man hörte ihn nicht klagen, er trug den Kopf wie immer stolz und hoch, und bald nachdem die französischen Garden ihrem Kaiser gefolgt, die Stadt von den Franzosen geräumt und die Einwohnerschaft, endlich einmal frei von Einquartierung, wieder Herr in ihren Häusern geworden war, hatte Darner seine gewohnte Lebensweise wieder aufgenommen.

Täglich sah man ihn und die Seinen wieder ihre Fahrten und Spaziergänge machen; man begegnete ihm und seinem Sohne zu Pferde, es wurde wieder in jeder Woche ein Mittagbrot gegeben, und die Rückkehr des preußischen Militärs und der Beamten bot den gern benützten Anlaß für eine lebhafte Geselligkeit, noch ehe die dem Hofe folgenden Fremden, die zum Theil bei Darner akkreditirt waren, dieselbe steigerten und farbiger machten.

Zweites Kapitel

Gleichzeitig mit den ersten preußischen Beamten, im Herbste des Jahres 1807, war auch der Regierungsassessor Baron Eberhard von Stromberg in seine ihm fast fremd gewordene Heimat zurückgekehrt; denn nur die ersten zehn Jahre seines Lebens hatte er in dem Schlosse Waldritten zugebracht.

Seinen Vater, der durch einen Sturz mit dem Pferde den Tod gefunden, ehe Eberhard noch sprechen lernte, kannte er nur aus den Erzählungen seiner Mutter und nach dem Bilde, das in dem großen Saal des Schlosses den Baron Reginald in der [2-10] Uniform seines Regiments zeigte. Er hatte bei den preußischen Kürassieren gedient und seinen Abschied genommen, als er die bedeutend jüngere schöne Gräfin Kunigunde von Elmenhorst geheirathet und auf das Land in sein Stammschloß gegangen war.

Das Bild dieser Mutter stand, mit einer lichten Glorie umgeben, im Mittelpunkt von ihres Sohnes Herzen. In tiefer Trauer um den Gatten, hatte sie mit Eberhard, ihrem einzigen Kinde, in klösterlicher Einsamkeit zehn Jahre lang in ihrem Schlosse gelebt, als der Tod sie ihm entrissen.

Sie war seine Wärterin, sein Lehrer, seine Gefährtin bei seinen Spielen gewesen. Früh schon hatte sie ihm die Geschichte des deutschen Ordens erzählt. Von den Thaten der Ritter als Krankenpfleger, von seinen Kämpfen im Orient gegen die Muselmänner, wie hier gegen die heidnischen Preußen, von dem Glanz und der Macht, wie von dem durch seine Schuld verdienten Niedergang des Ordens, hatte sie ihm berichtet, und jenen gottesfürchtigen und mannhaften Ritter Eberhard von Stromberg hatte sie ihm zum Vorbild aufgestellt, der mit seinem Hochmeister,

dem Herzog Albrecht von Brandenburg, ein Lutheraner geworden war, und darnach seinem bisherigen geistlichen Souverän im Weltlichen gedient, wie alle seine Nachkommen den Nachkommen des Herzogs als treue Unterthanen. Das Alles hatte Wurzel geschlagen in dem phantasiereichen Knaben. Die Erinnerungen hatten ihn begleitet, als sein Vormund ihn nach der Mutter Tode von Waldritten fortgenommen und nach Schnepfenthal in die von Salzmann begründete, schnell berühmt gewordene Erziehungsanstalt gebracht hatte.

Dort war Eberhard verblieben und zu einem an Leib und Seele gesunden Jüngling herangewachsen. [2-11] Daß er wie seine Vorfahren dem Könige von Preußen, sei es im Heere oder in der Verwaltung, zu dienen habe, ehe er dauernd auf seinem Schlosse leben dürfe, hatte für ihn als eine Art von Familienordnung festgestanden. Er hatte also, wie sein Onkel, der General, es im Kollmann'schen Hause mitgetheilt, seine Studien und seine kameralistischen Prüfungen durchgemacht, hatte sich in der Welt umgesehen. Als er aber darnach in die Heimat zurückgekehrt war, sich um eine Anstellung zu bewerben, war dazu die Möglichkeit nicht vorhanden gewesen. Die Franzosen waren in Berlin, die Russen in Königsberg, die Zahl der in ihren Aemtern unbrauchbaren Beamten überall groß gewesen. Sich selbst überlassen, war er hingenommen von der Geistesströmung, welche, von den großen Dichtern ausgehend, die deutsche Jugend gerade unter dem Druck der Fremdherrschaft nur noch lebhafter ergriffen, noch einmal nach Jena zurückgekehrt. Dort hatte er Trost und Erhebung gesucht in dem Schmerz über die Niederlage Deutschlands, über die eigensüchtige und verzagte Unterwürfigkeit der meisten deutschen Fürsten unter das napoleonische Joch. Dort hatte er es gelernt, sich an die Volksseele zu halten, und aus dem Rückblick in die bessere Vorzeit Muth und Glauben und Hoffnung zu schöpfen, für eine Auferstehung aller deutschen Lande zu einem einigen deutschen Vaterlande, zu dessen Neugestaltung fortan jeder Einzelne, so viel an ihm war, in sich und in Anderen

mitzuwirken berufen war.

Sobald er also die Nachricht erhalten, daß sein Stammgut von den Feinden verlassen worden, war er, dem Zuge seines Herzens und seiner Ueberzeugung folgend, nach Preußen zurückgekehrt und hatte, ohne in Königsberg zu verweilen, sich geraden Weges auf das Land, auf sein Schloß begeben.

[2-12] Er hatte England, Frankreich, Italien und Spanien durchreist, war auch nach Schweden gegangen. Nur auf seinem Gute war er nicht gewesen seit seinen Knabenjahren; und die Zerstörung, welche er dort vorfand, war doch noch größer, noch furchtbarer, als er sie selbst nach den düsteren Schilderungen seines Gutsverwalters, des Amtmannes, wie man ihn nannte, irgend erwartet hatte.

Bayern und Württemberger hatten als französische Hilfstruppen fürchterlich in der Gegend gehaust. Das Schloß war verwüstet, die Wirthschaftsgebäude, die Kathen der Leute im ärgsten Verfall, Gärten, Wald und Feld in Grund und Boden vernichtet. Was man hatte brauchen können, war rücksichtslos gebraucht und mißbraucht worden; und mit Erschrecken hatte Eberhard selbst die Marmorplatten, welche im Schloßgarten das Grab seiner Eltern bedeckt, in den Mauern eines in Eile hergestellten Backofens wieder erkannt.

Voll Beschämung war er stehen geblieben vor der Verwüstung und der Noth. Seinen Bildungszwecken hatte er gelebt, während, wie er sich jetzt sagte, es seine Pflicht gewesen wäre, mit den Menschen, zu denen er und die zu seinem Geschlecht seit Jahrhunderten gehörten, das schwere Geschick zu theilen, das über sie hereingebrochen war. Aber auf sein Empfinden kam es jetzt nicht an.

Er verstand nichts von der Wirthschaft, und wie er den umsichtigen und redlichen Amtmann auch mit der Frage bestürmte, in welcher Weise hier zu helfen sei und was er thun könne, dem Nothstande zu begegnen, er erhielt immer nur die eine Antwort:

»Sie können hier gar nichts nützen; denn ohne Geld ist nichts zu machen, und Geld ist jetzt nicht [2-13] zu schaffen, Herr Baron! Man muß Geduld haben und mit langsamem Aufbauen es zu bessern suchen.«

Auf den Gütern seiner Nachbarn und der ihm verwandten Familien, überall, wohin er kam, begegnete er den gleichen Zuständen, der gleichen Unmöglichkeit, ihnen abzuhelfen. Die adeligen Grundbesitzer rechneten und hofften auf Beistand von Seiten des Staates, obwohl sich der Staat in eben solcher Lage befand, und die frei zu lassenden Hörigen wurden in dem allgemeinen Elend ihrer Freiheit auch zunächst nicht froh, denn man hatte die Mittel nicht, ihnen lohnende Arbeit zu geben. Selbst die bestgesinnten Gutsbesitzer mußten sich begnügen, ihnen so nothdürftig fortzuhelfen, als sie es eben vermochten.

Sorgenvoll und mit schwerem Herzen kehrte Eberhard von seinem Schlosse nach Königsberg zurück. Er wußte nicht, was er mit sich machen solle. Er hatte sich um den Eintritt bei der Regierung beworben und war angenommen worden; doch war die Zeit, ihn zu beschäftigen, noch nicht da, und der Zweifel plagte ihn, ob es nicht für ihn geboten sei, den Gedanken an den Staatsdienst aufzugeben und bei strengster Sparsamkeit auf seinem Grund und Boden die Bewirthschaftung desselben erlernen zu gehen.

Der Gedanke an ein Leben und Arbeiten in freier Natur lag, von Rousseau angeregt, damals ohnehin in den Menschen. Er war in Eberhard durch seine Erziehung in Schnepfenthal wie durch die in England gemachten Erfahrungen genährt, und doch konnte er sich nicht sofort entschließen, dem eben eingereichten Gesuch um eine Anstellung die Erklärung folgen zu lassen, daß er auf dieselbe verzichte. Er beschloß also, zunächst noch in der Stadt [2-14] zu bleiben; aber ernsthaft in seinem Wollen sagte er sich, daß, wo große Noth vorhanden sei, auch die kleinste Abhilfe derselben nicht gering geachtet werden dürfe und daß er, obschon er niemals ein Verschwender gewesen, jetzt seine Ausgaben, soweit immer

möglich, zu beschränken habe, um seinem Gute unnöthig nicht einen Thaler des Geldes zu entziehen, ohne das auf kein Emporbringen desselben gerechnet werden konnte.

In dieser Gemüthsverfassung hatte er sich in Königsberg eingerichtet und war darnach ausgegangen, die einzige ihm dort lebende nahe Anverwandte, die Gräfin Gottfriede von Elmenhorst, eine Tante seiner Mutter, aufzusuchen.

Nur ein Mal in seinem Leben hatte er sie gesehen, als er mit seiner Mutter fünf, sechs Tage lang bei der Großtante zum Besuch gewesen war; aber das kleine, in einer Seitenstraße der obern Stadt in seinem ummauerten Gärtchen gelegene Haus, war ihm mit seiner Besitzerin und deren Dienerschaft deutlich im Gedächtniß geblieben, und er war gerührt, als derselbe altgewordene Gärtner ihm das grüne Holzthor in der Mauer aufschloß, dieselbe, jetzt ergraute Kammerfrau, sobald er seinen Namen genannt, ohne ihn erst melden zu gehen, mit dem Anruf: »Gnädigste Comtesse, der junge Herr Baron aus Waldritten ist da!«, ihm die Thüre des Zimmers öffnete, als der unvergessene Duft des Potpourri ihm entgegenströmte und er die Großtante auf demselben Flecke wieder erblickte, an welchem er sie in jenen frühen Tagen zuerst gesehen hatte.

Sie saß in ihrem Lehnstuhl vor ihrem Nähtischchen, das an dem Fenster stand, und sich nach der Thüre umwendend, sagte sie:

»Höre ich recht? Wer ist da?«

[2-15] »Ich, gnädigste Tante!«, rief er, »Eberhard Stromberg, und ich bin glücklich, wirklich sehr glücklich, Sie noch wiederzusehen!«

Comtesse Gottfriede hatte sich erhoben. Sie war mit ihren siebenzig Jahren noch eine aufrechte Gestalt, und die hohe Frisur mit dem übergeworfenen Spitzentuch, die lange, fest anliegende Taille, die engen halblangen Aermel mit den faltenreichen Manchetten, aus denen die mageren Arme und die Hände mit den großen Ringen à la Marquise hervorsahen, machten sie noch größer erscheinen.

»Sieh da, Herr Großneffe!«, sagte sie, indem sie ihm die Hand hinreichte, die er, sich neigend, küßte. »Also Sie haben den Weg zu der alten Tante Ihrer Mutter doch noch gefunden. Das freut mich, das spricht für ein gutes Herz; denn das Gedächtniß hat seinen Sitz im Herzen, und die Herzen der jetzigen Menschen sind eng geworden, haben nicht Platz dafür. — Aber — Regine, einen Stuhl für den Herrn Baron!«, rief sie ihrer Dienerin zu, die sich zurückgezogen hatte.

»Lassen Sie es, ich helfe mir schon selbst!«, antwortete er, den nächststehenden Sessel ergreifend.

»Nein, nein! Alles wie es sich gehört!«, mahnte die Comtesse.

»Nun denn, so nennen Sie mich auch Du, gnädigste Tante, wie es sich und mir gehört!«, fiel ihr Eberhard ein; »oder wollen Sie mir diese verwandtschaftliche Gunst entziehen, weil Sie mich nicht mehr auf den Schooß nehmen können wie vor jenen zwanzig Jahren, als ich mit der guten Mutter hier war und Sie mich und Ihren klugen Papagei um die Wette mit Zuckerbrot fütterten. Aber er ist ja nicht mehr da, Ihr Koko. Er war auch wohl schon alt?«

[2-16] Die Comtesse schüttelte mit dem Haupte. »Solche Thiere leben lange, und er hätte immer noch leben können. Nein, der Hund eines französischen Chasseuroffiziers hat ihn todt gebissen, als wir ihn einmal in den Garten getragen. Solch ein Thier, wenn man es auch vierzig Jahre lang gehegt hat, verschmerzt man ja, mit Menschen ist das anders. Mein Diener — besinnst Du Dich auf den Dietrich? — auch mein Dietrich ist todt. Er ist wie meine Köchin am Nervenfieber gestorben, das sie uns eingeschleppt; und ihre Tochter, die ich hier erzogen, ist mit einem Bayern auf schlechte Wege gerathen und als Marketenderin mit ihnen fortgegangen. Nun, wir haben uns behelfen lernen! Meine Regine ist Koch und Diener und Kammerfrau in einer Person, und es muß das jetzt so sein, denn die Zeiten sind schlecht. Wir haben hier etwas durchgemacht, mein Lieber, indeß« — Comtesse Gottfriede faltete die Hände und hob die Augen gen Himmel — »er weiß, was er uns auferlegt. Was er uns zu tragen giebt, dazu giebt er uns auch

die Kraft; und er wird ja auch mich rufen, wenn er die Zeit dazu gekommen findet!«

Sie schwieg und Eberhard wagte nicht, sie sofort zu unterbrechen. Das Gefühl freudiger Rührung, mit dem er eingetreten, war vorüber; und wie er nun die Gräfin anblickte, wie er sich in der kleinen Stube umsah, gewahrte er auch hier in dem sorglich gehaltenen kleinen Raum und vor allem an der Gräfin selbst die Spuren der Vergänglichkeit und des Verfalls, die ihm in seiner ersten Aufwallung entgangen waren.

Die Einrichtung, welche ihm schon als Kind als eine zwar altmodische, jedoch vornehme erschienen, war noch ganz dieselbe. Doch der Lack der Sessel und Tische war stumpf geworden, die Ueberzüge und [2-17] Vorhänge mißfarbig verblichen, die künstlichen Blumen sahen unter den hohen Gläsern grau und kläglich aus, und die Flora auf dem Potpourri, deren Schönheit der Knabe einst bewundert, hatte häßliche Kittstreifen um ihren Hals und ihre Arme bekommen. Nur der geheime Zauber der Vornehmheit, des Althergekommenen, lag noch über der Wohnung und über ihrer Besitzerin, obschon Eberhard in ihre letzten Worte, in ihre entsagende Gottergebenheit sich nicht recht zu finden wußte. Er hatte sich der Großtante stets als einer heiteren Dame erinnert, deren Gespräche selbst seine sonst so ernsthafte Mutter zum Scherzen und Lachen hingerissen hatten. Nun war das anders.

Schön war Comtesse Gottfriede nie gewesen. Die Blattern hatten ihr langes, schmales Gesicht in früher Jugend arg entstellt, hatten ihr das eine Bein durch schlechte Vernarbung etwas verkürzt, und weil sie dadurch auf manche Jugendfreude zu verzichten gehabt, hatte die Liebe der Eltern und Geschwister sie durch Nachgiebigkeit bei ihren sonstigen Wünschen zu entschädigen getrachtet. Sie allein war bei den Eltern geblieben; als die Brüder und die Schwestern das Haus verlassen; auf ihre Meinung hatte man mehr und mehr Gewicht gelegt, sie hatte deshalb an sich glauben lernen, und Comtesse Gottfriede war auf diese Weise allmälig zu einer Respektsperson für die ganze Familie,

zu der lebenden Familienchronik geworden und hatte eine Art von anerkannter Machtstellung in dem Geschlechte der Elmenhorst erlangt.

Ohne nach dem Tode der Eltern mehr als ihr Auskommen zu besitzen, denn die Elmenhorst waren nicht reich, wenn schon mit den reichsten Adelsfamilien verwandt, hatte sie sich immer schicklich zu behaupten gewußt; und als dann ihre Geschwister und deren [2-18] Kinder allmälig theils gestorben, theils weit von Königsberg ihren Lebensweg gegangen waren, hatte sich die Comtesse ganz in der Stadt niedergelassen und dort in Zurückgezogenheit gelebt. Weder ihre Tracht noch ihre Lebensgewohnheiten hatte sie geändert. Man bekam sie auch in der Stadt selten einmal anders als bei dem Gottesdienste in der Schloßkirche zu sehen. Trotzdem, oder gerade deshalb sprach man doch von ihr, von »der Comtesse«, als von einem Original, von einem der Wahrzeichen der Stadt; und wer irgend einmal Gelegenheit gehabt, zu der Comtesse in ihr kleines Heim zu kommen, rühmte sich dessen als eines Ereignisses, als eines Abenteuers. Nur die Armen wußten mehr von ihr zu sagen als alle Anderen; und als der Hof nach der Schlacht von Saalfeld flüchtend nach Königsberg gekommen war, hatte die Comtesse sich in ihren besten Staat geworfen und um die Erlaubniß gebeten, den Majestäten, wie es ihr zustand, aufwarten und die Hand küssen zu dürfen. Sie war gnädig empfangen, zur Wiederkehr befohlen worden, und diese Besuche bei Hofe waren zu einem Lichtpunkte in ihren alten Tagen, zu einem Wendepunkt in ihrem Leben geworden.

Jetzt hatte des Großneffen unerwartetes Kommen sie gefreut, seine Bitte, ihm das verwandtschaftliche Du seiner Kinderjahre nicht zu entziehen, hatte ihr gefallen, und nachdem sie sich bei der Erwähnung ihrer verstorbenen Dienstboten und der durchlebten schweren Zeiten ein paar Augenblicke in ihre Gedanken versenkt, wendete sie sich wieder ihrem Gaste zu, ein wohlwollendes Lächeln auf ihren schmalen bleichen Lippen.

»Du sollst Deinen Willen haben, mein junger Freund!«, sagte sie, »obschon ich Deine Anhänglichkeit an mich kaum noch erwartet hatte. Du hast [2-19] selten, hast jetzt seit Jahr und Tag nichts von Dir hören lassen …«

Er wollte sich entschuldigen, sie gab ihm das nicht zu. »Bemühe Dich nicht damit«, sagte sie. »Ich weiß, was es werth ist, sich Du heißen zu lassen von alten Anverwandten, wenn man keine Eltern mehr besitzt, und lange in der Fremde und unter Fremden gelebt hat, so wie Du; und um uneigennützige Theilnahme und leichte Verzeihung zu finden, muß man ja zu den Einsamen, zu uns alten Jungfern kommen. Wir sind nicht selbstsüchtig wie die Mütter und nicht durch Liebe und Rücksicht verwöhnt, wie die Frauen. Wir haben Theilnahme auch für die, die wir nicht geboren und die nicht an uns gekettet sind. Also — es ist gut, daß Du da bist, und Du sollst willkommen sein, Herr Großneffe, heute und für alle Zeit; das heißt, etwa bis zu Deinem Hochzeitstage.«

»Bis zu meinem Hochzeitstage?«, wiederholte Eberhard. »Ich bin nicht verlobt, gnädigste Tante, habe ans Heirathen noch nicht gedacht und kann auch noch gar nicht daran denken. Was meinten Sie mit jenem Zusatz?«

»Warte es ab bis zu dem rechten Augenblick, dann wird Dir das Verständniß schon von selber kommen.«

Er drang in sie, ihm die Erklärung schon jetzt zu geben, sie weigerte sich dessen; und die Meldung der Kammerfrau, daß Frau Konsul Armfield ihre Aufwartung zu machen wünsche, unterbrach das Gespräch.

Die Comtesse nahm den Besuch an; und, wie immer grau in grau gekleidet, trat schnell und leise Madame Armfield mit tiefen Knixen bei ihr ein.

»Gnädigste Gräfin«, sagte sie, »ich hörte, daß Sie eine große Freude gehabt haben, und dankte [2-20] Gott dafür; aber soll ich denn nicht lieber gehen? Störe ich Sie nicht?«

Eberhard wollte sich entfernen, die Gräfin hielt ihn davon zurück.

»Da Sie sicher in einer unserer Angelegenheiten kommen«, sagte sie zu Madame Armfield, »so versteht es sich, daß wir diese abhandeln. Inzwischen finden Sie mich in der That erfreut, durch die unerwartete Ankunft meines Großneffen, des Herrn Baron Eberhard von Stromberg aus dem Hause derer von Waldritten. Er ist viel gereist, ist auch in Ihrem Vaterlande gewesen, von wo er mir geschrieben.«

Dann richtete sie sich zu Eberhard hin mit der Bemerkung:

»Das ist Madame Armfield, die Frau des hiesigen schwedischen Konsuls, eine würdige Frau, mit mir und anderen Gleichgesinnten verbunden durch den Glauben an das eine, was uns Allen noth thut, und ohne das kein Heil ist für die Welt.«

Eberhard war betroffen. Der Ton von religiöser Demuth, mit welchem die Gräfin diese letzten Worte gesprochen, stach sehr ab gegen die bewußte Herablassung, mit der sie Madame Armfield empfangen. Madame Armfield jedoch schien darin nichts Auffallendes zu finden, und des Verkehrs mit Fremden sehr gewohnt in ihrem Hause, erkundigte sie sich, um die Unterhaltung zu beginnen, ob Eberhard längere Zeit in der Provinz, ob er in Königsberg zu bleiben denke? Er gab ihr darauf den nöthigen Bescheid.

»Verzeihen Sie, daß ich noch weiter frage«, fuhr sie fort; »sind Sie ein Verwandter eines russischen Generals von Stromberg? Er war in der uns eng befreundeten Familie des Kaufmanns Kollmann in Quartier, und auch im Hause eines Herrn Darner sind wir ihm begegnet.«

[2-21] »Das war mein Onkel!«, antwortete ihr Eberhard, »und den beiden von Ihnen genannten Herren hat er mich empfohlen.«

»So, allen beiden?«, fragte Madame Armfield mit einem Blick auf die Comtesse, welchen diese zu verstehen schien. »Der General von Stromberg ist ein ganz vortrefflicher Herr, wir waren sehr glücklich, ihn kennen zu lernen. Ein Mann ohne alle Vorurtheile und so jugendlich! Man verehrte ihn sehr im Kollmann'schen Hause, sehr.«

»Ich kenne die Leute zwar nicht«, warf die Comtesse dazwischen, »aber Dein Onkel hat sie auch mir gerühmt. Es soll ein sehr anständiges Haus sein, das Kollmann'sche.«

»Sie werden es nur jetzt nicht so gesellig finden als zu den Zeiten des Herrn General. Herr Kollmann hat das Unglück gehabt, seine ganz vortreffliche Frau zu verlieren, deren Stelle eine Freundin von mir vertritt, welche Sie, gnädigste Comtesse, auch im Frauenverein haben kennen lernen: die verwittwete Madame Göttling. Die Familie ist in Trauer, und die schöne Nichte, die große Anziehungskraft, ist auch nicht mehr im Hause.«

»Sie hat ja wohl einen von den Darners geheirathet? Ich meine die Anzeige in der Zeitung gelesen zu haben«, bemerkte die Comtesse; »und irre ich nicht, so haben Sie mir gesagt, daß man sich darüber gewundert und weshalb. Aber nun entschuldige es mein Lieber, daß ich Dich entlassen muß. Madame Armfield muß um zwölf Uhr im Vereine sein und ist, wie Du gehört, in dessen Angelegenheit gekommen. Laß Dich bald wieder bei mir sehen.«

Eberhard bat um Verzeihung, falls er zu lang verweilt. Die Tante geleitete ihn bis gegen die [2-22] Thüre. Als er ihr die Hand zum Abschied küßte, sagte sie, nur ihm vernehmbar:

»Uebereile Dich mit der Visite bei den Darners nicht, wir sprechen besser noch vorher davon.«

»Gnädigste Tante, ich habe einen Brief des Onkels an Madame Justine Darner zu bestellen und bin, wie ich glaube, über die Verhältnisse der Familie unterrichtet, soweit mir's nöthig sein könnte.«

»Um so besser, dann ist's Deine Sache!«, erwiderte die Gräfin und entließ ihn. Madame Armfield blieb bei ihr zurück.

Drittes Kapitel

Als Eberhard aus dem Hause heraus war, athmete er auf. Die stark von dem Potpourri durchtränkte Luft in der Stube der Gräfin, das gedämpfte Licht, die ganze Umgebung, die ihn zuerst angemuthet hatten, waren ihm allmälig beklemmend geworden; und die Weise, in welcher die beiden Frauen mit einander verkehrten, die Art, in der sie über die Familien Kollmann und Darner ihr Urtheil fällten, ohne es auszusprechen, hatte seiner Offenheit mißfallen und ihn selbst an der Comtesse irre gemacht.

Er hatte schon auf dem Lande gehört, daß der pietistische Einfluß jener kurländischen Frau von Krüdener, die eine galante Weltfrau und Schriftstellerin gewesen war, ehe sie sich in die Arme der Religion geworfen, nicht ohne Einfluß auf den Sinn des Hofes geblieben war, in dessen Nähe sie eine kurze Zeit verweilt; und daß unter den Schrecken und [2-23] der Noth der Zeit sich viele Herzen nach einem Halt und Trost umgesehen, den sie nirgends gefunden als in dem Glauben und in dem hoffenden Vertrauen auf die Güte und Weisheit eines allwaltenden, allwissenden und allmächtigen Gottes. Die Sinnes- und Ausdrucksweise der Herrnhuter hatte sich dabei, wenn auch abgeschwächt, auf die neuen Gläubigen übertragen, und wenn die Comtesse sich äußerlich ihnen auch nicht angeschlossen hatte, so war sie ihnen doch nahe getreten und hatte sich bereitwillig den Hülfsvereinen angeschlossen, die sich mit Nothwendigkeit bilden mußten, wo so mannigfachem Elend Linderung zu schaffen gewesen war.

Eberhard begriff das vollständig, fand es in der Ordnung, und konnte sich mit seiner gesunden Kraft doch nicht hineinfinden in diese Atmosphäre der mitleidenden Barmherzigkeit. Es wurde ihm

Angst und bange, als er, geradewegs von der Comtesse sich zu Kollmann begebend, auch dort in dem Hausherrn, trotz seiner Achtung gebietenden Erscheinung, einen schwer gebeugten Mann und in Madame Göttling eine in tiefe Trauer gekleidete Frau antraf, die fast ausschließlich von der verstorbenen Frau Kollmann redete, bis sie auf die Familie Darner zu sprechen kam, über die sie, gerade wie Madame Armfield, andeuten zu wollen schien, was sie doch nicht aussprechen mochte. Eberhards Interesse an den Darners wuchs dadurch. Man schien sie ihm in einer Weise vorenthalten zu wollen, die ihn zu belustigen begann.

»Sie thun, als sollte ich in ein verzaubertes Schloß geführt werde!«, sagte er zu sich selbst. »Sie lassen geheimnißvolle Phantasmen vor mir aufsteigen. Es fehlte bloß, sie warnten mich vor Unholden und Fußangeln, diese guten alten Weiber, und sie machen mich damit nur noch neugieriger [2-24] auf die Huldinnen, von denen der Onkel mir geschrieben!«

Daß er Niemand zu Hause fand, als er seinen Besuch im Darner'schen Hause abstatten wollte, das paßte in seine Stimmung hinein. Die Herren wären an der Börse, die Damen ausgefahren, so meldete der Diener. Aber dieser Diener sah munter in seiner bürgerlichen Livree aus, das Haus mit seinen schönen Laternenständern an der Treppe, das Breite, Reiche in der Einrichtung mahnten ihn an England. Die Helle, welche durch die hohen Fenster in die Hausflur hineinfiel, die frische Luft darin waren ihm angenehm, und als er seine Karte abgegeben hatte und vom Wolme die Freitreppe zur Straße niederstieg, sah er sich noch einmal nach dem Hause mit den Linden um, von denen freilich, die Blätter schon zu fallen begannen. Er freute sich auf das Wiederkehren.

Da die Beamten und der Adel mehr in den oberen als in den unteren von der Kaufmannschaft eingenommenen Stadttheilen zu wohnen pflegten, hatte auch Eberhard sich dort in einer der Seitenstraßen eingemiethet; und früher, als es die Sitte eigentlich gestattete, klopfte am andern Morgen Frank Darner an die Thüre

Eberhards.

»Herr Baron von Stromberg?«, fragte Frank, als er von der engen Treppe und dem dunklen Vorhaus in das mäßig große und niedrige Zimmer eintrat, dessen beide Fenster aber einen schönen Ausblick auf den Schloßteich und die am andern Ufer liegenden Gärten gewährten.

Eberhard reichte ihm die Hand entgegen.

»Ja, und Sie können wohl niemand Anderes als Herr Frank Darner sein, da ich hier noch fremd, und eines andern Besuches nicht gewärtig bin! [2-25] Haben Sie Dank, daß Sie so bald gekommen sind!« Sie schüttelten einander die Hände, und wie sie nun einander gegenüber standen, beide groß und kräftig, beide auf der Höhe der Mannesjugend, obschon Eberhard ein paar Jahre älter als Frank war, erschienen sie sich nicht als Fremde, denn der General war das Bindungsmittel zwischen ihnen.

Frank fragte, wann Eberhard angekommen sei. Dieser erzählte, daß er schon seit drei Wochen in Preußen, aber die meiste Zeit davon in Waldritten gewesen sei, und Frank, der sich während dessen in dem Zimmer und in dessen sehr geringer Einrichtung umgesehen hatte, erkundigte sich, ob Eberhard in Königsberg zu bleiben gedenke.

Der Baron entgegnete, daß er sich zum Eintritt bei der Regierung gemeldet und eben im Hinblick darauf sich auch nicht allzu weit vom Schlosse eingemiethet habe.

»Also denken Sie auch in dieser Wohnung zu bleiben?«, bemerkte Frank.

Dem jungen Majoratsherrn war der unwillkürliche Blick nicht entgangen, mit welchem der reiche Kaufmannssohn die Stube überflog, es focht ihn jedoch nicht an.

»Ja«, sagte er, »wenigstens so lange, bis wir in Waldritten die Scheunen und die Häuser der Leute neu gedeckt, und Korn haben werden, die Felder zu bestellen, was beides sofort geschehen muß, da die schlechte Jahreszeit uns nahe ist. Das Zimmer bietet mir einen weiten Blick, läßt mir ein Stück Himmel offen, und das

entschädigt mich für den Mangel an Bequemlichkeit, die ich nicht entbehre.«

Die schlichte Bestimmtheit, mit welcher er durch diese Worte Frank gegenüber seine Stellung nahm, brachte ihn diesem noch näher.

[2-26] »Sie haben sicher die Verwüstungen in Waldritten auch so groß gefunden als wir auf meines Vaters Gut an der See?«

»Größer, als ich es irgend erwartet hatte; und die Lage ist um so schwerer, als wir, trotz der Freilassung unserer Hörigen, nothwendig im Augenblick für sie sorgen müssen, wenn wir nicht grausam gegen sie sein wollen, während der Staat ihnen gerecht wird. Wir haben dringende Arbeiten zu machen, die uns früher ohne baare, oder gegen sehr geringe Entschädigung geleistet wurden; und Gutsherren und Freigelassene gerathen also in eine wirthschaftliche Krisis, deren Durchhaltung natürlich auf uns zurückfällt — von Rechtes wegen!«, setzte er hinzu. »Wir haben durch lange Jahre den Vortheil gehabt, wir müssen jetzt die Steuer dafür, freilich nicht eben zu gelegener Stunde, zahlen!«

»Ich freue mich, Herr Baron«, sagte darauf Frank, »bei Ihnen dieser Anschauung der Dinge zu begegnen. Man findet sie nicht bei allen Edelleuten, wenn schon sie mir eine angezeugte ist …«

»Sie stammen von hörigen Leuten!«, fiel Eberhard ihm ein. »Mein Onkel hat mir davon geschrieben, um mir die Bedeutung Ihres Herrn Vaters damit klar zu machen, den kennen zu lernen, ich begierig bin!«

»So werde ich meinem Vater hoffentlich Ihre Zusage auf eine Einladung nach Hause bringen können, die ich Ihnen in seinem Namen zu machen gekommen bin. Er hat, die Aufhebung der Hörigkeit damit zu feiern, für morgen einige Freunde des Hauses, einige Beamte der Bank und der Regierung, zu einem Mittagessen eingeladen und bittet Sie, dabei unser Gast zu sein. Sie kommen, hoffe ich!«

»Mit großer Freude! Werde ich vielleicht dabei [2-27] auch die Gelegenheit haben, mich Ihrer Frau Gemahlin vorzustellen?«

Frank sagte, daß sie ihm einen besondern Gruß für den Neffen des Generals aufgetragen habe. Darnach trennten sich die beiden jungen Männer, als wären sie an dem Morgen nicht zum ersten Mal beisammen gewesen.

Viertes Kapitel

Die Bekanntschaft mit Darner und dessen Angehörigen war für Eberhard eine neue Erfahrung. Es war das erste Mal, daß er mit einer Kaufmannsfamilie in eigentlichen Verkehr zu treten dachte; denn wenn er auf Reisen in den verschiedenen Ländern und Städten seine Kreditbriefe abgegeben und benützt, hatte er wohl gelegentlich in Folge davon, eine Einladung erhalten und angenommen, damit war es denn aber für ihn auch fast immer zu Ende gewesen. Hier, den Darners gegenüber, war es ein Anderes, und er ging mit einer günstigen Voreingenommenheit an die neue Bekanntschaft heran, die durch den Eindruck des Hauses an sich, wie gesagt, gesteigert worden war.

Nichts in demselben gab es kund, daß die Noth der Kriegszeit über dasselbe so gut wie über alle Anderen hinweggegangen war. Die Empfangszimmer waren zu dem Mittagbrote festlich geschmückt. Das Bild des Königs, der die Hörigkeit aufgehoben, mit einem frischen Eichenblätterkranz umgeben, prangte inmitten der Hauptwand. Eine Anzahl von Beamten, unter ihnen der Bankdirektor und die beiden ersten [2-28] Räthe der Bank, einige der Konsuln mit ihren Frauen, andere ohne dieselben, und ein paar fremde, eben in Königsberg anwesende Kaufleute, waren in dem Zimmer versammelt. Auch der Disponent des Darner'schen Geschäftes, der Kassirer, sowie die beiden ältesten Handlungsgehilfen waren ausnahmsweise geladen. Aber obschon die Gesellschaft zahlreich war, fielen Lorenz Darner und die drei schönen Frauen des Hauses Eberhard gleich bei seinem Eintritt auf.

Als Frank dem Vater den jungen Baron vorstellte, empfing er diesen mit Zuvorkommenheit. Er gedachte dabei des Generals,

deutete an, daß er von Eberhards gestrigem Gespräch mit seinem Sohne unterrichtet sei, daß er sich freue, in ihm einem Manne zu begegnen, der mit Ueberzeugung bei dem Feste sei, an welchem heute in seinem Hause Theil zu nehmen er ihn geladen, und setzte dann hinzu, es solle ihm lieb sein, wenn er sich, wie der General, in diesem Hause heimisch zu fühlen lerne.

Eberhard hatte nicht erwartet, einen so vollkommenen Weltmann in Darner zu finden, und doch tauchte in dieser angenehmen Ueberraschung der Gedanke in ihm auf, wie merkwürdig es sei, daß der hörig geborene Mann mit ihm, dem Nachkommen eines Geschlechtes, das schon in den Kreuzzügen ruhmvoll gefochten, in dem Tone — er fand in sich kein anderes Wort dafür — in dem Tone so vornehmer Geneigtheit verkehrte.

Der Gedanke ging aber so schnell vorüber, als er gekommen war, und Franks offener Freimuth, Justinens Sicherheit, der man es anfühlte, wie eine große Gastlichkeit ihr Sache der Gewohnheit, und wie sie erfreut sei, sie dem Neffen ihres Freundes bieten zu können, stimmten auch Eberhard frei und heiter, [2-29] während der Liebreiz der schönen Schwestern seine Augen fesselte und ihn an sich zog.

Der Unterschied zwischen diesem Hause, dieser gemischten Gesellschaft und jener andern, der er in den Schlössern und auf den Landsitzen begegnet war, in denen er seine Besuche in der Provinz gemacht, war überraschend; an die kleine Wohnung und an den Morgen bei der Comtesse gar nicht erst zu denken. Dort fast überall ein klagendes Rückblicken auf die letzten Zeiten und ein sorgenvolles und meist vertrauensloses Vorwärtsschauen. Hier die Freude, eine schwere Zeit glücklich überstanden zu haben, und die energische Zuversicht, daß Verlorenes zu ersetzen, daß mit dem festen Willen und mit Anwendung der rechten Mittel auch zu erreichen sein müsse, was man von der Zukunft für sich wünsche.

Gewöhnt, in den Worten der Dichter den Ausdruck für seine Stimmung zu suchen und zu finden, kam Eberhard Leonorens: »Denn es umgiebt mich eine andre Welt!«, immer wieder in den

Sinn.

Es war eine Gesellschaft von dreißig Personen zusammen, aber der Speisesaal war groß genug, eine größere Anzahl aufzunehmen. Die Mitarbeiter aus dem Geschäft nahmen das untere Ende der Tafel ein. Eberhard hatte man seinen Platz zwischen den beiden Schwestern angewiesen, und ihre Unbefangenheit war für ihn in ihrer Art ebenso neu, als die Erscheinung ihres Vaters. Sie fragten zwanglos wie die Kinder, sie antworteten ebenso auf seine Fragen. Es klang so verlockend, wenn ihre rosigen Lippen von fremden Zonen sprachen. Er meinte es in dem feuchten Glanz von Dolores' Augen zu lesen, daß ein anderer Himmel, ein anderes Licht sich in ihnen gespiegelt.

»Ich denke am Tage selten an mein Geburts[2-30]land«, sagte sie, »denn wir waren ja dort allein, aber in der Nacht im Traume, da sitze ich oft unter den Palmen und Karuben in unserem Garten und sehe, wie die bunten Vögel sich necken in den Ranken der Lianen, und höre, wie das Wasser sanft anschlägt an die Treppe, die hinunterführte an das Meer …«

Sie brach ab, denn Darner hatte sich erhoben, und leise mit dem Messer das Glas berührend, das vor ihm stand, nahm er mit dessen Klingen die Aufmerksamkeit seiner Gäste für sich in Anspruch.

»Sie haben mir wieder einmal die Ehre gezeigt, meine Verehrtesten, meine Gäste zu sein, und ich habe die Mitarbeiter aus meinem Geschäfte mit uns vereint, um mit ihnen Allen gemeinsam das Dankesfest zu begehen, zu dem ich Sie, ohne daß ich Sie darauf vorbereitet, heut versammelt habe. Lassen Sie uns denn auf das Wohl des Königs trinken, der durch das neueste von ihm gegebene Gesetz den Fluch der Knechtschaft von hunderttausenden seiner Unterthanen genommen, den Fluch, von dem ich mich dereinst nur durch eine Gewaltthat und durch Flucht zu befreien vermochte. Lassen Sie uns selbst die Leiden und die Drangsale segnen, durch die der König und wir mit ihm gegangen sind, denn sie haben das Herz des Königs zu dieser Großthat der

Gerechtigkeit gereift. Stoßen Sie mit mir an auf eine bessere, glückliche Zukunft für den König und sein Haus, für das Land, für uns Alle — vor allen Anderen aber für die ihrem Menschenrechte wiedergegebenen Hörigen! Es lebe hoch, der König unser Herr! Es lebe Friedrich Wilhelm der Dritte und die Königin Luise!«

»Hoch und abermals hoch und noch einmal hoch!«, erklang es aus dem Munde der Gäste. Die [2-31] Männer hatten ihre Plätze verlassen, um sich Darner und den Seinen ebenso wie den weiblichen Gästen zum Anklingen zu nahen. Seine Leute traten an ihren Chef mit sichtlicher Freude heran, Darner und Frank gaben ihnen die Hände. Stromberg stieß mit Frank noch im Besonderen an.

»Welch' ein imponirender Mann ist Ihr Vater!«, sagte er.

»Und ein selbstgemachter, wie Sie hören!«, setzte Frank hinzu. »Kennten Sie die Umstände näher, so würden Sie begreifen, daß er selbst, eben in diesem Augenblick, wieder eine befreiende That für sich gethan hat!«

Es blieb in der raschen Bewegung des Augenblicks keine Zeit zu weiterer Erklärung. Die Diener trugen den Nachtisch auf, das Gefrorne wurde herumgegeben.

Während Konsul Armfield und der Direktor der Bank aneinander vorübergingen, um ihre beiderseitigen Plätze wieder einzunehmen, bemerkte Armfield:

»Das war wieder einmal ein Meisterstück! Von dem, was er, ein Fest begehend, vor seinen Gästen und vor seinen Leuten an die große Glocke schlägt, lohnt es fortan nicht mehr, heimlich zu sprechen, oder ihm dasjenige zum Vorwurf zu machen, dessen er sich rühmt. Er ist gewohnt großes Spiel, und das Prävenire zu spielen.

Der Bankdirektor maß Armfield mit ernstem Blick.

»Das ist freilich schlimm für diejenigen, die das Vergnügen dadurch verlieren, ihn durch ihr Urtheil zu verkleinern. Aber Darner weiß, was er ist, und weiß immer, was er will und kann, und darnach handelt er!«

[2-32] Er ließ sich nach den abweisenden Worten wieder neben Justine nieder.

»Ihres Schwiegervaters Kinder!«, sagte er, ihr die Hand küssend, »Sie, Madame, an der Spitze und die zu erwartenden Enkel!« — Er trank sein Glas aus, sie folgte mit heißem Erröthen seinem Beispiel.

Darner und Frank, die an Justinens Miene errathen haben mochten, was es galt, nickten ihr und dem Direktor freundlich zu.

»Er hat sie alle, alle sammt und sonders in der Gewalt!«, murmelte Armfield, wie zu sich selber, aber doch laut genug, um von seinen Nachbarn verstanden zu werden.

Indeß Darners heitere Stirn, die Zufriedenheit, mit welcher er um sich schaute, das Schreien und Lachen, das mit dem perlenden Champagner lauter und sprühender wurde, machten, daß man die Worte des Konsuls nicht beachtete; und als auf ein Zeichen von Frank im Nebenzimmer Musik erklang, als man die Melodie zu Schillers Lied an die Freude vernahm, und Justine den ersten Vers zu singen begann, stimmten Alle ein in das Lied, das damals oft den Schluß der Mittagsbrode bildete.

Heute aber und hier sang man die Worte: »Alle Menschen werden Brüder!« mit tieferem Empfinden als wohl sonst; und in froher, gehobener Stimmung verließ man die Tafel und verließen die Gäste das Haus.

Eberhard hatte den Weg nach seiner Wohnung allein zurückzulegen. Er führte ihn an dem Komödienhause vorüber, das man seit einigen Tagen wieder eröffnet hatte; aber obschon er ein Freund des Theaters und es eben sechs Uhr, die Stunde des Beginnens, war, lockte das Schauspiel ihn heute nicht, und er schritt seine Straße vorwärts, nach der [2-33] Schloßbrücke zu. Als er sie erreichte, war der Mond aus dem Gewölk hervorgetreten, das ihn bis dahin umhüllt hatte. Es war hell und die Luft für die Jahreszeit mild und still. Er blieb stehen und sah sich um.

Er entsann sich, als wäre es gestern gewesen, wie er mit seiner Mutter und der Comtesse aus dem Garten des von Bork’schen Hauses, in welchem sie zu Gaste gewesen, die Treppe

hinuntergestiegen war in das Boot, eine Wasserfahrt zu machen. Das war volle achtzehn Jahre her, und der Schloßteich, breit und lang und ansehnlich, wie er war, der ihn damals so groß gedünkt, erschien ihm jetzt klein, wenn er ihn mit den drei Seen in Kopenhagen, oder mit dem Alsterbassin in Hamburg verglich. Und doch gefiel ihm der Teich, und die frische Luft erquickte ihn.

Langsam, die Arme über die Brust gekreuzt, ging er auf der Brücke hin und wieder. Er sah die Gärten, die den Teich von allen Seiten umgaben, die Häuser, die über dieselben hervorragten, die Lichter hinter den und jenen Fenstern; und so hell war es, daß er vor dem Borkschen Garten unten die beiden umgekehrten Boote auf der halben Höhe der Terrasse liegen sah.

Die Umgebung war ganz dieselbe. Seine Mutter war lange dahin. So deutlich meinte er sich ihrer nie erinnert zu haben, und …

In Nord und Süd war er herumgereist, immer sich selbst genug, eins in sich. Warum war er denn heute so weich gestimmt? Warum fühlte er sich heute gerade einsam? Warum war er nicht mit sich zufrieden? Neidete er den Darners ihr Familienleben, oder gar den reichen Besitz, in dem sie so sicher beruhten?

[2-34] Seine Rührung wich dem Lächeln, mit welchem er sich auf diese Frage Antwort gab. Er und Neid? Was hatte er, Eberhard von Stromberg, der Majoratsherr der Waldritter-Linie, jenen neu Emporgekommenen wohl zu beneiden?

Die würdige Vergangenheit eines alten Geschlechtes lag hinter ihm, eine ihm entsprechende Thätigkeit vor ihm, wenn es ihm gelang, die Gegenwart zu bewältigen, indem er das schwer geschädigte Erbe seines Hauses herstellte. Mit den Grundsätzen und Gesetzen, nach denen man Städte und Staaten verwaltet und regiert, hatte er sich beschäftigt, von dem praktischen Betrieb der Landwirthschaft, durch welchen seinem eigenen Besitze aufzuhelfen war, von dem Ineinandergreifen der Landwirthschaft und des Handels verstand er wenig genug. Seine philosophischen, seine historischen Studien waren auf dem Markt des Lebens, in

dem Kampfe um dessen Nothdurft für Waldritten nicht zu verwerthen; und jene alle, mit denen er gespeist, die hatten, was ihm fehlte.

Es war ein sonderbarer Zwiespalt in ihm. Er fühlte sich diesen Kaufleuten durch seine Geburt wie durch seine Bildung überlegen, und doch konnte er den Gedanken nicht los werden, daß mit aller seiner Zuvorkommenheit für ihn, Darner auf ihn herabgesehen, daß es mit dem Kaufmannsstolze gegenüber dem Adel seine Richtigkeit habe.

Alle diese Männer waren gereist wie er, und Alle, selbst Frank, schienen der Ansicht, als habe er den rechten Nutzen von seinen Reisen nicht gezogen. Was ihm Hauptsache gewesen war, die Betrachtung der Kunst, die Geschichte des Landes und des Volkes, davon hatten sie, je nach dem Grade ihrer sonstigen Bildung, doch nur beiläufig Kenntniß genommen; aber das, was für ihr Geschäft, für sie und ihren [2-35] Vortheil von Einfluß sein konnte, darüber hatten sie sich vollständig unterrichtet, wo immer sie gewesen waren — und das hatte er versäumt.

Er hatte sich jeden Neides für unfähig gehalten, und wie er sich jetzt in seinem sinnenden Umherschlendern der Unterhaltung erinnerte, welche die Männer geführt, nachdem die Frauen sich von der Tafel entfernt, beneidete er sie um die Sicherheit, mit der sie in ihrem Berufe standen, um die Ueberlegung, mit welcher sie ihren persönlichen Vortheil mit dem allgemeinen in Verbindung setzten, um das weite, zuversichtlich planende Vorwärtsblicken, hinter welchem die Ereignisse des letzten drangsalvollen Jahres schon zurückzutreten begannen.

Er hatte von diesen Drangsalen persönlich nicht wie sie gelitten. Er war ihnen aus dem Wege gegangen auf seinen Reisen; das war ein Unrecht gewesen, und er bereute es. An dem Herd der Sorge in Waldritten, in seinem Schlosse, mitten unter seinen Leuten wäre sein Platz gewesen, das empfand er heute noch deutlicher als in seinem Schlosse; denn wer konnte wissen, ob er dort nicht manchem Unheil, mancher Zerstörung zu wehren vermocht?

Aber hätte sie doch nicht missen mögen, die Jahre, die er seinen Studien, die er der Wissenschaft, der Kunst, der Poesie gelebt.

Eine Anzahl von Studenten, die von dem Königsgarten nach der Brücke hinunterkamen, zogen mit lautem Singen fröhlich an ihm vorüber und weckten ihn aus seinem Grübeln auf.

»Träumer!«, sagte er zu sich selbst und ging dann mit dem Vorsatz seines Weges, daß es mit dem Träumen für ihn ein Ende haben solle.

[2-36]

Fünftes Kapitel

Wenn der Mensch einmal dahin gekommen ist, an sich und seiner bisherigen Lebensführung zu zweifeln, läuft er Gefahr, darin zu weit zu gehen, und muß darnach trachten, Fuß zu fassen, um nicht auf neue falsche Wege zu gerathen; das empfand Eberhard, als er an dem Abend in seine Wohnung kam.

Er zündete sein Licht an, setzte sich an den Sekretär und nahm noch einmal das Antwortschreiben zur Hand, welches er auf sein Ansuchen um Verwendung bei der Regierung, erhalten hatte. Es war in demselben ungewiß geblieben, ob man ihn sofort, ob in Königsberg oder in Gumbinnen beschäftigen werde. Der Landhofmeister von Preußen, ein der Familie Stromberg verschwägerter, von dem Könige geschätzter Beamter, hatte ihm aber in einem nicht amtlichen Briefe, seine Verwendung zugesagt und ihm den Rath ertheilt, die Entscheidung in Königsberg abzuwarten, wo er die maßgebenden Personen durch sein gelegentliches Erscheinen leichter als mit neuen, schriftlichen Eingaben an sich erinnern könnte.

Darnach hatte er handeln wollen und er hatte vorgehabt, die Zeit zu nützen, indem er sich mit der Spezialgeschichte der Provinz und der Stadt beschäftigte, für welche die Stadt- und die Universitätsbibliothek ihm Material darbieten mußten. Wer aber konnte ihm sagen, ob es sich mit diesem Abwarten um Tage, um Wochen, um Monate handeln würde? Und für seine Befähigung, seinen Landbesitz selbst zu verwalten, war damit wieder nichts gethan, während er sich diesem Landbesitz doch schuldete.

Seine Vorfahren hatten ihn erworben und in seinem Werth für ihre Nachkommen, für ihn, den [2-37] gegenwärtigen Besitzer,

erhöht. An ihm war es also, den Namen derer von Stromberg und ihren Besitz zu erhalten und ihn aus seinem augenblicklichen Verfall herauszuarbeiten für seine dereinstigen Erben.

Mit dem Gedanken an seine Pflicht, an Waldritten, an die eingeschlagenen Thüren des Schlosses, an die niedergebrannte Mühle, an die Berechnungen des Verwalters, die er mit sich genommen, hatte er sich niedergelegt; und der weitere Gedanke, daß er ein schlechter Rechner sei, hatte ihn verdrossen, denn er war darauf angewiesen, zu rechnen und genauer zu rechnen, als er es bisher gewohnt gewesen war. Ueberlegend, auf welches geringste Maß er sich in seinen persönlichen Ausgaben beschränken könne, ohne dem äußern Anstande zu nahe zu treten, den er auch nicht nur sich, sondern seinem Namen schuldete, und mit dem wiederholten Vorsatz, daß es mit dem Leben nur für seine Befriedigung und mit dem Träumen ein Ende haben müsse, war er spät eingeschlafen. Indeß nur über das wache Träumen hatte er Gewalt, nicht über die Träume, die der Schlaf ihm bringen konnte.

Denn die Flügel der Windmühle in Waldritten, die er als Kind für einen großen Vogel gehalten, über den er sich gewundert, weil er immer an demselben Fleck geblieben und nie hoch hinauf in die Luft geflogen war, diese Flügel waren über und über mit Zahlen beschrieben und drehten sich immer geschwinder und geschwinder, bis sich schimmernde Fäden zwischen ihnen ausspannten, die allmälig hell zu leuchten anfingen und Strahlen zu werfen begannen, hoch hinauf, hoch hinauf! Und er trat in die Mühle hinein, zu sehen, was denn der arme alte Müller, dem sie auch das letzte Hemd genommen [2-38] und die Stiefel von den Füßen gezogen, zu seinen Mühlenflügeln sage; aber sie hatten sogar die Wände in der Mühle ausgebrochen, so daß er durch die Thüre gleich hinaus ins Freie trat, und statt der Quitschenbäume[1], die dort vor dem Kohlgarten gestanden und in denen er neulich noch die Netze hängen sehen, mit denen man die Krammetsvögel bei ihrem Zug gen Süden aufzuhalten getrachtet, breitete sich ein großer Garten aus. Bunte Schlinggewächse rankten sich an den

blühenden und goldene Früchte tragenden Orangenbäumen hinauf zu den Palmen und Karuben, daß er sich fragte, wo er denn sei? »Weißt Du das nicht?«, entgegnete ihm der Stammherr seines Hauses und reichte ihm aus dem schwarzen Rittermantel die Hand entgegen. »Bist Du so lange fern gewesen von dem Orte, an den Du hingehörst? Hier ist ja der Eingang in das Schloß Deiner Väter! Damit nahm er ihn bei der Hand, und sie schritten durch die thürlose Halle hinauf in das Zimmer, in welchem Darner und seine Gäste beim Kaffee ihre Cigarren rauchten, und Darner sagte wieder, gerade so wie Eberhard es von ihm gehört: »Was wollen denn Königreiche und ihre Herrscher jetzt noch bedeuten, da wir es erlebt haben, wie man sie stürzt und umstürzt und neu aus dem Stegreif fabrizirt? Alles ist wandelbar, nur nicht die solide Thatsächlichkeit der Zahlen. Ob in Kassel Jerome Bonaparte oder der Kurfürst von Hessen ihr Regiment führen — zweimal zwei bleibt vier unter der einen wie unter der andern Regierung. An Gesetzen läßt sich deuteln, vor dem Abschluß einer doppelten, gut geführten Buchhaltung verstummt der Witz!« Darauf lachten wieder alle die Männer, aber Virginiens [2-39] helles Lachen klang dazwischen und sie rief: »Haben Sie denn niemals Seifenblasen gemacht? Das ist ja das größte Vergnügen! Sehen Sie all die Farben zwischen den Mühlenflügeln, das sind ja lauter Seifenblasen!« — »Laß die Possen Mädchen!«, fiel ihr Justine ein, und wie sie das gesagt hatte, stäubten die Farben verschwebend auseinander — und Eberhard erwachte.

Es war noch völlig dunkel um ihn her, er mußte sich besinnen, wo er war. Er suchte mit dem Blick, nach welcher Seite die Fenster lagen, und wie dann die wirren, phantastischen Gebilde seines Traumes an ihm vorübergezogen, fiel es ihm auf, daß Justine und Virginie unter ihnen gewesen waren und nicht Dolores, die ihm als die Anmuthigste von den Dreien erschienen war. Aber auch dieser Einfall huschte so rasch an ihm vorüber wie der ganze Traum; nur Darners Worte, die sich ihm gestern scharf eingeprägt, klangen auch jetzt noch deutlich in ihm nach: »An Gesetzen läßt sich

deuteln, vor dem Abschluß einer gut geführten doppelten Buchhaltung verstummt der Witz!«

Er entsann sich, was Goethe im »Wilhelm Meister« über die Bedeutung der doppelten Buchführung sagt. Die hatte er zu lernen! Rechnen mußte er lernen! Das war in diesem Augenblick für ihn das Wichtigste, wichtiger als die Chroniken und Urkunden in den Bibliotheken, und eine Hexerei konnte dasjenige für ihn nicht sein, was ungeschulte Judenjungen und Ladenschwengel für ihre Zwecke zu bewältigen vermochten; während ihm die Kenntniß dieser Rechnungsführung vielleicht auch in dem Falle sehr zu statten kommen konnte, wenn man ihn in dem Departement des Steuerwesens beschäftigen sollte. Er wollte sich bei Frank wegen eines Lehrers er[2-40]kundigen; und sich daneben in den Bibliotheken umzusehen blieb ihm doch noch Muße genug.

Da er Frank während seiner Geschäftszeit nicht stören mochte, galt an dem Tage sein erster Gang der Bibliothek. Er verweilte dort ein paar Stunden und sprach dann auf seinem Wege nach dem Kneiphof bei der Comtesse noch vor.

Er fand sie und ihre Umgebung ganz wie bei dem früheren Besuche, nur daß ihm heute, wo es draußen frisch gewesen war, die stark geheizte Luft in ihrer Wohnung schon im Eintreten drückender und der süßliche Geruch des Potpourri unangenehmer erschienen als neulich. Er erkundigte sich nach ihrem Ergehen. Sie antwortete ihm mit der Frage, ob er bei den Darners gewesen sei, und setzte, als er ihr das bejaht hatte, sofort hinzu:

»Ich freue mich, daß Du so bald wieder gekommen bist, denn wir Alten sind es so sehr gewohnt, daß die Jugend uns jede sie betreffende Meinungsäußerung übel nimmt. Ich fürchtete schon, Du würdest scheu geworden sein.«

»Wovor denn?«, unterbrach er sie erstaunt.

»Vor meinem Rathe, nicht zu eilig mit Deinem Besuche bei den Darners zu sein! Wie hast Du’s bei den Leuten denn gefunden?«

Eberhard hatte auf ihre neuliche Warnung gar kein Gewicht gelegt, jetzt machte sie ihn vorsichtig.

»Wie der Onkel es mir geschildert. Es ist eine sehr gebildete Familie in einem reichen, auf bestem Fuß gehaltenen Hause.«

»Und schöne Töchter, reiche Argenterie, feinste Weine, vorzügliche Küche«, setzte die Comtesse hinzu, »und Alles blank und neu! Ja, damit zwingen sie's! Aber laß Dir eine alte Geschichte erzählen. Ich war ja auch einmal jung — nun, und zu leiden, [2-41] wie man zu sagen pflegte. Ich war zweiundzwanzig Jahre, da kam ein Graf Moczinski auf das Gut. Du hast wohl gehört, die Moczinskis sind angesessen diesseits und jenseits der Grenze, und der Onkel von dem Grafen Jeanot war Adelsmarschall dazumal: Graf Jeanot hatte mich gesehen bei den Ebersteins in Eberstein, und war gekommen um meinetwillen. Ein schöner Mensch mit feiner Konduite. Nun, er hätte mir gefallen können! Da kam aber des Vaters alter Kammerdiener, der den jungen Grafen bei uns zu bedienen hatte, und sagte, während er den Vater puderte: ›Herr Graf, nichts für ungut, aber mit dem polnischen Herrn ist es nichts, alles zur Parade, nicht ein altes Stück in seinen ganzen Sachen!‹ Und der Vater ließ sich das gesagt sein; und wie er dann weitere Erkundigungen einzog — da war's auch nichts, und es blieb zu Hause und mit mir beim guten Alten!«

Eberhard, dem bei seinem historischen Sinne Erzählungen über die Vorfahren seiner Eltern immer Freude machten, hatte der Comtesse mit Vergnügen zugehört. Als sie geendet hatte, sagte er:

»Das ist eine feine und richtige Bemerkung gegenüber einem Edelmann aus altem Hause. Wer jedoch wie Herr Lorenz Darner nichts in die Welt mitbringt als seine gesunden Gliedmaßen, einen klugen Kopf, ein muthiges Herz und den Fluch der Knechtschaft, wie er selbst es in dem Trinkspruch neulich bei seinem Gastmahl nannte, dem bleibt ja nichts übrig, als für sich und die Seinen Alles neu zu beschaffen, was sie bedürfen; und wem das in dem Maße gelingt wie diesem Manne, der hat Recht, dünkt mich, stolz darauf zu sein!«

Die Comtesse schüttelte langsam das schmale Haupt.

[2-42] »Also Du, mein Lieber, gehörst, wie ich eben aus dieser

Vertheidigung vernehme, auch zu Denen, die ein neues goldenes Zeitalter erwarten, das der Menschheit von außen herangebracht werden soll! Wie seid Ihr blind und wie ungerecht in Eurer sogenannten Gerechtigkeit!«

»Gilt Ihre Bemerkung der Befreiung unserer Hörigen?«, fragte der Neffe, da er sah, daß die Comtesse Alles unbeachtet gelassen, was er zu Gunsten der Darner'schen Familie gesagt, und sich nur an das Wort über die Knechtschaft gehalten hatte.

»Gewiß«, gab sie ihm zur Antwort, »denn ich verstehe Dich nicht und alle diejenigen nicht, welche dieser neuen Zeit vertrauensvoll entgegensehen. Mich — mich trifft das neue Gesetz nicht, denn ich nenne nicht eine Ruthe Land mein eigen, und wenn meine Regine auch meines Vaters und somit meine Hörige war, so ist sie mir noch anders hörig als durch das Gesetz und wird mir einmal die Augen zudrücken, obschon man ihr jetzt erlaubt hat, davon zu laufen. Aber Du — Du, mein Herr Neffe, sagst sehr richtig: die Befreiung unserer Hörigen und freust Dich darüber, wie Du behauptest. Das bewundere ich!«

Es flog dabei ein spöttisches Lächeln über ihre Lippen, das sie jedoch gleich unterdrückte.

»Ich? Ich finde es nichts weniger als angenehm«, fuhr sie fort, »wenn man mir nimmt, was mir gehört! Aber freilich, ich bin aus der alten Zeit, und das, was sie da drüben in Frankreich und jetzt auch hier von Menschenrechten reden, das will nicht mehr in meinen alten Kopf, und darum verstehe ich Dich auch nicht!«

»So sind Alt und Jung in diesem Augenblick ganz in der gleichen Lage, gnädigste Tante, denn ich kann mir diese Anschauung in Ihnen nicht zurecht[2-43]legen. Sie glauben an das weise Walten der göttlichen Vorsehung, Sie unterwerfen sich derselben mit Vertrauen, sind unserem Könige in Gehorsam ergeben und dabei wohlthätig. Sie sind, wie Sie gestern noch Madame Darner mit Verehrung nannte, Sie sind menschenfreundlich …«

»Nicht auf Kommando!«, fiel sie ihm lebhaft ein, und heftiger

werdend, als er es für möglich gehalten hatte, setzte sie hinzu: »Wir Elmenhorsts sind gewiß die letzten, uns aufzulehnen gegen den Willen und gegen die Gesetze unseres Königs, und wenn er uns Hab und Gut entreißen will, so werden wir's ertragen. Aber wäre es nicht Seine Majestät, der das neue Gesetz gegeben hat, ich würde — Gott verzeih mir die Sünde! — sagen, sie handeln wie der katholische Heilige, der Sankt Crispin, der aus Leder, das er Anderen genommen, den Armen Stiefel machte! Wo soll der Respekt vor dem fremden Eigenthum unter dem Volke herkommen, wenn der Staat unser Eigenthum, das Eigenthum der alten Geschlechter, nicht mehr achtet? Menschenrechte, welch eine abgeschmackte Vorstellung! Hat nur das Volk auf unseren Höfen, nur die Krapule Rechte? Haben wir sie nicht? Du wirst's zu empfinden haben, junger Herr, wenn Deine freien Mitmenschen für jeden Botengang, den Du sie schickst, und jeden Axtschlag und Dreschflegelschlag, den sie für Dich zu thun haben werden, den Lohn verlangen! Und verhungern und verkommen kannst Du sie nebenher doch auch nicht lassen, wenn Du das Elend nicht vor Augen haben willst! Es wird Manchen ruiniren, der treu zu seinem Könige gehalten hat! Wem's helfen wird, das ist noch die Frage; und zu rechnen, mein Lieber, wirst Du auch damit haben und keinen Dank davon, darauf verlaß Dich!

[2-44] »Regine«, rief sie, indem sie rasch die kleine silberne Klingel in Bewegung setzte, die neben ihr auf dem Tische stand, »ein Glas Fleure d'Orange!«

»Ich bedaure, daß ich Sie so aufgeregt«, sagte Eberhard und wollte aufstehen, um sich bald zu entfernen, da er voraussah, es werde in diesem Punkte mit der Comtesse keine Verständigung zu finden sein.

»Mache Dir kein Gewissen daraus, lieber Freund, und bleibe sitzen. Bist Du doch nicht der Einzige, der mir beweisen will, daß der alte Wahlspruch unseres Landes, das Suum cuique, jetzt nicht mehr dasselbe bedeutet wie noch vor sechs Wochen. Jedem das Seine! Das hieß bislang: »Jedem das, was ihm gehört!« Jetzt jedoch

soll's mit einem Mal heißen: »Jedem, was ihm gebührt!« Nun, unseren allerhöchsten Herrschaften gebührt unsere unterthänige Verehrung, und wir zollen sie ihnen, das weiß Gott, von Herzen und haben uns in unseren Schranken gehalten und zu ihnen in Unterthänigkeit emporgesehen, wie es sich gebührt. Ob die Leute, denen man erklärt hat, sie brauchten nicht mehr in Unterthänigkeit zu uns empor zu sehen, das nicht auch auf die höchsten Herrschaften anwenden werden, das wird sich erst zu zeigen haben!«

Sie trank noch einmal von ihrem Orangenwasser, fächelte sich Kühlung zu und sah Eberhard an, eine Entgegnung oder Zustimmung erwartend. Da er schwieg, fragte sie ihn, was er denke.

»Nöthigen Sie mich nicht, es auszusprechen!«, entgegnete er ihr, zu scherzendem Tone übergehend.

»Genire Dich nicht, ich bin an Widerspruch gewöhnt!«

»Ich frage mich, theure Tante, wie Ihre [2-45] religiösen und Ihre aristokratischen Ueberzeugungen sich miteinander vertragen, wie Sie die christliche Lehre, daß wir Alle gleich sind vor Gott …«

»Vor Gott«, fiel sie ihm mit Nachdruck ein, »nicht hienieden!«, und da sie sah, daß er sein Lächeln über diese Aeußerung nicht unterdrücken konnte, sagte sie: »Sprechen wir nicht mehr davon; ich bin, wie es uns vorgeschrieben ist, in der heiligen Schrift, unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über mich hat; und wenn es heute meiner Regine gefällt, nach Seiner Majestät Bewilligung, ihrer Wege zu gehen, so werde ich sie nicht halten. Aber meinesgleichen ist sie deshalb nicht, den Bildungsgrad ganz abgerechnet. Altes, reines Blut ist altes, reines Blut, und der Majoratsherr von Waldritten will das leugnen? Das ist erst recht zum Lachen! Heirathe eine Freigelassene, wer will Dir's wehren, wenn Du Waldritten für sie aufgiebst? Aber nachher, mein Lieber, erzeige mir dann wenigstens die Ehre, sie mir nicht vorzustellen!«

Sie war über die bloße Vorstellung einer solchen unmöglichen Möglichkeit plötzlich guter Laune geworden, und ihre Eigenart

gefiel und belustigte Eberhard; denn wie sehr er auch von dem Geiste der neuen Zeit durchdrungen war, hielt er doch nicht weniger als die Comtesse auf seine Herkunft von edlem, altem Stamme; und so schieden sie nach dem kleinen Zwiespalt erst recht als gute Freunde.

[2-46]

Sechstes Kapitel

Es war an dem Tage reitende Artillerie vom Ermeland nach Königsberg gekommen, und Eberhard, der sich während dessen zufällig in der Straße befunden, hatte unter den Einziehenden Roderich Kleemann, den Sohn eines Justizkommissars aus Westpreußen, wiedererkannt, mit welchem er in Schnepfenthal zusammengewesen war, bis Roderich, seiner Neigung folgend, Soldat geworden und in ein Artillerieregiment eingetreten, weil er sich als Bürgerlicher in demselben ein besseres Vorwärtskommen als in der Infanterie versprochen.

Sie waren gleichen Alters und waren in den Klassen gute Kameraden gewesen. Obgleich sie einander seitdem aus den Augen gekommen waren, hatte auch Roderich den Schulfreund bei dem ersten Blick mit Freuden begrüßt, und Eberhard war dem Regiment bis zu seiner Kaserne gefolgt, um den ehemaligen Gefährten zu sprechen, sobald der Dienst ihn frei ließ. So war der Nachmittag herangekommen, bevor Eberhard in das Darner'sche Haus und zu Frank ins Komptoir kam.

Auf der Straße war es noch hell gewesen, in dem großen, nach dem Hofe gelegenen Komptoir, in dem man keinen Laut vernahm als das Ticken der Uhr und das Kritzeln der Federn in den Händen der Schreibenden, brannten auf den Pulten schon die Lichter in den Messingleuchtern. Kaum daß die eifrig Arbeitenden sich nach ihm umsahen, als Eberhard eintrat.

Auf sein Begehren, Herrn Frank Darner zu sprechen, rief man diesen aus dem Privatkabinet [2-47] herbei, aber Frank erschien ihm hier ein Anderer, als in den beiden früheren Begegnungen.

Er sah ernster, älter aus, er sprach nicht mit dem vollen Klange

seiner tönenden Stimme, seine Höflichkeit war nicht so offen, als er, Eberhard willkommen heißend, sich erkundigte, was ihm das Vergnügen verschaffe, ihn zu sehen.

Eberhard sagte ihm das mit kurzen Worten. Franks Gesicht hellte sich auf.

»Entschuldigen Sie«, sagte er, »daß ich Sie nicht in unser besonderes Arbeitszimmer führe, sondern Sie hier stehenden Fußes empfange. Ich bin im Augenblick nicht Herr über meine Zeit. Wären Sie heut Abend um acht Uhr frei, und wollten Sie mich dann in meiner Wohnung aufsuchen, so würden meine Frau und ich sehr erfreut dadurch sein. Inzwischen will ich mich hier bei unseren Herren um einen Lehrer erkundigen und gebe Ihnen darnach die Auskunft.«

Eberhard war damit zufrieden. Als er dann um die verabredete Stunde sich bei Justine melden ließ, fand er Frank schon bei ihr in dem traulichen Zimmer. Der Samowar mit seinen ausgeglühten Kohlen stand auf dem Tisch, der Ofen durchwärmte das Gemach und die niedergelassenen Fenstervorhänge gaben ein angenehmes Gefühl der Abgeschlossenheit.

Eberhard sprach den Eheleuten sein Behagen an dem Eindruck aus.

»Vielleicht muß man wie ich«, sagte er, »durch viele Jahre ein Wanderleben geführt und bei der Rückkehr sein Haus verwüstet gefunden haben, um diese Umgebung und diese stille Einfriedung so erquicklich zu finden als ich!«

»Nein«, fiel Frank ihm in die Rede, »denn seit diese liebe Frau an meinem Herde waltet, genieße [2-48] ich auch täglich mein Heim auf das Neue. Obschon ich kein Lateiner bin, habe ich, seit ich hier lebe, unseren Studenten ihr ›Et habest bonam pacem, qui sedet post fornacem!‹ doch schon abgehorcht; und wenn es Ihnen, Herr Baron, hier bei uns im Alleinsein behagt, so findet mein Vorschlag vielleicht bei Ihnen Anklang: nehmen Sie mich zu Ihrem Lehrer in der Buchführung an!«

Eberhard hatte auf solch ein Anerbieten im Entferntesten nicht

gerechnet, zögerte also, es zu benutzen. Er machte den Einwand, daß Franks Zeit ohnehin viel beansprucht sei, daß er ihn in den freien Abendstunden nicht seiner Frau entziehen dürfe.

Frank ließ das nicht gelten, und Justine fragte, sich ins Mittel legend:

»Warum fällt es Ihnen so schwer, Herr Baron, einen Dienst anzunehmen, den mein Mann Ihnen zu leisten wünscht?«

Die Einfachheit, mit der sie das aussprach, der klare Blick, mit welchem sie ihn ansah, öffneten ihm das Herz, und so ehrlich, wie sie gefragt, antwortete er ihr:

»Weil wir Alle mehr oder weniger in der häßlichen Gewohnheit erzogen werden, bei jedem Guten, das uns von Jemand angeboten wird, von dem wir es nicht zu erwarten hatten, zunächst daran zu denken, womit wir es erwidern, das heißt bezahlen, und damit der Pflicht des Dankes ledig werden können!«

»So ist's!«, rief Frank, und Justine setzte hinzu:

»Finden Sie das richtig oder schön?«

»Nein, Madame, ich finde es nur niedrig; und darum herzlichen Dank für Ihr Anerbieten, und wann sollen unsere Lektionen beginnen?«

Wir haben Dienstags, Donnerstags und Sonnabend Posttage. Der Sonntag gehört der Familie: [2-49] An den drei freien Abenden bin ich um sieben Uhr zu Ihren Diensten, wenn Sie oder ich nicht eine Abhaltung haben, wovon man sich ja leicht benachrichtigen kann. Es ist übrigens zunächst noch keine häufige Störung zu erwarten, denn es hat Jeder noch mit sich selbst genug zu thun; und die Rückkehr des Hofes steht, wie ich von Memel erfahren, erst gegen das Ende des Jahres bevor.«

Die Sache war damit abgemacht. Man setzte sich zum Thee nieder.

Eberhard erzählte, daß er heute einen Schulkameraden wieder gesehen habe, kam dadurch auf Schnepfenthal zu sprechen, fragte Frank, wo er seine Bildung erhalten habe, und bald waren sie in ein so heiteres Mittheilen ihrer Erlebnisse gerathen, wie sie es zu

wünschen hatten, da sich Ihnen heute zum ersten Male in längerem und ruhigem Beisammensein die Gelegenheit dazu bot.

Für Frank hatten die Berichte aus dem Leben eines studirt habenden jungen Edelmanns ebensoviel Neues und Anziehendes als für den Baron die Schilderungen, die Frank von seiner englischen Erziehungsanstalt, von seinen Arbeiten in London, in Amsterdam, wie von der Thätigkeit in seinen gegenwärtigen Verhältnissen machte; und wenn Justine daneben in beiläufigen Bemerkungen ihres Vetters und ihrer Cousinen erwähnte, die alle drei in nordischen Handelsstädten lebten, so gewann der Baron damit einen ihn anziehenden Blick in den vielgliedrigen Zusammenhang der kaufmännischen Welt.

Mit derselben Leichtigkeit, mit welcher Eberhard sich im Bereich der Gedanken und der verschiedenen Literaturen erging, wo der Anlaß es bot, berührte Frank die fernen Länder und Erdtheile als etwas [2-50] ihm in seiner Vorstellung Naheliegendes und Bekanntes, und nach ein paar Stunden trennten Frank und Justine sich von dem Baron wie von einem guten Bekannten, mit der Empfindung, selten einen angenehmeren Abend zugebracht zu haben.

Die Zeit war ihnen allen Dreien wie im Fluge vergangen. Erst als er das Haus verlassen hatte, fiel es Eberhard ein, daß die beiden Mädchen, die wiederzusehen er gehofft, gar nicht zum Vorschein gekommen, so daß von ihnen nur die Rede gewesen war, als er gegen Justine ausgesprochen, wie es ihn neulich angemuthet, in den beiden Schwestern die lieblichen Kinder einer so fernen Zone anzutreffen.

Der Unterricht wurde dann an einem der folgenden Abende begonnen und von Franks Seite mit richtigem Takt wirklich als eine Lehrstunde behandelt, die er in seinem Zimmer abhielt und nach welcher man sich trennte. Indeß in dem oft wiederholten Beisammensein, wuchs die Vertraulichkeit zwischen den beiden jungen Männern schnell. Es machte sich bald ganz von selbst, daß Frank den Baron aufforderte, sich an seinem Theetisch nach

gethaner Arbeit zu erholen, wenn man die festgesetzte Stunde überschritten hatte; und da ein Lernender, der sich seinem gleichalterigen Lehrer, außer in dem einen besonderen Fache, überlegen weiß, sehr bald die Neigung fühlt, diesem gegenüber nun auch seinerseits den Lehrer zu machen, zog der Baron, wenn man sich bei Justine befand, gern literarische Gespräche heran, seit er bemerkte, daß es den Beiden Freude machte.

Allerdings kannten auch sie die Dichtungen von Schiller, hatten von Goethe Mancherlei gelesen, und Schiller'sche und Goethe'sche Dramen aufführen sehen. [2-51] Die Schriften von Novalis, von Matthison, die Luise von Voß, die Gedichte von Luise Brachmann befanden sich in Justinens kleiner Büchersammlung neben dem von ihrem Vater stammenden Shakespeare, neben ihres Vaters Voltaire, Racine und Corneille in den Originalsprachen.

Frank war von England her in Shakespeare wohl bewandert, aber die Dichtung und die Dichter hatten keinen eigentlichen Einfluß auf ihr Leben, weder für Frank noch für Justine. Sie besaßen sie wie ein hochgehaltenes Silbergeräth, sie hatten sie nicht im täglichen Gebrauch wie Eberhard, der ihnen dadurch vornehmer erschien als sie, und der sich selber also fühlte.

Das erhöhte sein Vergnügen an dem Umgang mit dem jungen Paare, und da er inzwischen mit Roderich häufig zusammen gekommen war, hatte er dem Freunde von Frank und dessen Frau ebenso wie die Beiden von dem Hauptmann gesprochen, und nach einiger Zeit befanden sich auch der Baron und der Hauptmann fast regelmäßig unter den Gästen, denen Lorenz Darner am Sonntag Abend sein Haus geöffnet, seit man wieder auf eine Zeit verhältnißmäßiger Ruhe sich Rechnung machen durfte.

Siebentes Kapitel

Nach Madame Göttlings Entfernung hatte Virginie unter Anweisung ihrer Schwägerin das Wirthschaftsregiment in ihrem Vaterhause übernommen. Sie war immer kräftiger und lebhafter gewesen als Dolores; sie war, seit sie in Preußen lebte, bedeutend gewachsen, und die Sicherheit ihrer Schwägerin war [2-52] ihr zum Vorbild geworden. Wo sie mit Bestimmtheit eingriff, fragte Dolores um Rath; wenn Jene mit sich und ihren Zuständen zufrieden um sich blickte, schienen die Augen der schweigsamen Dolores oftmals kaum zu sehen, was um sie her vorging, und träumend in Sehnsucht zu suchen, was sie nicht erreichen konnten.

»Virginie hat mein Temperament«, sagte der Vater, »Dolores wird der Mutter immer ähnlicher!«

Das Erstere freute ihn offenbar, aber der Ton der Zärtlichkeit, mit welchem er das Urtheil über Dolores aussprach, ließ errathen, daß er der Mutter Bild trotz des Geschehenen, mit Liebe noch im Herzen trug.

Man speiste mit geladenen Gästen am Sonntag in Darners Hause zu Mittag, am Abend war offener Empfang. Die älteren Personen, Männer sowie Frauen, setzten sich meist zum Spiel. Darner selber hatte sich zum Ausruhen von der Arbeit an eine Partie l'Hombre gewöhnt, bei der er jedoch um die möglich geringste Summe spielte, weil er, wie er es bezeichnete, zum Gelderwerb andere Mittel und Wege besitze. Die jüngeren Personen, auf sich angewiesen, vertrieben sich plaudernd oder gelegentlich ein wenig Musik machend die Zeit, wobei Dolores, ihre sanfte Stimme mit der Guitarre begleitend, immer das meiste Vergnügen erregte.

An einem solchen Sonntag Abend war man auch wieder in dem schönen Mittelzimmer des Hauses beisammen, und nachdem man sich eine Stunde lang mit einem der Gesellschaftsspiele unterhalten, in welchen Rede und Gegenrede schlagfertig nach dem Siege trachten und bei denen Dolores wie immer den Kürzeren gezogen, sagte Justine mit der vorsorglichen Liebe, die sie für die beiden Schwägerinnen hegte: [2-53] »Nun haben wir Alle unser bischen Witz vor einander leuchten lassen, nun komm Du, Dolores, und singe uns ein Lied, damit wir uns sanft ausruhen von der geistigen Anstrengung!«

Die Anderen schlossen sich dem Wunsche an, und Dolores, gefällig von Natur und nachzugeben gewohnt, ließ sich nicht bitten. Sie holte ihre Guitarre herbei, setzte sich ein kleines Ende von den Anderen fort, und nachdem sie ein paar Akkorde als Vorspiel gegriffen, sang sie nach der Melodie von Devrienne Florians Lied von den Schwalben:

»Que j'aime à voir les hirondelles
A ma fenêtre tous les ans
Venir m'apporter les nouvelles
De l'approche du doux printemps!
Le même nid, me disent elles,
Va revoir les mémes amours:
Ce n'est qu'à des amants fidéles
A vous annoncer les beaux jours.

Lorsque les premières gelées
Font tomber les feuilles des bois,
Les hirondelles rassemblées
S'appellent toutes sur les toits:
Partons, partons — se disent-elles —
Fuyons la neige et les antans:
Point d'hiver pour les coeurs fidéles,
Ils sont toujours dans le printemps.

Si par malheur dans le voyage
Victime d'un cruel enfant
Une hirondelle mise en cage
Ne peut rejoindre son amant,
Vous voyez mourir l'hirondelle
D'ennui, de douleur et d'amour,
Tandis que son amant fidéle
Prês de la meurt le même jour!«

[2-54] Als sie geendet hatte, rief man ihr Beifall zu; nur Eberhard schwieg. Er hatte das nicht eben bedeutende, aber sehr beliebte kleine Lied oftmals während seiner Reisen an den verschiedensten Orten singen hören und den Text wie die Musik immer gleichgiltig an seinem Ohr vorübergehen lassen; jetzt, da Dolores sie sang, hatten sie ihn gerührt.

Seit er sie zuerst gesehen und mehr noch seit er sie näher kennen gelernt, hatte er sich des Gedankens nicht erwehren können, daß Dolores, ohne sich dessen vielleicht bewußt zu sein, nicht hineingehöre in den Norden und nicht hineingehöre in den Kreis ihrer Familie, obschon es unverkennbar war, wie sie an Jedem der Ihren hing und wie alle sie mit einer so bevorzugenden Liebe behandelten.

Wie er sie vor sich sitzen sah, in dem rosenfarbenen Kleide, die langen dunklen Locken auf ihre Schultern niederwallend, das Auge mit sanftem Blicke in die Weite schauend, klang es ihm, als bitte sie für sich mit den Worten: »Fuyons la neige et les antans!« Er hätte sie in eine mildere Natur, in Sonnenschein und Licht versetzen und — er konnte sich nicht helfen — er hätte nicht eine französische Romanze, ein deutsches Lied hätte er von diesen Lippen singen hören, den Widerschein deutscher Dichtung hätte er erglänzen sehen mögen in ihren Augen.

Als sie dann auf Bitten der Anderen anmuthig noch ein paar spanische Volkslieder gesungen hatte und eben dabei war, die Guitarre zur Seite zu legen, trat er, seiner letzten Empfindung das

Wort gebend, mit der Frage an sie heran, ob sie denn keine deutschen Lieder singe, da sie doch nun schon eine Weile unter Deutschen lebe.

»Lieben Sie die fremden Sprachen nicht?«, entgegnete sie ihm, durch seine Frage wie durch einen Vorwurf eingeschüchtert.

[2-55] »Ich ziehe ihnen meine Muttersprache vor!«

Sie sah ihn an, zögernd, als wisse sie nicht, ob sie es aussprechen dürfe, dann sagte sie:

»Ich habe ja keine Muttersprache mehr, denn die Sprache, die ich von meiner Mutter Mund zuerst vernommen, die hat man nicht mehr mit uns geredet, seit — seit — Mistreß Sherman zu uns gekommen ist — und …«

Sie schlug die Augen nieder und wendete sich von ihm fort.

»Verzeihen Sie mir«, sagte er, »es scheint, ich habe eine Saite berührt, die Ihnen eine schmerzende Erinnerung erweckt!«

»Nein, o nein«, rief sie, »es war ja so schön in unserem Lande — und — es ist ja hier auch schön! Ich kann es Ihnen nur nicht sagen, wie ich möchte. Ich lerne auch die Sprachen nicht wie Virginie schnell; aber gewiß, ich will deutsche Lieder lernen! Sagen Sie nur, welche?«

Es kamen Andere dazwischen, Rodrich war unter ihnen. Er hatte ihre letzten Worte mit angehört.

»Hast Du je ein holdseligeres Geschöpf gesehen?«, fragte ihn Eberhard.

»Das Wort holdselig müßte für sie erfunden werden, wenn wir's nicht in unserer Sprache hätten!«, meinte der Hauptmann. »Man wundert sich, solch einem Menschenwesen zu begegnen, hier und in unserer Zeit!«

»Nicht wahr«, rief Eberhard, »sie ist das eigentliche Mädchen aus der Fremde«! Die Worte scheinen für sie gewählt zu sein:

»Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur!«

[2-56] und sich in dem Augenblicke, da er dies ausgesprochen hatte, wieder zu Dolores wendend, sagte er:

»Sehen Sie, das sind Lieder! Wir haben Lieder, in denen Sie die deutsche Sprache rascher lernen würden als im täglichen Verkehr, denn die würden Ihnen in das Herz hinein klingen und in das Herz wachsen wie eine Muttersprache. Der praktische Mensch erwirbt die Sprache auf dem Markte des Lebens; der für das Schöne geborenen Seele kommt sie aus der Welt der Poesie!«

Und um Dolores, wie er hoffte, zu erfreuen, machte er Frank und Justine den Vorschlag, einmal, jetzt gleich, gemeinsam einige Schiller'sche und Goethe'sche Gedichte zu lesen, um den schönen Schwestern den Klang der deutschen Sprache in deutscher Dichtung nahe zu bringen.

Man war das sofort zufrieden. Die beiden Dichterwerke wurden herbeigeholt. Eberhard, wohlgeübt im Vortrag, las: »Das Mädchen aus der Fremde«, »Des Mädchens Klage«, eines von Goethe's tändelnden Liebesliedern, dann zum Schlusse Mignons: »Kennst Du das Land?«

Seine Zuhörer, Justine an ihrer Spitze, spendeten ihm einen Beifall, den er kaum beachtete, denn seine Blicke waren auf Dolores gerichtet, an die allein er bei der Auswahl der Gedichte gedacht. Sie saß ihm gegenüber und hatte die Hände gefaltet, aber sie sprach kein Wort. Er ging zu ihr und fragte, ob ihr die Gedichte gefallen hätten.

»Daß man so etwas sagen kann!«, gab sie ihm zur Antwort. »Es ist Alles, wie es in dem Gedichte heißt, ›aus einer andern Welt!‹ Man möchte weinen, wenn man's hört; es ist so schön!«

»Und die deutsche Sprache gefällt Ihnen in dem Klang?«, meinte er.

[2-57] »Sie ist aus einer andern Welt!«, wiederholte sie, während die Anderen ihn ersuchten, das Vorlesen noch fortzusetzen.

Er weigerte sich dessen für seine Person, schlug dem Hauptmann vor, ihn zu ersetzen, und ohne sich weiter nöthigen zu lassen, nahm dieser die Schillerschen Gedichte noch einmal zur

Hand und las ihnen die Schilderung vor, welche der Dichter von der Schlacht gemacht hat, in Tagen, in welchen er kaum dem Jünglingsalter entwachsen war.

Von dem Munde eines Mannes gesprochen, der eben erst die Gewalt des Kampfes, den Graus der Schlachtfelder durchlebt, ohne daß es ihm vergönnt gewesen wäre, sich eines Sieges zu erinnern, wirkte die Dichtung mit doppelter Kraft. Die Augen der Frauen waren feucht geworden, ein paar Männer drückten dem Hauptmann die Hand.

Keinem von ihnen, außer den beiden Schwestern, war das Gedicht fremd gewesen, alle hatten es bewundert, auf keinen hatte es jedoch jemals einen so erschütternden, überwältigenden Eindruck hervorgebracht als in dieser Stunde. Unwillkürlich hatten sie die Bedeutung der Gemeinschaft und die sich in ihr steigernde Empfindung des Einzelnen erfahren. Es war eine feierliche Stimmung in die bis dahin heiter und über Gleichgültiges plaudernde Gesellschaft gekommen; die Gespräche blieben ernsthaft.

Die Männer gingen den Hauptmann mit Fragen über die Schlachten von Eylau und von Friedland an, in denen sein Regiment lange Stand gehalten und schwer gelitten hatte. Er gab Ihnen kurz Bescheid. Als man ihn veranlassen wollte, mehr davon zu berichten, legte Justine sich ins Mittel.

»Ach«, rief sie, »sprechen wir nicht mehr davon, es war ja schon fürchterlich genug, aus der Ferne [2-58] es mit zu erleben; lassen Sie es uns vergessen in der guten Stunde, in der wir hier beisammen sind!«

»Nein, Madame«, fiel ihr der Hauptmann leidenschaftlich ein, »vergessen? Nein, keine Stunde dürfen wir's vergessen! Bei Tag und Nacht haben wir daran zu denken, daß wir die erlittenen Niederlagen zu vergelten, daß wir die Feinde aus dem Lande zu vertreiben, den Tag der Auferstehung unseres Vaterlandes heraufzuführen haben! Wer das vergessen könnte …« Er brach ab, fuhr sich mit der Hand über die Stirne und sagte, sich und seinen

zornigen »Schmerz beherrschend: »Sehen Sie, das Kriegsleben hat uns unbrauchbar gemacht für die sanften Freuden der Geselligkeit, wir taugen nicht für den Verkehr, es ist nicht anders, verzeihen Sie! Wir müssen — Gott geb's — wieder hinaus ins Feld — je eher, um so besser!«

Es war zu keiner gleichgiltigen Unterhaltung mehr zu kommen, selbst nicht, als die älteren Personen die beiden Spieltische verlassen hatten und man am Theetisch sich wieder zusammenfand.

Darner bemerkte das sogleich und erkundigte sich, was man vorgehabt.

Frank und Virginie gaben ihm Auskunft.

»Und von des Hauptmanns beredter und berechtigter Vaterlandsliebe glühen Deine Wangen so?«, sagte Darner zu Dolores, die sich an seinen Arm gehängt, ihr das Köpfchen mit der Hand emporhebend, daß er ihr voll ins Auge sehen konnte.

»Der Baron hat so himmlische Gedichte vorgelesen!«, sagte sie, die Hand des Vaters küssend.

»Laß Dich davon nicht zu hoch forttragen in die Luft, Turteltaube; es ist kalt droben, und Du liebst die Kälte nicht!«, scherzte er und ließ sie stehen.

[2-59] Man blieb noch eine Stunde nach dem Thee beisammen, versprach einander, den nächsten Sonntag nicht zu versäumen, und trennte sich mit dem Vorsatz, dann wieder etwas gemeinsam zu lesen. Der Abend war für die sämmtlichen jüngeren Genossen wie ein ganz besonderes Ereigniß gewesen, er hatte sie Alle einander näher gebracht.

Als sich der Baron und der Hauptmann schon an der Thüre des Saales befanden, bis zu welcher Frank im Gespräche sie geleitet, sagte Eberhard plötzlich:

»Ihr Schüler bittet um Ferien, Herr Darner; ich muß nach Waldritten für die nächste Woche!«

»So ist es möglich, daß ich Sie dort besuche«, entgegnete Frank, »denn der Vater wollte einmal bei uns in Strandwiek selbst nach

dem Rechten sehen, und wenn ich abkommen kann, möchte ich mit hinaus. Jedenfalls auf Wiedersehen draußen oder später hier!«

Ohne zu sprechen, gingen der Hauptmann und Eberhard durch den kleinen Garten die Straße vom Pregel hinauf. An der Ecke in der Langgasse, wo ihre Wege sich trennten, denn die Artilleriekaserne lag jenseits des Pregels, weit hinaus nach dem Brandenburger Thore zu, bot Eberhard dem Freunde gute Nacht.

»Willst Du denn wirklich morgen fort? Du hattest vorhin nichts davon gesagt!«, fragte der Hauptmann. »Was hast Du draußen vor?«

»Nichts Besonderes, aber noch bin ich nicht im Amt und also frei; ist meine Ernennung erfolgt, so kann ich natürlich in den ersten Monaten nicht ans Fortgehen denken, da möchte ich die Zeit benutzen …«

»Du sagtest gestern, Deine Ernennung könne sich noch lang hinausziehen!«

»Der Zeitpunkt ist völlig ungewiß!«

[2-60] »Und«, warf der Hauptmann dazwischen, »mir kommt es vor, Du bist Deiner selbst nicht sicher! Es war übrigens ein angenehmer Abend. Wirst Du zurück sein bis zum nächsten Sonntag?«

Eberhard ließ die erste Bemerkung des Freundes fallen und begegnete der andern.

»Ich glaube kaum!«, sagte er. »Solche Stunden, wie die heutigen könnte man häufiger haben, wenn man nicht gewohnt wäre, mit seiner Zeit noch sinnloser umzugehen als der Leichtsinnige mit seinem Vermögen! Den Geldverschwender tadeln und verachten wir; und doch habe ich mich schon manchmal gefragt, verschleudern wir nicht Unwiederbringlicheres als das bloße Geld, daß ich freilich draußen bei mir auch schwer genug vermisse?«

Sie hatten über das Gespräch den Scheideweg vergessen und waren gemeinsam fortgegangen nach der Seite von Eberhards Wohnung, in die Stadt hinauf.

»Es kommt nichts heraus, gar nichts im Verkehr mit einer

Menge zufällig zusammentreffender, durch keinen gemeinsamen Gedanken sich verbindender Menschen!«, fuhr Eberhard fort. »Wie das Aschenbrödel muß man aus der todten Asche des oberflächlichen Geredes die Körner hervorsuchen, und freilich, wenn man sich die Mühe nimmt, findet man dann doch oft gutes, fruchtversprechendes Korn dazwischen.«

»Du denkst an die Darners?«, fragte der Hauptmann.

»Findest Du sie nicht Alle anziehend? erkundigte sich Eberhard.

»Das würden sie schon sein«, entgegnete der Hauptmann, »durch die Schönheit der Frauen und die Tüchtigkeit der Männer. Was Dich aber reizt, [2-61] ich habe das bei Deinen ersten Mittheilungen über sie gemerkt, das ist das Abenteuerliche oder nennen wir's das Romantische ihrer Herkunft und das gewisse Pariathum, in welches des Vaters Härte sie augenblicklich ihren Standesgenossen gegenüber versetzt hat; und hart ist Lorenz Darner, man fühlt die scharfen Kanten überall!«

»Die hat jeder Edelstein, der Diamant die schärfsten; daß aber ein Leben wie das seine sie ihm nicht abgestumpft, daß er sich ganz und gar in seiner Kraft erhalten hat, das gerade bewundere ich an ihm.«

»Richtig! Indeß, daß sich Justinens Onkel und dessen Anhang losgesagt von ihm, ist sehr erklärlich. Jeder hält sich eine Kraft vom Leibe, von der er fürchten muß, verletzt zu werden. Man muß fest, man soll nicht grausam sein!«

»Grausam?«, wiederholte Eberhard. »Was nennst Du grausam in dem Falle? Ein Blick auf Franks Frau wird Dir es sagen, daß sie und ihre Hoffnungen, von denen Darner ganz gewiß gewußt hat, ihm und seinem Sohne an dem betreffenden Tage mehr gelten mußten als die Wünsche ihrer in jedem Fall verlorenen Anverwandten. Der jungen Frau die Entscheidung abzunehmen, sie und das Geschöpf, das sie in sich trug, vor der Möglichkeit einer Gefahr zu behüten, das war nicht grausam von Darner, sondern daran that er recht. Für den Schwachen einzutreten, ihm zu gebieten, ist des Stärkeren Pflicht; denn in solchen Fällen ist. es für

ihn Wohlthat, keine Wahl zu haben!«

Der Hauptmann lachte.

Eberhard fragte, was ihn dazu bringe.

»Mich freut's«, sagte Jener, »wie Du Dir gleich geblieben bist, stets bei der Hand zur Vertheidigung [2-62] eines in seiner Abwesenheit Angegriffenen. Es war immer ein guter Posten, Dein Freund zu sein; und Du hast die Familie ja mehr gesehen als ich, mehr von ihnen durch den General gehört. Glaubst Du, daß der Vater gut gesinnt ist?«

»Gut gesinnt, was willst Du damit sagen?«

»Ich meine, ob er sich als Preuße fühlt?«

Eberhard schwieg einen Augenblick in Ueberlegung.

»Er ist von Geburt kein Preuße«, sagte er darauf, »aber er ist aus freier Wahl preußischer Unterthan, ist Bürger hier am Ort geworden, hat seinen Sohn das Gleiche thun lassen, und was er ist, das ist er ganz; was er thut, thut er nicht halb. Er ist einen Pakt eingegangen mit dem Lande, mit der Stadt, an dem hält er sicher fest, das hat er ja auch großartig gezeigt, hier in der Zeit der Noth; und die Aufhebung der Leibeigenschaft hat, wie ich von ihm selbst vernommen, dem Könige seine Verehrung zugewendet. Früher soll er in Napoleon die Titanenkraft bewundert haben. Aber, wie Du's vorhin in Bezug auf ihn gesagt: man liebt die Kraft nicht, von der man zu leiden gehabt hat, und er ist Kaufmann vor allem andern. Er verlangt nach Frieden, wie das ganze Land, wie die Welt nach ihm verlangt.«

Sie waren während des Sprechens auf den Schloßberg gekommen und durch das tiefe, niedere Thor in den Schloßhof eingetreten, den sie zu durchmessen hatten. Es war dunkel, einsam und still auf dem weiten, viereckigen, von den Schloßgebäuden eingefaßten Platze. Nur vereinzelte große Sterne blinkten glänzend auf die Erde nieder. Vom Thurme schlug es zwölf.

»Die Todten stehen auf!«, sagte der Hauptmann wie im Selbstgespräch, aber sein Ton war ernst und [2-63] die Worte trafen den Freund wie ein belebendes Licht.

»Es hat Jeder zu denken an die Auferstehung!«, gab er ihm in gleichem Ton zur Antwort, und mit festem Einschlag reichten und drückten sie sich die Hände.

»So lange sind wir nun schon hier beisammen, und beide haben wir geschwiegen!«, sagte Eberhard. »Welch ein furchtbares Zeichen ist das für uns und für die Zeit! Vorsicht und Zweifel selbst gegen die, welchen zu vertrauen man berechtigt ist. Warum hast Du nicht eher gesprochen?«

»Und Du? Aber kein fruchtloses Fragen, kein Rückwärtsblicken! Gottlob, wir also sind eins — viele der Besten sind mit uns, ihre Zahl wächst in der Stille! Einer, dessen Namen ich zu nennen nicht berechtigt bin, hat es ausgesprochen: ›Wir Alle sind ans Kreuz geschlagen für eigene und fremde Schuld, und Jeder hat gewissensstreng zu arbeiten an seiner Auferstehung und an der Auferstehung Aller! Laß uns dazu thun, Jeder an seinem Platze. Eine völlige Wiedergeburt ist nöthig, dazu war die Aufhebung der Leibeigenschaft der Anfang. Der Mensch, der nicht sein eigen ist, kann sich nicht fühlen; daß sie sich fühlten, die Truppen, die gegen uns im Felde standen, das schon machte sie uns überlegen, das Andere nicht erst zu erwähnen!«

»Weißt Du«, fragte Eberhard, »daß hier ein paar der jüngeren Docenten, ein paar Lehrer des Gymnasiums, des Fridericianums, zusammentreten wollen zur Gründung eines sittlich wissenschaftlichen Vereines?«

Der Hauptmann verneinte es.

»So will ich Dich bekannt mit ihnen machen; der eine, Hans Herrenek, ist ganz neuerdings von [2-64] Memel hierher gekommen. Es regt sich überall — aber die Todten müssen auferstehen durch das ganze Volk, vom Thron bis in die letzte Hütte!« Er hielt inne und blickte um sich, es war Niemand zu sehen. »Ich habe einen Brief gelesen in Berlin, kurz, ehe ich hierher kam, einen Brief der Königin an eine ihr sichere Person; voll Glauben hebt sie das Haupt zu Preußens Stern. Mit der Inbrunst der Gatten- und der Mutterliebe blickt sie vorwärts, hofft sie auf des Vaterlandes

Wiedergeburt. Wer will sagen, ob der Gedanke, der uns eint, nicht entsprungen ist in ihrem Herzen!«

»Groß genug ist der Gedanke und ist ihr Herz dazu!«, fiel ihm der Hauptmann ein. »Ich habe sie gesehen in Tilsit — wer sie aber dort gesehen hat, in der erhabenen Erniedrigung, zu der sie sich gezwungen …« Er vollendete den Satz nicht, sondern sagte: »Ausgesprochen oder nicht! Sie wird das Symbol sein, der Genius, in dem die Herzen sich zusammenfinden und das Vaterland auferstehen!«

Damit gaben sie sich noch einmal die Hände, und aus dem Schloßhof hinausgekommen in das Freie, schieden sie voneinander.

Achtes Kapitel

Eberhard hatte die ordinäre Post in Königsberg benützt, mit ihr die kleine, seinem Gute zunächst gelegene Stadt, Fischhausen, zu erreichen; von dort hatte er noch eine Fahrstunde nach seinem Schlosse.

Der Krüger, bei welchem die Waldrittener Fuhren Halt zu machen pflegten, vermiethete ihm in Fisch[2-65]hausen sein offenes, einspänniges Gefährt; aber der Weg war grundlos, man kam nur langsam vorwärts.

Trotzdem sah Eberhard sein Schloß viel früher aus der Ferne vor sich als in seiner Jugend. Es war wenig übrig geblieben von dem Kiefernwalde, der sich von seiner Grenze bis zum Dorfe und zum Schloßgarten erstreckt, und von dem Heck und dem Forstwärterhause war auch nichts mehr zu sehen als die Prellsteine und ein paar Ecken des schwarz verkohlten Gemäuers.

Freund und Feind hatten den Wald wie herrenloses Gut betrachtet. Die ganze Schonung, alle Stämme, die leicht zu hauen gewesen waren, hatten sie gefällt; nur die ältesten Kiefern, die Waldriesen, waren verschont geblieben, weil man sich die Zeit nicht genommen hatte, sie niederzuschlagen. Von dem reichen Wildstand, an dem der Knabe seine Lust gehabt, wenn die Rehe an die Futterstellen gekommen, war nicht ein Thier übrig geblieben, nur ein Fuchs huschte quer über den Weg an ihnen vorüber in seinen Bau.

Der Herbst war für die Gegend mild genug in diesem Jahre, aber der Seewind jagte stark vom Haff herüber, einzelne Möwen vor sich hertreibend, deren silberweiße Schwingen hell leuchteten gegen das graue, feuchte Gewölk, unter dem tief am Horizonte der

gelbe Schimmer der untergehenden Sonne trüb hervorleuchtete.

Kein Mensch war zu sehen, kein Ton zu hören, außer dem Krächzen vereinzelter Krähen, die verspätet zu ihren Nestern in den übrig gebliebenen Kiefern flogen.

Vor einer der ersten Katen im Dorfe brannte ein spärliches Feuer auf dem nackten, feuchten Boden, [2-66] dicht vor dem Platze, an dem die Hausthüre gewesen war. Die Franzosen hatten sie eingeschlagen und verbrannt. Ein paar Kinder hockten auf der eingetretenen Schwelle, sich an dem Feuer wärmend, und sahen zu, wie die Mutter Kartoffeln in den Topf that.

Er kannte die Hütte und die Frau. Ihr Mann und ihre Mutter hatten am Nervenfieber gelegen, als er von Waldritten fortgegangen war; er hatte noch von Fischhausen den Physikus zu ihnen hinausgeschickt.

»Wie geht's drin, Braun'sche?«, fragte er, nachdem er das Gefährt hatte anhalten lassen.

»Alle Beide todt! Die Mutter gleich nachdem der hochgüte Herr fortgefahren; ihn haben sie nun auch vorgestern vor acht Tagen eingescharrt. Er war nur noch Haut und Knochen, es war nicht mehr zum Ansehen!«, sagte die Frau, ohne eine Miene zu verziehen, aber sie fuhr mit der Hand über das Gesicht, denn aus den rothen, müden Augenlidern liefen ihr die Thränen über die hohlen Wangen.

»Armes Weib!«, sagte Eberhard.

»Da hilft kein Beklagen, hochgüter Herr! Wenn der Herd nur erst wäre und die Thür!«

Er gab ihr einen Gulden.

»Ich will zusehen, daß man Ihr das Haus in Stand setzt!«, sagte er.

»Der Herr Amtmann macht's doch nicht!«, entgegnete sie dem Baron. »Sie haben's gesagt, es sei zu verwüstet und verpestet, wir sollen 'raus, aber erst nach drei Wochen, damit wir's nicht noch einmal in die anderen Katen bringen. Dem Jungen zieht es auch schon in den Gliedern, der kommt gewiß auch 'ran!«

»Hat Sie denn ein Bett für den Jungen?«

[2-67] »Ein Bett? Das hat lange Keiner mehr gesehen! Hätten wir nur frisches Stroh und die Thür und den Herd, daß man erst wieder drinnen bleiben könnte!«

»Ich werde Stroh schicken, heute noch, und Brot!«, versprach er und fuhr davon. Das klaglose Elend schnitt ihm durch das Herz.

Im Schlosse, wo man ihn nicht, wie bei seiner ersten Ankunft, erwartet hatte, sah es auch traurig aus. Der Hund, der laut angeschlagen hatte, sprang abwehrend und kläffend gegen ihn an — gegen den Herrn des Schlosses. In der Stimmung, in der er sich befand, that auch das ihm wehe. Der Amtmann und die Frau empfingen ihn mit einer Art von Schrecken.

»Es ist doch nichts vorgefallen, Herr Baron?«, fragte der brave Alte.

»Nein, nichts, ich hatte nur keine Ruhe in der Stadt, aber davon nachher. Lohnen Sie den Kutscher ab und schaffen Sie gleich, hören Sie, gleich, Stroh und Brot und auch Milch für die Kinder zu der Braun hinaus; die verkommt ja in dem Elend mit den Kindern!«

Der Amtmann, an Herrenweise gewohnt, that, wie ihm befohlen wurde.

Die Frau band rasch die Bänder ihrer Haube zu, rückte die Schürze zurecht und machte mit dem entschuldigenden Bedauern, daß der gnädige Herr es nicht finden werde, wie es sich gehöre, die Thüre ihrer Stube auf.

Der Geruch qualmenden, schlecht brennenden Torfes schlug ihm entgegen. Ein Messingleuchter mit einem Talglichte darauf beleuchtete den Tisch. Mit rascher Hand schob die Amtmännin die alten [2-68] Kleidungsstücke fort, mit deren Ausbesserung sie beschäftigt gewesen war.

»Wenn der Herr Baron nur ein Wort geschrieben hätten«, sagte sie. »Nun müssen der Herr Baron es nehmen, wie Sie’s finden, und werden nicht zufrieden sein!«

Ihre Entschuldigung klang wie ein Vorwurf. Sie waren Alle mit ihm unzufrieden, und er hatte sich über Niemand zu beklagen. Bis

man ein Feuer in dem Zimmer machte, das er zuletzt im Schlosse bewohnt, mußte er in des Amtmanns Stube bleiben.

Die Frau deckte selbst den Tisch; die Magd brachte, als es sieben Uhr schlug, eine Schüssel grauer Erbsen, mit einer Biersuppe und Heringen herein, Kartoffeln und Schinken bildeten den Nachtisch.

»Haben Sie der Braun das Stroh und Brot geschickt?«, fragte Eberhard, ehe er sich niedersetzte.

Der Amtmann bejahte es.

Eberhard wiederholte, was die Frau über ihre Zustände ausgesagt, und erkundigte sich, weshalb man noch keine Abhilfe geschafft und sie anderweit mit den Kindern untergebracht.

»Es ist nicht zu machen, Herr Baron«, entgegnete der Amtmann, »sie sind dort am Fleckfieber gestorben, die Alte und der Mann; und der Kreisphysikus hat gesagt, ehe man nicht sicher wäre, daß keiner von den Anderen es in sich trage, könnte man sie in keine andere Kate bringen. Wir haben allein hier im Dorf einundzwanzig Menschen daran verloren, und der Herr Baron sind hoffentlich nicht drin gewesen in dem Hause. Wir haben Feuer auf dem Boden gemacht, haben räuchern lassen mit Essig und Wachholder, haben frisches Stroh geschickt und, so schwer das hielt, ihnen anderes Zeug auf den Leib und der Frau und den Kindern jedem ein [2-69] Hemd zum Wechseln geschafft. Es ist Alles, was möglich war! Wo Allen Alles fehlt, ist Geben schwer.«

»So muß man verkaufen, was irgend zu verkaufen ist!«, fiel Eberhard ein, und sah in demselben Augenblicke, daß der Löffel, mit welchem er aß, von Zinn war. Er hatte vergessen, daß man ihm schon bei seiner ersten Anwesenheit gemeldet, wie nicht ein Stück von Silber im Schlosse zurückgeblieben sei.

Da er inne hielt, errieth der Amtmann, was in dem jungen Schloßherrn vorging, und er hatte Mitleid mit ihm.

»Wo man nicht helfen kann, Herr Baron, da muß man sich ein hartes Herz machen!«, bedeutete er ihm. »Es ist ja hier bei uns allezeit den Leuten gegeben und gethan worden, daß sie, weiß

Gott, sich noch oft in ihre Leibeigenschaft zurückwünschen werden; aber wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren, geschweige denn die Leute. Brot für Alle zu schaffen, so viel wie nöthig wäre, sind wir nicht im Stande. Zuerst müssen die Felder bestellt sein, denn sonst stehen wir im nächsten Jahre vor noch größerer Noth — und wer will von dem Bonaparte sagen, daß er den Frieden nicht bald wieder bricht, den er gemacht. Die Franzosen sitzen ja noch in Berlin und auch sonst noch fest im Lande, von da ist's nicht weit bis hier zu uns zurück. Darum will ja auch von den Kaufleuten keiner Geld verleihen; zehn, zwölf Prozent verlangen sie, und eingetragene Sicherheit, das können wir ja hier nicht leisten!«

»Aber zuzusehen und zu warten Jahr und Tag, bis zu der nächsten Ernte, das ist ja gar nicht möglich!«, fuhr Eberhard ungeduldig im Drange seines Mitleids auf. »Wie machen's denn die Anderen; es muß doch Rath zu schaffen sein?«

[2-70] »Herr Baron«, sagte der Amtmann, »haben Sie die Gnade, die Bücher nochmals gründlich mit mir durchzugehen. Finden Sie einen Jüngern, der's besser versteht als ich — so schenken Sie diesem Ihr Vertrauen und schicken Sie mich fort. Sie werden sehen, Herr Baron, daß ich seit dem Oktober vorigen Jahres meinen Gehalt nicht eingezogen habe!«

»Ich bitte Sie, Wernicke, Wernicke, was fällt Ihnen ein!«, rief Eberhard und reichte dem Amtmann die Hand. »Sehen Sie denn nicht, wie allein die bittere Sorge aus mir spricht, nicht Mißtrauen gegen Sie? Ich glaube Ihnen ja aufs Wort …«

»Das sollen Sie nicht, Herr Baron, denn mir wird es eine Genugthuung sein, wenn Sie sich selber gründlich überführen wollten, wie es steht. Wie die paar Anderen es anfangen, die Mittel haben, das ist leicht gesagt. Da war neulich der Inspektor von dem englischen Kaufmann hier, der vor fünf, sechs Jahren Strandwiek an sich gebracht hat; der hat jetzt Vieh und Pferde gekauft, das Beste, was er finden konnte hier herum, und da er baar bezahlen konnte, hat er billig gekauft. Sie lassen auch Vieh kommen bis aus

Podolien und Pferde ebenso. Saatkorn haben sie auch geschafft, und die Handwerker zum Herstellen der Baulichkeiten sind ja jetzt überall, man möchte sagen, fürs tägliche Brot zu haben, und wo man sie gut bezahlen kann, die allerbesten. Sie sind dort schon in voller Arbeit und werden im nächsten Jahre wieder ganz im Stande sein. Wo die Besitzer kein Geld hatten, haben sie sich kurz entschlossen und haben verkauft wie in Schernieken und Weißpalwen …«

»Kann ich denn verkaufen, abgesehen davon, daß ich's nicht will?«, unterbrach ihn Eberhard.

[2-71] »Eben darum, Herr Baron! Die Majorate sind am schlimmsten daran, wenn die Besitzer nicht noch anderweitiges Vermögen haben. Es sind Rittergüter und große Bauerngüter zu Spottpreisen fortgegeben worden; auf denen wird nachher ein guter Ertrag zu erzielen sein. Aber wenn der Herr Baron nicht Geld zu erschwingbarem Zins erhalten können, wird's eben auf lange Zeit noch heißen, vom Tag zum Tag und aus der Hand in den Mund, so weit es eben langt.«

Man hatte während dessen das Abendbrot verzehrt.

Die Frau ging hinauf nach dem Zimmer des Barons, der Amtmann wollte die Bücher vorlegen.

»Lassen Sie es bis morgen«, sagte Eberhard, »und vor Allem sehen Sie zu, daß die Brauns morgen wieder etwas bekommen, daß man sie einigermaßen zufriedenstellt.«

»Herr Baron, zufrieden ist jetzt keiner von den Freigegebenen, sie sind alle aufsässig durch die Bank!«

»Aufsässig, was soll das heißen? Sie sind ja freigegeben!«

»Gerade das ist's, Herr Baron! In der Stadt und wenn man es in der Zeitung liest, hört sich das gut an, und ich bin der Letzte, der daran zweifelt, daß der König es gut gemeint hat und daß es vielleicht auch mit der Zeit seine guten Folgen haben kann; hier draußen aber sagen die Leute, die Gutsbesitzer hätten den König dazu überredet, ihnen jetzt die Sorge für ihre Hörigen vom Halse zu nehmen, weil sie ihnen zu schwer fällt in dieser Zeit; und

danken thut jetzt hier herum kein Einziger für seine Freilassung. Sie sagen, damit hätte man warten müssen, bis wieder Arbeit und gute Zeiten gekommen sein würden. Und — lieber Gott, wahr ist's ja — [2-72] was nützt es ihnen jetzt, daß sie freigelassen sind? Wo sollen sie hin? Wer kann sie brauchen und bezahlen hier zu Lande? Man kann ja der Braun morgen etwas zukommen lassen, aber auch darin muß man vorsichtig sein, Herr Baron, denn sie ist ja nicht die Einzige, die nichts hat. Und was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig!«

»Umkommen kann man die Leute doch nicht lassen!«, sagte Eberhard.

Der Amtmann zuckte die Schultern; sein sorgenvolles Gesicht gab die Antwort, die er schuldig blieb, und auch auf Eberhard lag die Sorge schwer, als er sich dann allein in seinem Zimmer befand.

Die beiden Lichter, welche man ihm auf seinen Tisch gesetzt, erhellten den Raum eben nur genug, um ihn in seiner Verfallenheit zu zeigen. Es war Eberhard leichter ums Herz in der kleinen Studentenstube der Weißgerbergasse als hier in seinem Herrenschlosse. Er trat in den Erker hinein, den der Thurm neben seinem Zimmer bildete. Draußen war es tiefe Nacht und nichts zu unterscheiden. Auf dem Thurme kreischte die Wetterfahne unter dem Winde, der sich erhoben hatte; er trieb den Regen mit so heftigen Stößen an die Fensterscheiben heran, daß sie klirrten unter dem Anprall.

Aber er war doch im Trockenen, unter Dach und Fach, und das Feuer brannte in dem Ofen. Bei den Unglücklichen, bei denen er heute gewesen, stand Alles offen, und sie sollten geopfert werden für die Sicherheit der Anderen. Das lang ertragene Elend hatte die Herzen erkaltet, das Mitgefühl abgestumpft. So durfte es nicht bleiben.

Wie hatten die Worte: »Und frei erklär' ich alle meine Knechte!« ihm stets das Herz erhoben, mit denen Schiller seinen Rudenz prächtig den Tell be[2-73]schließen läßt. Nun waren diese Worte endlich auch in seinem Vaterlande gesprochen worden, und trotz

der Opfer, welche sie ihm auferlegten, hatte er sie mit hoher Freude begrüßt; aber in der Dichtung sank der Vorhang nach dem befreienden Wort und ließ der Phantasie die Möglichkeit, sich das Glück der Befreiten in hellen Farben auszumalen; in der Wirklichkeit gestaltete es sich anders. Zwischen dem alten Zustande und dem neuen that sich die Kluft auf, die ausgefüllt, die überbrückt sein wollte. An der Pforte, durch welche die lange Geknechteten eingehen sollten in eine bessere Zukunft, stand eben jetzt die bittere Noth vor Menschen, die nicht gewohnt waren, über sich frei zu verfügen, für sich selbst vorzusorgen. Es war begreiflich, wenn sie der Freiheit unter den obwaltenden Umständen noch nicht froh zu werden vermochten. Sie hatten Brod nöthiger als Freiheit. Die Wirklichkeit und das Ideal entsprachen einander nicht, und sie mußten doch in Einklang zu bringen sein, wenn man nicht irre werden sollte in seinem Glauben und in seinem Streben nach dem Ideale.

Aus dem weiten Kreis des Denkens an das Allgemeine, kehrten Eberhards Vorstellungen immer wieder zu jenen Leidenden zurück, denen zu helfen in seiner Macht stehen mußte.

Neuntes Kapitel

Eberhard war mit dem Tage wieder wach und draußen. Als er in den Hof kam, gingen ein paar Mägde mit Melkeimern und Stühlen an ihm vorüber. Er sah den Kutscher und einen jungen Burschen bei den Pferden. Weder in den Kuhställen noch in dem [2-74] Pferdestall war jetzt viel zu thun — sie standen leer genug.

»Ruf Er mir einen der Knechte!«, befahl er dem Jungen und stutzte, da er das Wort gesprochen hatte, die Leute waren ja seine Knechte nicht mehr. Indeß der Junge gehorchte, es kam einer der Leute herbei. Eberhard hieß der Kuhmagd, diesem einen Topf voll Milch zu geben, und schickte ihn zu der Braun für den kranken Knaben hinaus.

Während dessen war auch der Amtmann in den Hof gekommen. Erstaunt, seinen jungen Herrn schon vor sich auf dem Platz zu finden, wollte er sich nach dessen Schlaf und Befinden gebührend erkundigen. Eberhard ließ es aber gar nicht dazu kommen.

»Gut, daß Sie da sind, Sie müssen mir zur Hand sein. Wir müssen ein Unterkommen schaffen für die Braunsche und ihre Kinder …«

»Im Schlosse?«, wendete der Amtmann ein.

»Wenn nicht im Schlosse, so doch in unseren Gebäuden, aber nah' genug, daß man sie leicht versorgen kann« — und ehe der Amtmann noch irgend ein Bedenken äußern konnte, hatte Eberhard sich im Voraus von dem Hofe nach dem Garten gewendet, dessen Mauern und Gitter zum größten Theile auch darniederlagen. Er hatte aber gestern im Vorüberfahren, wie schon bei seinem früheren Aufenthalt in Waldritten, die Bemerkung gemacht, daß das kleine Gartenhaus, welches seine Mutter in

ihrem letzten Lebensjahr errichten ließ, auffallend wenig von der allgemeinen Zerstörung gelitten hatte. Dahin lenkte er seinen Schritt.

Der Amtmann folgte ihm, und an Ort und Stelle gelangt, überzeugte Eberhard sich, daß er sich nicht getäuscht. Die hölzernen Wände waren fest, die Scheiben fehlten allerdings vielfach in den Fenstern, [2-75] aber die Thüre, die Fensterladen hingen doch in ihren Angeln und zum Dach sah das eiserne Rohr eines Ofens hervor.

»Da haben wir ja, was wir brauchen!«, rief Eberhard in der Genugthuung, so bald einen Ausweg und eine Hilfe gefunden zu haben, wo sein Amtmann sie nicht schaffen zu können geglaubt.

»Den Ofen«, sagte der Amtmann, ohne den Ausruf des Barons zu beachten, »den haben die Franzosen noch ganz zuletzt aus dem Schlosse fortgeschleppt, damit die eine Marketenderin, die Geliebte des Quartiermeisters, hier ihre Wirthschaft treiben konnte.«

»Nun, so ist er jetzt grade an dem Fleck, wo wir ihn brauchen. Lassen Sie die Fenster öffnen, lassen Sie Feuer machen, hier soll die Braun hinein. Ich werde selbst hingehen, es ihr zu sagen. Man kann die Fenster zunächst, wo es noth thut mit ein paar Brettern vernageln, es bleibt doch Licht genug.«

Der Amtmann wollte eine Entgegnung machen, unterdrückte sie jedoch. Er öffnete selbst die Laden und die Fenster, sah, ob der eiserne Ofen zusammenhielt, und befahl dann einem Burschen, der in der Nähe war, Reisig aufzulesen und ein Feuer zu machen.

Eberhard ging nach dem Ende des Dorfes zu den Brauns. Ein brandiger Geruch qualmte ihm entgegen, als er in die Nähe des Hauses kam, und ein dicker Rauch versperrte ihm fast den Eingang. Der Regen hatte den Boden vor der Thüre so aufgeweicht, daß das Feuer auf ihm nicht fassen wollte. Die Frau hatte es also auf dem Lehmfußboden im Zimmer anmachen müssen, und der gegen das Haus stehende Wind wehrte dem Rauch des nassen Torfes den Abzug in das Freie.

[2-76] Wie die Frau den Baron erblickte, setzte sie den Topf mit

der Milch auf die Erde, und ihm mit hochgehobenen Händen entgegentretend, rief sie:

»Den ganzen großen Topf voll, und das Brot und das Stroh! Man weiß nicht, was man sagen soll. Als wär' die Gnädigste wieder da!«

»Was macht der Junge?«, fragte Eberhard, während sie ihm die Hand küßte.

»Er hat's mit der Hitze gehabt die Nacht, aber wenn das Feuer nur brennen wollte, daß man ihm die Milch, was Warmes geben könnte, das hält doch bei Kräften.«

Eberhard trat in die Stube, die Kinder lagen beide in ihren Kleidern auf dem Stroh und schliefen.

»Seh Sie zu, daß Sie den Kindern zu essen giebt, wenn sie aufwachen, und dann soll Sie hier fort, hier kann Sie nicht bleiben!«

Die Frau fuhr zusammen.

»Fort sollen wir!«, rief sie und ging Eberhard nach, der den verpesteten Raum schnell wieder verlassen hatte.

»Ihr sollt hinüber in das Gartenhaus«, bedeutete er, »da ist's trockener …«

»Also ist's doch wahr«, rief die Frau, »also doch, gnädiger Herr? Nur bis der Junge gesund oder auch unter der Erde ist, nur bis dahin haben Sie Erbarmen! Das Haus hier ist ja doch nichts nütze mehr …«

»Eben darum soll Sie mit den Kindern fort. Drüben ist's trocken, es ist kein Kranker drin gewesen und es ist ein guter Ofen dort.«

»In die Bretterbude und hier fort, wo man doch gelebt hat all die Jahre!«, stieß sie hervor. »Gnädigster Herr, sie haben es ja gleich gesagt, wie wir verstoßen geworden sind, daß wir fortgetrieben [2-77] werden sollen, damit sie uns los würden in den knappen Zeiten, und daß wir wie die Zigeuner herumziehen sollen in der Welt, sehen, wo wir was finden. Ich hab's nicht geglaubt, von hier nicht! Und nun doch, nun doch, Herr Gott im Himmel!«

»Sei Sie doch vernünftig«, gebot Eberhard; »ich will Ihr ja

helfen, das sieht Sie! Im Gartenhaus …« Sie achtete auf nichts, die lang verhaltene Herzensangst ließ ihr für keinen Zuspruch Gehör und immer heftiger werdend, rief sie:

»Wo der Mensch gelebt hat, da will er auch sterben; hier und auf den Kirchhof da gehören wir hin. Wenn wir erst hier verjagt sind — aus dem Bretterhause verjagen sie uns erst recht! Der Doktor hat's ja gesagt, abbrennen müßten sie das Haus — uns abbrennen über den Kopf — das ist denn auch das Allerbeste, da werden sie uns los, Alle mit einem Mal!«

Die Verzweiflung der Unglücklichen streifte an Wahnsinn, es galt, sie zur Ruhe zu bringen.

»Fort will Sie nicht«, sagte Eberhard so gelassen als er konnte, »und hier kann Sie doch auch nicht bleiben. Was soll denn werden mit Ihr und mit den Kindern? Rede Sie, ich mein's ja gut, was will Sie denn?«

»Hier bleiben, hochgütiger Herr, bloß hier bleiben, weiter nichts! Hier hat der Herr Amtmann uns reingesetzt, wie wir geheirathet haben — und es ist ja kein Anderer da, der rein soll. Ich will ja gar nichts haben, ich will scharwerken gehen …«

Sie konnte vor Weinen nicht weiter. Das Mädchen war wach geworden, war herausgekommen und drängte sich angstvoll an die Mutter, aus der Kammer rief der Junge nach ihr.

[2-78] Eberhard sah, daß der Frau nach ihrem Sinne geholfen werden mußte, wenn sie es als eine Hilfe empfinden sollte.

»So bleibe Sie, wo Sie ist, wenn Sie nicht Vernunft annehmen will«, sagte er. »Es denkt kein Mensch daran, Sie oder sonst einen fortzutreiben. Mache Sie die Milch heiß für den Jungen. Es wird sich eine Thür für Sie finden lassen, und ich werde Ihr den Ofen schicken, auch 'ne Decke für den Jungen.«

»Gott, Gott, daß es noch so 'nen Menschen giebt!«, rief sie ihm nach, da er sich rasch entfernte, schwereren Herzens, denn da er gekommen war.

Der Amtmann hatte ihm die Verhältnisse richtig geschildert, denn während er dem Erfahrenen zu gestehen hatte, wie er mit

seiner Hilfsbereitschaft falsch verstanden worden, hatte er einsehen lernen, daß auf den Gütern noch manch anderes zerstört und wieder aufzubauen war als nur der äußere Besitzstand. Es war gut, daß er gekommen war; und da der Amtmann in dem ersten Falle halbwegs Recht behalten hatte, nahm er die Nachricht mit Freuden auf, daß sein junger Herr bis zu seiner Einberufung in den Staatsdienst in Waldritten zu bleiben gedenke.

Eberhard selbst aber, jung, gesund und idealistisch, fand eine Genugthuung darin, die Entbehrungen zu theilen, welche auf dem Gute ein jeder zu ertragen hatte. Er hatte gleich am ersten Tage erklärt, daß er nur die eine Stube bewohnen, daß er seine Mahlzeiten mit dem Amtmann und mit dessen Frau einnehmen wolle und daß um seinetwillen nichts in der Lebensweise dieser Beiden geändert werden dürfe. Man sah ihn mit dem Wirthschafter auf dem Felde, wo man ackerte, eggte und säte, mit dem Förster im Walde, gelegentlich auch auf der Jagd. Von [2-79] Haus zu Haus sprach er bei den Leuten vor, und war es oft nur ein geduldiges Anhören ihrer Klagen oder ein tröstendes Wort, das er ihnen gewähren konnte, so wich doch von den Einsichtslosesten die Furcht, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft eine gegen sie gerichtete feindselige Maßregel sei, und die Verständigen gewöhnten sich an den Gedanken, daß auf den Gütern die Zeiten sich für sie wieder bessern würden, wenn der Baron erst wieder, wie sie es nannten, zu Kräften gekommen sein würde. Sie faßten Herz zu dem Sohne des Geschlechtes, das ihnen nie hart begegnet und, wo Noth gewesen, zu Hilfe gekommen war.

Es sprach sich bald herum, daß der Baron, wenn er eine gute Jagd gehabt, den Ertrag derselben in der Stadt verwerthen ließ und nur das Geringste für das Schloß zurückbehielt. Man bemerkte es, daß er kein Pferd für sich kaufte, sondern die alten Gäule des Amtmanns oder des Wirthschafters ritt, welche die Einquartierung des Mitnehmens nicht werth gefunden; und als er dann der Braun die Thüre machen ließ, als er den Zimmermann und den Maurer aus dem Dorfe nach dem Schlosse bestellte, um mit ihnen, als mit

freien Handwerkern, über den Preis zu verhandeln, für welchen sie in den Leutehäusern die dringendsten Ausbesserungen machen sollten, fingen sie an sich selber zu regen. Die Gesichter um ihn her, vornehmlich die der Kinder, begannen sich aufzuhellen, wenn der »Herr« des Weges kam, weil er selten an ihnen ohne ein freundliches Wort, ohne einen Anruf vorüberging.

Es war eine Lebensweise, wie er sie nie geführt, eine ihm neue Thätigkeit, aber auch die Genugthuung, die sie ihm gewährte, war ihm neu. Er war aus [2-80] der Stadt fortgegangen, um die Neigung zu bekämpfen, die ihn immer lebhafter zu Dolores zog; hier in Waldritten hatte er sich selber zu vergessen, und da er die Hilfe an baarem Gelde nicht gleich, wie der Amtmann es begehrte, schaffen konnte, mit seiner Person einzustehen, um zu lindern, zu gewähren, was eben möglich war. Selbst Wernicke mußte es zugeben, daß damit ein Wesentliches geleistet werde, daß etwas damit gewonnen sei, wenn die Leute nicht aufsässig würden, wenn sie an der Geduld, mit welcher Eberhard sich des Geringsten annahm, beständig an des Herrn guten Willen erinnert wurden, der ihr Herr jetzt nicht mehr war. Indeß diese Anerkenntniß von seiner Seite schloß immer mit der Bemerkung, daß all der gute Wille den Kohl nicht fett mache und daß nicht abzusehen sei, wie es sein Ende nehmen solle.

»Fortschicken kann man die Leute nicht, freiwillig gehen, ohne zu wissen wohin und ohne Papiere und Scheine, werden und können sie auch nicht; und da man ihnen nicht sagen kann, dort ist Arbeit und gute Bezahlung für Euch, so behalten wir sie auf dem Halse. Die Häuser sind voll, die Ställe und Scheunen leer. Wir brauchen Vieh und haben Menschen mehr als zu viel; und was wir nöthig haben, was wir in die Erde stecken müßten zur Aussaat, das müssen wir ihnen in den Mund stecken, wo's eben nicht weit langt, und — was nachher, Herr Baron? Es bleibt nichts übrig als Geld aufzunehmen auf Ihre Person und zu zahlen, was man verlangt; denn wer wird jetzt leihen wollen auf ein Majorat, da er sein Geld überall auf freie Güter eintragen lassen und es im Fall ihrer

gänzlichen Verschuldung durch billigen Ankauf zurückbekommen kann. Die Advokaten in Königsberg schaffen Rath, [2-81] freilich nicht umsonst, aber wir können nicht warten, Sie haben es jetzt selbst gesehen!«

»Ja, leider, es geht nicht anders!«, gab Eberhard ihm zu, indem er sich von der Mittagsmahlzeit erhob, deren täglichen Beisatz diese Erwägungen machten. »Es fragt sich nur, ob ich selber nach der Stadt muß, oder ob die Sache sich von hier aus einleiten läßt. Ich würde gern noch hier draußen bleiben, aber wir kommen hoffentlich rascher an das Ziel, wenn ich die Angelegenheit persönlich betreibe, und …«

»Herr Baron können ja wiederkommen mit dem Gelde«, ergänzte der Amtmann, zufrieden, seinen Herrn endlich so weit zu haben; »und ist das Geld erst da, so werden der Herr Baron sehen, daß wir gut vorgearbeitet haben und daß wir mit dem Säen noch eher fertig sein und dann an alle andere Arbeit gerade so gut gehen können wie die in Strandwiek, von deren Wirthschaft nach neuer Art so viel Wesen gemacht wird, als könnten sie die Sonne auffangen und den Frost absperren, wie sie's gerade gebrauchen. Wie wir noch ruhige Zeiten und regelmäßige Einnahmen und unsere Leute in der Hand hatten, konnten wir die Wunder thun so gut wie sie!«

Eberhard hatte die Stube bereits verlassen, ehe der Amtmann vollendete, die Frau nickte ihm beistimmend zu.

»Es ist ja eine Seele von einem Menschen«, sagte sie, »aber sie müssen's selbst probiren, darin hast Du recht; und die Leute kennt er erst recht nicht. Er giebt ihnen die Butter vom Brot — und denkt, damit könnt' er's zwingen; die denken aber, kann er die Butter entbehren, so geht's auch ohne Brot — und brauchen können sie es schon.«

[2-82]

Zehntes Kapitel

Während dessen war Eberhard aus der Halle in die große Eingangspforte hinausgetreten, und aufmerksam gemacht durch den Anschlag des Hundes, sah er von ferne einen Reiter herankommen, den sein scharfes Auge bald nicht mehr Mühe hatte zu erkennen. Es war Frank, der, als er Eberhards ansichtig wurde, schnell herankam.

Eberhards erste Empfindung war, ihm rasch entgegen zu eilen, dann blieb er fast unwillkürlich stehen. Der Gedanke, den Gast, welchen er zuerst in seiner kleinen Stube in Königsberg empfangen, jetzt auf der Schwelle seines Schlosses, unter dem hohen, wappengekrönten Portal desselben zu bewillkommnen, schoß ihm durch den Kopf inmitten der Sorgen, von denen er ihn voll hatte; und als ahne Frank, was in jenem vorging, rief er, da Eberhard vor dem Portal an ihn herantrat, frohgemuth wie immer:

»Allen Respekt, Baron, ist das ein Herrensitz! Das ist ja wie eine Kopie des Hochmeisterschlosses, an dem wir vorübergekommen sind, als wir die Nogat überschritten!«

»Tausendmal willkommen!«, entgegnete ihm Eberhard, dem die Bewunderung seines Stammschlosses mehr Freude gemacht, als Frank hatte ermessen können. »Endlich ein Gast, den man ersehnt, nach all den ungebetenen Gästen, die hier gehaust!« Und dem Freunde die Hand schüttelnd, der sich leicht aus dem Sattel geschwungen, gab er mit dem nachgemachten schrillen Eulenpfiff, dessen die Barone sich hier seit Generationen bedient, das Zeichen, das einen der Leute herbeirief.

[2-83] Der Amtmann und seine Frau waren inzwischen auch neugierig hinausgekommen, denn Besuche waren eine Seltenheit

geworden. Das frühere gastliche Hinundher zwischen den Schlössern hatte nach dem Kriege noch nicht wieder aufkommen wollen, weil jeder bei sich zu Hause noch sein Theil zu tragen und zu schaffen hatte.

Eberhard sagte dem Freunde, daß der alte Herr sein Amtmann, der vieljährige, bewährte Diener seines Hauses sei, und dieser begrüßte den Sohn des reichen Besitzers von Strandwiek mit all der Schätzung, welche er von dem Werth des Geldes jetzt noch mehr als vordem hatte.

»Tragen Sie auf, Madame Wernicke«, sagte Eberhard, »was Küche und Keller vermögen. Etwas Besonderes wird's nicht sein, lieber Freund, denn wir sind arm wie die Kirchenmäuse und Schmalhans ist Küchenmeister bei mir!«, setzte er muntern Sinnes hinzu, denn hier in seinem Schlosse kam es ihn nicht schwer an, seine Mittellosigkeit einzugestehen, und Franks Heiterkeit hatte ihn selber fröhlich gemacht.

»Wenn's nur viel ist, so ist's gut!«, versicherte der. »Ich bringe Ihnen einen Wolfshunger mit, den der dreistündige Ritt in der scharfen Luft gesteigert hat; und Madame«, setzte er, sich zu dieser wendend, hinzu, »wer schnell giebt, giebt doppelt!«

Eberhard befahl, das Essen oben auftragen zu lassen, da er mit dem Gast allein zu sein wünschte, und gab die Weisung ein Zimmer für denselben herzurichten, da er hoffe, er werde im Schlosse übernachten.

Frank verneinte das. Er sei nur für ein paar Tage nach Strandwiek gekommen, sagte er, und wolle am Abend wieder dort sein.

»Wir haben jetzt ein Uhr! Breche ich um vier Uhr auf, so bin ich um sieben Uhr bequem zu Hause!«

[2-84] »Es sind fast vier Meilen«, wendete Eberhard ihm ein, »wird Ihr Pferd das leisten nach drei Stunden Rast!«

»Vollkommen! Es ist Vollblut und hat gestanden gestern den ganzen Tag. Uebermorgen will ich nach Königsberg zurück.«

»Ebenfalls zu Pferde?«

»Nein, mein Vater geht mit, aber wir nehmen nicht eigene Pferde, sondern Postvorspann; sie brauchen die Pferde zu nöthig bei uns.«

So sprechend gingen sie die breite steinerne Treppe hinan, auf deren Pfosten die Wassernixe aus dem Wappen der Stromberg als Fackelträger aufgestellt war, traten dann in den Hauptsaal ein, in welchem die Ahnenbilder sich befanden, und obschon auch sie vielfach gelitten hatten, blieb Frank doch stehen, sie zu betrachten.

»Welch prachtvolle Gestalt ist das!«, rief er auf den Gründer des Hauses deutend, dem das lang wallende blonde Haar unter dem schweren Baret auf die mächtigen Schultern niederfloß. Wir sehen recht armselig aus in unserer knappen Kleidung neben solchen Bildern; aber Sie gleichen Ihrem Stammherrn und ich möchte Sie wohl einmal sehen in seiner Tracht.«

Eberhard gab zu, daß das Gepräge des Geschlechtes sich deutlich erhalten habe; und während man, weil der Saal dem Gast einen anziehenden Eindruck machte, den Eßtisch in demselben deckte, ging er langsam betrachtend von Bild zu Bild, nach den Namen der Männer wie der Frauen und nach ihren Schicksalen fragend. Wie sie sich dann an den Tisch niedersetzten, auf welchem man die schlichte Mahlzeit aufgetragen hatte, sagte er, während er eifrig zugriff:

[2-85] »Das sind nun Dinge, die man sich nicht schaffen und nicht kaufen kann und die doch werthvoll sind vor anderen!«

»Meinen Sie die Bilder?«, fragte der Baron, dem die Vorstellung, daß Frank auch hier wieder gleich an das Kaufen denke, ein Lächeln auf die Lippen brachte.

»Ja, die Bilder als Träger und Zeichen der Vergangenheit. Ich denke mir es angenehm, große, weitreichende, mit der Geschichte seines Geschlechtes und Landes zusammenhängende Erinnerungen zu besitzen. Ich werde einmal allen Grund haben, meinen Kindern mit Stolz von ihrem Großvater zu sprechen; doch sollte mich's nicht kränken, könnte ich für sie und mit ihnen weiter zurückblicken in eine lange Vergangenheit und auf gute und

vorangegangene Angehörige. In der Vergangenheit wurzeln, sein eigener Herr sein in der Gegenwart und eine freie Zukunft vor sich haben — das ist's!«

Er aß dabei rüstig von dem kalten Fischgericht, das die Magd hereingebracht, und hielt wohlgemuth das Glas hin, welches sein Wirth ihm auf das neue vollgeschenkt, ihn zum Anstoßen einzuladen.

Es wurde Eberhard zum ersten Mal wieder wohl in seinem Schlosse, seines Gastes Offenheit erschloß auch ihm das Herz.

»Solch aristokratischem Wunsche in Ihnen zu begegnen«, sagte er, »hätte ich nicht erwartet. Sie haben keine Vorurtheile, und das freut mich!«, scherzte er.

»Wo sollte ich die her haben. Mein Vater nun, das werden Sie begreifen, der ist viel zu sehr Mann der Thatsachen, um Vorurtheile gelten zu lassen; und die, die vor ihm gewesen sind, haben sich mit derlei sicherlich nicht abgegeben. Daß Sie, Baron, der Sie aus diesem Feudalschloß stammen, [2-86] ohne Vorurtheile sind, ist schon verdienstlicher. Aber andererseits — wer spannt sich ein, der frei sein kann?«

Er hatte das alles in seiner freimüthigen Weise leicht hingeworfen, indeß seine Worte hatten für Eberhard ein anderes Gewicht, und ernsthaft werdend, entgegnete er ihm:

»Sie haben Recht, freiwillig setzt sich in unseren Tagen wohl Niemand eine Schranke, die ihn hindert; aber die Schranken, in die wir mit jenen erhebenden Erinnerungen aus der Vergangenheit, hineingeboren sind, sind nur zu oft unübersteiglich für uns, und halten uns in ihrem Bann.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Frank betroffen vor dem Ernste des Barons.

»Die Sache ist sehr einfach, mich bindet das Majorat nach allen Seiten. Ich bin nicht frei in Bezug auf die Ehe!« Heißes Roth überflog seine schöne Stirne, da er die Worte aussprach, und als wolle er rasch darüber fortkommen, setzte er hinzu: »Und ebenso bin ich zum Beispiel in diesem Augenblick behindert, für das Gut

zu thun, was gethan werden müßte. Soll hier zweckmäßig geholfen werden, so muß dazu ein namhaftes Kapital geschafft werden, das ich durch Aufnahme einer Hypothek nicht schaffen kann, weil mein Nachfolger nach der Majoratsstiftung nicht verpflichtet sein würde, sie einzulösen oder zu verzinsen …«

»Unglaublich!«, fiel Frank ihm in das Wort.

»Was wollen Sie? Es ist eine ehrenhafte, aber kurzsichtige Bestimmung. Unser Ahnherr, der Freiherr Eberhard, hat beabsichtigt, sein Geschlecht dadurch von Leichtsinn, von Verschwendung zurückzuhalten, und hat nicht bedacht, daß Zeiten kommen können, in denen Fremde, Feinde ernten würden, was wir gesät, und aufzehren und zerstören bis aufs [2-87] letzte, was wir gesammelt und geschaffen haben. Grade als Sie kamen, war ich dabei, nach Königsberg zu schreiben, um zu versuchen, ob ich auf meinen Namen, nicht als Majoratsherr von Waldritten, Kredit finde, um dem Majorate damit zu Hilfe zu kommen, das mein alleiniger Besitz ist!«

Frank schüttelte erstaunt den Kopf.

»Ein Besitz? Wie mögen Sie als Besitz erachten, was nicht frei zu Ihrer Verfügung steht? Stecken Sie mir ein Goldstück in die Tasche und befehlen Sie mir, es in derselben zu behalten, oder verbieten Sie mir, es einzuwechseln, so komme ich als sein Besitzer in die Lage, zu verhungern oder ein Stück Brot mit seinem hundertfachen Werthe zu bezahlen!«

»Das Letztere wird mein Fall sein, denn ich werde Wucherern in die Hände fallen und Wucherzinsen zahlen müssen!«

»Wucherzinsen«, wiederholte Frank, »das ist auch ein Wort unter dem viel unklare Vorstellungen sich bergen. Wen nennen Sie einen Wucherer und was nennen Sie wucherische Zinsen?«

»Wie mögen Sie mich das fragen? Altrömisches und deutsches Recht haben den Begriff festgestellt, und wenn Jemand von mir, weil er weiß, daß ich es haben muß, für ein Darlehen, das er mir macht, den doppelten, den dreifachen Zins verlangt, den er sonst erhalten würde, so nenne ich ihn eben einen Wuchertreibenden.«

»Verzeihen Sie mir, wenn ich als ein Unstudirter, aber im praktischen Verkehr Geschulter Ihnen darin widerspreche. Geld ist Waare, und in dem betreffenden Falle das Darlehen eine Waare. Ist die Waare reichlich vorhanden und die Sicherheit, sie zurückzuerhalten, groß, so giebt man sie billig her; ist sie knapp [2-88] und keine feste Bürgschaft für die Sicherheit, so läßt sich der Verleiher der Waare ihre Knappheit und die Gefahr, die er läuft, hoch bezahlen und mit Recht. Und in anderem Sinne, wenn ich mit einem Darlehen, fünfzehn, zwanzig von Hundert zu gewinnen denke, warum soll ich den Mann tadeln, der einen ansehnlichen Vortheil sucht für den größern, den ich zu erlangen denke? Steigern doch überall selbst die Reichsbanken ihre Darlehen nach dem jedesmaligen Marktpreis des Geldes, und sie arbeiten nicht auf eigene Rechnung, sondern als gemeinnützige Institute. Aber sprechen Sie doch mit meinem Vater davon. Vielleicht weiß er Rath zu schaffen. Wie viel müssen Sie haben? Klein wird die Summe nicht sein, denn Ihr Gut ist ja viel größer als Strandwiek, und wir haben schon einen tüchtigen Posten hineingesteckt, ohne damit zu Rande zu sein.«

Eberhard zögerte mit der Antwort. Er hatte eine sehr große und eine gute Meinung von Lorenz Darner, eine wirkliche Zuneigung zu Frank, aber der Gedanke, ihnen für ein rein persönliches Darlehen verpflichtet, durch Geld von ihnen abhängig zu sein, widerstrebte ihm entschieden: und ohne die Summe zu nennen, die er zu haben wünschte, sagte er:

»Sie kommen meinem Wunsche zuvor. Ich hatte schon daran gedacht, mich in Ihrem Hause nach einem sicheren Geschäftsmann für meine Zwecke zu erkundigen. Können Sie mir einen solchen nachweisen, so verbinden Sie mich. Ich muß natürlich darauf gefaßt sein — bin es auch — nicht billigen Kaufs davon zu kommen, denn ich habe Eile. Neben der Nothwendigkeit, die Gebäude herzustellen, für die Frucht des kommenden Jahres zu sorgen, muß den Leuten auch Arbeit und Erwerb geschafft werden …«

[2-89] Haben Sie mehr Leute hier, als Sie brauchen?«, fiel ihm Frank in die Rede.

»Wenigstens mehr, als ich im Augenblicke zu beschäftigen vermag; denn wenn es mir gelingt, an die Arbeit zu kommen, so werde ich doch immer nur mit Beschränkung, nur gemessen vorwärts gehen können.«

»Glauben Sie, daß die Leute gewillt sein würden, bei uns in Arbeit zu kommen?«, fragte Frank.

Und wieder überfiel den Schloßherrn die Scheu, die ihn überkommen war, als Frank die Möglichkeit der Geldvermittlung durch seinen Vater angedeutet hatte; aber diesmal hatte er sie zu besiegen, denn es galt nicht sein Empfinden allein, sondern, in erster Reihe den Vortheil seiner Gutsinsassen, der allerdings auch ihm eine wesentliche Erleichterung gewährte. Er sagte, er zweifle nicht daran, daß die Leute gern in Arbeit gehen würden. Er ließ dann den Amtmann heraufkommen, ihm seine Absicht kund zu geben.

Der Amtmann hörte ihm respektvoll zu, dann sagte er:

»Herr Baron, das ist, verzeihen Sie, daß ich es sage, leicht gethan und dann aber auch nicht ungeschehen zu machen. Taglohn wie Herr Darner auf Strandwiek, der nicht alles aus dem Gute selbst herauszuschlagen hat, können wir hier nun und nimmer zahlen. Zeigt man den Leuten den Weg, wo sie ihn bekommen können, so werden sie ihn sammt und sonders gehen wollen, wenn wir ihnen nicht das Gleiche zahlen. Weigern wir die Erlaubniß, was wir kaum noch können, so haben wir aufsässiges Volk um uns. Und das Gesindel der Franzosen und Russen und das Pack, das wir hier gehabt haben, hat’s ihnen vorgemacht, wie rasch man den rothen Hahn auf eine volle Scheune fliegen lassen und an [2-90] abgelegenem Platze einem, dem man’s zugedacht hat, den Garaus machen kann. Fangen Sie nichts Neues an, wir haben genug damit zu schaffen.«

Sich von einem Untergebenen in Gegenwart eines Dritten widersprochen zu finden, sich gehindert zu sehen, wo er sich

wohlwollend überwunden hatte, machte Eberhard unmuthig. Das aristokratische Herrenbewußtsein regte sich sofort wieder in ihm.

»So werden wir sehen müssen, wie wir's schaffen!«, entgegnete er dem Amtmann fest. »Zu zahlen, was man anderwärts zahlt, die Leute hingehen zu lassen, wo man sie aufnehmen will und brauchen kann, während das im Augenblick hier nicht der Fall ist — mit einem Worte, uns in die jetzigen Verhältnisse zu fügen, werden wir uns gern oder ungern entschließen müssen. Die Leute, die nach Strandwiek gehen, haben wir hier nicht zu ernähren und können sie wiederkommen lassen zur rechten Zeit!« Dann, sich an Frank wendend, fragte er, ob man zehn, zwölf Arbeiter beschäftigen könne.

»Mehr als diese!«, entgegnete Frank und erkundigte sich bei dem Amtmann, ob sich vielleicht Handwerker unter den Leuten befänden, denn diesen würde man natürlich höheren Lohn bezahlen können.

Wernicke verneinte das. Die Handwerker habe man selber dringend nöthig, sagte er, fügte aber hinzu, die Leute hätten alle bei den gelegentlichen Bauten als Handlanger gedient; und er erhielt darnach die Weisung, brauchbare Menschen auszusuchen und sie ins Schloß kommen zu lassen. Er entfernte sich gehorchend.

Dann verließen auch die beiden jungen Männer das Schloß, um noch rasch einen Gang durch den Garten und das Dorf zu machen, und wie sie darnach zurückgekehrt und wieder in den Ahnensaal ge[2-91]kommen waren, in welchem sie noch den Kaffee trinken wollten, bevor Frank sich wieder auf den Weg machte, ließ Eberhard die bestellten Leute vor sich kommen.

Es waren ihrer zehn; Keiner von ihnen war jemals im Schlosse gewesen, denn was man ihnen mitzutheilen hatte, wurde bei dem Hofmann abgemacht; Keiner von ihnen wußte deutlich, worauf es jetzt mit ihnen abgesehen war, und die Furcht, wider ihren Willen fortgeschickt zu werden, welche seit der Aufhebung der Leibeigenschaft unter allem Landvolk spukend umging, regte sich

auch in ihnen, da der Amtmann in seiner Unzufriedenheit sich nicht darüber ausgelassen hatte, was der Baron mit ihnen vorhabe. Mochte er ihnen das selber sagen, mochte der, welcher den Plan gefaßt, auch die Verantwortung für den Ausfall und seine Folgen den Leuten gegenüber selber übernehmen.

Der Saal und die Berufung waren den Leuten neu, waren ihnen also unheimlich. Dicht beisammen blieben sie an der Thür stehen, scheuen Blicks den Raum, und mißtrauisch den Baron, den Fremden und den Amtmann betrachtend, dessen Befehl sie hergerufen, dessen finstere Miene ihnen nichts Gutes verhieß.

Eberhard kannte alle seine Leute, und weil er die Sache abgethan haben wollte trat er, ihre Zustimmung ebenso voraussetzend, als daß sie wüßten, um was es sich handle, mit den Worten: »Ihr also wollt fort!« rasch an sie heran.

»Fort?«, wiederholten der und Jener.

Der lange Karl aber, der nicht viel älter als Eberhard, diesem in dessen früher Kindheit bei seinen Spielen bisweilen zur Hand gegeben worden war und mit dem Baron erst vor ein paar Tagen im Vorübergehen gesprochen hatte, faßte sich ein Herz.

»Fort«, sagte er, »na, fort wollen wird just [2-92] Keiner wollen, gestrenger Herr! Wenn der gestrenge Herr aber so meinen, wird's ja nicht anders sein. Man bloß wohin, und justement jetzt zum Winter?«

Eberhard sah die dumpfe Unzufriedenheit in den Gesichtern und hörte sie aus den Worten.

»Er fragt wohin? Das will ich Ihm sagen, da der Herr Amtmann es, wie ich merke, nicht gethan hat. Hier, der Herr Darner von Strandwiek, bei dem auch Alles drunter und drüber gegangen ist, braucht mehr Leute, als er hat, zu dem sollt Ihr hin.«

Daß der Baron dem Einen geantwortet, ermuthigte die Anderen.

»Ich bin nicht ledig, gestrenger Herr!«, warf Steppuhn ein. »Ich hab' Frau und Kind und das andere soll jetzt kommen, und wenn wir hier haben umsonst arbeiten müssen, wie's Arbeit gegeben hat,

und durchhalten durch die Franzosenzeit, so …«

»Was soll das So?«, fuhr Eberhard auf.

»Man stößt ja seinen Hund nicht auf die Straße!«, brummte ein Dritter durch die Zähne.

Eberhard erkannte, daß der erfahrene Amtmann die Leute richtiger als er beurtheilt. Er sah das unterdrückte Lächeln in dessen faltenreichem, ehrlichem Gesicht und hörte, was sein Mund nicht aussprach. Er hatte sich in eine falsche Lage gebracht, aber das Beispiel von Lorenz Darner sollte nicht an ihm verloren sein; es galt, mit einem entschiedenen Schritte, mit offenem Zugeständniß der Wahrheit sich in die geforderte Stellung zu versetzen.

»Wer denkt daran, Euch zu verstoßen!«, sprach er. »Wer vom Schlosse ist je unbarmherzig gewesen gegen Euch, so lang ihr unsere Hörigen waret? Jetzt seid Ihr frei, ich habe Eure Arbeit nicht mehr zu fordern, sondern muß sie Euch bezahlen. So viel Geld, Euch alle zu beschäftigen, habe ich nicht; Euch [2-93] Alle mit Euren Frauen und Kindern ernähren, bis ich Geld genug haben werde, herstellen zu lassen, was hier zerstört ist, kann ich nicht. Seht Euch um, Ihr wißt's so gut wie ich; Scheunen und Ställe sind leer. In Strandwiek kann der Herr Euch brauchen, er giebt Euch Wohnung, giebt Euch Kost, giebt Jedem zwei Sechser[1] den Tag …«

»Auch Branntwein?«, fragte der lange Karl.

»Den müßt Ihr kaufen; und wer sich betrinkt, wird fortgeschickt!«, bedeutete Frank, der bis dahin schweigend dem Vorgang beigewohnt hatte.

»Mit Frau und Kind?«, erkundigte sich Steppuhn, und wieder ein Anderer fragte:

»Für wie lange soll's denn sein?«

»Die Weiber und Kinder behalte ich. Seid Ihr rechtschaffen, so laßt Ihnen zukommen, was Ihr erübrigen könnt, denn der Lohn ist hoch. Wenn ich Euch Arbeit geben und der Herr in Strandwiek Euch nicht mehr beschäftigen kann …«

»Wenn wir aber dort nicht kriegen, was Sie versprechen, gestrenger Herr?«, wagte Karl zu sagen, der sich zum Sprecher

machte.

»Ihr werdet es bekommen«, entgegnete Frank, »aber wer nichts taugt, den jagen wir zum Teufel, und wir reißen uns nicht um Euch, bleibt, wo Ihr seid!« Er zog dabei die Uhr aus der Tasche, sah nach der Zeit und sagte: »Ich muß fort, Baron, haben Sie die Güte, mein Pferd bringen zu lassen.«

»Bestell' Er's!«, gebot Eberhard dem ihm zunächst stehenden Karl.

Der blieb stehen, sah den Baron, sah Frank und die Anderen an und sagte dann:

»Wenn soll's denn fortgehen, gestrenger Herr?«

[2-94] »Morgen um acht Uhr, daß ihr vor Abend dort seid!«

»Giebt's Handgeld?«, erkundigte sich Steppuhn.

»Nein, denn Ihr kommt auf Arbeit, nicht in Dienst!«, antwortete ihnen Frank.

Sie zögerten einen kurzen Augenblick in leisem Reden unter einander, dann sagte Steppuhn:

»Na, denn also morgen um acht Uhr und vierzehn Sechser die Woche!«

»Nein, zwei Sechser den Arbeitstag!«, wiederholte Frank bestimmt.

»Na, denn zwei Sechser und morgen um acht Uhr!« Damit begab er sich, und sie gingen davon.

Als sie unter der Thüre waren, rief Frank ihnen nach:

»Der Marschtag, das soll gesagt sein, zählt für 'nen Arbeitstag mit!«

»Schön Dank, hochgüter Herr!«, schallte es ihm zurück, und man vernahm an ihren Stimmen, daß sie nun besseren Muthes waren.

»Sie kennen die Leute und wissen sie zu nehmen, Herr Darner!«, sagte der Amtmann, jetzt selber plötzlich wie Jene der Sache weniger abgeneigt.

»Ich habe mit Ihnen, seit ich in Preußen bin, in unseren Geschäften oft zu thun gehabt; es will auch gelernt sein. Ein kleines

Zugeständniß zum Schluß ist wie ein Schnaps, der Ihnen Courage macht; und nun habe ich noch eine Bitte an Sie, Herr Amtmann, setzen Sie die Bedingungen auf und lassen Sie sie von den Leuten unterschreiben. Ich will warten, bis es geschehen ist, und den Kontrakt mitnehmen.«

»Aufsetzen will ich's gleich«, entgegnete der Amtmann, »die Leute haben's nur mit Geschriebenem nicht gern zu thun, sie denken immer, das geht gegen [2-95] sie, aber wie Sie wünschen. Der Karl und der Steppuhn können zur Noth ihren Namen schreiben, bei den Anderen müssen's die drei Kreuze thun. Man kriegt sie schwer dazu. Schlimm genug, daß man jetzt mit ihnen paktiren muß!«

»Es sind freie Leute, mit denen man Geschäfte zu machen hat, und in Geschäften geht's ohne Geschriebenes nicht!«, lachte Frank. »Das ist Handel und Wandel; und Ihnen, lieber Baron, danke ich für Ihr Makleramt.«

Er hatte das mit fröhlichstem Sinne gesprochen, während sie sich an dem Tisch niedergelassen, auf welchem man ihnen den Kaffee aufgetragen hatte; er bemerkte es auch nicht, wie Frank von der Bemerkung getroffen worden war.

Von der Eile des Augenblicks hingenommen, denn es war vier Uhr vorüber, und er hörte den Hufschlag des Pferdes, das man aus dem Stalle über den Hof führte, sagte er:

»Und nun, lieber Baron, da ich hier durch Sie unsere Rechnung in unseren Angelegenheiten gefunden habe, auch zu der Ihren! Welche Summe müssen Sie haben, welche Sicherheit können Sie bieten? Von dem beiden hängt es ab, an wen man sich zu wenden und auf wie hohe Zinsen man zu rechnen haben wird. Bemessen Sie die Summe nicht zu knapp, denn es kommt bei einer ersten Anleihe nicht wesentlich darauf an, und es ist besser und Ihnen gewiß lieber, wenn Sie keine zweite zu machen brauchen. Sie haben hier für mich vermittelt, lassen Sie mich für Sie in dieser kleinen Angelegenheit das Gleiche thun. Ich glaube, Sie kommen besser dabei fort, wenn sie durch uns und unser Haus besorgt

wird.«

Das war Alles richtig, und Eberhard hatte es [2-96] dankbar anzunehmen, doch war ihm dabei nicht leicht ums Herz.

»Ich habe zehntausend Thaler nöthig«, sagte er, »und im günstigsten Falle würden, gute Ernten und gute Konjekturen vorausgesetzt, mindestens sechs, acht Jahre hingehen, ehe ich sie, bei hohem Zinsfuß, ratenweise abzahlen könnte. Eine Sicherheit biete ich mit meinem Ehrenwort …«

»Aber Sie sind sterblich!«, wendete Frank ihm ein.

»Und das Ehrenwort eines Todten bindet die ihm Nachfolgenden rechtlich nicht!«, setzte Eberhard hinzu. »Sterbe ich unverheirathet und kinderlos, so fällt das Majorat an meinen Onkel, den General, und an dessen Familie. Ich habe deshalb angestanden, das Geld aufzunehmen, so lange ich an die Möglichkeit geglaubt, ohne dasselbe fertig werden zu können. Nun ich mich von dem Gegentheil überzeugt, habe ich an den General zu schreiben, um ihn, obschon er ein Kavalier ist und ich seiner sicher bin, für den Fall meines Todes zur förmlichen Anerkennung der für die Erhaltung des Majorats gemachten Schuld zu bewegen.«

»So wird's leicht zu machen sein, so ist's geschäftsmäßig!«, sagte Frank.

»Ich bin Jurist, lieber Freund!«, erinnerte der Baron.

»Also Sie nehmen meine Vermittlung an!«

»Mit großem Dank! Sie haben Vollmacht …«

»Für Sie nachzufragen und Ihnen zu berichten!«, ergänzte Frank. »Ich gehe morgen nach Hause. Ich werde zwölftausend Thaler suchen statt der genannten zehn und sagen, daß Sie dieselben nach Bedarf entnehmen werden, die Zinsen zu ersparen. Wann denken Sie wieder in Königsberg zu sein? Wir müssen doch unsere Lektionen wieder aufnehmen!«

[2-97] »Ich bleibe hier, bis ich die Einberufung von meinem Präsidenten habe.«

»Und ich schreibe Ihnen, sobald ich das Gewünschte finde; ich hoffe, es soll bald sein.«

Er sah sich noch einmal in dem Saale um, nannte ihn einen prächtigen Raum, den sein Vater durchaus sehen müsse, um zu erfahren, was dies Land früher an den Ordensrittern gehabt; dann gingen sie hinunter.

Der Amtmann kam auch aus seiner Wohnung vor das Thor, dem Gaste des Schloßherrn die schuldige Ehrfurcht zu erweisen.

Franks Falbe wieherte ihm, die Heimkehr voraussehend, lustig entgegen. Er war schnell im Sattel.

Eberhard bat, ihn seinem Vater und den Damen zu empfehlen. Sie schieden mit einem herzlichen »Auf Wiedersehen!«

Eberhard blieb unter dem Portale stehen und sah ihm nach, bis er den Schloßhof verlassen hatte.

»Vor ihm liegt das Leben offen und die Welt!«, sprach er halblaut vor sich hin und ging in die Burg seiner Väter zurück, dem Nachsatz und dem Rückblick auf sich selber das Wort nicht gebend. Dann, sich zum Amtmann wendend, der ihm gefolgt war, sagte er: »Ich habe Herrn Darner ersucht, das Geld für mich zu negoziiren. Er hat es übernommen, und ich glaube, es auf dem Wege unter den angemessensten Zinsen zu erhalten. Er wird Bescheid senden, hoffentlich in den nächsten Tagen.«

»Und Sie werden sehen, Herr Baron, wenn wir uns hier nur rühren können — Sie werden sehen, was Waldritten ist, es ist ein herrlicher Besitz! Sie werden wieder gern hier sein!«

»Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich's nicht bin?«

Der Amtmann schwieg; erst im Schlosse sprach er:

[2-98] »Sie sind mitten so ins Elend hineingekommen — nun wird's anders werden, und auch mit den Leuten wird sich's machen; ich thue, was ich kann!«

»Das weiß ich Wernicke«, versicherte der Baron, gerührt von des Greises bescheidener Treue; »wir wollen Rath schaffen zusammen, und sehen, wie wir das gute Alte und das Neue ineinanderfügen. Lassen Sie Feuer machen oben im großen Saale, und lassen Sie mir den Schreibtisch hineinbringen, ich habe noch zu thun; es ist mir auf die Dauer zu eng in der kleinen Stube.«

Der Amtmann hörte das gern, es war ein festes Fußfassen im Schlosse.

Elftes Kapitel

Der Brief an den General war geschrieben. Es dämmerte schon, als Eberhard das Licht löschte, an dem er ihn gesiegelt. Wie er ihn gegen das Fenster hielt, trat der schöne Schnitt des großen Petschafts scharf aus dem weichen Wachs hervor. Die Fassung zeigte, daß es einst in einem Schwertknauf gesessen, den man in ein Petschaft umgewandelt, weil die Sage ging, Benvenuto Cellini selber habe es dereinst geschnitten.

Sie Alle, deren Bilder von den Wänden zu ihm niedersahen, hatten es in den Händen gehabt! Alle Dokumente, welche sich auf das Geschlecht bezogen und auf das Schloß, waren mit ihm gesiegelt worden: die Ankäufe des Blonken'schen Waldes, des Widnower Vorwerks. Den Verdinger seiner Leute, den Makler, hatte noch keiner der Strombergs gemacht. Nicht [2-99] der Komtur, dessen Züge er selber trug, nicht der Baron Achilles, der unter dem großen Kurfürsten gegen die Schweden ruhmreich gekämpft und siegend gestorben war; nicht der Baron Weidewuth, der mit so viel Galanterie die schöne Baronin Hedwig am Arme führte und das Haupt unter der Allongeperrücke mit stolzem Lächeln dem Beschauer zuwendete; auch sein edler Vater nicht, dem das leicht gepuderte Haar und der rothe Sammetrock über der weißen, goldgestickten Schoßweste so wohl anstanden, und dessen rundes Kinn und schöne Hände so fein hervorsahen aus der Halsbinde und den weiten Manschetten von flandrischen Spitzen.

Sie waren Alle noch unumschränkte Herren gewesen in ihrem Schlosse und über ihre Leute, sie hatten nicht mit ihnen zu paktiren, nicht Verkehr gehabt.

Er machte sich zum bittern Vorwurf, was er dachte. Er hatte

sich immer mit Genugthuung als ein Kind seiner Zeit gefühlt, sich glücklich gepriesen, dem Jahrhundert anzugehören, in welchem man die Menschenrechte, wie sich's gebührte, anerkannt. Als er Darner seine Leute für dessen Zwecke angeboten, hatte er es mit dem Bewußtsein gethan, daß er damit die ihnen gewordene Freilassung bestätigen helfe, während ihm selber eine nothwendige Erleichterung damit geschafft wurde. So, wie es war, war Alles auf das Beste! Er hätte darüber lachen mögen, daß der Herrenstolz seines Geschlechtes ihm wie ein altmodisch gewordener Zopf so zur Unzeit in den Nacken schlug; aber er konnte es nicht vergessen, daß Frank ihn einen Makler genannt, daß er als Geschäftsmann mit einem Geschäftsmann auf gleichem Fuß verkehrt und daß mit der Aufhebung der Leibeigenschaft an alle bisher bestandenen Vorrechte der [2-100] einzelnen Stände die Axt gelegt war, daß jeder fortan und mehr und mehr die Freiheit für sich fordern, erkämpfen und erhalten werde, die er für sich begehren zu müssen glaubte.

Was war es nun mit dem ihm tief in das Herz gegrabenen Wahlspruch der Stromberg: »Ich stehe und halte fest!« — Wie konnte der einzelne feststehen und was konnte er festhalten in einer Welt, in welcher das: »Alles fließt!« mehr denn je erkennbar hervortrat, in welcher, wie Darner, der entflohene Leibeigene, es vor seinen frei und vornehm geborenen Gästen mit Wahrheit bezeichnen konnte, nichts feststand als die unwiderlegliche Beweiskraft der Zahlen, das Einmaleins und ein gut geführtes Hauptbuch? — Ohne daß er es wollte, kam er immer darauf zurück, und er durfte es auch nicht vergessen, konnte es nicht vergessen, denn seine Gedanken waren wie gebannt an die Stätte, an welcher er das Wort vernommen; und sein Bestreben, das Bild, das ihn umschwebte, nicht aufkommen und nicht Herr werden zu lassen über sich, hielt es doch eben in ihm fest.

Er stand wieder, wie in den verwichenen Tagen, einsam an seinem Fenster, wieder war die Sonne niedergesunken und ihre letzte Spur, der matte gelbliche Schimmer erloschen am fernen Horizont. So war sie untergegangen immer und immer, so hatten

sie alle es mit angesehen, das ewige und immer neue unbegriffene Wunder, und aus Tag war Nacht geworden, und aus der Nacht der junge strahlende Tag emporgestiegen, um zu erlöschen wie die Tage vor ihm, und die Tage die ihm zu folgen hatten.

Die Wehmuth über die Endlichkeit des Daseins bewegte ihn neben dem Bedürfniß auf Freude zu [2-101] hoffen und auf das Glück und wie er hinaus sah, tauchten die ersten Sterne an dem klaren Himmel auf, und heller als die anderen alle trat der Nordstern leuchtend hervor.

Eberhard richtete sich mit tiefem Athemzuge auf. »Ich stehe und halte fest!«, rief er, daß seine eigene Stimme ihm ermuthigend an das Ohr klang; und in der frommen Bewegung, die ihn erfüllte, sprach er wie im Gebet die Worte Schillers vor sich hin.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke:
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist.
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist!«

Das war's! — In Gottvertrauen und mit festem, ehrlichem Wollen an jedem Tage nach bestem Gewissen das als nothwendig Erkannte thun; dann mochte geschehen, was der Allmächtige verhängt, der Allweise verordnet hatte!

Nie zuvor hatte er diese tiefe, gläubige Zuversicht empfunden! Er konnte nicht sagen, wie sie ihm gekommen war, aber er empfand sie als eine Gnade, als ein Glück. Sie gab ihm Muth und Hoffnung für seine Zukunft, und festes Vertrauen auf die mit der Aufhebung der Leibeigenschaft angebahnte Auferstehung des Vaterlandes.

Er dachte mit Erhebung an die letzten Abendstunden, die er mit dem Hauptmann in der Stadt durchlebt. Er wollte nicht wie in den letzten Tagen in abgeschlossenem Zuwarten in den Mauern seines

Schlosses sitzen. Es galt sich heimisch zu machen in der Nachbarschaft, zu sehen, ob nicht auch hier schon treue, gleichgesinnte Männer vorhanden wären für [2-102] den Bund, der sich gebildet hatte und in seinen verschiedenen Gliederungen sich verschiedener Erkennungszeichen bediente, Männer und Frauen in sich vereinend zu sittlicher Erhebung, zu hingebender Treue für den König, zur Befreiung des Vaterlandes aus der Gewalt der Fremdherrschaft.

In der Stadt mußten Frank und Justine, diese beiden tapferen Herzen, dem Bunde zunächst gewonnen, durch ihn dem Tugendbund gewonnen werden, denn diesen Namen begann man der Verbindung beizulegen. Mit dem Idealismus, den er damit in ihr Leben brachte, wollte er den materiellen Dienst vergelten, den ihm zu leisten Frank sich so einfach erboten hatte; und aus dem Zwiespalt, in den er noch vor wenig Stunden versunken gewesen war, zur Klarheit und Einheit in sich selbst gelangt, ging er, als die Nacht gekommen, zufriedener, als er sich lang gefühlt, zur Ruh' — um von der zu träumen, deren Namen er vor sich selbst nicht aussprach und die er vor sich sah als das holdseligste von allen Frauenbildern, ihn anblickend von dem dunklen Wandgetäfel in der langen Ahnenreihe des Stromberg'schen Geschlechts.

Erst der Tag verscheuchte ihm ihr Bild. Er war zeitig aufgestanden und hinuntergegangen in den Hof, um bei dem Fortgehen der Arbeiter zugegen zu sein. Als sie kamen, ließ er ihnen von dem Amtmann die Zehrung für den Tag mitgeben und sagte der Frau des Steppuhn, daß er für sie und die Kinder sorgen werde.

Darauf schieden sie guten Muthes, die Mützen schwenkend; denn heute erst war das Gefühl, daß sie nun freie Leute waren, die für sich selber arbeiteten, durch die Thatsache ihres Fortgehens in ihnen völlig lebendig geworden. Der lange Karl, der immer [2-103] etwas Besonderes anstellen mußte, rief: Hurrah! der Baron soll leben!

»Hurrah!«, riefen die Anderen, die Gehenden und die

Bleibenden, ihm nach, denn es waren ihrer in den Schloßhof gekommen, wer eben von der Arbeit fort gekonnt.

Die Quersäcke über den Rücken, schritten die Zwölfe zum Hof hinaus, einstimmend in das einzige Lied, das ihnen geläufig war und das ebenfalls der Karl angestimmt hatte; und noch aus der Ferne tönten die Schlußworte in den Hof hinüber: »Heil König Dir!«

Eberhard entfernte sich. Der Amtmann stand mit der Frau vor dem Portale und sah zu, wie die Leute auseinander gingen.

»Das ist also nun die neue Zeit, Alte!«, sagte er ernsthaft. »Geb Gott, daß es halbwegs 'ne gute wird. Nöthig wär's! — Wir pfeifen auf dem letzten Loch; und dabei soll's immer glatt und sanft gehen und geholfen und gegeben werden, als säßen wir noch im Vollen. Auch heute wieder für die Kerle, denen noch der Marschtag bezahlt wird von denen drüben. — Mögen sie ihr Heil versuchen! Wer gehen kann, wenn er will, der kann sich nur gleich zum Teufel scheren, und der mag ihn holen, wo er ihn findet!«

Die Frau wußte, daß des Mannes Worte immer viel härter waren als sein Thun.

»Der Baron hat ja gesagt, daß er nun geschrieben hat!«, wendete sie begütigend ein, denn sie wußte, was ihrem Manne am Herzen lag.

»Wollen sehen, was es hilft!«

»Und zuletzt hat der König es doch befohlen!«

»Befohlen! Befiehl mal drüben der Hanne, daß sie plumpt! Plumpen wird sie, aber sie kann lang [2-104] plumpen! Wenn kein Wasser ist im Brunnen, kommt keins 'raus!«

»Abwarten muß man's doch, und er bleibt ja hier und hält's mit durch, und zufrieden ist er ja mit allem!«

»Hab' ich denn was gegen ihn?«, fuhr der Amtmann auf; »da sei Gott vor! Ich wollte nur, die aus Strandwiek schafften Rath und zwar bald! Es geht ja alles fix bei ihnen. Wollen einmal sehen, was es mit der großen Freundschaft ist!«

Zwölftes Kapitel

Es war schon Nacht, als Frank in Strandwiek in seines Vaters Zimmer eintrat. Nichts in demselben verrieth, daß und wie sehr die Ordnung darin gestört worden war. Die Wände hatten einen neuen Anstrich von Oelfarbe erhalten, wie es an der Meeresküste der Witterung am besten widersteht. Vorhänge von vielfarbigem Kattun, mit dem auch die schweren, aber einfachen Möbel überzogen waren, verhüllten die Fenster, ein fester Teppich bedeckte den Boden.

Darner saß lesend an einem großen, viereckigen Tisch, der mitten in dem Zimmer stand. Ein Pack geöffneter Briefe und ein paar Zeitungen lagen zur Seite. Der reitende Postbote, der zweimal in der Woche aus dem Geschäfte an Darner abgesendet wurde, wenn er auf dem Gute war, hatte sie vor einer Stunde gebracht.

Frank begrüßte den Vater, und auf die eingegangenen Briefe deutend, erkundigte er sich, ob für ihn nichts dabei sei.

[2-105] »Ueberflüssige Frage!«, entgegnete Darner lächelnd, indem er ihm einen Brief von Justinen hinreichte. Frank steckte ihn, ohne ihn zu öffnen, in die Brusttasche, da nach der Ordnung das Geschäftliche voranging, und der Vater sagte:

»Es ist nicht viel Wesentliches gekommen. Zunächst der Bericht über die laufenden Geschäfte, dann eine Anfrage wegen der Inkurssetzung des zweiten Theils der städtischen Anleihe, und Mittheilungen über ein von der russischen Regierung aufgenommenes Projekt in Bezug auf die Spiritusfabrikation und den Handel mit Spiritus. Das zu beurtheilen, müßte man Jemand hinschicken, wenn man sich entschlösse, sich auf derlei einzulassen. Sachen, die warten können! Aber wie hast Du

Stromberg gefunden in seinem Ritterschloß?«

»Wie einen, der bei offenen Thüren auf Ehrenwort sich selber einsperren muß«, scherzte Frank, fügte aber gleich hinzu, daß die Zerstörung in Waldritten noch größer sei als in Strandwiek. Dann berichtete er, was zwischen ihm und dem Baron Geschäftliches zur Sprache gekommen war, schilderte die Wirkung, welche der Ahnensaal auf ihn gemacht, und gab seiner Freundschaft für den Baron lebhaften Ausdruck.

Darner hörte ihm achtsam zu und billigte die Annahme der Arbeiter. Es paßte ihm, die Freigewordenen des Majoratsherrn in seinen Dienst zu nehmen, ihnen den Erwerb zu schaffen, den ihr bisheriger Herr ihnen nicht zu geben vermocht; und die Bemerkung seines Sohnes aufnehmend, meinte er: »Das Bild, das Du von dem Zustand des Barons gemacht hast, bezeichnet ihn vollkommen. Er und seinesgleichen sehen, festgenagelt an ihren Sitz, dem Auszug ihrer Leute zu. Es ist gut, daß Du diesen [2-106] auf den Weg geholfen hast; den Herren Von und Zu ist nicht leicht zu helfen. Sie würden es dem Könige nicht danken, wenn er auch sie in Freiheit setzen wollte. Ihre Unfreiheit ist ihr Stolz und oft ihr einziger, wenn auch eingebildeter Besitz. Gönnen wir es ihnen!«

»Sie sehen den Baron nicht mit gutem Auge an!«, meinte Frank empfindlich für den Freund.

»Im Gegentheil, ich denke gut von ihm, besser als von den meisten Adeligen. Er ist ein anständiger Mensch, und ich mißbillige es nicht, daß Du ihm dazu verhilfst, seinen Besitz wieder emporzubringen, denn sein Besitz ist, wie jeder andere Besitz, ein Theil unseres Nationalreichthums; nur vergiß es nicht: das bloße Ehrenwort eines Mannes ohne jeden materiellen Rückhalt ist im Geschäft nichts werth. Wenn morgen sein Ehrbegriff den Majorathsherrn von Waldritten nöthigt, sich in einem Ehrenhandel einem Gegner zu stellen, so liegt sein Ehrenwort mit ihm am Boden, wenn ihm eine Kugel durch den Kopf gejagt wird, und Du hast den Mann geschädigt, der auf Deine Vermittelung sich auf ein Geschäft mit leerem Ehrenworte einließ!

Aber das ist jetzt Deine Sache, Herr Frank Darner, denn Du engagirst Dich und nicht die Firma, und Du mußt wissen, was Du thust!«

»Es sind nicht Hunderttausende, um die sich's handelt!«, sagte der Sohn.

»Es handelt sich nicht um die Summe, sondern um das Prinzip!«, entgegnete ihm der Vater, indem er sich erhob, um in das Nebenzimmer zu gehen, wo das Abendessen ihrer wartete.

Der nächste Tag brachte ein Neues, das in Augenschein zu nehmen war. Es kam noch von Pillau ein Schiff herüber, das einen von den schweren, [2-107] einspännigen, zweiräderigen Karren von Schottland mitgebracht hatte. Er sollte als Modell dienen, denn Darner wollte diese Karren auf seinem Gute einführen. Die schweren flamländischen Pferde, die er bald nach dem Ankauf des Gutes hatte kommen lassen und von denen er schon drei, vier von eigener Zucht gehabt, hatte ihm der württembergische Train entführt. Da sie vor dem Frühjahr nicht ersetzt werden konnten, ließ er noch unter seinen Augen Lithauer vor dem Karren gehen und ebenso vor dem englischen Pflug, der mit dem Karren zugleich angekommen war. Auch die Arbeiter von Waldritten wurden besichtigt und, nach seiner Anweisung vertheilt, untergebracht.

In seinem Komptoir ganz Kaufmann, war Darner in Strandwiek ganz Landwirth. Hier wie dort gehorchten seine Untergebenen ihm gern; denn seiner Sache sicher, befahl er bestimmt, trug er im voraus den Zwischenfällen Rechnung, welche der Ausführung seiner Anordnungen in den Weg treten konnten; und wie er dadurch seinen Leuten ihren Dienst erleichterte, hatte er den Vortheil, immer zufriedene Menschen um sich und durch den guten Leumund, den sie ihm machten, die Auswahl unter den brauchbarsten zu haben.

Die Seinen wußten es, daß Strandwiek seine Liebhaberei sei. Er nannte es, wenn er in guter Laune war, seinen Kolonialbesitz. Er trug sich im Augenblicke mit dem Plane, es mit der Rübenkultur auf seinem Gute zu versuchen, und wenn sie gelinge, eine

Zuckerfabrik anzulegen, da man gerade in der Kontinentalsperre die Bedeutung inländischer Zuckerproduktion kennen lernen.

In bester Stimmung hatte Frank das Gut verlassen. In der Stadt fand man die Frauen wohl [2-108] und heiter, die Geschäfte, wie gemeldet, im Gang; und weil er sich solchergestalt seines Zustandes zu freuen hatte, drängte es Frank um so mehr, auch dem Freunde seine Lage zu erleichtern. Ohne daß der Baron sich darüber bestimmt ausgesprochen, hatte Frank es seinen Aeußerungen entnommen, daß es ihm lieber sein würde, das Geschäft mit einem Fremden zu machen, der seinen eigenen Vortheil darin suchte, als von Frank oder dessen Vater in Geldangelegenheiten einen Gefälligkeitsdienst zu empfangen; und er hatte den Freund nach dessen Ansichten zu behandeln.

Da der Sohn von Lorenz Darner den Vermittler machte, fand sich, wie es vorauszusehen gewesen war, ein Darleiher bald; auch die Bedingungen der Verzinsung gestalteten aus demselben Grunde für Eberhard sich so vortheilhaft als möglich. Noch ehe die Woche zu Ende war, hatte der Baron das erste Viertel der begehrten Summe in Händen. Man konnte nun doch endlich auch in Waldritten an die Arbeit gehen.

Der Amtmann war wie verjüngt, Eberhard bewegte sich in seinem alten Besitze wie in einem neuen Element. Man konnte den Winterroggen säen, und er war es, der ihn jetzt wieder säen ließ, der diese Arbeit seiner Altvordern wieder aufnahm. Man konnte die Häuser wieder für den Winter wohnbar machen, seinen ersten Schützlingen, der Braun und ihren Kindern, die Feuerstelle wieder aufrichten. Er hatte jetzt auch Arbeit für die Leute, die auf dem Hofe unter der Herrschaft seines Geschlechtes gelebt, wie dieses selber, und sie empfingen jetzt dankend den Lohn für ihre sonst unfreiwillig geleistete Arbeit. Ihre Zufriedenheit erweckte die seine. Er fing an, [2-109] auch für sich selber im Schlosse Einrichtungen zu treffen, es wohnlich für sich zu machen.

Alles erfreute ihn. Jedes Thier, das man neu in die Stallungen führte, jeder Schornstein, der wieder fest emporstieg und aus dem

der Rauch sich schlank aufkräuselte, jedes Heck, das man wieder zusammenschlug und an der alten Stelle aufrichtete; und zu dem allen hatte ihm Franks Mitwirkung rascher und leichter verholfen, als er es ohne ihn hätte erwarten können. Er fühlte sich ihm in doppeltem Betracht verpflichtet; denn das, was Darner nach seinem Sinne gegen seinen Sohn über das von Eberhard und vor allen seinesgleichen in gleicher Lage gegebene Ehrenwort des Barons geäußert hatte, das empfand Eberhard selber, und es machte ihn noch gewissenhafter und ernster, als er es vorher gewesen war. Zurückzahlen zu können, früher als man es erwartet, ohne seinem Gute damit zu nahe zu treten, war sein Wunsch und sein Ehrgeiz.

Sein persönlicher Bedarf in Waldritten war ohne allen Belang und er beschloß auch schon aus diesem Grunde, dort so lang als möglich zu verweilen. Was er ersparte, brachte ihn dem ersehnten Ziele näher. Sein Ehrgefühl, sein Verlangen nach jener völligen Unabhängigkeit, deren die Darners sich mit solchem Stolz erfreuten, sein Idealismus machten ihn zu einem genauen Rechner; und fest auf sein Ziel gerichtet, achtete er nicht auf das, was der Weg von ihm an Opfern forderte.

Es focht ihn nicht an, daß mit den ersten Tagen des November der Winter rauher noch als gewöhnlich eintrat. Den Mauern seiner Burg hatte der Nordweststurm nichts an, der den Thurm umheulte. Das feste Eis, das die Fensterscheiben bedeckte und dem Auge den Ausblick wehrte, nöthigte ihn, sich in sein [2-110] Inneres zu versenken. Das war Romantik, Weltabgeschiedenheit, wie er sie oft geträumt. Er lernte die Einsamkeit kennen und in ihr erfahren, was er an sich selbst besitze, was er aus sich selber heraus zu schaffen vermöge.

Es war viel zu thun überall. An dem Tage, an welchem Frank das Abkommen mit den Leuten geschlossen, war es Eberhard aufgefallen, daß nur zwei von ihnen nothdürftig ihren Namen schreiben konnten. Er hatte nachgefragt und fand, daß die Leibeigenen fast ohne allen Unterricht erwachsen, daß nichts in

ihnen ausgebildet war als der Gebrauch ihrer körperlichen Kraft; und die Wiedergeburt des Vaterlandes, die man erstrebte und erhoffte, verlangte durch alle Stände Menschen, die mit Bewußtsein leisteten, was man von ihnen fordern mußte. Nicht nur das zertretene Erdreich mußte aufgerissen und neu besät werden, auch in die Seelen der Menschen, die man hatte brach liegen lassen, mußte der Boden gelockert und fruchtverheißende Saat gestreut werden.

Er hatte dafür einen vortrefflichen Helfer gefunden in dem jungen Pfarrer von Briegau, in dessen Kirchspiel Waldritten eingepfarrt war. Der Pfarrer war als Student ebenso wie der Baron in Jena gewesen, war dann, in Jena dazu angeregt, nach Yverdun zu Pestalozzi gegangen und hatte sich auf Vorschlag Eberhards gleich bereitwillig gezeigt, zweimal in der Woche den Küster nach dem Schlosse zu schicken, um dort in einer Stube des Erdgeschosses diejenigen der Männer und Burschen, die lesen und schreiben lernen wollten, in die Lehre zu nehmen; während Eberhard verhieß, darauf zu sehen, daß man die Kinder nach Briegau zu dem alten Unteroffizier, der dort den Lehrer machte, in die Schule [2-111] schicke, in die sie gehörten, um damit dem Pfarrer den späteren Konfirmandenunterricht zu erleichtern.

Dies Bestreben weckte Nachahmung auf den anderen Gütern. Die Besprechung darüber führte Eberhard mit verschiedenen seiner Gutsnachbarn zusammen. Sie hatten alle unter der gleichen Noth gelitten, hatten alle das Elend noch frisch in der Erinnerung, und sein Hinweis auf das Arbeiten für eine bessere Zukunft fand also warme Theilnahme und er selber Geltung. Sein Wirkungskreis wurde ihm mit jedem Tage, mit jedem kleinsten Erfolge und mit seinen Sorgen für denselben lieber. Es war nicht genug, daß er die Züge seines Ahnherrn trug, er hatte auch die Lasten über sich zu nehmen, welche sein altes Stammeserbe ihm auferlegte. Er hatte es zu erhalten für die, die nach ihm kommen würden. Und dennoch!

Wie der November ihm hingegangen war, verging ihm der Rest des Jahres. Seine Mutter hatte immer am Weihnachtsabende »die

Kindlein zu sich kommen lassen!« Er machte es ihr nach. Wo allen das Nothwendige fehlte, half jede Gabe einem Mangel ab und schaffte Freude.

Er hatte selber mit dem Amtmann in Fischhausen die Einkäufe gemacht, er händigte sie selber den Kindern in dem großen Saale aus, wie seine Mutter es gethan, wie seine Frau es einstmals zu thun haben würde. Seine Frau! — Er durfte nicht daran denken!

Aber als die Mütter mit den beschenkten Kindern von dannen gingen, als die spärlichen Kerzen an dem kleinen Tannenbaum erloschen — man hatte jetzt jeden Stamm zu schonen — und er einsam in dem Saal zurückblieb, während das im Kamine flackernde Feuer seine Streiflichter über die Bilder hinweg[2-112]huschen ließ, daß bald dieser, bald jener seines Geschlechtes aus dem Dunkel für ihn hervortrat, war es still in ihm, und er war mit sich zufrieden.

Frank hatte ihn mit herzlichem Drängen mehrfach aufgefordert, nach der Stadt zu kommen, den Weihnachtsabend, den Sylvester mit seiner Familie zu verleben. Auch der Hauptmann, der viel im Darner'schen Hause verkehrte und den man gleich ihm eingeladen, hatte ihm zugeredet, zu kommen; aber er war bei seiner Arbeit, bei seinen Leuten geblieben. Er hatte sein Herz bezwungen, seine Sehnsucht niedergekämpft; und sie war doch so groß, daß er bisweilen wünschte, er hätte den Gegenstand derselben nie gesehen!

Dreizehntes Kapitel

Wenige Tage nach dem Beginn des neuen Jahres meldete die Zeitung, daß die königliche Familie ihr Hoflager in der Mitte des Monats von Memel nach Königsberg verlegen und daß dann die Gesandten der auswärtigen Mächte, für welche man die Wohnungen schon im voraus gemiethet, dem Hofe folgen würden.

Was von den Behörden noch in Memel gewesen war, kehrte natürlich nach der Residenz zurück; und gleichzeitig mit jener Zeitung brachte der Bote, der von Waldritten zweimal in der Woche nach Fischhausen ritt, die Zeitung und die Briefe abzuholen, dem Baron ein Packet von dem Hauptmann, der sich erboten, während des Freundes Abwesenheit dessen Briefe in Empfang zu nehmen und ihm nachzusenden.

[2-113] Das Packet enthielt die förmliche Ernennung Eberhards zum Assessor bei der Regierung und seine Einberufung durch den Regierungspräsidenten für die Dienstleistung bei derselben.

Es waren gemischte Empfindungen und feste Vorsätze, mit denen Eberhard sein Schloß verließ. Er hatte einsehen gelernt, wie er sich auf seinen Amtmann und dessen Sachkenntniß unbedingt verlassen dürfe, und Wernicke und seine Frau hatten, da sie ohne Kinder waren, ihn lieben lernen, als wäre er ihr Kind. Nahezu drei Monate waren vergangen, seit Eberhard nach Waldritten gekommen war und in täglichem Verkehr mit ihnen gelebt hatte. Er wollte seine jetzt nothwendige Fahrt nach Königsberg wieder mit der Post machen, mit der er gekommen war, diesmal jedoch widersetzte sich der Amtmann seinem Vorhaben.

Er schützte die große Kälte vor, er gab zu bedenken, daß ja der zugemachte Kutschschlitten von der seligen Frau Baronin Zeiten

noch im Schuppen stehe, daß er gut ausgebessert, daß die neuen Pferde stark und der Weg über das festgefrorene Haff für sie eine Kleinigkeit sei, da man sie obenein jetzt oft Tage lang müßig im Stalle stehen habe, weil ja leider aus dem Walde nichts zu holen sei; und wie das alles nicht verschlagen wollte, erklärte er rund heraus:

»Herr Baron, mit der elenden Postkarete muß man fahren, wenn man wie damals nicht anders kann, aber wir haben ja nun wieder einen guten Anfang gemacht …«

»Mit fremdem Gelde!«, fiel ihm Eberhard lachend ein.

»Wenn auch, Herr Baron, es geht doch vor den anderen nicht, wenn man eben doch anders kann! Es ist ja nur die Einstellung für eine Nacht in [2-114] Königsberg, und bezahlen müssen Sie die Post doch auch!«

»Herr Baron werden zu genau!«, schaltete Madame Wernicke ein.

»Darauf bilde ich mir etwas ein!«, scherzte Eberhard; aber er gab doch nach und ließ es geschehen, daß die sorgliche Frau ihm an dem nächsten Tage die Taschen des alten Kutschschlittens mit ihren selbstbereiteten Fleisch- und Backwaaren vollstopfte, als gälte es einen Zug in ferne Länder und nicht eine Fahrt von einem Tage.

Daß er wiederkommen, immer wiederkommen werde, so oft sein Dienst es zuließ, verstand sich für die beiden Alten ganz von selbst und verstand sich auch für ihn von selbst, als die Braun'sche unter ihrer Hausthüre ihm grüßend nachsah, als aus dem und jenem Hause ihm ein »Adjes!« und »Glückliche Reise!« nachgerufen wurde, und als der Junge der Braun'schen, der elend darniedergelegen hatte, als er gekommen, nun blitzschnell über den gefrorenen Boden neben seinem Schlitten herlief, weil er und kein anderer dem Herrn das Heck am Eingang des Dorfes öffnen mußte, das auch wieder aufgerichtet war und sich niet- und nagelfest in seinen Angeln bewegte.

»Sie hängen doch an uns und das muß erhalten werden!«, sagte

Eberhard zu sich selbst; und noch ganz mit Waldritten beschäftigt, langte er am Abend in Königsberg wieder in seiner kleinen Stube an.

Es war noch zeitig genug, den Freund in seiner Kaserne aufsuchen zu gehen. Sie hatten einander viel zu erzählen, viel Persönliches von einander zu erfahren, und doch galt die erste Frage Eberhards dem König und der Königin.

»Hast Du den König gesehen?«, erkundigte er sich.

Der Hauptmann bejahte das.

[2-115] »Wir haben, seit der König hier ist, schon dreimal Parade gehabt und bei achtzehn Grad Kälte, draußen exerzirt.«

»Und er war zufrieden?«

»Das sollt' ihm schwer geworden sein. Die Bataillone sind noch nicht komplet, die Neueingestellten nicht taktfest, nichts klappt. Staat ist mit uns noch nicht zu machen. Das Lagerstroh, das Bivouac, das Lazaret kommen bei den Kerlen noch überall zum Vorschein. Das sieht er natürlich so gut wie wir; aber besser als nach der Schlacht bei Friedland nehmen sie sich doch aus, und er hat gelernt, fünf grade sein zu lassen. Er hat gelobt, was zu loben war und verdient hatten wir's; denn was möglich war, das ist geleistet worden.«

»Und wie sieht er aus, der König?«

»Finster und in sich gekehrt, er hebt das Auge nur widerwillig auf. Sie sagen, er sei noch schweigsamer, noch kürzer im Reden geworden. Auch die Königin ist blaß, sie strahlt nicht mehr wie sonst. Unser Major — er ist aus dem Ermland und katholisch — sagte mit Recht: ›Sie sieht wie eine Mater Dolorosa aus, das Schwert im Herzen.‹ Aber sie gehen ins Theater, es wird Hof gehalten, sie tanzen auch wieder. Es werden immer Offiziere von den verschiedenen Regimentern dazu befohlen. Nächsten Sonnabend ist wieder Ball. Du wirst Dich ja präsentiren lassen, und zu Darners kommst Du doch wohl morgen.«

Eberhard antwortete nicht darauf. Der Hauptmann, der die Sache als selbstverständlich ansah, ließ sie auf sich beruhen. Er

erzählte, ohne daß ihn Eberhard darum gefragt, wie man im Darner'schen Hause einen herrlichen Sylvesterabend gehabt, den [2-116] Jahrestag von Franks erstem Begegnen mit Justine zu feiern; wie alle sich Eberhards Rückkehr freuten, wie Frank für ihn eingenommen sei, wie dieser die ganze Familie, ihn mit eingeschlossen, neugierig gemacht habe, die Waldritter Burg zu sehen.

»Uebrigens wirst Du Dich wundern«, schloß er, »wie das Fremdländische von ihnen abfällt, sie werden immer mehr zu Preußen. Bei Frank erklärt sich's durch die Frau, bei dem Vater durch seine Erfolge und durch die steigende Anerkennung, die er hier von Seiten der Behörden findet; die beiden Mädchen aber macht ihre Schwärmerei für die Königin zu den Unseren, und ich denke, wir helfen nach!«

»Das wirst Du allein besorgen müssen«, meinte Eberhard mit einem Gleichmuth, den er nicht in sich fühlte, »denn ich werde in diesem Winter nicht viel Zeit haben zu geselligem Verkehr. Ich muß sehen, daß ich vorwärts komme …«

»Um je eher, je lieber …« warf der Hauptmann dazwischen.

»In ein besoldetes Amt zu treten und da eine Karriere zu machen!«, ergänzte der Baron. Er brach dann rasch davon ab, sprach von seinen Waldrittener Angelegenheiten, von der Gesinnung, der er unter seinen Gutsnachbarn begegnet war, und erkundigte sich, wenn der wissenschaftliche Verein seine nächste Sitzung abhalte. Von den Darners, von dem morgenden Abend war nicht mehr die Rede. Jeder von den beiden Freunden wußte, was der Andere ihm nicht zu sagen, ihn nicht zu fragen für gut befunden hatte.

Eberhard hatte von dem Hauptmann kein Vertrauen empfangen mögen, das er nicht erwidern konnte, weil er vor dem Freunde nicht aussprechen und feststellen dürfte, was er in sich selber begraben [2-117] und vergessen wollte. Der Zwang machte Beide unfrei, und sie trennten sich bald.

Am folgenden Tag ging Eberhard zu Frank in das Komptoir, der

ihn mit offener Freude empfing. Auch Lorenz Darner nahm ihn gut auf, verwickelte ihn in eine Unterhaltung über die beiderseitigen Güter, und hielt ihn damit länger fest, als es sonst sein Brauch in der Geschäftszeit war. Es wurde dann zwischen den jungen Männern noch verabredet, den plötzlich unterbrochenen Unterricht in der Buchführung wieder aufzunehmen. Eberhard erbat und erhielt die Erlaubniß die Damen bald einmal zu besuchen; dann verließ er das Haus.

»So muß es ja sein!«, sagte er sich und konnte es doch nicht lassen, zu wünschen, daß es anders wäre.

Er war zufrieden, daß er viel zu thun hatte. Der Dienst nahm die Hälfte des Tages hin, am Abend hatte er sich in die neue Arbeit, die Akten lesend, hineinzufinden; dazwischen galt es, seine Vorgesetzten in ihren Wohnungen zu besuchen, der Comtesse Gottfriede seine Aufwartung zu machen. Aber wenn er bei seinen Akten saß, schwebte das Bild des geliebten Mädchens ihm vor; wenn er auf der Straße war, hoffte er, der Zufall werde es ihm entgegenführen, und wenn er sich dann auf den Weg machte, in das Darner'sche Haus zu gehen, sagte er sich: »Wie kann ich sie denn wiedersehen, ohne ihr zu sagen, daß ich sie liebe? Und was dann?«

Er konnte nicht mit sich ins Klare kommen. Bald wünschte er ihr gleichgiltig zu sein, um sich ihrer Nähe erfreuen zu dürfen, dann wieder nahm er sich vor, gar nicht mehr in das Haus zu gehen und es Frank ehrlich zu bekennen, weshalb er sich zu dieser Entsagung verdamme.

[2-118] In welchem Lichte jedoch mußte er dem Bruder erscheinen, wenn seine Leidenschaft ihn betrog, wenn Dolores ihn nicht liebte?

Dem Freunde, den er schätzte, an dessen Achtung ihm gelegen war, als ein eitler Fant zu gelten, war ihm eine widrige Vorstellung; und weshalb sollte er auf ein Glück verzichten, das vielleicht nur für ihn allein einen schmerzenden Stachel in sich trug? Sollte er sich des goldenen heißen Sonnentags nicht erfreuen,

weil am fernen Horizonte schwere Wolken schwebten, weil vielleicht ein Gewitter aufsteigen konnte in der Nacht?

Der ganze Selbstbetrug der Liebe war über ihn gekommen, und mit ihrem Scharfsinn suchte er die Gründe auf, dasjenige thun zu müssen, was nicht zu thun er für das Rechte hielt.

Sein bisheriger Verkehr mit Dolores war nicht über die Grenzen der gewöhnlichsten geselligen Höflichkeit hinausgegangen. Die anderen Gäste des Hauses huldigten den schönen Schwestern ebenso wie er: Nichts hatte ihm verrathen oder ihn zu glauben berechtigt, daß Dolores mehr Theilnahme für ihn hege als für die anderen Männer, und wenn es dennoch wäre, wenn er das Glück — das Unglück — gehabt hätte, ihr eine wärmere Neigung, eine Liebe, wie er sie fühlte, einzuflößen, war es dann nicht seine Pflicht, sie und sich zurückzuführen in die Bahn der Freundschaft, die ja eben jetzt die Gutgesinnten zu einander führen sollte, zu gemeinsamer Erhebung, in gemeinsamer Liebe und Hingebung an das Vaterland?

Wiedersehen mußte er sie in jedem Falle, da sie Beide in der Gesellschaft lebten; und Frank wußte es ja, Eberhard hatte es ihm absichtlich gesagt, daß er nur aus den adeligen Geschlechtern sich die Frau erwählen könne.

[2-119] Die Entbehrung, der Zwang, die er sich in diesen Tagen auferlegt, hatten sein Verlangen nach Dolores nur gesteigert. Wenn sie fühlte wie er — mußte sie nicht das Gleiche erdulden, ihn nicht der Kälte, der Berechnung zeihen? Und was sollten Darner, was Frank von ihm denken, wenn er sich jetzt, nachdem sie ihm einen wesentlichen Dienst geleistet hatten, plötzlich von ihnen zurückzog, die ihm so gastfreundlich ihr Haus geöffnet hatten?

Als er so weit gekommen war, an die Meinung und an das Urtheil der Anderen zu denken, hatte er mit seiner Meinung und seinem Urtheil bald gewonnenes Spiel. Er schalt seine Gewissenhaftigkeit elende Feigheit, und da an dem nächsten Tage die Sitzung in der Regierung, der er beizuwohnen gehabt, früher als gewöhnlich endete, begab er sich geradewegs nach dem

Darner'schen Hause.

Justine nahm seinen Besuch an, die beiden Mädchen waren bei ihr.

»Sie haben sich lang erwarten lassen, Herr Baron, zur Strafe dafür empfangen wir Sie in der größten Unordnung!«, rief sie ihm entgegen, auf allerlei farbige Stoffe und Nähgeräthschaften deutend, die auf dem Tisch und auf den Stühlen ausgebreitet lagen.

Sie reichte ihm die Hand, die er küßte.

Die Mädchen, die sich erhoben hatten, sagten ihm freundlich guten Tag.

Dolores räumte von dem zunächst stehenden Stuhle eine Rolle goldener Tressen, einen kleinen Kasten voll weißer Perlen fort, um Platz für ihn zu machen, und Virginie fragte, ob ihm denn am letzten Sonntage die Ohren nicht geklungen hätten, als sie Alle auf ihn gescholten, weil er nicht gekommen sei.

[2-120] Sie erzählte ihm, daß sich ein Frauenverein gebildet, der in den Kirchen die vernichteten Altäre wieder schmücken wolle, daß man mit der Schloßkirche begonnen habe, in welcher die Königin zuerst wieder dem Gottesdienste beigewohnt habe, daß man nun für die anderen Kirchen arbeite, und wie dann später auch die Strandwieker Kirche an die Reihe kommen solle, deren Patron ihr Vater, und in der auch Alles arg verwüstet sei.

Von Strandwiek kamen sie auf Waldritten zu sprechen. Sie wollten wissen, wie alt das Schloß sei. Justine fragte, ob keine Sagen und Märchen sich an dasselbe knüpfen, und von dem Waldrittener Schloß war für sie dann wieder nur ein Schritt zu dem königlichen Schlosse und zu der Königin, und zu deren Kindern und zu Allem, was man von ihnen gesehen und gehört.

Das war Alles so einfach, so natürlich. Das Herz ging ihm auf vor Behagen, unter dem fröhlich zutraulichen Geplauder. Wie hatte er ein solcher Thor sein können, sich so unnöthig zu quälen? Freilich, Dolores schwieg wie fast immer, wenn man sie nicht eigens ansprach. Aber weshalb sollte er sich ihrer und ihres Anblicks und ihrer Schönheit nicht erfreuen, wie er sich der

Rafael’schen Madonnen erfreut, die ja auch nicht sein eigen werden konnten, und die ihm doch als ein unverlierbarer Besitz in der Seele lebten?

Er ging befreiten Herzens von ihnen fort, und eine Reihe ruhiger Tage folgten für ihn diesem ersten Besuche nach seiner Rückkehr.

Hingenommen durch sein neues Amt, durch die adelige Gesellschaft, die sich um den Hof gesammelt hatte und in der ihm Anverwandte lebten, gleichfalls in Anspruch genommen, bei Hofe vorgestellt, be[2-121]schränkten seine Besuche im Darner’schen Hause sich ohne sein Zuthun; und wie glücklich es ihn auch machte, so oft er Dolores wieder sah, blieb ihr Verkehr ruhig und sein Gewissen frei.

Vierzehntes Kapitel

So war man bis zu dem ersten Sonntag im Januar des Jahres 1808 gekommen. Der Schnee lag eisern fest in den Straßen, funkelte auf den Dächern und funkelte an den kahlen Aesten der Linden vor Darners Haus, herabtropfend, wo das Sonnenlicht ihn streifte. Aber es war nicht das Schneegefunkel, nach welchem die Augen der Kirchgänger sich richteten, wenn sie auf ihrem Wege nach dem Dome oder nach der altstädtischen Kirche an dem Darner'schen Hause vorbeikamen; auch nicht zu den Steinfiguren blickten sie empor, die hatten ja dagestanden seit fast zweihundert Jahren. Nach den beiden weiß verhängten Fenstern im zweiten Stockwerk sahen sie hinauf und nach dem großen russischen Wappenschilde über der Eingangsthüre, das man in der Dunkelheit des gestrigen Spätnachmittags dort befestigt hatte.

Manch einer war eigens gegangen, es sich anzusehen; denn man hatte am Morgen beim Frühstück es in der Zeitung gelesen, daß Herr Frank Darner, der Kompagnon des Hauses Lorenz Darner, zum kaiserlich russischen Generalkonsul ernannt sei; und unter den Familiennachrichten hatte der kaiserlich russische Generalkonsul Frank Darner seinen Freunden und Bekannten die Mittheilung gemacht, daß seine [2-122] Frau am verwichenen Tage von einem kräftigen Knaben glücklich entbunden sei.

Das Letztere hatte man zu erwarten gehabt; indeß daß die russische Regierung, wenn sie nach dem während der letzten Monate erfolgten Tode ihres Königsberger Konsuls das bisherige Konsulat zu einem Generalkonsulat erhöhen wollte, mit demselben einen so jungen Mann wie Frank betraut, daß sie dazu Darner's Sohn und nicht den bedeutend älteren Sohn des verstorbenen,

hochverdienten Konsuls ausersehen, das war auch eine der Ungerechtigkeiten, die, wie man es aussprach, Darner zu seinem Besten, durch seine Freunde, auf Kosten Anderer herbeizuführen gewußt; und dies Mal glaubte man nicht zu irren, wenn man diese Gunst auf General von Strombergs Vermittlung zurückführte.

»Wissen Sie es schon?«, hatte der Eine den Andern gefragt, wenn man sich auf dem Wege oder bei dem Eintritt in den Dom getroffen.

Kollmann jedoch, der sich mit seiner Hausgenossin ebenfalls nach der Kirche begeben, den hatte Niemand darauf angeredet. Nur als nach der Predigt der Superintendent das Gebet für eine junge, der Gemeinde angehörige Wöchnerin und für deren Kind gesprochen, hatten Madame Armfield und andere Bekannte zu jenen Beiden in dem Kollmann'schen Kirchstuhl hinübergesehen. Die hatten es jedoch unbeachtet gelassen, und weder von Justinens Entbindung, noch von dem Generalkonsulat war zwischen ihnen die Rede gewesen, bis sie, aus der Kirche heimgekehrt, beim Frühstück saßen.

Erst als er das Glas voll alten Pontac geleert, das Madame Göttling ihm eingeschenkt und dargereicht hatte, sagte Kollmann:

»Das alte Willberg'sche Glück hängt doch an dem [2-123] Hause. Als ich's verkaufte, hätte ich nicht gedacht, daß Willberg's Enkel trotzdem in demselben geboren werden und noch weit weniger, daß dieser Enkel der Sohn eines Fremden sein würde.«

»Und wie das Alles wieder einmal zusammentrifft«, bemerkte die Göttling, »gerade zum Geburtstag des Enkels wird der Generalkonsul ernannt!«

»Die Ernennung wird wohl früher erfolgt sein«, entgegnete Kollmann, »man wird die Sache aber für sie als eine Ueberraschung zurückgehalten haben. Es macht auf diese Weise eine größere Wirkung.«

»Unterricht im Russischen haben alle seine drei Kinder gleich genommen, seit sie hierher gekommen waren«, sagte Madame Göttling. »Sie haben alle großes Sprachtalent.«

Keiner von den Beiden, nicht Kollmann, nicht die Göttling, hatten bei dem Gespräch die Namen der Personen, von denen sie redeten, über die Lippen gebracht.

Kollmann ließ die Bemerkung fallen und verzehrte seine Mahlzeit. Er hatte gealtert, mehr als die Zeit es nöthig gemacht, die nach dem Tode seiner Frau verflossen war. Der Gram um diese, die Sorgen welche das Geschäft ihm auferlegt, hatten den an ein sicheres Dasein, an ein Arbeiten in geregelten Verhältnissen gewöhnten Mann stark mitgenommen. Sein Haar war weiß geworden, seiner Stirne, seinen Wangen hatten sich tiefe Furchen eingeprägt, und es lag gerade jetzt eine Geschäftswandlung vor ihm, die vollzogen und in den nächsten Tagen bekannt gemacht werden mußte, so schwer er sich dazu entschloß.

Die Rigenser Kommandite mußte aufgelöst werden. Nach den großen Verlusten, welche man dort und hier erlitten, war es nicht möglich, das alte Kollmann'sche Stammgeschäft mit verhältnißmäßig sicherem [2-124] Erfolg fortzuführen, wenn man nicht die Betriebsmittel desselben zusammenzog. Daß man genöthigt war, dies kund zu geben, war keine Verstärkung für den Kredit des Hauses, wenn schon der Augenblick insofern günstig gewählt war, als man das berechtigte Verlangen des Vaters, den Sohn in das vereinsamte Haus zurückkehren zu lassen, zum Deckmantel benützen konnte.

Es war eine kleine Pause entstanden.

Das russische Generalkonsulat lag Kollmann schwer im Sinne. Er machte es sich zum Vorwurf, daß er nicht an das vakant gewordene Konsulat gedacht, daß er es nicht für sich oder für John zu erlangen getrachtet. Es hätte gut fortgeholfen über dessen beabsichtigte Zurückberufung! Weil aber Niemand sich gern eines Fehlers zeiht, wäre es auch nur einer Unterlassungssünde, so sagte Kollmann sich bald, daß der Anstand und die Rücksicht auf den verstorbenen Konsul und auf dessen Sohn es für ihn nicht thunlich gemacht, selbstbegehrend dazwischen zu treten. Von dieser Ansicht bis zu dem Schlusse, daß es überhaupt nicht anständig gewesen

sei, das alte Haus der Reissinger seines Konsulates zu berauben, war der Weg nicht weit; und ebenso nahe wie allen Anderen lag auch Kollmann der Gedanke, daß General von Stromberg die Hand bei der Angelegenheit im Spiele gehabt haben werde.

»Wer in unserer jetzigen Welt auf Anstand oder gar auf Freundschaft und Dankbarkeit rechnet, macht eine falsche Spekulation!«, sagte er, seinen Gedanken Worte gebend, während er sich von der Mahlzeit erhob.

»Wem sagen Sie das?«, seufzte Madame Göttling.

Der Ausruf machte ihn erst darauf aufmerksam, daß er laut gesprochen, und weil er seiner Gefährtin [2-125] den wahren Grund seiner Verstimmung nicht preisgeben wollte, sagte er:

»Meine selige Frau hat von General von Stromberg so viel gehalten. Wie einen Angehörigen hat sie ihn behandelt, und er war ja auch ein liebenswürdiger Mann, weitaus der angenehmste von allen Offizieren, die wir im Hause gehabt haben; aber wie kühl ist er hinweggegangen über den Tod meiner Frau in dem Empfehlungsbriefe, den er seinem Neffen mitgegeben hatte. Und der junge Mann, den man doch freundlich genug aufgenommen, läßt sich auch selten einmal blicken, wenn man ihm nicht immer eine Einladung zugehen läßt.«

Madame Göttling zuckte die Schultern.

»Lieber Gott«, meinte sie, »die Jugend hält zur Jugend, und im Grunde that das trotz seiner fünfzig Jahre auch der General. Er war von Anfang an Justinens eifrigster Verehrer!«

Nun war das Eis gebrochen, der Name genannt, dennoch ging Kollmann nicht darauf ein. Er war verstimmt, und daß er etwas wie eine Klage über Vernachlässigung hatte laut werden lassen, verdroß ihn noch mehr. Er zündete sich im Nebenzimmer eine Pfeife an und ging darnach hinaus.

Madame Göttling blickte ihm mit Besorgniß nach. Er ließ sich zusammenfallen, wenn er sich unbeachtet glaubte, so gut er vor Dritten auch seine ruhige Würdigkeit behauptete. Kollmann that ihr leid.

Wie sie diese Empfindung inne wurde, erschrak sie vor derselben, sie sah sich um, ob Niemand da war; gerade als hätte sie laut ausgesprochen, was sie doch kaum sich selber eingestehen mochte. Aber es war einmal nicht anders. Kollmann und auch sie paßten nicht für diese Zeit. Die Zeit forderte, [2-126] wie sie meinte, andere Gesinnungen, andere Kräfte, festere, härtere Herzen, Herzen, die vergessen konnten! Sie, ach sie konnte es nicht, am wenigsten in der Zurückgezogenheit, in der sie lebte!

Sie dachte an Justinens Wochenstube, an Justinens Kind. Welche Freude mußte heute dort herrschen? Die Augen wurden ihr feucht. Sie nannte sich schwach, charakterlos, weil sie die Liebe nicht vergessen konnte, die sie gespendet, während sie dieselbe vergessen glauben mußte von denen, welchen sie zu Theil geworden war. Sie hätte dort sein mögen, dort — wo sie die harte Selbstwilligkeit des Hausherrn im gegebenen Falle unertragbar gefunden. Sie verstand das nicht in sich, denn sie unterschätzte die Macht gewohnter Liebe und die gewaltige Anziehungskraft des Glücks und des Erfolges. Sie hätte sich so gern mit den Glücklichen gefreut; auch um diese selbstloseste Freude hatte Darner sie gebracht.

Das Herz war ihr zu schwer, sie konnte nicht allein bleiben, und nachdem sie die nöthigen Anordnungen für das Haus getroffen, hing sie den Pelzmantel um und ging zu Madame Armfield, sich von Allem, was sie drückte, frei zu sprechen vor dieser Freundin des Kollmann’schen Hauses. Sie war ihr mit ihrer Gottergebenheit und Theilnahme zu einer wahren Stütze geworden, seit sie sich von ihren bisherigen Lebensgenossen getrennt hatte, um ihr Gewissen zu wahren und nicht etwa noch ein Mal die Mitschuld an Darners Härte tragen zu müssen.

[2-127]

Fünfzehntes Kapitel

Um dieselbe Stunde saß Darner, den Sohn erwartend, in dem Privatkabinet hinter dem Komptoir. Der Jahresabschluß war gemacht, die Bilanz gezogen. Er hatte sich die Bücher vorlegen lassen. Die Handlungsgehilfen hatten das Geschäft bereits verlassen, die kleine Sonntagsarbeit war gethan. Es war still in dem Raum, der, nach dem engen Hof hinaus liegend, wenig abbekam von dem hellen Lichte des Tages; aber um so heller leuchteten die Augen des Vaters und des Sohnes, als dieser mit den Worten: »Verzeihen Sie, Vater, daß ich Sie warten lassen!« eilig in das Kabinet trat.

»Was macht der Junge?«, fragte Darner.

»Er thut seine Schuldigkeit wie ein echter Darner!«, lachte Frank. »Justine hat ihn angelegt, und er hat sich nicht erst bitten lassen, er hat herzhaft zugegriffen, daß es zu sehen eine Lust war!«

»So wird die Dynastie bestehen, wie sie gegründet, mit entschlossener Kraft; er ist auf seidenem Pfühl geboren, Du auf hartem Stroh. Erzieh ihn hart fürs Stroh, und dem Geschlecht werden die seidenen Kissen künftig auch nicht fehlen!«, meinte der Großvater, und aus dem bei ihm seltenen Scherze klang seine Mahnung ernsthaft hervor. Dann, ohne des Sohnes Antwort abzuwarten, auf das Hauptbuch hinweisend, setzte er hinzu:

»Die Sache stellt sich, wie ich es erwartet; um einen starken Vorstoß mit Sicherheit machen zu können, sind wir genöthigt gewesen, im entscheidenden Augenblick zurückzugehen. Wir sind stark engagirt, indeß mehr als unsere gewohnten Kredite haben wir nirgends in Anspruch genommen und haben die, [2-128] welche wir sonst hier und auswärts gewährt, auch jetzt bewilligt.«

»Aber die Verluste sind groß!«, bemerkte der Sohn.

»Neulingssorge! Allerdings, es ist viel Geld verloren, aber das wahre Machtmittel ist nicht nur unangetastet, sondern erhöht. Daß wir, den baaren Verlust nicht achtend, realisirt, was zu realisiren war, daß wir eben dadurch, ohne erhöhte Hilfe von außen, fortgearbeitet in der Krisis, von der wir hier betroffen worden, das hat das Vertrauen in unser Haben und Können hier und auswärts gesteigert, und das Generalkonsulat ist auch Kapital, ist Kredit und — Einfluß, wenn man ihn zu brauchen weiß wie Joannu den seinen in Petersburg und bei der Pforte. Er spannt die Arme weit und sicher von seinem Zentrum aus. Du mußt nach Petersburg, sobald Justine wieder völlig rüstig und der Junge getauft sein wird.«

Es war von dieser Reise schon vorher, bald nach dem Friedensschlusse, die Rede gewesen. Sie hing mit Darners Gedanken über ein Zusammenwirken der großen Firmen im Osten von Europa und über dessen Grenzen hinaus zusammen, mit jenem Plane, welchen er dem Sohne vor Jahresfrist, am Tage vor der Schlacht von Eylau entwickelt. Er war von demselben nicht entwegt worden durch die Ereignisse, welche dazwischengetreten waren, wenn schon sie ihn gehindert hatten, der Ausführung wesentlich näher zu treten.

Er kam auch jetzt wieder mit der ihm eigenen klaren Bestimmtheit darauf zurück und gedachte dabei in erster Linie der noch fester zu knüpfenden Verbindung mit dem Hause von Philippos Joannu, eines seit langen Jahren in Petersburg bestehenden [2-129] griechischen Bankhauses, dessen gegenwärtiger Inhaber Generalkonsul der Türkei war. Einen seiner Söhne hatte er in Konstantinopel, den andern in Venedig festgesetzt. Das Haus in Konstantinopel vermittelte den ganzen Bernsteinhandel nach dem Orient, während Philippos Joannu selber, als einer der reichsten Kaufleute von Petersburg, an der Newa den Mittelpunkt des Hauses bildete. Darner hatte ihn, noch ehe er sich in Königsberg niedergelassen, in Holland persönlich kennen lernen, ihn später in

Petersburg besucht, und wiedergesehen in Paris.

Darner wußte, daß die Meinung seines Sohnes mehr auf den Handelsverkehr mit dem Westen als auf den Osten gerichtet war, und Frank sagte denn auch unumwunden, er glaube, daß bei der zurückgebliebenen Entwicklung Rußlands auf ein ersprießliches Zusammengehen mit den russischen Handlungshäusern nicht zu rechnen sei. Er habe kein Vertrauen zu dem Erfolg der Petersburger Reise.

»So unternimm sie ohne Vertrauen und setze Alles daran, den guten Erfolg zu erreichen, an dem Du zweifelst. Gerade wo für die Kultur eines Landes, für seine kommerzielle und industrielle Entwicklung noch Alles zu thun ist, wo der ganze, allseitige Reichthum eines solchen noch völlig brach liegt und ungehoben ist, da ist etwas zu machen. Du hast Dich dorten mit offenen Augen umzusehen; das Uebrige, mein Freund, ist meine Sache, darum sorge Du doch nicht!«, entgegnete ihm der Vater mit der befehlenden Kürze, welche Frank schon zum öftern kränkend und schwer zu ertragen gefunden hatte, wenn sie ihm im Beisein seiner Frau entgegengetreten war. Heute verletzte sie ihn mehr als je, doch schwieg er einen Augenblick vor dem Befehl; dann sagte er:

[2-130] »Gewiß, ich werde gehen und thun, was ich kann, aber …«

»Was soll dies Aber?«, herrschte der Vater.

»Es soll Sie bitten, mich zu hören, Vater!«, antwortete ihm Frank, jetzt plötzlich entschlossen, mit gleicher Bestimmtheit, und sich zusammennehmend fügte er hinzu: »Ich habe es bisher als meine alleinige Aufgabe erachtet, Ihnen zu dienen und zu gehorchen, indem ich mich unbedingt der Einsicht unterordnete, die uns Alle auf den Boden gestellt hat, auf welchem wir neben Ihnen in Ehren stehen. Grade heute habe ich Ihnen wieder für die Würde zu danken, welche der Kaiser von Rußland Ihrem Verdienste ertheilt und die Sie auf mich haben übertragen lassen. Aber in dem Augenblick, in welchem man mir gestern meinen Sohn in die Arme legte und der Junge, ohne es zu wissen, in

tastender Bewegung seine Hände zu mir erhob, da habe ich empfunden — verzeihen Sie mir, wenn ich es Ihnen gerade jetzt bekenne — daß ich fortan nicht nur Ihr Sohn, sondern auch meines Sohnes Vater zu sein habe. Selbst Ihnen darf ich mich nicht mehr gegen meine eigene Ueberzeugung unterordnen. Ich habe in der glücklichen Lage, die Sie uns geschaffen, für meinen Sohn, für meine Familie einzustehen, wie Sie es in dem Kampfe um das tägliche Brod für mich gethan. Ich setze mein Kapital, meine Arbeitskraft in das Geschäft; und ich wiederhole es Ihnen, der Richtung nach dem Osten folge ich ohne Zutrauen und also widerstrebend.«

Darner hatte sich in seinem Armsessel nach dem vor ihm stehenden Sohne hingewendet und, den Kopf auf den linken Arm gestützt, ihn ruhig vollenden lassen, während er ihn mit festem Blicke maß.

Frank hielt demselben stand.

[2-131] »Willst Du Deine Einsicht und Erfahrung neben die meinen stellen?«, fragte der Vater, das Auge nicht von ihm lassend.

»Für so thöricht können Sie mich nicht halten«, entgegnete Frank, »ohne mir Unrecht zu thun.«

»Oder glaubst Du vielleicht, meine Sorge gelte Deinem Sohne weniger als Euch? Glaubst Du, er sei nicht ebenso mein wie Dein, wie …«

»Nein, mein Vater, das ist er nicht«, fuhr Frank heftig auf, »er ist mein, er ist Justinens Sohn, unser Sohn allein! Wie sehr wir Beide auch mit Erkenntniß und von Herzen Ihre Kinder sind!«, setzte er begütigend hinzu.

Darner stand auf und trat ihm finster gegenüber.

»Zürnen Sie nicht«, rief Frank; »ich bin in meinem Leben an eine Grenzscheide gekommen, an die ich nicht gedacht, bevor ich an ihr gestanden habe. Die Vaterpflicht, dies neue, mich überwältigende Gefühl, fordert meine Mündigkeit noch in ganz anderem Sinne, als das Gesetz sie mir zuerkennt und Sie mir bisher dieselbe eingeräumt. Sie haben mich ohne mein Verdienst zu

Ihrem Partner gemacht, haben mich mein Haus begründen lassen in Ihrem Hause, und meine Frau hat in Ihnen einen Vater gefunden, den sie liebt, weil sie ihn verehrt. Aber es hat mich oft verletzt, wenn Sie über mich in ihrer Gegenwart verfügt, als wäre ich ein Kind, ein Knabe. Kann sie mich auf die Länge lieben, wenn sie mich in der Willenlosigkeit vor Ihnen sehen muß? Ich stehe mit meinem Bewußtsein heute in dem Beginne einer für mich neuen Zeit, meine Zukunft entscheidet sich heute. Wenn mein Sohn, wenn mehr Kinder mir erwachsen, wie sollen sie den Vater achten, dem man unbedingt [2-132] befiehlt, der gegen seine Ansicht blind gehorchen soll? Ich bin kein …«

Das Wort, das seine heftig erregte Leidenschaft ihm auf die Lippen drängte, erstarb ihm auf denselben. Er hielt erschreckend inne.

»Vollende!«, sagte Darner tonlos. »Du bist kein Höriger, wolltest Du mir sagen!«, und Beide schwiegen sie.

Darner war blaß geworden, seine Züge verriethen den Kampf in seinem Innern. Auch er stand vor einer Grenzscheide in seinem Lebenswege, auf die er nicht gerechnet hatte; sein Sohn, sein Geschöpf in jedem Sinne, sein eigen Blut lehnte sich gegen seinen Willen auf.

Sein eigen Blut!

Er war weicher gestimmt gewesen, als er sich je gefühlt, gestern, als er mit Frank an die Wiege seines Enkels getreten. Den Fortführer seines Namens, seines eignen Ichs, den Erben seines Blutes hatte er in dem hilflosen Geschöpf mit Freude gesehen, mit einer Art von Ehrfurcht betrachtet; und der fertige Mann, der vor ihm stand, sein reif gewordener Sohn mußte ihn daran mahnen, daß auch er seines Blutes, daß er einem Vater entsprossen sei, der Leben an Leben gesetzt, sich der Knechtschaft, der Hörigkeit zu entreißen!

Von des eigenen Sohnes Knaben, von seinem Enkel, hatte er gesprochen, wie die Herren von Ringking von ihm zu seinem Vater geredet haben mochten, wie von einem für sie erzeugten, ihnen

geborenen Hörigen.

Wie war das möglich gewesen? Wie durfte er sich wundern, wenn Frank, wenn seines in Freiheit erzogenen Sohnes Blut sich dagegen empörte, wie sein eigenes es einst gethan?

[2-133] Mit Blitzesschnelle flogen diese Gedanken ihm durch den Sinn, und fest und streng sich selbst beherrschend, wie er die anderen beherrschte, war in ihm rasch der schwere Kampf vollendet.

Während Frank in seiner liebenden Verehrung noch nach dem Worte suchte, mit dem er sich dem Vater wieder nähern konnte, reichte dieser ihm beide Hände hin.

»Ich war im Unrecht gegen Dich, mach mich's vergessen, daß Du mich einmal mahnen mußtest an Dein Recht!«, sagte er — und hingerissen von des Vaters freier Größe, küßte der Sohn die Hand, die jener ihm geboten.

Darner fuhr sich über das Gesicht, Frank sollte nicht sehen, daß die Augen ihm feucht geworden waren.

»Nicht doch«, sprach er, »willst Du zum Knaben werden, nachdem Du Dein Mannesrecht gewahrt?«

»Sie werden mich mehr als je Ihnen gehorsam finden!«, gab Frank zurück.

»Das wird Dir gehorsame Kinder erziehen«, sprach Darner lächelnd, »und nun kein Wort mehr davon! Laß uns hinaufgehen und hören, ob ich Justine und den Jungen sehen kann.«

»Dolores war bei ihr im Zimmer, als ich herunterkam, und versunken in des Kleinen Anblick. Da sie das Kind nicht küssen konnte, küßte sie mich mal auf mal.«

Darner nickte dazu.

»Das Kind wird ihnen Lust zum Manne und zur Ehe machen, und das paßt mir! Schließ die Bücher ein und schließe das Komptoir, ich erwarte Dich bei Dir!«

Sechzehntes Kapitel

Es war still oben in den Stuben wie in einer Kirche. Um jede Störung von Justine fern zu halten, hatte man die Hausklingel fest gebunden und den Hausknecht als Thürwächter gesetzt.

Virginie, die während des Wochenbettes der Schwägerin die Hausfrau machen sollte, weil sie die thätigere der beiden Schwestern war, hatte sich in dem Nebenzimmer der Wochenstube niedergelassen, um bei jedem Anlaß sofort zur Hand zu sein.

Sie gefiel sich sehr in ihrer neuen Würde, hatte auch große Freude an dem Kinderhäubchen, daß sie für den Neffen zu seiner Taufe stickte; aber trotz ihrer Emsigkeit konnte sie es doch nicht lassen, von Zeit zu Zeit zum Fenster hinauszugucken, um zu sehen, wie die Vorüberkommenden das neue, hell glänzende Konsulats-Wappen an ihrem Hause betrachteten.

Unten in dem Wohnzimmer des ersten Stockes saß Dolores vor dem hell flackernden Feuer des Kamins und sah still träumend in die Gluth, ein Lächeln auf den Lippen. Das Buch, in welchem sie gelesen, hielt sie noch in der Hand. Die Uhr auf dem Simse des Kamins schlug die Mittagsstunde.

»Ob er wohl heute kommen wird?«, fragte sie sich, denn Eberhard pflegte, namentlich wenn er in der Woche nur zu seiner Lektion bei Frank gewesen, und behindert war, am Sonntagabend zu kommen, Justine am Sonntagvormittag einen Besuch zu machen, wobei denn Frank nicht fehlte und auch der Hauptmann, von der Parade kommend, sich gelegentlich einzustellen pflegte.

[2-135] Sie trat ans Fenster, sah nach der Uhr, als hätte sie sie nicht eben schlagen hören, setzte sich dann wieder auf ihren Platz am Feuer, nahm das Buch wieder auf, begann wieder zu lesen,

indeß sie war nicht mit dem Herzen dabei. Das Kind lag ihr immer im Sinne. Sie sah es beständig vor sich, und sie hätte es gar zu gern dem Baron gezeigt. Aber — die Uhr schlug halb!«

»Jetzt kommt er nicht mehr!«, rief sie und stand auf, um hinauf zu Virginie zu gehen, denn an anderen Besuchern war ihr nichts gelegen; die konnten in Gottes Namen abgewiesen werden, wenn sie sich einstellen sollten. Da, grade als sie die Thüre aufmachte, um das Zimmer zu verlassen, stand er vor ihr.

»Verzeihen Sie, daß ich unangemeldet komme«, sagte er, »der Mann wollte seinen Posten unten an der Thüre nicht verlassen, und ich sah sonst Niemand von den Leuten.«

»Aber Sie wissen es schon?«, rief sie ihm entgegen.

»Deshalb kam ich eben, ich wollte Ihrem Bruder gratuliren zu dem kleinen Lor …«

»Ach! Sagen Sie den Namen nicht! fiel Dolores ihm mit abwehrender Bewegung in das Wort.

»Nun! anders kann er ja gar nicht heißen!«, meinte Stromberg, verwundert über ihre Scheu.

»Gewiß nicht! aber aussprechen müssen Sie den Namen nicht, ja nicht!«

»Und warum denn nicht?«, fragte er noch einmal.

Sie sah ihn mit ihren großen dunkeln Augen ernsthaft an und sagte halblaut, als dürfe kein anderer es vernehmen:

»Wenn man den Namen eines Kindes nennt, ehe es getauft ist, dann hört ihn der Tod — und [2-136] kann es rufen! — Ach, und Sie können sich gar nicht denken, wie entzückend er ist! Haben Sie denn schon einmal ein ganz kleines Kind gesehen?«

Er verneinte es. Sie wollte weiter sprechen, hielt jedoch inne, als merkte sie erst jetzt, daß sie Beide immer noch an der Thüre standen, und ihn um Entschuldigung für ihre Achtlosigkeit bittend, setzte sie sich in den Armstuhl, den sie vorhin innegehabt hatte, und nöthigte den Gast, ihr gegenüber Platz zu nehmen. Dadurch war sie aus ihrem Zug und in Verlegenheit gekommen, denn sie war es nicht gewohnt, selbstständig Besuche anzunehmen. Es war

das erste Mal, daß sie allein mit Stromberg war.

Das entging ihm nicht; und um ihr wieder zu der Unbefangenheit zu verhelfen, die doppelten Reiz für ihn hatte, weil sie sonst immer schüchtern gegen ihn gewesen war, sagte er:

»Sie haben mir aber etwas von Ihrem neuen Neffen erzählen wollen, und das möchte ich doch nicht entbehren, Senora Dolores!«

»Ach«, meinte sie, »für Sie ist das ja nicht Besonderes, denn wenn Sie auch wie ich noch kein solch kleines Engelskind gesehen haben, so haben Sie sich ja das Alles gewiß längst gedacht und auch gelesen. Aber wie Frank mich an die Wiege brachte und den Vorhang zurückschlug, und ich das kleine Köpfchen in den Kissen sah und die Hand leise darauf legte — Sie können sich nicht denken, wie weich und wie sanft und wie warm es war. Und wie ich den leisen Pulsschlag fühlte, da — ich will's lieber nicht sagen, denn Sie werden wie Virginie sprechen: ›Wo sich alle Anderen freuen, fängst Du zu weinen an!‹ Ich konnte aber nichts dafür; ich mußte weinen.«

[2-137] »Sie haben geweint vor Freude! Das ist ja so erklärlich!«, bedeutete er sie.

»Ja, und vor Rührung; denn wie er so vor mir dalag, und ich hinüberblickte zu Justine, die sehr blaß und doch ganz verklärt aussah, da fielen mir die Verse ein, die Verse aus der Glocke, die ich zuerst von Ihnen gehört und seitdem immer wieder gelesen habe:

›Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
Die heitern und die trüben Lose,
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —‹

und da konnte ich mir nicht helfen!«

Sie machte eine unwillige Bewegung mit dem Kopfe, als wäre sie unzufrieden mit sich, fuhr sich mit der Hand über die Augen und sagte:

»Sehen Sie mich nur gar nicht an! Ich komme heute aus der Rührung, aus dem dummen Weinen nicht heraus; und ich bin doch kein kleines Kind!«

»Nein!«, rief er, aufstehend wie sie und sie bei der Hand festhaltend und nahe an sich heranziehend, da sie sich von ihm wendete, »nein, kein Kind, aber die Natur des Weibes, wie es aus der Hand des Schöpfers gekommen ist, in all seiner reinen Heiligkeit und Schönheit. Weinen Sie Ihre Freudenthränen ohne Scheu; die sammeln die Engel mit stiller Hand und flechten sie einst als Krone in ihr Haar!«

»Ich sag's ja auch nur zu Ihnen!«, sprach sie leise, indem sie, ohne sich von ihm zu entfernen, die Augen sanft zu ihm erhob, »denn die Anderen —«

Franks rasches Herankommen unterbrach sie.

»Sprechen Sie nichts mehr davon!«, bat sie, »nichts mehr!«, während Eberhard, sich fassend, dem [2-138] Freunde die Hand reichte und ihm sein: »Glück auf, Herr Vater und Herr Generalkonsul!«, entgegen rief.

Dolores hatte sich still entfernt.

Frank schlug in die dargebotene Rechte freudig ein. »Ja!«, entgegnete er; »es ist viel Glück auf einmal über mich gekommen; aber ich denke, ich will's verdienen. Zunächst freilich wird das Konsulat mich wohl von meiner Frau und meinem Sohne trennen.«

»Weshalb das?«

»Ich muß, mich den Behörden persönlich vorzustellen, und auch in Geschäftsangelegenheiten nach Petersburg, sobald meine Frau wieder völlig bei Kräften sein wird. Ich denke mit dem Frühlingsanfang reisen zu können und hoffe nicht allzu lange fern bleiben zu müssen. Sie sollten mit mir gehen, Baron! Petersburg lohnt gewiß der Mühe, und mein Wagen hat Platz für uns Beide.«

»Die Aussicht wäre verlockend genug, wäre ich nicht durch meine Stellung gebunden. Gewinne ich im Lauf des Jahres in den Ferien eine Zeit, über die ich frei verfügen kann, so wissen Sie, wo ich die zuzubringen habe.«

»Mich hat es überhaupt gewundert«, meinte Frank, »daß Sie in den Staatsdienst getreten sind, bei der Liebe, die Sie für Waldritten hegen.«

»Es ist unter uns ein Familienbrauch, dem Staat zu dienen, und diese Bräuche werden zu bindenden Verpflichtungen mit der Zeit!«, entgegnete ihm der Baron. »Sie haben sich angezogen gefühlt von den Bildern meiner Vorfahren und ich selber blicke gern und mit Erhebung auf sie zurück; aber nicht nur noblesse oblige! — Unsere Ahnen verpflichten uns auch, und wenn ich auch darauf rechne, später als freier Mann auf meinen Gütern zu leben, mochte ich [2-139] nicht der erste Besitzer von Waldritten sein, der nicht den Hohenzollern diente. Sie begreifen das und können es nicht tadeln!«

»Ob ich es begreife? Und wie sollte ich tadeln, daß Sie ganz sein wollen, was Sie sind! Trotzdem finde ich es bequem, ohne hemmende Rücksicht, einzig auf sich gestellt zu sein, wie ich es bin: Freier Herr über mich und mein Thun, freier Herr, zu kommen und zu gehen, freier Herr in meinem Hause!«

Und wie er das gesprochen hatte, fiel es ihm ein, daß er eben erst vor einer Stunde diese Freiheit seinem Vater gegenüber schwer genug zu behaupten gehabt und daß sie an der Natur seines Vaters immer ihre Grenze finden würde. Er verstummte plötzlich.

Eberhard wußte sich das nicht zu deuten. Er wollte aber die Unterhaltung nicht ins Stocken kommen lassen und warf aufgeregt, wie er war, die Phrase dazwischen:

»Sie halten es mit dem englischen my house is my castle! Und einfach, wie die Worte sind, schließen sie die ganze Selbstherrlichkeit des freien Mannes in sich. England hat mir durch seine Institutionen einen mächtigen Eindruck gemacht. Wir haben noch zu erstreben, was sie dort seit hunderten von Jahren als unantastbare Rechte besitzen. Dennoch, daß ich es Ihnen gestehe, hat es mich im ersten Beginne unserer Bekanntschaft befremdet, daß Sie sich mehr als Engländer denn als Deutschen fühlten. Ich habe das für Sie und mich beklagt, da ich an unserem Vaterlande

hänge. Es beraubte uns eines gemeinsamen Gefühls.«

»Ich bin in Helgoland geboren, in England auferzogen!«, gab Frank ihm erklärend zu bedenken.

»Das habe ich mir damals selbst gesagt, mein [2-140] Freund! Sie hatten keine Heimat, konnten kein Heimatsgefühl, keine Vaterlandsliebe kennen, denn Ihre Eltern hatten keine erfreuende Erinnerungen an das Land, in welchem sie geboren worden waren. Ihres Vaters Weg ist dann durch die weite Welt gegangen, Ihrer Schwestern Wiege stand jenseits des Ozeans.«

»Aber«, fiel Frank ihm ein, »die Wiege meines Sohnes steht hier in dem Hause und an der Stelle, an welcher meine Frau das Licht erblickt, in ihrem alten Stammeserbe. Das ändert Alles! Mein Sohn und seine Mutter haben mir ein Vaterland gegeben! Und ich denke, ein Stammeserbe soll es bleiben, dies alte Haus, auch für uns, das neue, hier zu Bürgern gewordene Geschlecht. Uebrigens irren Sie darin nicht, daß ich mich früher nur als Engländer gefühlt habe. Erst an dem Tage, an welchem wir hier in der brennenden Stadt die Franzosen vor den Thoren hatten, in der schweren gemeinsamen Noth habe ich empfunden, daß ich hier Wurzel geschlagen hatte, daß ich auch mit dem Herzen das Schicksal meiner neuen Heimat und ihres Königs theilte. Er hat ein Vaterland, er soll ein guter Preuße werden, der Bursch da oben, und, wie heut mein Vater sagte, der Fortführer einer kaufmännischen Dynastie von guten Bürgern.«

»Also Landsleute, Gutsnachbarn und Freunde! Was wollen wir mehr!«, rief Eberhard mit dem Wohlgefallen, das er an Frank von Anfang an gefunden; »und«, fügte er dann lächelnd hinzu: »daneben dynastische und aristokratische Gedanken und Gelüste unter Ihnen, grad' wie unter uns!«

Frank nahm das ebenso heiter auf. »Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück«, sagte er: »Wollen Sie das tadeln?«

[2-141] »Im Gegentheil, ich lobe es durchaus! Denn wenn jeder Stand sich als solcher in seiner Bedeutung und Würdigkeit empfindet und, mit Selbstachtung in sich beruhend, die gleiche

verdiente Achtung auch von den anderen Ständen fordert und erhält, so sind wir auf dem Wege zu der allein möglichen, wahren Gleichheit der Stände, die ganz etwas Anderes ist als jene sogenannte Gleichheit, mit welcher man von jenseits des Rheins die Welt zu beglücken gedenkt, indem man Alle gleichmäßig unterjocht und plündert. Aber so Gott es will, wird der Tag kommen« und seine Augen leuchteten, als er das sprach — »der Tag wird kommen und sein Morgenroth dämmert schon in vielen Herzen auf, der dieser Tyrannei ein Ende macht.«

»Wovon sprechen Sie?«, fragte Frank, von den letzten Worten offenbar betroffen.

Eberhard schien unsicher, ob er fortfahren sollte. Frank, überall auf das Thatsächliche gestellt, verlangte noch ein Mal nach weiterer Erklärung.

»Nun denn!«, sagte Eberhard, »haben Sie sich nicht gesagt, daß eine Unterjochung der Völker, wie Bonaparte sie ausführt, nicht möglich sein würde, wenn die innere Untüchtigkeit derselben sie ihm nicht erleichtert hätte? Wir sind nicht mehr die Söhne Hermanns, die Deutschen, welche die römische Weltmacht aus unseren Grenzen vertrieben und den Anfang gemacht mit der Zerstörung der römischen Kaisertyrannei; nicht mehr die Deutschen, die vor dreihundert Jahren sich der Tyrannei der römischen Kirche widersetzten. So oft mein Auge auf das Bild meines Ahnherrn fällt, mahnt es mich daran! Wir haben verlernt, der Wahrheit zu dienen. Der Erfolg der Tyrannei hat uns in uns selbst erniedrigt. [2-142] Wir haben verlernt zu hassen, zu verfluchen und unser Leben an unsere Ehre zu setzen, denn —«

»Weshalb vollenden Sie nicht?«, fragte Frank.

»Weil es thöricht ist, in Worten zu phantasiren, wenn man, wie ich, noch nichts geleistet hat, das den Glauben an des Menschen Thatkraft giebt. Aber ich wollte, daß er noch lebte, der Dichter des Tell! Ich wollte, Sie hätten wie ich das unvergeßliche Glück gehabt, von seinem Munde die mahnenden Worte zu vernehmen:

›Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Dort sind die starken Wurzeln deiner Kraft!‹

»Und Sie fürchten nicht«, wendete Frank ihm ein, »daß diese streng abgegrenzte Vaterlandsliebe den Sinn und das Herz des Menschen verenge? Ob Pfahlbürger, ob Bürger eines kleinen, eines großen Staates — eine Beschränkung bleibt es doch immer neben dem Weltbürgerthum, und selbst neben dem Christenthum, das die Menschen in eine große brüderliche Gemeinschaft vereinigt zu sehen begehrt.«

Er hatte den letzten Beweggrund herangezogen, als hoffe er, eben mit diesem auf den Baron den wirksamsten Eindruck zu machen.

Indeß Eberhard blieb bei seinem Sinne. »Das Alles hat seine Schranken, mein Freund!«, sagte er. »Es ist nicht weit her, mit dem sogenannten Kosmopolitismus und Weltbürgerthum. So wenig der Einzelne sich aufgeben und in einen Andern verschmelzen kann, so wenig kann und soll ein Volk das thun. Es soll seinen Boden und seine Eigenart sich wahren, soll sein Land und seine Leute zu ihrer möglichsten Vollendung entwickeln; und thun wir das, thut dazu Jeder das Seine an sich selbst, so wird [2-143] — und daran müssen wir halten — auch unser Volk nicht untergehen in der Franzosenherrschaft! Früher oder später werden die Völker ihn brechen, den Willen des Eroberers, der sie knechtet und ihre Fürsten in Ohnmacht niederwirft. Er ist ein Sterblicher! Aber der Volksgeist, die Macht des Geistes überhaupt, ist eine, ist die einzige unzerstörbar fortzeugende und damit schließlich auch die größte Macht.«

Er hatte das Alles rascher, eifriger gesprochen, als er pflegte, so daß es Frank aufgefallen war. Bei seinen letzten Worten war Darner eingetreten. Eberhard hatte also plötzlich abgebrochen und sich dem Herrn des Hauses genaht, auch ihm seinen Glückwunsch darzubringen. Darner nahm ihn freudig an, da er aber die letzten

Worte des Baron vernommen, fragte er, wovon die Rede gewesen sei.

Die beiden jungen Männer gaben ihm in wechselnder Rede kurzen Bescheid. Er hörte ihr Für und Wider ruhig an. Dann sagte er:

»Sie begreifen, daß ich nicht in Napoleons Fehler verfallen kann, die geistige Macht — die ja seine erste Waffe und deren höchster Ausdruck er selbst in gewissem Sinne ist — zu unterschätzen. Ich unterschätze auch die Wünsche und Hoffnungen des Volksgeistes nicht, der sich aus dem Geiste jener Einzelnen erzeugt, welche Napoleon als Ideologen verspottet. Er ist kurzsichtig bei all seiner Größe, denn er hat auch die Macht des Kaufmannsstandes und des Weltverkehrs unterschätzt, bis er eines Tages zu der Einsicht gelangt, daß die Länder nur zu lähmen sind, wenn man ihnen diese Adern des Verkehrs unterbindet.« Er hielt einen Augenblick inne und sagte dann in leichterem Tone:

»Mein Sohn kennt meine Meinungen über diese Dinge, und ich spreche sie auch vor Ihnen aus. Mit [2-144] aller Achtung vor den Ideen der Denker und der Dichter und vor der Hoffnung, sie einst in Thaten umgesetzt zu sehen, so ist es auch eine zur That gestaltete Idee, wenn wir die bewegende Kraft des Geldes durch die Adern des Weltverkehrs treiben. Sie führen Alles auf die Macht des Geistes, ich auf die des Geldes zurück. Unterschätzen Sie diese letztere nicht?«

Es war nicht das erste Mal, daß Eberhard diese Aeußerungen von Darner vernahm. Sie waren ihm anfangs fremd, ja abstoßend gewesen; indeß seine Bildung ebenso wie die Anerkennung von Darners Bedeutung hatten es ihm leicht gemacht, sich aus ihnen das Richtige und Nützliche für sich zu entnehmen, doch trafen sie ihn jetzt persönlicher und in anderer Verfassung.

»Ich! Die Macht des Geldes unterschätzen!«, rief er. »Könnt' ich's so rasch vergessen, wie sehr ich es entbehrt und wessen Vermittelung ich es verdanke? Glauben Sie es mir Beide, ich habe den Werth des Geldes gründlich kennen lernen!«

»Und das ist gut für Sie wie für Jeden, der es sein Lebelang nur mit den Gedanken zu thun gehabt hat. Die Tiefen der Erde und was sie bergen, das Eisen, das Gold, der weite Ozean, die fruchttragende Scholle, das sind die realen Mächte und sie stehen in erster Reihe. Denn trotz aller Macht der Gedanken, an denen es hier unseren Gelehrten sicher nicht gemangelt hat, hätten wir die Franzosen heute noch in unseren Mauern. Es war die solide, reale Macht des in That umgesetzten kaufmännischen Kredites, mit der wir sie befriedigten und fortgeschafft haben.«

Ein Lächeln, das bei ihm selten war und leicht den Anstrich des Spottes gewann, flog über seine [2-145] Lippen, und mit einer ruhigen Handbewegung, in welcher er der ganzen Ueberlegenheit seiner Jahre und seiner Person den Ausdruck gab, setzte er hinzu: »Täuschen Sie sich darüber nicht, Herr von Stromberg! Die Idee in Ehren! Aber wir leben in der Zeit des Materialismus; Alles will bezahlt sein! Jeder und Alles wird mit Geldeswerth bezahlt: die großen Gedanken, die großen Erfindungen und Entdeckungen, die großen Feldherren wie die Heere! Frankreichs Siege stehen hoch verzeichnet in dem Schuldbuch der Nation. Ruhm und Ehre sind kostspielige Dinge. Der Absolutismus ist theuer, und fragen Sie darnach in Frankreich, auch die Freiheit hat man keineswegs umsonst! Fragen Sie drüben nach in England oder auch jenseits des Ozeans! — Blut in den Adern und Geld in den Taschen! Das sind die Kräfte, die es machen: sind die vorhanden, so findet sich das Andere!«

»Nein!«, fuhr Eberhard plötzlich auf, »nein, Herr Darner! Versündigen Sie sich nicht am Geist und an der Menschheit! Es giebt Menschen, die nicht zu erkaufen, Thaten, die nicht zu bezahlen sind, und der persönliche Erfolg ist nicht das Letzte.«

Er hielt sich, wie über sich und seine Heftigkeit erschrocken, mit einem Male zurück. Darner sah ihn ruhig an.

»Vollenden Sie, Herr Baron! Ansicht gegen Ansicht! Ich habe Ihnen die meine ausgesprochen, wie ich sie auf meinem Lebensweg gefunden; Sie dürfen mir die Ihre, die Sie auf anderem Weg

gewonnen, nicht schuldig bleiben.«

»Verzeihen Sie mir!«, bat Eberhard, von Darners Gelassenheit überwältigt.

»Machen Sie sich keine Sorge darum! Man glaubt in der Jugend immer rasch fertig sein zu [2-146] müssen; man lernt im Alter, daß es nicht so eilig damit ist! Bitte, vollenden Sie; was wollten Sie sagen, Herr Baron?«

Der Gedanke, Darner schone ihn, weil Frank ihm einen materiellen Dienst geleistet, schoß Eberhard durch den Sinn; aber er stieß ihn als niedrig und als Darners und seiner unwürdig zurück. Er suchte sich zu fassen so gut er konnte. Es wußte ja keiner von den Beiden, die zu ihm sprachen, was in ihm kämpfte und ihn bestürmte.

»O«, rief er, »ich dachte daran, daß es Worte giebt, welche, zur rechten Stunde und mit der überzeugenden Kraft ausgesprochen, mehr wirken, als die Macht des Geldes. Oder wo lebt der Krösus, der mit seinen Schätzen zu bezahlen vermocht hätte, was, ich führe nur ein Beispiel an, was vor noch nicht zwei Jahren unter unseren Augen das Wort, das Werk eines schlichten Mannes erreicht.«

»Und welch ein Werk ist das gewesen?«

»Die Aufhebung der Leibeigenschaft in ganz Schweden und in allen zu ihm gehörenden deutschen Landen, in schwedisch Pommern und in Rügen, wo sie am härtesten auf den Menschen gelastet hat!«

»Richtig! Aber der Name? Er ist mir entfallen!«

»Karl Moritz Arndt!«, sprach Eberhard mit stolzer Freude, sicher, mit diesem Beispiel den Sieg auf seiner Seite zu haben.

»Richtig!«, wiederholte Darner. »Kommen Sie meinem Erinnern zu Hilfe. Wer und was ist dieser Arndt in seiner Lebensstellung?«

»Der Sohn eines leibeigenen Geschlechtes, das sich auch rühmen darf, Alles sich selber zu verdanken, sein eigener Befreier und jetzt der Befreier von Millionen von Menschen geworden zu sein.«

[2-147] »Ja!«, sagte Darner, »jener Schritt brach die Bahn zu dem,

was jetzt hier geschehen ist, was geschehen muß durch die ganze Welt. Der fortreißende Drang der Ereignisse, die wir hier erlebt, hat jene Großthat für uns in den Hintergrund gedrängt. Wie hieß die Schrift? Wo weilt jetzt dieser Arndt?«

Eberhard nannte ihm den Namen der Schrift, erzählte das Schicksal, welches sie Arndt zugezogen, bevor der Erfolg ihm Recht gegeben, und sagte dann, wie Arndt, da er Deutschlands Banner hochgehalten, von seiner Professur in Greifswald habe vor den Franzosen nach Schweden flüchten müssen, wohin Eberhard gegangen, dem von ihm verehrten Manne persönlich zu begegnen. Aber auch dort sei Arndt vor seinen Feinden nicht sicher gewesen, und wo er sich jetzt aufhalte, wisse er nicht. Seine Freunde hielten ihn verborgen, eingedenk des von Palm erlittenen Geschicks.

Der Diener brachte ein paar Karten in das Zimmer, die unten abgegeben worden waren. Eberhard benutzte die Gelegenheit, sich zu empfehlen.

Die Unterhaltung über Arndt hatte das Gespräch von seinem Ursprung abgelenkt, und Eberhard war Herr über seine Aufregung geworden. Darner entließ ihn mit festem Handschlag, der Sohn begleitete ihn hinaus.

»Sie haben heute einen großen Eindruck auf meinen Vater gemacht«, sagte er, »und der kommt auch mir, und auch ihm selbst, zu Gute. Ich wollte, Sie kennten ihn wie ich!«

»Ich stelle ihn sehr hoch«, versicherte der Baron, »und er weiß das, hoffe ich, zu meiner Ehre.«

»So kommen Sie doch öfter zu uns, kommen Sie bald wieder!«

[2-148] Sie waren im Vorzimmer, als sie das sprachen. Eberhard blieb stehen, seine Lippen preßten sich zusammen wie im Schmerz, und sich gewaltsam bezwingend, sagte er:

»Nein, Frank!« — Er hatte den Freund nie zuvor mit diesem Namen genannt, »nein, Frank, ich komme nicht wieder!«

»Sie kommen nicht wieder?«, fragte er betroffen.

»Ich liebe Dolores!«

»Eberhard!«, rief Frank mit einer Stimme, die widerklang in des

Freundes blutendem Herzen. Dann fragte er:

»Weiß es meine Schwester?«

»Sie sollte es nie erfahren, aber ich fürchte, heut hab' ich mich verrathen.«

»Und meine Schwester, theilt sie diese Liebe?«

»Laß mich nicht aussprechen, was ich nicht hoffen darf!«, antwortete Eberhard mit bebender Stimme.

»So komme ich morgen zu Dir, Abends!«

Eberhard wehrte das mit einer Kopfbewegung ab. »Laß mich erst zur Ruhe kommen. Es ist ein großer Zwiespalt in mir!«

»Wie Du es willst, mein Freund l

Sie schüttelten einander die Hände und gingen von einander. Frank kehrte zu seinem Vater zurück.

Wie der in des Sohnes Antlitz sah, fragte er: »Was ist geschehen, und was war's heute mit dem Baron? Er war aufgeregt!«

»Er liebt Dolores und kommt deshalb nicht wieder.«

Darners Stirn zog sich finster zusammen. »Woher weißt Du das?«

»Er hat es mir eben jetzt gesagt, als ich ihn zum Wiederkehren nöthigte. Zu einer Erklärung zwischen ihnen ist es nicht gekommen.«

[2-149] »Wer bürgt mir dafür?«, antwortete Darner zweifelnd.

»Eberhard, den ich darum befragte; aber er glaubt, ihr nicht gleichgültig zu sein, und das haben Justine und ich neulich schon vermuthet.«

»So hättet Ihr mir's sagen müssen, da Du weißt, daß ich andere Absichten mit dem Mädchen habe«, sprach der Vater streng, und es entstand eine kleine Pause.

»Es ist gut«, hob er darnach wieder an, »daß Stromberg weiß, was ihm zu thun gebührt. Justinens Wochenbett und Deine jetzt zu beschleunigende Abreise, die augenblicklich die Geselligkeit im Hause unterbrechen, bieten einen schicklichen Vorwand für sein Fortbleiben.«

Virginie kam melden, daß Justine nach Frank verlange und

ging wieder hinaus. Als dieser sich entfernen wollte, sagte der Vater, den Kopf schüttelnd, mit dem Tone der ihm gewohnten Ueberlegung:

»Begeistert der Mann sich für die Befreiung der Leibeigenen und fühlt nicht, daß er, während seine Leute frei geworden sind, heute noch der Leibeigene seiner Scholle, mit Leib und Seele der Sklave seines heruntergekommenen Majorates ist!«

»Sie sprechen von Stromberg?«

»Von wem denn sonst? Man muß ihm übrigens in seinen Waldrittener Angelegenheiten helfen! Er ist ein ordentlicher Mensch! Die Lehre von den leibeigenen Herren Von und Zu darf uns deshalb nicht verloren gehen. Es ist gut, daß er aus dem Wege ist.«

»Sie wären ein schönes Paar gewesen! Stromberg war sehr niedergeschlagen!«, meinte Frank.

»Mag er sehen, wie er sich aufrichtet!«

[2-150] »Aber Dolores?«, fragte der Sohn, den Drücker der Thür schon in der Hand.

»Man muß den Tröster schaffen! Je eher um so besser! Der dépit amoureux ist ein guter Beistand. Zunächst aber laß Deine Frau nicht warten!«

Siebenzehntes Kapitel

Drei Tage später fand Frank, als er von der Börse in das Komptoir zurückkam, einen Brief von Eberhard auf seinem Pulte liegen. Ein Bote hatte ihn eben erst gebracht; er enthielt nur wenige Zeilen.

»Wundere Dich nicht, mein Freund, wenn Du in diesen Zeilen nicht die Bitte ausgesprochen findest, Dein Anerbieten wahr zu machen und mich zu besuchen. Da ich keine Möglichkeit sehe, das Ziel zu erreichen, nach dem mein Herz mich hindrängt, darf ich mir keinen Weg offen lassen, der mich daran mahnt, daß ich nicht allein es bin, der den Trennungsschmerz erleidet. Was Du Deinem Vater, den Deinen, zu sagen für angemessen hältst, überlasse ich Dir; nur laß mich, wenn wir uns finden, immer dem Freunde in Dir begegnen, der Du mir geworden bist, der ich Dir bleibe für alle Zeit; und erhalte Dir der Himmel das Glück, das Du Dir in freier Wahl begründen konntest — das Glück, auf das ich zu verzichten habe!«

Frank las das Blatt und las es noch einmal, dann reichte er es dem Vater hin, der inzwischen auch nach Hause gekommen und in ihr besonderes Arbeitszimmer eingetreten war.

[2-151] Darner hielt es eine Weile in der Hand, nach seiner Weise die Worte achtsam erwägend, ehe er es dem Sohne zurückgab.

»Gut so«, sagte er, »der Brief erspart mir, was ich nicht gerne gethan hätte, von dem Neffen des Generals, von Deinem Freund und von einem anständigen Menschen zu verlangen, daß er auch Dein Haus meide. Aber denkst Du dies Schreiben zu beantworten?«

»Mich dünkt, das ist geboten!«, meinte Frank.

»Geboten, nein! Mehr als seinen Willen kann man einem Mann nicht thun. Er will und muß fertig mit der Sache werden; ich will

weiter nicht davon gesprochen haben — somit ist's zu Ende!«

»Ich möchte den Baron nicht an mir zweifeln machen!«, wendete Frank ihm ein.

»Wer verlangt das von Dir? Im Gegentheil, begegne ihm mit Offenheit, wenn Du ihn triffst; sag ihm, daß ich ihn abgewiesen haben würde, weil ich über Dolores anderweit verfügt. Er soll nicht glauben können, daß ich seine Werbung gern gesehen, erwartet hätte. Uebrigens sei nicht so feinfühlig für ihn; er fühlt sich schuldig, also ist er's. Wer hieß ihn sich vor Dolores verrathen? Ein Mann muß nie die Herrschaft über sich verlieren!«

Frank zögerte zu antworten, er wagte nicht auszusprechen, was ihm durch den Sinn ging, und sagte darnach:

»Ich halte den Baron höher als alle jungen Männer, die ich kenne.«

»Du hast es neulich erst von mir gehört«, entgegnete der Vater, »daß auch ich nicht gering von ihm denke; da er hier ja doch vergessen hat, was er nicht vergessen durfte, daß er der Majoratsherr von Waldritten und sonst noch nichts ist, so vergiß auch [2-152] Du nicht, daß er Dich brauchte, nicht Du ihn. Laß ihn gehen und den Zufall walten. Deine Schwester steht Dir näher als Dein neuer Freund. Laß der Zeit das Feld! Und nun noch einmal, nichts mehr davon!«

Aber trotz dieser bestimmt ausgesprochenen Weisung, hatte jener letzte Sonntagmorgen nicht nur in dem Leben des Barons, sondern auch in den beiden Darners eine Wirkung hervorgebracht, die jeder von ihnen empfand, ohne sofort zu erkennen, wie sie dem Einfluß entstammte, den die drei Männer unwillkürlich auf einander ausgeübt, und welche Wandlung in der ganzen Darner'schen Familie sich durch das Herantreten von Eberhard vollzogen hatte.

Einzig auf sich, auf seine Herrschaft gestellt, war selbst die Liebe, die Darner für seine Kinder hegte, ein Ausfluß seiner Selbstsucht. Sie waren seine Geschöpfe, sie dankten ihm Alles, sie gehörten zu seinem Besitz und hatten ihm wie sein Geld zu dienen

für seinen Plan, die Herrschaft des Kaufmanns über alle anderen Stände durch die Macht des Geldes anzubahnen. Weil er jedoch maßvoll und bedächtig in allen seinen Anordnungen, war es ihm gelungen, seiner Kinder Liebe zu gewinnen, sie in dem Glauben an seine Unfehlbarkeit zu erziehen, der nicht gehorchen zu können außerhalb ihrer Vorstellungen lag. Die Güte, die Freigebigkeit, mit welcher er sie behandelt, so oft er sie früher besucht, waren gewachsen in der Freude, mit welcher er sie um sich sah. Sie hingen an ihm wie der Gläubige an seiner Gottheit.

Justinens Aufnahme in die Familie hatte in den Anschauungen der letzteren keine Aenderung hervorgebracht. Wie Frank ausschließlich in der Kaufmannswelt gelebt, so hatte auch sie es, wenn schon [2-153] in engeren Kreisen; und der patrizische Kaufmannsstolz, der sich dem Adel gegenüber behauptet, während er sich allen Beamten, auch den höchstgestellten, überlegen fühlt, weil er von keinem Herrn abhängt und keinen vorbedungenen Lohn für seine Arbeit empfängt, war ihr eingeboren. Die Bildung, die Erziehung, welche man ihr gegeben, hatten darin nichts geändert.

Weder die Tante noch Madame Göttling waren geeignet gewesen, den Zug nach etwas Höherem, nach jener Poesie zu fördern und zu entwickeln, der sich bei ihrer ganz zufälligen Beschäftigung mit der Dichtung allerdings in ihr geregt.

Erst ihre Begegnung mit Darner, dann ihre Liebe für Frank, hatten sie hinausgehoben aus der Enge ihrer bisherigen Denkart. Im Kampf gegen das Vorurtheil der Anderen war sie selbst gewachsen, und in seiner glücklichen Ehe hatte das junge Paar und die Schwestern mit ihm, jene gehobenen Empfindungen kennen lernen, welche jetzt die Atmosphäre des ganzen Darner'schen Familienlebens mehr und mehr verschönten. Als dann noch Eberhard hinzugekommen war, welcher all diesen jungen Menschen für ihr unbestimmtes Fühlen, für ihr unklares Streben, in seiner ihnen so überlegenen Bildung und in dem ihm voll zu Gebote stehenden Schatz der Dichtung, stets das rechte Wort

dargeboten hatte, da waren sie Alle emporgeblüht, wie eine gute Saat in reichem Boden, der nur das belebende Licht gefehlt, sich kräftig zu entwickeln.

Frank war sich bereits seiner Manneswürde in anderem Sinn als bisher bewußt geworden, bevor der Anlaß sie geboten, sich neben seinem Vater geltend zu machen bei der Geburt seines Sohnes.

Von seinen Erinnerungen überwältigt, hatte Darner dies erschütterten Herzens in dem Augenblick [2-154] dem Sohne gegenüber anerkannt. Ob er dies nachträglich bereute oder nicht, das änderte die Thatsache nicht. Er hatte eine Widersetzlichkeit, eine Zurechtweisung seines Sohnes ertragen; mit dem Befehlen, dem Gehorchen im alten Sinne war es nun vorbei; und Darners scharfer Verstand konnte sich nicht dagegen verblenden, daß sich überhaupt innerhalb seiner Familie allmälig eine Umgestaltung fühlbar machte, wie sie in großem Maßstab sich in der Außenwelt anzukündigen und zu vollziehen begann; eine Wandlung, über die er in seinem Hause so wenig Herr bleiben konnte, wie die Fürsten über ihre Völker.

Das alte Naturgesetz machte sich überall geltend, zu starker Druck rief Auflehnung empor. Das hatte sich in Amerika und in Frankreich erwiesen, das hatte einst er selbst, das hatte er jetzt an seinem Sohn erfahren, das regte sich in den von Napoleon geknechteten Ländern und Völkern.

Die unterjochten Fürsten fingen an, ihren Völkern Freiheiten zu gewähren und zu verheißen, um sie an sich zu ketten für die Zukunft. Da man die Macht der Bajonette und Kanonen nicht ausreichend gefunden, zog man andere, geistige Kräfte in das Spiel. Nicht allein die Waffen, nicht allein die Macht des Geldes waren weltbewegende Kräfte. Eberhard hatte es ausgesprochen an jenem Morgen, und Darner konnte es nicht vergessen: das freie Manneswort, der freie Wille des Einzelnen waren auch bewegende Mächte!

»Was dann«, hatte Darner sich gefragt, »wenn jene Geistesmächte die Oberhand gewinnen, wenn die anderen Mächte

sich einst ihnen beugen, wenn sie die Wege gehen müßten, welche jene ihnen vorgezeichnet?« Zwei junge Männer hatten sich ihm fest entgegen [2-155] gestellt. Er hatte sie nicht abweisen, nicht tadeln können, er hatte ihr Recht ihm gegenüber anerkennen müssen, und mehr noch — er zürnte beiden nicht. War er nicht mehr derselbe?

Es gefiel ihm, daß Frank nicht nur Blutes, daß er auch seines Sinnes Erbe war. Er hätte gewünscht, Eberhard nie unter seinem Dache gehabt zu haben. Aber wenngleich er den Baron im Stolz der eigenen, selbstwilligen Freiheit auch als einen Unfreien bezeichnete, that es ihm leid, daß grade dieser junge Mann sich selbst als einen Gebundenen empfinden mußte, und darin täuschte sich Darner nicht.

Eberhard hatte einen schweren Kampf mit sich zu bestehen; das Wort, das Darner über ihn ausgesprochen, das war ohne dessen Zuthun auch in Eberhards Herzen lebendig geworden; das Urtheil, das Darner über ihn gefällt — Eberhard hätte es in ehrlicher Selbsterkenntniß unterschrieben.

Er hatte das Alles bereits empfunden, als er sich im Herbste von Königsberg entfernt, seine Einsamkeit hatte daran nichts geändert, und seine jetzige Lage schärfte den harten Stachel seiner Erkenntniß.

Von den stolzen Lippen seines Ahnherrn hatte es ihm in Waldritten zugerufen: »Du bist der Sklave meines Willens!« In dem Winde, der über seine Felder und durch die Aeste der von den Feinden übrig gelassenen Bäume geweht, hatte es ihn gemahnt: »Du bist an uns gebunden!« Es hatte ihn bisweilen fortgetrieben aus dem Ahnensaal; und trotz der Liebe, die er hegte für den alten, ehrwürdigen Besitz, hatte der Gedanke ihn nicht verlassen: »Du bist ein Edelmann aus altehrwürdigem Geschlecht — aber Du bist kein freier Mann!«

Wie erhaben hatte er sich vordem gefühlt über [2-156] die bürgerlichen Stände in dem Bewußtsein seines alten Adels, seiner Standesvorrechte, seiner besonderen Standesehre! Jetzt machte er mit seinem Herzblut die Erfahrung, daß des Mannes wahre und

alleinige Ehre in dem Rechte seiner freien Selbstbestimmung liegt, und dies Recht, er hatte es nicht! Er hatte jeden unabhängigen Bürger um dasselbe zu beneiden.

Manchmal, wenn die Gluth seiner Liebe für Dolores in ihrer ganzen Stärke in ihm brannte, zuckte aus ihr der Gedanke in ihm auf: »Wirf Alles von Dir, rette Deine Freiheit, Deine Liebe!« Aber konnte er das?

Durfte er, um sich selber zu genügen, im Liebesverlangen den Besitz, den seine Vorfahren durch die Jahrhunderte gepflegt, in dem Augenblick von sich schleudern, in welchem dieser Besitz der nachhaltigsten Arbeit bedurfte, um nicht völlig werthlos zu werden? Und wenn er dies zu vergessen fähig wäre, konnte er erwarten, daß der nächstberechtigte Erbe des Majorats, der General, geneigt sein würde, es mit der von Eberhard aufgenommenen Schuldverschreibung anzutreten, abgesehen davon, daß er, selbst dann völlig mittellos, nicht an eine Verheirathung, nicht daran denken konnte, von einem Manne wie Darner die Tochter zu heischen, der er gar nichts zu bieten hatte, als sich und seine Liebe? Konnte er sich abhängig machen von dem Reichthum Darners, da er die Abhängigkeit von dem Willen seiner Ahnen als eine lastende Kette empfand?

Er stand vor lauter Unmöglichkeiten, jedoch das Verzweifeln war nicht seine Sache, er war eine gesunde Natur. Er mußte seine Liebe und ihre Hoffnungen begraben; er mußte trachten, seinen Besitz frei zu machen, sich selbst eine materielle Unabhängigkeit [2-157] von demselben zu verschaffen; und während Darner sich zu der Einsicht gedrängt fand, daß noch andere Kräfte im Leben in Betracht zu ziehen seien, als nur die Macht des Kapitals, hatte Eberhard die freiheitgebende Kraft des Geldes für den Einzelnen in höchstem Grade schätzen lernen, so daß er und die Darners in ihren Ansichten einander viel näher gekommen, als es je zu erwarten gewesen war.

Arbeiten, um in der amtlichen Laufbahn eine Stellung zu finden, die an sich etwas bedeutete, arbeiten, um in dieser Stellung

so viel Geld zu verdienen, als er persönlich bedurfte, dies Bedürfen auf dem bisherigen bescheidensten Anspruch zu erhalten und so den ganzen Ertrag von Waldritten, sobald von einem solchen wieder die Rede sein konnte, zur Tilgung seiner Schuld zu benützen, arbeiten, um in der Arbeit seine Liebe zu vergessen, und den Verkehr nach außen einzuschränken, um der Geliebten nicht zu begegnen, das war die Losung, unter die Eberhard sich bannte; und die Zurückgezogenheit, welche sie ihm auferlegte, war ihm erwünscht, obschon grade jetzt in Königsberg die Geselligkeit sich zu beleben und in einer bisher nicht gekannten Weise zu gestalten begann.

Achtzehntes Kapitel

Das Jahr, während dessen die königliche Familie in Memel in dem Hause eines der dortigen reichen Kaufleute gewohnt, die opferfreudige Hingebung, mit welcher die Bürger und die Kaufmannschaft in Memel, wie jetzt bei der Rückkehr nach Königsberg, [2-158] sich beeifert hatten, dem Königspaar in den mannigfachen Entbehrungen zu Hilfe zu kommen, denen es sich ausgesetzt gefunden, hatten es den Werth dieser Treue und Liebe noch höher schätzen machen als vordem.

Den Ständen von Königsberg hatte der König das Pathenamt bei seiner bald nach der Uebersiedlung nach Königsberg geborenen Tochter übertragen. Die Kaufmannschaft war in einer besonderen Deputation von dem Könige empfangen worden, Kollmann und Darner hatten natürlich in derselben nicht gefehlt, und gegen das Ende des Aprilmonats, kurz vor dem Osterfeste, hatte man erfahren, daß die Königin am zweiten Ostertage auch die Damen der Stadt zu empfangen gedenke, welche sich zu dem wohlthätigen Frauenverein zusammengethan. Der Verein hatte in den Spitälern, wie in den Familien Hilfe geleistet und leistete sie noch, wo sie von Nöthen war.

Am ersten Ostertage hatte die Taufe im Darner'schen Hause stattgefunden. Man konnte jetzt den kleinen Lorenz schon bei seinem Namen rufen, ohne Dolores zu beunruhigen; und gleich nach dem Osterfeste, wenn das große Ereigniß des Tages, der Empfang bei der Königin, vorüber sein würde, sollte der Generalkonsul seine Reise nach Rußland antreten.

Der zweite Ostertag ging hell und freundlich auf.

»Heute ist der Empfang bei der Königin!«, sagte Einer dem

Andern, wie man sich sonst den guten Morgen bietet auf der Straße.

Schon um elf Uhr sah man vor dem und jenem Hause einen geschlossenen Wagen halten, und wo ein solcher Wagen hielt, blieben die Leute in der Mußе des Feiertages neugierig stehen; denn man war sicher, hier fuhren Damen nach Hof, und diese Damen [2-159] wollte man sich ansehen in ihrem Schmuck. Man war so zufrieden, daß man wieder einmal etwas Anderes vor Augen haben konnte als nur verwundete Soldaten und in ihrem Elend jammernde und Hilfe fordernde Gestalten.

Auch Eberhard war an dem Morgen, weil man in der Osterwoche keine Sitzungen hatte und das schöne Wetter ihn verlockt, einmal zeitig ausgegangen, den Hauptmann zu einem Spaziergang aufzufordern. Wie er auf dem Heimweg in der Langgasse vor dem Darner'schen Hause angelangt war, trat aus der gegenüberliegenden Straße Kollmann in Begleitung eines jungen Mannes heraus und an den Baron heran.

Ich freue mich, daß wir Ihnen begegnen, Herr Baron«, sagte er, »und daß ich damit die Gelegenheit finde, Ihnen gleich meinen Sohn und Partner, John Kollmann, vorzustellen, der sein Geschäft in Riga aufgegeben hat, um mich im Alter nicht allein zu lassen. Er ist seit vier Tagen hier und … Tausend noch einmal, das ist ja ganz was Neues!«, rief er, sich selber unterbrechend, als, aus der kleinen Straße vom Quai hervorkommend, ein sehr eleganter Landauer, dessen Kutscher eine Livree in den russischen Farben trug, vor das Darner'sche Haus vorfuhr.

Der Hausknecht kam eilig aus dem Hause heraus, breitete einen Teppich über den Wolm und die von demselben zur Straße hinunterführende Treppe. Ein Diener in der gleichen Livree wie der Kutscher, war ihm dabei behilflich.

»Also Privateigenthum des Generalkonsuls!«, setzte Kollmann hinzu, wendete sich dann aber ab und fragte den Baron, wohin er gehe.

Eberhard antwortete, daß er zu sich nach Hause wolle, und da

er dabei den Namen der Straße nannte, sagte John:

[2-160] »So haben wir denselben Weg; wir wollen nach dem Kirchhof hinaus. Ich bin seit fünfviertel Jahren nicht hier gewesen und habe das Grab meiner Mutter noch nicht gesehen.«

»Sie wissen's, Herr Baron«, bemerkte Kollmann, »meine arme Frau ist vor Schrecken gestorben an dem Tage, an welchem die Franzosen hier eingezogen sind.«

Eberhard entgegnete, er habe das von ihm und von Madame Göttling gehört.

»Unsere gute Hausgenossin ist eben auch nach dem Schlosse gefahren!«, berichtete John, als der rasch herankommende Darner'sche Landauer, der einem ihm begegnenden Wagen in der engen Schuhgasse auszuweichen hatte, die drei Männer nöthigte, sich hart an eines der Häuser heranzudrängen, während Justine und die ihr gegenübersitzende Dolores sich weit aus dem Fenster des Wagens herausbeugten, die beiden Kollmann und den Baron zu begrüßen.

»Wer war das?«, rief John, und man hörte ihm seine Ueberraschung und sein Entzücken an.

»Du wirst doch Deine leibliche Cousine noch erkennen«, entgegnete der Vater, »obschon sie eine ganze Darner geworden ist!«

»Ich meinte nicht Justine, ich meinte die Andere. War das eine von Darners Töchtern?«

»Es war Mademoiselle Dolores!«, sagte Eberhard und das Herz klopfte ihm, da er den Namen vor den Beiden aussprechen mußte. Er hatte sie so lange nicht gesehen — und wie im Fluge war sie ihm wieder entrückt.

»Das ist ja eine ganz besondere Schönheit!«, rief John.

»Kreolenblut!«, warf der Vater dazwischen. »Aber schön sind die Mädchen und auch wohl erzogen.«

[2-161] John fragte nichts weiter und sie gingen, jeder mit sich selbst beschäftigt, den Berg hinauf.

Kollmann empfand den Abstand zwischen sich, der mit seinem

Sohne nach dem Grabe der Mutter ging, und zwischen Justine, die glückstrahlend in dem prächtigen neuen Wagen nach Hofe fuhr, mit Bitterkeit.

John mußte sich eingestehen, daß er der Stolzen einen solchen Luxus zu bieten nicht vermocht, und es verdroß ihn, daß er genöthigt war, an einem der nächsten Tage mit ihrem Manne, dem Generalkonsul, wegen des freien Einganges der Sachen zu verhandeln, die er aus Riga nach seiner Vaterstadt hinüber zu nehmen wünschte.

Eberhard, still in sich versunken, fragte sich: »Was denkt Dolores jetzt von Dir?«

Da fuhr John plötzlich mit der Frage dazwischen:

»Was ist Frank Darner für ein Mann?«

»Ein Ehrenmann durch und durch, und mir ein engverbundener Freund!«, erwiderte Eberhard mit Bestimmtheit, denn der Ton, in welchem John die Frage gethan, hatte ihm mißfallen.

»Sie sind viel in dem Hause?«, fragte John aufs neue.

»Ich muß gegenwärtig so ausschließlich meiner Arbeit leben«, entgegnete der Baron, »daß ich auch meinen Freund in den letzten Wochen kaum gesehen habe.«

Die Unterhaltung war damit wieder zu Ende, es lag etwas zwischen ihnen, das sie hemmte. Als sie oben in den Schloßhof kamen, sahen sie eine Anzahl Wagen aufgefahren, es kamen auch noch neue Wagen hinzu und der Platz war belebt von Menschen. Mit einem Male entstand unter der Menge von halbwüchsigen Burschen, die nirgends fehlen, wo es etwas zu sehen giebt, ein lautes Lachen.

[2-162] Der Ruf: »Hurrah, die alte Zeit, da kommt die alte Zeit!«, den einer der Burschen ausgestoßen hatte, ging sofort von Mund zu Mund, daß der Platz davon erschallte.

Die ganze Schar drängte nach einer Seite hin. »Da kommt die alte Zeit, da kommt der Affenkasten!«, rief es von rechts und links, und sich umwendend nach der Richtung, nach welcher alle Blicke sich lenkten, erkannte Eberhard seine Großtante, die sich,

aufgeputzt in der alterthümlichen Tracht, der sie treu geblieben war, in ihrer alten, mit dem Wappen der Elmenreich geschmückten Portechaise nach dem Schlosse tragen ließ.

Die Polizisten versuchten die Jungen fortzuscheuchen, das machte dieselben aber nur noch ausgelassener; und die Mützen in die Luft werfend, daß sie auf die Portechaise niederfielen, waren sie nahe an dieselbe herangekommen, als Eberhard zwischen sie trat.

»Schreit Hurrah und drauf los, wenn es einmal gegen die Franzosen gehen wird, aber haltet die alte Dame nicht auf, die muß zu unserer Königin! Soll unsere Königin warten, damit Ihr Euren dummen Spaß habt? Schämt Euch und macht Euch fort!«, gebot er.

Vor dem ersten Wort des vornehm aussehenden jungen Mannes stutzten die ihm zunächststehenden Burschen. Sie hielten inne, sahen, wie auf den Gruß des Barons die Gräfin das Fenster der Portechaise herabließ, wie sie ihrem Befreier die Hand reichte, wie dieser sie ehrerbietig küßte und wie er, neben der Portechaise herschreitend, während der alte, in eine Livree gesteckte Diener an der andern Seite derselben ging, sie bis an die Treppe geleitete, an welcher die Damen auszusteigen hatten.

[2-163] Vereinzelt klang es noch von fern herüber: »Die alte Zeit, die alte Zeit!«, aber die Comtesse vernahm es jetzt mit Lächeln.

Behutsam, die lange Schleppe hinter sich herschleifend, stieg sie aus ihrer Portechaise heraus, wohlgefällig das Erstaunen und die Verwunderung betrachtend, die sie hervorrief.

Eberhard blieb neben ihr, bis die königlichen Lakaien sie in Empfang nahmen, und sich vornehm gegen ihren Großneffen verneigend, sagte sie:

»Hab' Dank für Deinen Ritterdienst, Herr Neffe! Da hast Du nun aber ein Pröbchen von der neuen Zeit, die Du ja auch zu vertheidigen beliebst. Komm am Nachmittag zu mir, wenn Du ein halbes Stündchen für mich übrig hast, ich erzähle Dir dann mehr von dieser Zeit! Horreurs! wahrhafte horreurs!«, setzte sie hinzu;

nickte herablassend mit dem Kopfe, dessen hochaufgethürmte gepuderte Frisur sie noch viel größer erscheinen ließ, als sie wirklich war, und verschwand unter dem Zeltdach, das man über der Treppe ausgespannt hatte.

Neunzehntes Kapitel

Nun, Justine«, fragte Darner, als die Seinen vom Schloße wiederkehrten, »fährt sich's gut in Deinem Wagen?«

Er hatte ihn ihr zugleich mit den beiden Füchsen und der Livree für die Leute als Taufgabe geschenkt, und sie hatte an dem Morgen ihre erste Ausfahrt damit unternommen.

»Vortrefflich, lieber Vater, er läßt nichts zu wünschen übrig, und …«

[2-164] »Und angestaunt sind wir worden«, fiel Virginie ein, »gleich vor der Thüre hier kamen Herr Kollmann und der Baron und …«

»John ist zurück«, unterbrach sie Justine, »aber davon nachher! Die Königin …«

»War sie gnädig?«, fragte Frank.

»Ach, gnädig!«, rief Justine. »Sie ist die Gnade, die Güte selbst! Wenn die Sonne Mensch werden und als Frau unter uns erscheinen könnte, so würde sie aussehen wie die Königin. Aber über der strahlenden Schönheit liegt ein Schleier des Schmerzes, leichter, lichter als der, der ihr Haupt verhüllt, und doch ebenso sichtbar. Sie trug keine Krone, kein Diadem — und man sah sie doch immer über ihr schweben. Zum Hinknieen und Anbeten war es, wie sie freundlich und einfach zu mir sagte …«

»Sie hat also mit Dir, mit Dir gesprochen?«, fragte Frank mit sichtlicher Freude.

»Freilich, ja! Sagt ich's denn nicht gleich? Die Fürstin, die ja bei den königlichen Herrschaften so in Gnade steht und auch im Frauenverein ist …«

»Die schlesische Fürstin Hedwig, die hier bei den Friedheims

wohnt?«, erkundigte sich der Vater sichtlich verwundert.

»Denke Dir, Vater, die Friedheim war auch geladen; sie stand dicht neben unserer Göttling«, erzählte Virginie, »und die Göttling war nicht mehr in Trauer, sie hatte das Kleid an, daß Du ihr zu Franks Hochzeit geschenkt!«

»Werden wir endlich erfahren, was die Königin zu Dir gesagt hat?«, fragte Frank, das Durcheinanderreden der Aufgeregten unterbrechend.

»Die Fürstin Hedwig hatte mich der Oberhofmeisterin vorgestellt«, berichtete Justine, »als wir alle beisammen waren, und hatte ihr gesagt, daß ich heute [2-165] meinen Kirchgang nach meinem ersten Wochenbett gemacht hätte, und wie dann die Königin nachher eingetreten war und mit der schönen Gräfin Lehndorf und mit noch ein paar vornehmen Damen und mit der alten Comtesse Elmenreich gesprochen hatte, da sah sie mich an, kam an mich heran und wollte wissen, wer ich sei. Die Frau Oberhofmeisterin sagte, ich sei die Frau des russischen Generalkonsuls, und ich hätte, so wie Ihre Majestät, eben jetzt auch ein Wochenbett überstanden. Da fragte die Königin, ob ich einen Sohn geboren hätte oder eine Tochter. Ich sagte, wir hätten einen Sohn. »Erhalte Ihnen den der Himmel und gebe er uns die Kraft, unsere Kinder«, — denke Dir, Frank, sie sagte unsere Kinder! — ›in dem felsenfesten Vertrauen auf Den zu erziehen, der am besten weiß, welcher Weg der rechte für uns ist, wenn schon er uns oft hart und rauh erscheint. Sie haben ja hier auch schwer gelitten in dem letzten Jahr, und ich danke Ihnen Allen und jeder Einzelnen, daß Sie geholfen haben, so viel es ging. Gott wird uns ja weiter helfen!‹ — Das Letzte hatte sie alles laut gesprochen, so daß es Alle hörten. Und wie sie dabei aussah! Die schönen Augen waren ihr ganz feucht, wie sie dieselben zum Himmel aufschlug und das sprach, und dann grüßte sie noch Alle und entfernte sich mit ihren Damen.« Justine selber hatte die Thränen in den Augen und fiel ihrem Manne um den Hals. »Ach«, rief sie, »gottlob, daß Du ein Bürger bist und ich Deine Frau! Die arme Königin thut mir

so leid, so bitter leid. Komm doch nur bald wieder! Nicht wahr, Vater, Sie lassen ihn bald wieder kommen?«, bat sie, sich an Darner wendend.

»Sobald er immer kann!«, versicherte dieser. »Aber Dolores, hast Du denn gar nichts zu erzählen?«, [2-166] erkundigte er sich, da der Tochter Stillschweigen und ihre Traurigkeit ihm auffielen.

»Ja«, sagte sie. »Als wir fortgingen, im Vorsaal, kam Madame Göttling an mich heran und fragte mich, ob mir nicht wohl sei, ich sähe blaß aus, und da ich sagte, ich sei ganz gesund, reichte sie mir die Hand, und ich gab sie ihr auch und sie küßte mich.«

»Davon hast Du ja kein Wort gesagt!«, rief Virginie.

Justine wollte wissen, wann das geschehen sei, sie hätten ja nichts davon gesehen.

»Ihr standet bei der alten Gräfin mit der hohen Frisur und hattet mir den Rücken zugekehrt. Ich vernahm aber, wie sie zu Euch sagte, sie habe gehört, daß ihr Großneffe, der Baron von Stromberg, uns besuche, und wie Justine ja darauf antwortete. — Aber er kommt ja nicht mehr, der Baron, und er ist doch hier!«

Der Vater sah, wie ihre Lippen zuckten, wie sie nur mit Noth ihre Thränen zurückhielt.

»Ja«, sagte er darauf und nahm sie bei der Hand. »Baron Stromberg ist hier, doch nicht für Dich, mein Kind! Ich weiß, er gefällt Dir, indeß Mädchen haben nicht zu wählen. Schlag Dir's aus dem Sinn, Dolores!«

»Aber Justine hat doch gewählt!«, wendete Dolores mit dem Muth der Liebe ein.

»Justine hatte keinen Vater!«, gab Darner zurück, und vor der Kraft des Wortes verstummte der Tochter Klage. Er ließ eine Weile hingehen, dann sagte er mit der gleichen Bestimmtheit: »Ihr seid Kaufmannstöchter, habt immer von mir gehört, daß Ihr Kaufmannsfrauen werden sollt nach meinem Willen, für den ich meine Gründe habe. Im Uebrigen denkt der [2-167] Baron nicht daran, um Dich zu werben und kann auch gar nicht daran denken!«

Dolores sah dem Vater fest ins Auge.

»Hat er Ihnen das gesagt?«, fragte sie mit bebender Stimme.

»Er hat es Frank vertraut«, antwortete der Vater, »und da Du ihm gezeigt haben magst, daß er Dir gefällt, wär's nicht ehrenhaft von ihm, wenn er unser unser Haus besuchte. Denk nicht mehr daran!«

»Wie soll ich das denn machen? Ich liebe ihn ja!«, stieß sie hervor, und die heißen Thränen stürzten ihr aus den Augen.

Sie waren Alle erschüttert von diesem Ausbruch ihres Schmerzes; der Vater mehr, als er es zu zeigen für gut befand. Er hatte noch keines seiner Kinder Schmerzensthränen weinen sehen.

Er nahm die Tochter in seine Arme, setzte sich und zog sie auf seine Kniee.

»Dolores«, sprach er, »sei vernünftig, Du sollst nicht weinen, ich will Dich nicht weinen sehen! Ich habe Euch zu mir genommen, um Freude an Euch zu haben. Was Du, was Jedes von Euch gewünscht, was ich Euch schaffen konnte, hab' ich Jedem von Euch gewährt. Wenn ich Dir sage, das kann nicht sein! so hast Du es zu glauben und es nicht weiter zu verlangen. Wenn ich Dir sage, das will ich nicht, oder das muß geschehen, so hast Du Dich darnach zu richten; und wenn Du einer unvernünftigen Liebe nachhängst, wenn Du Dich krank und elend machst, so daß Fremde es Dir ansehen, so bist Du eine undankbare Tochter. Soll ich Dich für eine solche halten?«

Sie antwortete ihm nicht, sondern schlang ihre Arme um seinen Hals, ihren Kopf an seiner Brust verbergend.

[2-168] Er stand auf und küßte sie.

»Und nun macht fort!«, befahl er. »Justine vergißt zuletzt noch unsern armen Lorenz über Deinen kindischen Thränen. Du, Virginie, erinnere übrigens Dolores daran, wenn es nöthig sein sollte, daß meine Tochter nicht zu weinen hat um einen Mann, der an sein altes, verfallenes Schloß gekettet ist. Sie wird einmal in einem andern Schlosse wohnen, und lachen über ihre heut vergossenen Thränen! Geht Euch umkleiden, es ist Mittagszeit.

Justine soll Euch heute nach dem Essen noch spazieren fahren, auf die Hufen hinaus, ihren neuen Wagen sehen zu lassen vor dem Thor. Sputet Euch!«

Sie folgten seiner Weisung.

Frank begleitete den Vater. Von Dolores war nicht mehr die Rede, denn Darner liebte es nicht, auf solche Erörterungen zurückzukommen.

Die Tagesordnung wurde eingehalten, wie der Vater sie festgesetzt. Der Empfang bei der Königin machte bei dem Mittagessen wieder das Gespräch; die Spazierfahrt wurde unternommen. Justine und ihre Schwägerinnen wurden in ihrem neuen Wagen angestaunt, wie der Vater es verheißen. Aber Dolores blieb niedergeschlagen, und wie Virginie auch frohen Sinnes die Vorüberkommenden musterte, kam doch auch Justine nicht wieder zu der gehobenen Stimmung, in welcher sie am Vormittage vom Schlosse heimgekehrt war.

Spät Abends, nachdem man den Thee gemeinsam genommen und Frank sich mit seiner Frau zurückgezogen hatte, saß er in der Schlafstube neben ihr auf dem Sofa, während sie den Knaben noch einmal nährte.

»Du bist so still«, sagte er, »der Tag hat Dich müde gemacht. Es war doch wohl zu viel für Dich?«

[2-169] »Ach«, meinte sie, »müde bin ich nicht, ich bin ja gesund, aber es geht mir heut so viel, so viel im Kopfe herum.«

»Du denkst an Dolores? Sie thun mir Beide, Beide leid; und wer will sagen, ob die Heirath, die der Vater für sie im Sinne hat, sie tröstet! Man wird Geduld mit ihr haben müssen, sie nicht sich selber überlassen dürfen.«

»Wenn wir die Göttling noch im Hause hätten«, fiel Justine ihm ein, »wär's jetzt recht gut!«

»Wer hat sie gehen heißen?«, rief Frank mit hörbarem Verdruß. »Es war Alles so schicklich eingerichtet; wir lebten beisammen und waren doch Herren für uns, ich hatte Dich für mich allein. Jetzt wie's werden soll, wie Du die Doppelwirthschaft bewältigen willst,

ohne daß Du, oder der Junge und ich, Einbuße darunter leiden, sehe ich nicht ab. Du kannst nicht den Hüter der Mädchen machen …«

»Wenigstens könnte ich nicht die Verantwortung für sie tragen, und sie würde doch in gewissem Sinne auf mich fallen. Die sanften Augen von Dolores und ihre bebenden Lippen — ich hatte mehr Mitleid mit ihr als je mit mir; denn ich — Du weißt, ich wäre einfach mit Dir davon gegangen; aber Eberhard …«

»Der Vater hat Recht«, sagte Frank, »er ist kein freier Mann! Hätten wir die Göttling noch, so wäre es das Gescheiteste, sie mit den Mädchen für einige Zeit hinweg zu schicken, in den Süden oder auch nur an den Genfersee. Hier …«

»Weil Du von der Göttling sprichst«, unterbrach Justine ihn, als hätte sie nur auf die wiederholte Nennung des Namens gewartet; »es ist mir heute eigen mit ihr gegangen. Es war überhaupt ganz [2-170] merkwürdig, ich verstand mich selber nicht, ich war so gerührt.«

»Sprichst Du von Dolores, von der Königin oder von der Göttling?«

»Auch von der, indeß ich dachte eigentlich an den Onkel. Ich habe ihn ja so oft gesehen seitdem; aber wie ich heute in meinem neuen Wagen saß, und sie so mit einem Male zusammen vor mir sah, den Onkel und den guten John, der, obschon er stärker geworden und viel männlicher, viel mehr dem Onkel ähnlich sieht, nun doch eigentlich wie nach einem Schiffbruch wiederkehrt …«

»Da bedauertest Du wohl, daß Du ihn nicht mit erlitten?«, fragte Frank, und aus dem Scherze klang doch die männliche Empfindlichkeit hervor, die der Frau kein rückblickendes Erinnern gestattet.

Justine zuckte die Schultern.

»Wenn er sprechen könnte, der geliebte Junge hier, der sich so tapfer nährt, so würde er sagen: »Ist der Papa ein großer Thor, Mama! Komm', thörichter Papa, gieb unserm Lorenz einen Kuß für seine Weisheit und für Deine Thorheit, aber störe ihn nicht, er ist

so im Zug!«

Frank ließ sich das nicht zweimal sagen, er küßte der Mutter Lippen und des Sohnes Händchen.

»Und was weiter mit dem Onkel und dem Vetter?«, fragte er darauf.

»Nichts! Sie thaten mir nur Beide leid, und das fiel wie ein Schatten über mich; ich erschrak darüber, daß ich sie in meiner Freude so unüberlegt heiter gegrüßt. Leid ertragen? lieber Gott, das kann man schon für sich; zum Freuen gehören auch die Anderen. Ich hätte es so gern gehabt, daß sie sich meines Glücks gefreut. John sah mich gut mit seinen treuen Augen an; ich habe ihn ja auch immer lieb [2-171] gehabt, bis er auf den unglücklichen Heiratsgedanken verfiel, und …«

»Jetzt wolltest Du ein bischen Parade machen, auch vor ihnen, mit dem Wagen«, warf ihr Mann dazwischen.

»Wahrhaftig nicht! Aber ich kann mir's ja so gut denken, wie es jetzt bei ihnen ist und wie sie über mich und über uns hier sprechen. Sie müssen es sich ja jetzt Alle sagen, daß der Vater mich damals nicht ohne Deine Zustimmung zur Tante gehen lassen konnte, während ich unser Kind schon unter meinem Herzen trug. Ich hätte ihnen nur sagen mögen: ›Wenn es bei Euch zu Hause still und traurig ist, kommt zu uns, wir sind so glücklich!‹ Der Onkel und der Vater sind doch sonst gut ausgekommen mit einander. Der Onkel hat dem Vater immer die Stange gehalten, als er hierher gekommen ist, und John? — Wenn Du ihn gesehen haben wirst — freilich, er war eben nicht mein Mann und sehr der Mutter Sohn; aber er ist ein guter Mensch. Weise ihn nicht ab, wenn er Dir begegnet; ich hab' ihn verschmäht, sei Du gut zu ihm. Du hast mich ja, und …«

»Ja, Dich und den geliebten Jungen mit dazu! Komm' nun, gieb ihn mir!«

Sie reichte ihm das Kind, während sie ihr Kleid zuknöpfte. Er küßte sie, weil sie in dem Anflug von Rührung so schön aussah, und er wiegte dabei das schlafende Kind, mit einer so behutsamen

Wichtigkeit in seinen Armen, daß er die junge Mutter damit zum Lachen reizte.

Als dann die Wärterin gekommen war, das Kind zu holen, und die beiden Eheleute wieder allein beisammen waren, sagte Justine, immer noch mit derselben Gedankenreihe beschäftigt: [2-172] »Mit der Göttling war es mir ebenso, wie mit dem Onkel und mit John. Ich habe sie ja in den letzten Zeiten, ehe der Junge gekommen ist, öfter in den Sitzungen und Vertheilungen des Frauenvereins gesehen; aber da hatte Jede von uns zu thun, und man hatte nicht Zeit, auf einander zu achten, ging sich auch leicht aus dem Wege. Als wir aber heute vor der Cour in Reih und Glied aufgestellt dastanden, die Königin erwartend, fiel es mir auf, daß die Göttling sehr gealtert hat. Sie betrachtete mich und die Mädchen immerfort. Ich sah es ihr an, wie weh es ihr that, nicht zu mir kommen zu können, wie gern sie mich gefragt hätte: ›Was macht Dein Junge?‹ Und ich hätte ihr ebenso gern gesagt: ›Komm' und sieh ihn Dir an; er hebt seinen Kopf schon so aus dem Kissen heraus, als wollte er zeigen, daß er ihn hoch tragen wird wie sein Vater, wie der rechte Lorenz Darner!‹ Glaubst Du, daß der Vater es übel genommen hätte, wenn ich ihr gesagt, sie soll sich den Jungen ansehen kommen?«

»Ganz gewiß, und das mit Fug und Recht! denn ihr Herz ist auf der andern Seite. Es war Dein Onkel, der sie ohne Weiteres fort und zu uns geschickt, als er ihrer nicht mehr bedurfte; und zum Dank für die Aufnahme, die sie bei uns gefunden, ist sie von uns und zu Deinem Onkel zurückgegangen in einer Zeit, in welcher Du Schonung und Pflege nöthig haben konntest, hat sie sich denen zugesellt, welche die gebotene Vorsicht des Vaters als Grausamkeit bezeichneten. Ob man ihr verzeihen könnte, wenn sie Verzeihung zu begehren käme, ob dies Hinundher zwischen Kollmanns und zwischen uns zu wünschen wäre, das wäre eine Frage. Fürs Erste aber laß Dir genügen an unserem Glück, auch ohne [2-173] die Zuschauer, nach denen Dich's gelüstet. Oder ist's Dir nicht genug an uns?«

»Frank«, rief Justine, »wie siehst Du dem Vater gleich, wenn Du so sprichst! Schilt mich nicht, ich bin so stolz auf Dich und auf den Jungen!«

»Bleib's immer, bleib immer nur Du selbst, dann sind wir geborgen! — In drei Tagen muß ich fort. Was nachher sein kann, wird sich ja erweisen!«

Zwanzigstes Kapitel

Ja, mein Herr Neffe!«, sagte an dem Nachmittage Comtesse Gottfriede, als Eberhard an ihrem Kaffeetische saß, »das sind nun die Ritterdienste, welche man den Frauen in unserer Zeit zu leisten hat. Rencontres mit Straßenjungen, mit der Crapule, welche die Dichter Eurer Zeit als ›das Volk‹ anzusingen lieben; aber um meine Gesundheit sorge Dich deshalb nicht. Ein solcher Chok hat mir Gottlob nichts an. Es giebt andere Dinge, die mir am Herzen fressen, und in die man sich schicken zu lernen hat in Ehrfurcht vor unseren Herrschaften.«

»Wovon sprechen Sie, gnädige Tante? Und was wollten Sie mir heute sagen, als wir uns trennten? Sie können doch im Schlosse bei der Königin dergleichen nicht erfahren haben?«

»Nicht? Weißt Du das so bestimmt? Ist es keine Erfahrung, die einem das Blut ins Gesicht treibt, wenn man sehen muß, daß unsere Majestät durch die Noth der Zeiten gezwungen wird, Krethi und Plethi zu empfangen? Daß eine Judenfrau ge[2-174]würdigt wird, von ihr angesprochen zu werden, daß die Fürstin Hedwig diese Judenfrau noch besonders um ihrer Wohlthätigkeit willen rühmt, daß diese Madame — wer kann die Namen solcher Leute merken — diese Madame sich mir selber vorstellt und sich wundert, mich nicht im Frauenverein zu sehen, obschon ich, weil die Majestäten ihn protegiren, zu ihm gehöre. Als ob Jeder so, wie sie es jetzt halten, sich wöchentlich in Scene setzen muß, um das Aushängeschild für sein bischen Wohlthätigkeit zu machen. Lieber Gott! An die Konsulsfrau, an die Armfield — Du hast sie ja hier gesehen — und an die Madame Göttling hat man sich ja gewöhnt! Aber nun gar Juden! Und Red und Antwort mußte man ihr doch

geben, wenn die Königin sich herabgelassen hatte, ihr das Wort zu gönnen.«

»Vergessen wir nicht«, wendete Eberhard ein, »daß unser Heiland selbst dem Volke angehörte.«

»Ach!«, rief die Tante, »was das Volk Israel gewesen sein mag, als es unserem lieben Herrgott gefallen hat, Jesum Christum unter ihm geboren werden zu lassen, das weiß ich nicht, das geht mich auch nichts an! Aber diese Leute, die ich noch gekannt habe, ehe sie die Bankiers in dem großen Hause geworden sind, deren Mutter und Vater geschachert haben mit Band und solchem Trödel, diese Frau, die mir die Päcke ins Haus getragen hat, als sie noch die Rebekka vom alten Benjamin gewesen ist — die — im Schlosse bei der Königin, behandelt so wie ich! Lache nicht, Eberhard! Frage Dich lieber ernsthaft, wo kommen wir auf diese Weise hin? Ich mag nicht leben, die Zeit und die Welt zu sehen, die sie heraufbeschwören auf die Weise! Alles, alles wird profanirt, selbst die Erhabenheit des Thrones und des Königshauses!«

[2-175] Sie hatte in ihrem Entsetzen die Hände gefaltet, die Thränen kamen ihr in die Augen; und so wenig Eberhard sonst Gewicht legte auf die derartigen Klagen der Gräfin, that sie ihm heute leid, und seinen Trost auf ihr gutes Herz bauend, sagte er:

»Ich kann mich hineindenken in Ihr Empfinden, theure Tante! Aber wollen Sie Anderen mißgönnen, was Sie selbst beglückt: den Vorzug den königlichen Herrschaften persönlich ihre Huldigungen darbringen zu dürfen? Soll es die Königin nicht erfreuen, in so vielen Augen als immer möglich den Widerschein ihrer Huld ihr entgegen leuchten zu sehen? Und sollen die Herrschaften nicht das Bedürfniß fühlen, denen zu danken, die mit Hingebung an ihnen hängen, die Hülfe bringen, wo der beste Wille des königlichen Paares allein sie ausreichend zu gewähren nicht vermöchte?«

»Ja!«, rief die Comtesse, bei ihrem Sinn beharrend, »Sie haben das Gold, und die Herrschaften müssen ihren Pakt machen mit dem goldenen Kalb! Das ist's ja gerade, was mich so empört! Und daß wir ihnen darin folgen müssen, müssen, sage ich, macht die Sache

nicht besser! Mir, mir hat die Majestät natürlich wie einer alten Bekannten schon von Ferne zugenickt und mir im Vorübergehen gesagt: ›ich wußte Gräfin, daß Sie uns nicht fehlen würden, und es freut mich, Sie so rüstig zu sehen!‹ Ich war ganz gerührt davon. Aber bei der prachtvollen Generalkonsulsfrau, bei der schönen Madame Darner, ist sie stehen geblieben und es hat ein Pourparler gegeben ohne Ende; und die, die davon etwas gehört, haben sich des Todes darüber verwundert, wie die Königin sie behandelt, als ob sie eine Fürstin wäre!«

»Ich kann Sie versichern, Tante«, unterbrach [2-176] Eberhard sie mit Absicht, »daß Madame Darner auch eine im besten Sinne fürstliche Natur ist!«

»Sag' ich denn Nein dazu!«, rief die Comtesse, immer mehr sich erregend. »Sie ist so groß und so prachtvoll blond wie die Königin selber, und es fiel ihr gar nicht ein, sich neben ihr zu eklipsiren. Sie stand da, als ob sie wirklich auch von Vorfahren zu reden hätte, als ob sie wirklich ›eine Geborene‹ wäre, freudestrahlend — das ist wahr — aber stolzer als die Königin selber. Und wie ich dann nachher, weil die Königin sie so ausgezeichnet hatte, es doch auch für meine Pflicht hielt, dem Beispiel nachzukommen und ihr, um doch einen point de ralliement zu haben, es auszusprechen, daß ich von ihr und von den Ihren durch Dich wisse, da —«

»Da hat sie Ihnen gesagt, hoffe ich, daß ich ihr sehr ergeben und daß ihr Mann mir ein sehr werther und treuer Freund ist, dem ich zu größtem Dank verpflichtet bin.«

»Nein, davon hat sie mir nichts gesagt. Sie hat mir ihre Schwägerin, die Mamsell Darner, vorgestellt; und nun begreife ich, daß der Verkehr mit diesen Leuten Dir wohlgefällt. Die Frau schön! Das Mädchen ganz apart.«

»Wie nannte Madame Darner Ihnen dieses Mädchen?«, fragte Eberhard mit Spannung.

»Sie nannte es gar nicht, oder ich habe den Namen überhört! Aber wofür kannst Du ihrem Manne denn verpflichtet sein?«

»Für ein beträchtliches Darlehen, dessen ich für Waldritten

nothwendig bedurfte und das er mir geschafft hat.«

»Also auch das goldene Kalb!«, rief die Tante. »Ja, damit zwingen sie es! Ueberall schleichen sie sich ein mit ihrem Gelde, das die Thüren öffnen [2-177] muß, und dann kommen sie hinterher, nisten sich ein und haben schon so manches von unseren alten edlen Geschlechtern von seinem Grund und Boden fortgetrieben, wie grade auch dieser Herr Darner, der jetzt in Strandwiek sitzt und —«

»Verzeihen Sie, Tante!«, fiel Eberhard ihr ein. »Herr Darner hat Niemand vertrieben von, seinem Grund und Boden, wie Sie es nennen. Er kaufte das Gut, als die Familie ausgestorben war, von den entfernten Verwandten, die es ererbt hatten und nicht gewillt waren, es zu benutzen.«

»Hätten die ersten Besitzer die rechte Ehre im Leibe gehabt, hätten sie ein Majorat gegründet, wie es sich für den auf die Erhaltung seines Geschlechtes bedachten Edelmann geziemt, so würde Strandwiek heute noch in ihrem Besitze sein und nicht ein Emporkömmling, ein Mensch ohne Namen in ihrem Schlosse sitzen.«

»Wäre ich frei wie dieser Mensch ohne Namen!«, fuhr Eberhard plötzlich auf, ungeduldig gemacht durch die Comtesse und ihre Vorurtheile.

»Eberhard!«, rief sie erschreckend, »das sagst Du, ein Stromberg, der Majoratsherr von Waldritten?«, Ihr Ausruf erinnerte ihn, zu wem er sprach, aber seine Empfindung riß ihn fort; und den Gedanken, die er in den letzten Zeiten unablässig in sich erwogen, Worte gebend, sprach er:

»Gott weiß es, daß es mich erhebt, einer langen Reihe von würdigen Männern anzugehören, daß ich die Verpflichtung fühle, ihnen gleich zu sein; aber so wenig ich heute umhergehen könnte in dem Harnisch Dagoberts von Stromberg oder in der Allongeperücke meines Großvaters, so wenig kann ich meine Pflicht, ihnen an Würdigkeit gleich zu werden, erfüllen unter den Bedingungen, unter welchen sie es allein [2-178] für möglich hielten.

Der Wille einzelner Menschen und Geschlechter hält die Wandlungen, die sich im Laufe der Zeiten innerhalb der gesammten Menschheit mit und aus Nothwendigkeiten vollziehen, nicht auf; und wer es unternimmt, seine Nachkommen an seinen Willen und an die Bedingungen der Zeit zu knüpfen, in der er selber lebte, der versündigt sich an dem Menschenrecht seiner Nachkommen; denn er nimmt ihnen mit der freien Bestimmung über sich selbst die Möglichkeit, den Bedingungen ihrer Zeit und sich selber zu genügen. Und fiele mir heute der Besitz von ich weiß nicht welchen Herrschaften zu, ich würde mich nicht vermessen, meinen Erben auf Jahrhunderte hinaus zu befehlen: Du mußt sie behalten, auch wenn sie Dich nicht freuen — und mußt sie behalten unter Bedingungen, die gegen Dein Glück verstoßen und gegen Deine Ueberzeugung. Das ist kein Segen, das —«

Er brach plötzlich ab. Die Comtesse saß da, als hätte ein Blitzstrahl sie getroffen, als wanke der Boden unter ihren Füßen. Eberhard sah dies mit dem vollen Bewußtsein, etwas durchaus Ungehöriges gethan, und dem mächtigen Strom seiner Ueberzeugung an dem ungeeignetsten Orte den freien Lauf gelassen zu haben; aber er konnte es nicht bereuen. Er wollte es nach außen kundgegeben, es vor sich sinnlich festgestellt haben, was in ihm zur Klarheit gekommen war und fortan die Richtschnur seines Lebens und Handelns sein sollte; und die Comtesse sollte es auch wissen, daß er gebrochen habe mit den Anschauungen, in denen sein und ihr Geschlecht bisher gelebt. Er wollte nicht mehr von ihren Vorurtheilen und Grillen zu leiden haben, nicht mehr von ihr Verunglimpfungen und Geringschätzung von Menschen hören müssen, denen er sich angehörend fühlte, wenn [2-179] schon er sie jetzt meiden mußte. Er wollte sich nicht als Glück anrechnen lassen, was ihm schwer zu tragen war, und er sagte sich: »nur wenn die Tante weiß, auf welchem Boden ich stehe und auf welchem sie mit mir zu verhandeln hat, kann ich sie mir, mich ihr erhalten.«

Er hatte sich während des Sprechens erhoben. Wie er geendet

hatte, sah er, daß sie ihre Augen trocknete; doch konnte er sich nicht dazu bringen, ihre Verzeihung für seine Aeußerungen zu erbitten. Sie erwartete sie auch nicht, sondern schüttelte nur leise das Haupt und sagte in einem Tone, der Eberhard zu Herzen ging:

»Ja wohl, die Zeiten haben sich geändert, sehr geändert, und man lernt das im Alter schwer begreifen, wenn man's auch noch so schwer empfindet. Man möchte fort sein aus der Welt, in welcher gekrönte Häupter unter dem Beil des Henkers gefallen sind, aus einer Welt, in der unser König und unsere Königin sich beugen mußten vor dem Bonaparte und nur so viel Land und Unterthanen behalten haben, als es ihm beliebt hatte, ihnen zu belassen. Man kann eine Zeit ja nicht mehr verstehen, in der ein guter Mensch wie Du, lieber ein homme de rien sein möchte, als der Majoratsherr von Waldritten. Man vereinsamt sehr! Sei Du, was Dir zu sein das Beste scheint!«

Sie weinte wieder, trocknete die Augen, reichte ihm die Hand und sagte:

»Ein Ehrenmann wirst Du ja bleiben! Dafür bürgt Dein Name wie Dein Blut — und verlassen wirst Du mich ja nicht! Ich bin zu alt dazu. Es lohnt nicht mehr!«

»Liebe, liebe Tante!«, rief er und küßte ihre welke Hand, »es ist so gut von Ihnen, daß Sie [2-180] mich gelten lassen. Ich hätte zu meiner Mutter nicht anders sprechen können; und glauben Sie es mir, ich bin Ihnen in diesem Augenblicke mehr denn je zu eigen.«

»Das ist ja die Hauptsache!«, gab sie ihm zurück. »Gebe nur der Himmel, daß Du glücklich wirst auf Deine Façon, wenn ich's auch nicht erlebe! — Ich hab's ja heut gesehen! Wir Alten passen nicht mehr in die neue Zeit! Wir sind ihr ein Schimpf und Spott!«

»Der rohen Masse, nicht den Guten, Tante!«, sagte er, und weil sie ihm so hilflos vorkam in der Stimmung, in die er sie versetzt, sagte er, aus vollem Herzen zu begütigen geneigt: »Ich bin ja auch allein, Tante Gottfriede! Und wird's nun wieder wohnlich und erfreulich bei mir draußen, so hole ich Sie im Sommer zu mir hinaus, und Sie helfen mir im Ahnensaale mit Ihren Erinnerungen

nach. Denn wenn ich mich des Majorats auch gerade nicht erfreue — ein Stromberg bin und bleibe ich von Herzen und mit Freuden; und zurückzublicken auf würdige Vorfahren erachte ich wie Sie, ich wiederhole es, als einen großen Vorzug.«

Da er sich zum Abschied vor ihr neigte, küßte sie ihn auf die Stirn. Sie hatte das nie zuvor gethan.

»So knüpfen alte und neue Zeit sich aneinander! Es hat ja jede wohl ihr Gutes!«, sprach sie gerührt.

Darnach schied er von ihr, beschäftigt mit der Vorstellung, daß sie noch gute Stunden haben sollte mit ihm in seinem Schlosse.

[2-181]

Einundzwanzigstes Kapitel

»Ist der Herr Generalkonsul Darner zu sprechen?«, fragte am nächsten Tage John Kollmann, als er in das Komptoir eintrat.

Einer der Handlungsgehilfen, welcher, der russischen Sprache mächtig, zum Konsulatssekretär gemacht worden war, bejahte die Frage und öffnete ihm die Thüre des zur rechten Seite des Komptoirs gelegenen kleinen Zimmers, über welcher die Worte: »Kaiserlich russisches Generalkonsulat« zu lesen waren. Er werde den Herrn Generalkonsul sofort benachrichtigen, sagte er.

Die kleine Stube war für den Zweck eingerichtet, dem sie zu dienen hatte. Das Bild des Kaisers Alexander hing über dem Sopha, Karten des russischen Reiches zu beiden Seiten. Eine kleine Bibliothek, ein großer, zweiseitiger Schreibtisch entsprachen den Bedürfnissen; und kaum hatte John mit seinem Blick den kleinen Raum überflogen, als Frank hineintrat.

Die beiden Männer standen einander zum ersten Male gegenüber; Frank nach seines Vaters Sinn und Weisung entschlossen, keinem der Kollmanns einen Schritt entgegen zu thun.

Wie er dann nun Justinens Vetter, den von ihr verschmähten Bewerber, vor sich sah, fand er es zunächst sehr natürlich, daß sie ihm den Vorzug vor jenem gegeben; aber das gestrige Abendgespräch mit seiner Frau und ihre Bitte wirkten in ihm nach, und es ging ihm mit John, wie es ihr mit ihren Anverwandten geschehen war. Er fühlte sich als den Glücklicheren, den Sieger, er konnte John nicht mit abweisender Kälte begegnen.

[2-182] »Herr John Kollmann!«, sagte er, da der Sekretär, der John kannte, ihn als diesen angemeldet hatte; und wäre er der

Regung des Augenblicks gefolgt, so hätte er John die Hand geboten und ihn willkommen geheißen in seinem Hause. Die schnelle Ueberlegung, das rasche Durchdenken der Verhältnisse, an welche das Leben den Geschäftsmann gewöhnen, hielten ihn jedoch davon zurück. Er durfte keine Zuvorkommenheit zeigen, welche zurückgewiesen oder nicht dankbar aufgenommen werden konnte. Er hatte John auch nicht in seinem Hause zu begrüßen, denn er war in das Komptoir, also voraussichtlich wegen einer Geschäftsangelegenheit gekommen, und den Mittelweg einschlagend, sagte er: »Willkommen in der Heimat, Herr Kollmann! Ich erfuhr bereits durch meine Frau von Ihrer Anwesenheit. Sie hatte Sie gesehen, als sie mit meinen Schwestern zu dem Empfang bei der Königin nach dem Schlosse fuhr, und ich weiß durch das Zirkular Ihres Hauses, daß Sie hier zu bleiben denken. Wann sind Sie angelangt und wie haben Sie die Wege gefunden? Ich muß in den nächsten Tagen hinauf nach Petersburg.«

Während er das gesprochen, hatte er John mit einer Handbewegung genöthigt, auf dem kleinen Sopha Platz zu nehmen und sich ihm gegenüber gesetzt. Das war John eine Art von Erleichterung gewesen.

Er hatte unter Franks Worten Justine wieder in ihrer Herrlichkeit an sich und seinem Vater vorüberfahren sehen; die Erinnerung an das Zirkular, welches die Auflösung des von ihm geführten Rigaer Geschäftes gemeldet, war ihm auch nicht erfreulich, und daß Frank, der ihn um mehr als Kopfeshöhe überragte, gleichsam von oben herab mit ihm sprach, daß er mit dem hellen Ausdruck seiner stolzen Stirne sich gegen ihn so unbefangen erwies, als läge zwischen [2-183] den beiden Familien nichts Störendes, das Alles war ihm peinlich gewesen, in seiner Voreingenommenheit gegen Frank, ohne daß er sich über die Einzelheiten seines Mißempfindens Rechenschaft gegeben hätte.

Es wollte ihm nicht gleich vom Herzen, Frank für seinen Willkomm zu danken. Er hielt sich also an dessen Fragen. »Ich bin

vorgestern Abend hier angelangt«, sagte er. »Bis zur Grenze waren die Wege noch fest, diesseits, wie immer in dieser Jahreszeit, zwischen Halten und Brechen. Ich war zufrieden, die Effekten, die ich aus meinem Rigaer Hause mit hinüber zu nehmen hatte, schon Ende des vorigen Monats expedirt zu haben. Sie sind vor mir angekommen, lagern im Packhof, und ihretwegen sehen Sie mich hier. Das hiesige Zollamt fordert, angeblich infolge einer neuen Verordnung, die Bestätigung der in Riga ausgestellten Certifikate, daß es gebrauchte Dinge sind, quasi eine Ausstattung, die ich hieher nehme. Wollen Sie die Güte haben, diese Certifikate zu bescheinigen?«

Er zog dabei ein paar Papiere aus seiner Brieftasche und bot sie Frank zur Ansicht dar, der sie prüfend durchlas.

»Sie sind des Russischen mächtig?«, bemerkte John, offenbar davon überrascht.

»Ich habe es erlernt, als ich hierher gekommen bin, und es ist mir in den letzten Zeitläufen sehr zu statten gekommen.« Er war damit an das Pult getreten, hatte die Scheine beglaubigt, ein Licht angezündet, sie mit dem Amtssiegel versehen, und sie John wieder zurückgegeben, der sie mit dankender Verneigung empfing und sich erhob, um sich, sehr mit sich zufrieden, in dem Bewußtsein zu entfernen, daß er durch sein ge[2-184]schäftsmäßiges Verhalten gegenüber den Darners und gegen Frank persönlich, seine Stellung genommen habe. So aber hatte dieser es nicht gewollt; und während John schon den Drücker in der Hand hielt, warf Frank im leichtesten Tone die Frage hin:

»Sie wissen, daß das Haus« — er nannte eine der größten Petersburger Firmen — »von der Spiritusaffaire zurücktritt und daß die ganze Angelegenheit damit ajournirt, wenn nicht aufgegeben ist?«

John blieb stehen. »Nein!«, sagte er, »wir sind davon bis jetzt nicht unterrichtet. Darf ich Sie fragen, von wem die Meldung Ihnen kommt? Als ich Riga verließ, vor acht Tagen, hielt man die Ausführung für nahe.«

Frank wußte, wie wichtig die Entscheidung für die betreffenden Häuser war, sprach es aber nicht aus, sondern sagte gleichmüthig:

»Unsere Nachrichten sind verbürgt. Die erste kam uns vor drei Tagen, anläßlich einer sich auf ein anderes Geschäft beziehenden Estafette, die zweite gestern mit der Post. Ich erwähnte der Sache gegen Sie, weil wir gehört, daß Sie mit der Gruppe von Reval in der esthländischen Pacht zu operiren gedächten.«

Das Geschäft, von dem Frank sprach, bezog sich auf jenes Projekt der russischen Regierung, die Spiritusfabrikation und den Spiritushandel im russischen Reiche in gewissem Sinne zu monopolisiren und das Monopol in den verschiedenen Provinzen zu verpachten.

Es war John nicht lieb, die Darners so weit von den Plänen seines Hauses unterrichtet zu sehen; er beantwortete also die Berührung der Angelegenheit nur mit der Frage:

»Und Sie, reflektirten Sie auch darauf?«

[2-185] »Nein! Man hatte uns allerdings proponirt, an der Generalübernahme zu partizipiren, indeß wir sind nicht gewillt, große Kapitalien, bei den jetzigen Zeitläufen, und vollends im Auslande, in industriellen Unternehmungen festzulegen. Wir beschränken uns mehr und mehr auf das reine Bankgeschäft. Aber«, und er wendete sich dabei nach der Uhr an der Wand, »nachgrade müssen wir wohl beide fort!«

Jetzt war er es und nicht John, der das Zeichen zum Aufbruch gab, und eben wollte er diesem die Thüre öffnen, welche aus dem Zimmer in die Hausflur führte, als sie von außen aufgemacht wurde und Justine, ihren Sohn im Arme, gefolgt von den beiden Schwägerinnen, in der Stube erschien, so daß John genöthigt war, zurückzutreten.

»Wollt Ihr fort?«, fragte Frank mit freudestrahlendem Gesichte, als er die Seinen erblickte; »ich war eben daran, hinaufzukommen, um nach Euch zu sehen.«

»Lorenz muß sich seinen beiden künftigen Chefs doch präsentiren, ehe er zum ersten Male in die weite Welt geht!«,

scherzte Justine, und John plötzlich erblickend, der mit einem höflichen Gruß an ihr vorübergehen wollte, sagte sie:

»John, um den Jungen wär's doch schade gewesen, wenn mir damals etwas zugestoßen wäre! Es ist sein erster Ausgang! Laß ihm kein unfreundliches Gesicht begegnen. Gieb ihm die Hand, und mir!«

John hatte Mühe sich zu fassen. Eine Mutter zurückzuweisen, die ihm ihr Kind entgegenhielt, Justine zurückzuweisen, an welche die Erinnerungen seiner ganzen Jugend sich knüpften, die er geliebt; sich gefühllos zu zeigen gegenüber den beiden schönen Schwestern, Frank den Glauben aufzudringen, daß [2-186] er Justine noch heute nicht verschmerzen könne, das empfand er alles als Unmöglichkeiten; und die Hand fassend, welche Justine ihm bot, sagte er, während er mit der andern leise des Kindes Haupt berührte:

»Erhalte der Himmel Dir all Dein Glück! Dir und Ihnen!«, setzte er hinzu und ging von dannen, mehr erschüttert, als er es zeigen wollte. Frank gab ihm ein paar Schritte das Geleit, aber sie schwiegen beide.

Justine, von den beiden Mädchen gefolgt, war durch das Komptoir nach ihres Schwiegervaters Kabinet gegangen. Der Buchhalter, die Gehilfen, der Kassirer aus seinem vergitterten Arbeitsplatze, sahen mit wohlgefälligem Lächeln auf den Zug. Es kam nicht leicht vor, daß Justine einmal in der Thüre des Komptoirs erschien, nach ihrem Manne zu fragen, und die Darner'schen Töchter waren, während die Gehilfen in demselben arbeiteten, nie in demselben gewesen. Frank folgte ihnen auf dem Fuße.

Darner erhob sich, als er die Seinen allesammt plötzlich vor sich sah. »In Prozession?«, rief er ihnen entgegen. »Also soll der Monsieur zum ersten Male in die Luft? Nun das Wetter ist wie gemacht dazu!« Und des Kleinen Hand erfassend, lächelte er, als dieser das Händchen um den Finger schloß, den der Großvater ihm hingehalten hatte. »Er greift schon zu!«, bemerkte er.

»Und er hält auch schon fest«, meinte die Mutter, »ganz ordentlich fest! Aber er ist gekommen«, sagte sie, den Scherz wiederholend, »sich bei seinen beiden künftigen Chefs zu melden und sich ihren Segen für seine erste Reise zu erbitten.«

»Den soll er haben!«, sprach der Großvater, den Knaben streichelnd.

[2-187] »Er hat auch gleich ein Abenteuer gehabt und eine Bekanntschaft gemacht!«, rief Virginie dazwischen.

»Ja!«, fiel Justine ein, welche den Vorgang lieber selbst berichten als von einem andern erzählen lassen wollte; »als wir bei Frank eintraten, fanden wir John Kollmann bei ihm —«

»John Kollmann?«, fragte Darner, »was hatte der hier zu suchen?«

Frank legte sich rasch ins Mittel. Er sagte, welches Geschäft Kollmann zu ihm geführt, und in wechselndem Berichten erfuhr Darner von Frank und von Justine, was sich zwischen ihr und ihrem Vetter zugetragen hatte.

Darners Stirne hatte sich während ihres Sprechens verfinstert, sein Mund sich fest geschlossen. Die Seinen kannten diesen Ausdruck.

»Genügt Dir’s nicht an der Liebe, die Du unter uns gefunden, daß Du für den Sohn Deines Mannes um die Liebe von denen bitten mußt, die sich Dir abgewendet, weil Du die Unsere geworden bist?«, fragte er kalt und streng; aber auf Frank blickend, hielt er inne. Er durfte, ohne seiner Würde zu vergeben, dessen Auflehnung nicht noch einmal zu erfahren haben, und rasch einlenkend, setzte er hinzu:

»Frank wird vermuthlich mit dieser Schwäche Nachsicht haben, denn Dein weiches Herz und Dein Liebebedürfniß kommen ihm zu gute. Ein Fehler war dies Entgegenkommen dennoch! Der Junge hat mich und seinen Vater; er brauchte keines andern. Es ist nicht an uns, jenen die Hand zu bieten! Sie haben zu kommen, wir zu entscheiden, ob es uns gefällt, sie jetzt noch zu empfangen. — Nun aber macht Euch mit dem Burschen auf den Weg und bleibt nicht

zu lange draußen!«

Er gab Justine die Hand, küßte die Töchter. [2-188] Frank ging mit ihnen fort, ihnen in den Wagen zu helfen.

»Der Vater war im Recht! Du bist zu weit gegangen!«, sagte Frank. »Sie werden's auszubeuten wissen! Mach kein zweites ähnliches Experiment, wenn ich von Hause fort bin. Auch mit der Göttling nicht!«

»Gewiß nicht!«, beteuerte Justine fest, »und doch — bereuen thue ich es nicht!«

»Er sah so erschreckt, so gutmüthig und so traurig aus!«, fiel Virginie ein.

Frank gab darauf nicht Acht. Er half den Frauen, der Wärterin und seinem Sohne in den Wagen, dann kehrte er in das Komptoir zurück.

»Ich danke Ihnen, Vater«, sagte er, »daß Sie es übernommen, Justine auf den richtigen Standpunkt zu stellen. Sie wünscht eine Aussöhnung mit den Ihren, mit der Göttling. Sie hat gestern schon mit mir davon gesprochen; und da ihr John heute grade in den Weg trat, gab sie sich ohne Rückhalt. Ihre Natur war spröder, als ich sie kennen lernte. Unsere Liebe und unser Glück haben sie milder gemacht — und mir noch theurer!«

Darner hörte ihn ruhig an. »Es ist, wie Du sagst!«, entgegnete er darauf, »um so mehr jedoch hast Du darauf zu achten, daß sie nicht weichlich wird und Dich zu falscher Nachsicht verleitet. Je mehr Du auf sie hältst, um so mehr mußt Du ihr Herr bleiben; denn das Wort der Bibel bleibt bestehen: Er soll Dein Herr sein! — Ohne das kein Glück in der Ehe, keine sichere Führung in der Familie! Vergiß das nie!«

Er sprach das fest und bestimmt, aber er war sich bewußt, daß er zum zweiten Male nachgegeben, daß dies nicht zum letzten Male geschehen sein, daß [2-189] er fortan immer dem Sohne und dessen Willen Rechnung zu tragen haben würde, so weit es dessen Familienleben betraf. Er hatte die Herrschaft nicht mehr allein in Händen.

Er hatte Frank nach seinem Vorbilde erzogen; nun es geschehen war, stand derselbe ihm als eine Kraft gegenüber, die er geschaffen, die sein und nicht sein war, die er schätzte und die neben sich zu ertragen, er sich doch erst zu gewöhnen, mit schwerer Selbstüberwindung zu gewöhnen hatte. Der Sohn, den er erzogen, zwang ihn, ohne es zu beabsichtigen, sich zu beschränken, wenn er nicht zerstören wollte, was er in langer Arbeit für die Zukunft aufgebaut. Der Sohn, den er erzogen, zwang ihn, sich jetzt selber auch noch zu erziehen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Es war wieder einmal Frühling geworden, voller, warmer Frühling, und er war so schnell heraufgekommen, als wolle er mit seinem Segen die Leiden und die Noth vergessen machen, welche das unglückliche Königreich Preußen in den letzten Jahren zu bestehen gehabt hatte. Auf den Feldern schossen die Saaten so üppig empor, daß man einer reichen Ernte entgegen sah, und man durfte hoffen, sie in Frieden einzuführen, obschon die Kriegsfackel in Europa nicht erloschen war. Der Krieg wüthete in Spanien und stand für Oesterreich in nächster Nähe bevor. Indeß die Menschheit hatte es seit einem Jahrzehnt erlernen müssen, im Augenblick zu leben, wenn sie überhaupt ihres Daseins noch froh werden wollte; und einmal [2-190] aufathmen, um Kraft zu neuem Erleben zu gewinnen, das mußte am Ende ein Jeder.

So war denn auch die königliche Familie aus dem Königsberger Schlosse hinausgezogen nach einem bescheidenen Landsitz vor den Thoren der Stadt, den eine begüterte bürgerliche Familie ihr zur Verfügung gestellt; und in den wenigen öffentlichen Gärten, wie in den nahe gelegenen Lustorten und auf den bescheidenen Spazierwegen sah man an den schönen, im Norden so langen Abenden jetzt eine Gesellschaft erscheinen, wie man sie dort bisher niemals wahrgenommen hatte.

Auch im Darner'schen Hause dachte man an eine Uebersiedelung nach Strandwiek, denn Darner hatte die Vorrichtungen derart treffen lassen, daß die Frauen der Familie mit dem kleinen Lorenz den Sommer dort in aller Behaglichkeit verleben konnten. Justine wollte jedoch nicht auf das Land gehen, bevor Frank von seiner Reise heimgekehrt sein würde, und die Art

seiner Geschäfte nöthigte ihn, seinen Aufenthalt in Rußland beträchtlich länger auszudehnen, als es vorauszusehen gewesen war.

Der Juni hatte die Rosen in dem kleinen am Pregel gelegenen Vorgarten des Darner'schen Hauses schon zur vollen Blüthe gebracht, als Virginie und Dolores an einem hellen Vormittag im Wohnzimmer am Fenster saßen.

Da der Handelsverkehr lebhaft im Gange war, ankerten die Schiffe auch in dem linken Arm des Flusses, und grade unter dem Fenster hatte ein großer Engländer angelegt. Der warme Westwind spielte mit dem langen Wimpel des Fockmastes, das Schiff hatte längst gelöscht, lag hoch und die Matrosen putzten und scheuerten, was irgend an dem Schiff zu putzen und zu scheuern war; denn es war Sonn[2-191]abend und der Sonntag sollte alles klar und blank antreffen. Auch die Kapitänsfrau ließ es nicht daran fehlen. Sie hatte den ganzen Küchenkram aufs Deck gebracht; und zwischen den blitzenden kupfernen Kesseln und der Theekanne und dem Kohleneimer trieben ein schlanker, krausköpfiger Junge und ein dralles kleines Mädchen ihr Wesen mit dem Pudel, der es nicht müde wurde, nach den Panamanüssen zu springen, welche einer der Matrosen für die Kinder in Tagen stiller Fahrt zum Spiel ausgehöhlt und auf langer Schnur aneinandergereiht hatte.

»Wie das lustig ist!«, sagte Virginie.

»Was denn?«, fragte Dolores, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken.

»Die drüben auf dem Schiff, die Kinder mit dem Hunde. Ich sehe ihnen schon wer weiß wie lange zu, aber Du nähst heute wieder einmal wie ums liebe Brod und sprichst kein Wort.«

»Ich hab' es nicht gemerkt!«, antwortete Dolores.

Virginie stand auf.

»Komm«, rief sie, »und wirf Dein langweiliges Nähzeug einmal hin, Du wirst selbst langweilig! Sieh einmal drüben den Jungen, wie der sich abquält, den Pudel dahin zu bringen, daß er die Strickleiter emporgeht. Er macht's ihm vor, und er kommt schon

hoch hinauf, und sie lassen es zu; und nun hält er den Pudel und setzt ihm Fuß um Fuß, und der Pudel, der Pudel begreift's! Sieh, sieh nur, der Junge macht mir das größte Vergnügen! Wenn wir heute hinunter- und ausgehen, nehme ich ihm etwas mit und winke ihm und geb's ihm.«

»Was denn?«, fragte Dolores zerstreut.

»Irgend etwas: eins von unseren alten Bilderbüchern, von den alten englischen, und dann lade ich ihn mir mit seinem Pudel ein!«

[2-192] »Du kennst ihn ja gar nicht!«

»Ich sehe ihn ja schon all die Tage, und Vater und Mutter und die kleine Dicke auch! Muß man denn wissen, wer die Menschen sind, um sie gern zu haben?«

»Ich mache mir aus fremden Menschen nichts; ich mache mir überhaupt nichts aus den Menschen!«, sagte Dolores mit einer Festigkeit, die schroff abstach gegen ihr ganzes Sein und Wesen.

»Dolores!«, rief Virginie ganz erschrocken und mit raschem Entschlusse setzte sie dann hinzu: »Wenn das die Liebe ist, daß man sich an nichts mehr freuen kann, was nicht sein eigenes Selbst ist, daß man gleichgiltig wird gegen seine Nächsten, Liebsten, daß man sich an unserem Lorenz nicht mehr freut, daß — daß Du nicht siehst und fühlst, wie …« Sie brach ab und sagte dann mit bebender Stimme, in der die Thränen zitterten: »Wenn das die Liebe ist, dann danke ich meinem Herrgott, daß ich sie nicht kenne!«

Dolores warf sich ihr mit beiden Armen, laut schluchzend, um den Hals, aber sie konnte nicht sprechen.

»Sehen wir es denn nicht alle liebe Tage, Justine und ich«, fing Virginie wieder an, »daß wir Dir alle nichts mehr sind? Glaubst Du, ich, die ich mit Dir geboren bin, ich fühlte es nicht, daß ich Dir gleichgiltig bin, wie unten der liebe Junge und sein Pudel, daß ich nichts thun kann, Dich loszureißen von Deinem Grübeln und Grämen? Kannst Du denn gar nichts Anderes denken, gar nichts Anderes lieben, als — nur den Einen?«

»Nein!«, entgegnete Dolores und schlug mit der ihr

eigenthümlichen Bewegung die Hände vors Gesicht.

»Das ist fürchterlich!«, fuhr Virginie auf. »Sie sagen, ich sei kalt! Ich kann nichts dafür, daß ich [2-193] mir Alles klar machen muß im Stillen, und zugreifen wo es nachher noth thut. Sagen kann man das ja nicht, ich seh's und thu's. Ich habe es ja auch schon in der Pension gewußt, daß wir Beide verschieden sind, und hab' Dich darum lieber gehabt, weil ich dachte, ohne mich könntest Du nicht sein und ich müßte sorgen für Dich. Ich bin die Martha, Du die Maria gewesen von Anfang an, und ich bin immer zufrieden gewesen mit meinem Theil, besonders seit die Göttling fort ist und ich schaffen konnte für unsern Vater. Ich habe ja gesehen, daß Jeder seine Art hat und und die behalten muß, und hab' mich im Stillen daran gefreut, wenn ich gesehen habe, daß Du schöner bist als ich und daß sie Dich poetischer finden; und Gott weiß es, ob ich Dir nicht alles Glück in der Welt gewünscht hätte, ob ich Dir's nicht holen gehen möchte, vom Himmel herunter, wenn ich's könnte. Und grade darum mag ich den Eberhard nicht, darum könnt' ich ihn hassen, darum wollt' ich, er litte so wie Du und sähe blaß aus so wie Du und Du haßtest ihn wie ich!«

»Sprich das Wort nicht aus, Virginie, sprich's nicht aus«, flehte Dolores, »denn er ist unglücklich wie ich!«

»Wer hat Dir das gesagt?«

»Mein Herz sagt es mir!«

Virginie wendete sich ungeduldig von ihr ab, zuckte die Schultern und trat ans Fenster. Es entstand eine Pause. Unten auf dem englischen Schiffe und auf den anderen Schiffen läuteten die kleinen Glocken; es war Mittag, die Sonne drang von der Seite schon in das Gemach. Virginie ließ die Marquisen herunter und wollte sich darnach entfernen, blieb jedoch mit einem Mal stehen.

[2-194] »Und wenn's nur Dich allein beträfe«, sagte sie, »aber der Vater sieht Dich auch oft ängstlich an, wenn Du's in Deiner Versunkenheit auch nicht bemerkst! Was soll er denn mit Dir machen? Du weißt, daß wir Kaufleute heirathen sollen, und er kann doch auch unmöglich zu einem Menschen, der Dich gar nicht

gefordert hat, der Dich nicht heirathen will, sagen gehen: ›Seien Sie so gut und heirathen Sie meine Tochter, die sich's in den Kopf gesetzt hat, Sie haben zu wollen.‹ Schämst Du Dich nicht?«

»Virginie«, rief Dolores, »ich bitte Dich, kein Wort weiter, Du bringst mich um, Du bist fürchterlich!« Wie sie das aber gesprochen hatte, sah sie, daß dicke Thränen in der Schwester Augen perlten, und ihr die Hand hinreichend, bat sie: »Sei nicht böse, ich bin ja unglücklich genug!«

»Das fehlte noch, daß ich böse auf Dich wäre!«, rief Virginie, sich rasch wieder zusammennehmend. »Ich habe es seit Wochen jeden Tag auf dem Herzen gehabt und es immer nicht heruntergebracht, weil ich wußte, daß Du weinen würdest und denken würdest, ich sei hart und hätte kein Mitleid mit Dir! Und sagen muß Dir's einer doch; und wenn der Vater Dir es sagen wird, so wird es Dir noch fürchterlicher sein — und Du wirst doch thun müssen, was er wollen wird …«

Sie hielt inne, schöpfte Athem, und wäre Dolores nicht so ausschließlich mit sich selbst beschäftigt gewesen, so hätte sie erkennen müssen, daß und wie die Schwester mit sich zu Rathe ging.

Das währte jedoch nur einen Augenblick, dann sagte sie mit der Entschlossenheit, mit welcher ein umsichtiger Spieler seine letzte sichere Karte ausspielt:

»Glaubst Du denn, ich hätte es nicht machen können wie Du? Glaubst Du, der Hauptmann, [2-195] der ein so schöner und so guter und so kluger Mann ist und ganz ohne Redensarten, nur mit Ja und Nein, der könnte mir nicht auch gefallen? Und daß er mich gern hat, daß hast Du selbst gesehen und mir gesagt, und er hat mir ja auch so sehr den Hof gemacht zuerst, daß Du und Justine mich damit geneckt habt …«

»Und nachher?«, fragte Dolores, plötzlich aufhorchend.

»Nachher?«, wiederholte Virginie. »Ja, ich habe es nie sagen wollen und nun sage ich es doch, Deinetwegen! Neulich« — sie stockte — »neulich, an dem Tage, an dem wir zur Cour gewesen

waren und Du dem Vater Alles gesagt hattest, war abends doch der Hauptmann bei Franks zum Thee. Er war sehr gut zu mir; und wie wir vom Thee aufstanden und er mir die Hand gab, drückte er mir die Hand so herzlich und sah mich an, daß es mir heiß durch den ganzen Körper rieselte. Ich mußte sehr an mich halten. Wie sie dann gleich darauf zufällig davon sprachen, daß Nora Armfield den Major Rutenstein von den russischen Kürassieren heirathet, der bei ihnen im Quartier gewesen ist, da dachte ich, meinetwegen soll der Hauptmann keinen Kummer haben und sich keinen Korb vom Vater holen; und so sagte ich zu ihm: gut, daß keiner von unserer Einquartierung sich in eine von uns verliebt hat, denn wir dürfen keine Offiziere, wir sollen Kaufleute heirathen!«

»Das hast Du gesagt«, rief Dolores voll Verwunderung, »und Du hast ihn gern?«

»Grade darum! Wenn es doch nicht sein kann!«

»Und was hat er Dir darauf geantwortet?«

»Nichts! Er hat keine Miene dabei verzogen. Zuletzt, als er fortgegangen ist, und ich mit ihm zu[2-196]gleich im Korridor gewesen bin, hat er mir gesagt: ›Gute Nacht, Mademoiselle Virginie, gute Nacht; an mir haben Sie einen Freund auf jede Probe!‹ und das glaube ich ihm. Er geht nun mit mir um, wie mit Justine und mit Frank.«

Sie sprach das Alles mit fester Stimme, aber man konnte hören, welchen Zwang sie sich anthat. Ihre Selbstbeherrschung machte auf die Schwester einen bannenden Eindruck.

Sie saßen wieder am Fenster einander gegenüber. Virginie hatte den Schlüsselkorb zur Hand genommen und sah in einem kleinen Kalender etwas nach. Dolores spielte gedankenlos mit einem Topasenkreuz, das sie an goldener Kette am Halse trug. Die Mutter hatte beiden Kindern diese Kreuzchen an ihrem ersten Geburtstage umgehängt und Darner später ihnen neue Ketten dazu machen lassen.

Virginie blickte über den Kalender weg, ab und zu nach der Schwester hinüber. Dolores bemerkte das endlich, und sich

aufrichtend, sagte sie:

»So hast Du nie zu mir geredet!«

»Es ist auch kein Vergnügen, einen Andern, den man liebt, hart anzufassen, aber wenn man sieht, daß er ertrinkt, nimmt man ihn bei den Haaren, wenn's ihm auch weh thut!« Sie erhob sich wieder, ihre Aufregung ließ sie nicht rasten: »Sei vernünftig, Liebling!«, bat sie, Dolores umfassend und küssend, wie man es mit einem Kinde thut.

»Sag mir nur, was soll ich thun?«, flehte diese gerührt von ihrer Schwester Liebe.

»Du sollst Dir ehrlich sagen, daß Eberhard, wie der Vater es Dir erklärt hat, sein Majorat lieber hat als Dich, daß er Dich also nicht liebt wie Du ihn und sollst dem Vater keinen Kummer machen, sondern ihm gehorchen und Dich zufrieden geben. Denn« [2-197] und wieder stockte sie, und wieder überwand sie sich und sagte: »Heute spreche ich einmal Alles aus, Alles, und das kann ich Niemand sagen als nur Dir! Wir Beide, Du und ich, wir sind ja nicht wie andere Kinder mit ihrem Vater; wir dürfen dem Vater keinen Kummer machen, weil unsere Mutter es gethan hat. Unsere Mutter ist keine gute Frau und keine Mutter gewesen zu uns. Ihr sind — wie dem Eberhard sein Majorat — ihre Kirche und ihre Priester lieber gewesen als der Vater und wir; und sie hat ihn und uns verlassen, uns alle Beide und auch ihn!«

Dolores fuhr erschrocken empor, der Gedanke war ihr nie gekommen.

»Ja«, rief sie, »ja, das hat sie gethan!«

»Und der Vater hat sie so geliebt«, fiel Virginie ein, »daß Du, weil Du wie sie aussiehst, sein Liebling gewesen bist von Anfang an. Wer hätte den Vater denn gehindert — das hat unsere Göttling einmal zu Justine gesagt und ich hab's gehört — wer hätte den Vater denn gehindert, sich scheiden zu lassen von unserer Mutter, die von ihm gegangen ist, und eine andere Frau zu nehmen? Hundert für eine hätte er gefunden, und er hat's nicht gethan. Er hat uns zu sich genommen; und einen bessern Vater giebt's ja

nicht! Wir haben an ihm gut zu machen, was unsere Mutter ihm zu leid gethan hat! Das hab' ich mir seitdem immer gesagt, und ich werd' es thun, und Du mußt's auch!«

Dolores war wie in eine andere Welt versetzt.

Virginie genoß, ohne es sich einzugestehen, bei aller Zärtlichkeit für die Schwester, doch ein Behagen in ihrer Ueberlegenheit; sie wurde wieder ruhig in dem Bestreben, Dolores zur Fassung zu bringen.

[2-198] »Ich muß hinunter gehen, ich hab' zu thun«, sagte sie, die Schwester an der Hand nehmend. »Geh in unsere Stube, wasche Dir die Augen und mach Dich schön und bringe nachher die Guitarre mit. Du hast ewig lange nicht gesungen. Fang heute damit an, dem Vater zu beweisen, daß wir …«

»Ich komme schon!«, unterbrach sie sich selber, da der Diener mit einer Frage eintrat, nahm ihren Schlüsselkorb und ging hinaus.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Zwischen Justine und Virginie hatte sich, seit sie sich nach dem Fortgehen von Madame Göttling in dem immerhin zweitheilig gebliebenen Hausregiment zurecht zu setzen gehabt, ein Einvernehmen gebildet, das, trotz des zwischen ihnen obwaltenden Altersunterschiedes, zu einer vertrauenden Freundschaft geworden war, und selbst die Rolle der Beschützerin hatten sie Dolores gegenüber liebevoll getheilt.

Auch jetzt machte Virginie der Schwägerin kein Geheimniß daraus, daß sie versucht habe, die Schwester von ihrer Liebessehnsucht abzulenken, ohne es jedoch Justine preiszugeben, welche Geständnisse sie bei jenem Anlaß der Schwester über ihre Mutter gemacht. Sie waren Beide bemüht, Dolores zu zerstreuen, sie zu stützen in dem Kampfe, den sie in sich aufgenommen hatte, und er war schwerer für sie, als die Anderen es ihren Naturen nach ermessen konnten.

Ganz auf ihr Gefühlsleben gestellt, fehlte ihr ein Boden, auf dem sie sich zurecht zu finden vermochte. [2-199] Den Glauben an den Geliebten hatte man ihr zu nehmen getrachtet, und bei ihrer Unkenntniß der obwaltenden, Eberhard bindenden Verhältnisse war ihr selber auch wohl bisweilen der Gedanke gekommen, daß sie anders gehandelt haben würde als er, daß es für sie in seinem Falle kein Schwanken und kein Wählen gegeben haben, daß sie der Nothwendigkeit des Herzens gefolgt sein würde. Das Bild der Mutter, wie sie es in sich gehegt und geliebt, hatte die Schwester ihr zerstört; und weil aufgegeben, verlassen, vergessen zu werden, ihr als das Entsetzlichste erschien, wuchs neben dem Zweifel und der Anklage gegen den Geliebten und gegen die Mutter, ein Gefühl

des unaussprechlichen Mitleids mit dem Vater in ihr auf.

Sie konnte ihn nicht ansehen, ohne zu denken, daß auch er wie sie gelitten habe. Wenn er schweigend da saß, hingen ihre Augen unverwandt an ihm; sie konnte, wenn er sie darauf betraf, oftmals nur mit Mühe die Frage zurückdrängen, die ihr auf den Lippen schwebte. Er kam ihr wie ein Leidensgefährte vor, und er ward ihr näher dadurch gerückt.

Dem Vater entging die weiche Zärtlichkeit nicht, mit welcher Dolores sich mehr noch denn zuvor jetzt an ihn schmiegte, wenn er sie beim Morgen- und Abendgruß umarmte. Er sah den Blick voll Liebe, mit welchem sie nach der Mahlzeit ihm die Hand bot und die seine küßte; aber er fragte weder sie noch die Anderen, was sie habe. Wie er entscheidend und gewaltsam eingriff, wo ihm dies gefordert schien, verstand er, sich vollziehen zu lassen, was sich in sich selbst entwickeln mußte, und dies ruhig abzuwarten. Er hatte nicht vergebens die langen Nächte in schweigender Achtsamkeit im Mastkorb und am Steuer in Geduld durchwacht.

[2-200] Eines Abends, als Virginie sich im Haushalt beschäftigte, das Nothwendige für die Mahlzeit zu besorgen, und Justine noch einmal in ihre Wohnung hinaufgegangen war, nach ihrem Knaben zu sehen, saß Darner am offenen Fenster, in das der Widerschein des späten Abendroths hineinfiel, während der vom Wasser aufsteigende Lufthauch die Blätter des großen Nußbaums sanft bewegte und den Duft der Rosen in das Zimmer trug. Dolores war allein mit ihm. Sie räumte die Noten zurecht, die auf dem Flügel lagen. Mit einem Male trat sie an ihn heran und legte ihren Arm um seinen Nacken.

»Willst Du etwas, mein Kind?«, fragte er sie.

»Ich bin Ihnen so gut, Vater, so gut!«, sagte sie, scheu sich an ihn schmiegend.

»Da thust Du nur Deine Schuldigkeit! Aber wie kommst Du eben jetzt darauf, mir Deine Liebe auszusprechen? Was willst Du, Kind?«

»Ach, ich will nur lieber gehen, ich kann es doch nicht sagen!«

Der Vater wurde ernsthaft.

»Bleib«, gebot er, »und sprich, Dolores! Ich sehe seit lange, daß Du etwas auf dem Herzen hast! Hast Du Dir etwas vorzuwerfen gegen mich?«

»Ich, ach nein, Vater, aber unsere Mutter …«

Darner horchte hoch auf. Es war nie wieder zwischen ihm und seinen Töchtern die Rede von ihrer Mutter gewesen seit dem Abend, an welchem er vor den Seinen und vor Kollmann seinen Lebensweg geschildert. Er konnte sich es also nicht erklären, wie Dolores plötzlich dazu kam, der Mutter vor ihm zu gedenken.

»Was ist's, das Dich auf die Erinnerung bringt, was willst Du wissen von Deiner Mutter?«, fragte er ruhig, um Dolores nicht einzuschüchtern.

[2-201] »Vater«, rief sie und kniete vor ihm nieder, seine beiden Hände ergreifend, »wen soll ich's denn fragen als Sie, denn wer hat's erlebt? Sie haben sie ja geliebt, unsere Mutter; haben Sie's vergessen können, daß unsere Mutter Sie verlassen hat?« Sie weinte bitterlich, da sie die Worte wie im Krampfe ausstieß.

Jetzt wußte Darner, woran er mit ihr war. Er ließ sie auf ihren Knieen vor ihm liegen, aber er legte seine Hand auf ihre Schulter, und erkennend, daß er zu diesem Kinde in der Sprache des Herzens reden mußte, die demselben allein verständlich war, sagte er:

»Vergessen habe ich es nicht und nicht vergeben, aber ich habe es verschmerzt! Und Du wirst auch verschmerzen, denn was hast Du zu verschmerzen? Eine nicht erfüllte Hoffnung! Was will das besagen neben dem …«

Er vollendete nicht.

»Was unsere Mutter Ihnen gethan, was Sie erfahren haben!«, schaltete sie ein und senkte ihr Haupt auf seine Hände.

»Ja!«, sagte er, und sie schwiegen Beide.

Wie in einer Beichte, im reinsten und höchsten Sinne ihrer Bedeutung, empfand sich Dolores vor dem Vater; alle Scheu war von ihr gewichen, ihr Herz erschloß sich, wie es sich bisher nur im Gebet vor Gott erschlossen; und der Mensch, der Vater, der ihre

Hand in der seinen hielt, der ihr sichtbar, erfaßbar war, der ihr Antwort gab auf ihre Rede, war ihr näher als der Unsichtbare.

»Vater, ich will's ja verschmerzen, weil Sie es wollen. Glauben Sie mir, Vater, es freut mich nicht, daß ich so traurig bin. Aber wie haben Sie's gemacht, wie soll ich's machen?«

»Blicke nicht rückwärts in müßigem Spiel, lebe [2-202] für mich, mein Kind! mache einen Andern glücklich, und sein Glück wird zu dem Deinen werden! Das Leben, die ganze weite Welt liegt offen vor Dir. Du wirst hinauskommen in das Leben und in die Welt und wirst Dich wundern, wie thöricht Du gewesen, wirst mir es in Gehorsam danken, daß ich Dich zurecht und auf den rechten Pfad gewiesen.« Er zog sie empor und küßte sie. »Und nun genug davon, da kommen die Anderen!«

»Vater«, bat Dolores, »ach Vater, sagen Sie es ihnen nicht!«

»Daß Du mich genöthigt, Dir zu wiederholen, was ich Dir schon einmal in ihrem Beisein ausgesprochen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Daß ich Sie gefragt, wie Sie's verschmerzt, und«, sie hing sich noch einmal an ihn, »Vater, verzeihen Sie unserer Mutter! Ich — ich will es gut zu machen suchen, Vater!«

Er gab ihr die Hand.

»Das soll ein Wort sein, Dolores! Ich mahne Dich daran, wenn's einmal nöthig wäre!«, sprach er mit einem Ernste, der sie betroffen machte nach der sanften Zärtlichkeit, mit welcher er sie behandelt. Darauf nahm er ihren Arm in den seinen und führte sie, wie er es oft mit ihnen machte, in das Zimmer, in welches Justine und Virginie eben auch eingetreten waren.

Die Mahlzeit verging in heiterem Gespräch. Draußen hatte der Abendwind sich gelegt, es war drückend heiß, die Fenster offen; vom andern Ufer, von der Speicherseite, an welcher die polnischen und russischen Flößschiffe lagen, klangen, von den rauhen Kehlen der Leute gesungen, die slavischen Melodien in Moll-Tönen herüber.

[2-203] »Daß die nordischen Lieder alle so schwermüthig

klingen!«, bemerkte Virginie, während sie dem Vater den Cigarrenkasten und das Licht ans Fenster trug.

»Schwermüthig oder wild ausgelassen«, meinte Justine, »es ist immer ein Schwanken zwischen Trunkenheit und Trauer. Ich möchte wohl einmal die Gondoliere singen hören in den Nächten in Venedig!«

»Ja«, fiel Dolores ein, »ich auch. Der« — sie hielt inne und sagte dann, während sie über und über erröthete: »Jeder, der dort gewesen, ist davon bezaubert. Wär's nicht gar so weit …«

»Was ist weit?«, scherzte der Vater. »Mit Zeit und Geld ist Alles zu erreichen; und Venedig lohnt der Mühe, es ist einzig in der Welt.«

»Zeit haben wir, Vater, und Geld haben Sie«, bedeutete Virginie, die Sache gleich von der praktischen Seite erfassend, »und im Herbst, wenn hier die Schifffahrt aufhört, ist's gewiß noch herrlich dort im Süden!«

»Ich sage nicht nein zu Deinem Plane. Wenn wir Frieden behalten, kann für uns Rath zu einer Reise nach Venedig werden, und Dolores wird sicher die Erste sein, die sich des Lebens in der Wärme freut! Was meinst Du, Turteltaube, zu einem Winter ohne Schnee und Eis?«

Sie sah ihn lächelnd an.

»Zunächst aber gehen wir Alle nach Strandwiek«, fuhr der Vater fort; »der Junge muß als sein rechtmäßiges Familienerbe Seeluft in die Lungen bekommen. Morgen erwarte ich die Nachricht, daß und wann Dein Frank zurückkommt, und dann brecht Ihr Frauen mit dem Jungen auf. Für heute gute Nacht, laßt Euch was träumen von Venedig!«

[2-204] Es war ein Zufall, nicht Justinens Absicht gewesen, daß sie von der Lagunenstadt gesprochen; aber der Vater wußte es ihr Dank, sie hatte ihm damit gedient.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Frank war von seiner Reise heimgekehrt. Der Vater war einverstanden mit der Art, in welcher er die vorliegenden Geschäfte ausgeführt; und nachdem er einige Tage des Beisammenseins mit Frau und Kind genossen, hatte er selber die Seinen und die Schwestern hinausgeleitet nach Strandwiek, wohin der Vater vorausgegangen, dieselben zu erwarten.

Der Auszug auf das Land war ein Ereigniß für alle Theile, denn es war damals noch nicht der allgemeine Brauch, daß man im Sommer die Stadt verließ, wenn nicht ernste Krankheit einmal eine Reise in ein Bad veranlaßte. Von Sommerfrischen, von Seebädern wußte man nichts, und Landgüter besaßen in den bürgerlichen Ständen meist nur diejenigen Leute, welche die Bewirthschaftung derselben als Beruf betrieben.

Vollends die Kaufmannswelt dachte nicht daran, Kapitalien in Landbesitz festzulegen, welche im Handel raschere und höhere Zinsen tragen konnten. Es war gegen alle kaufmännische Gepflogenheit und galt für einen nicht zu rechtfertigenden Luxus; wenn schon man sehr reichen Leuten einen Garten oder ein bescheidenes Landhaus vor den Thoren, wie das, welches die Königin jetzt bewohnte, allerdings zukömmlich erachtete.

[2-205] Justine war, wie die meisten Frauen ihres Kreises, nie über die nächste Umgebung der Stadt hinausgekommen; sie hatte das Meer, das ihren Schwägerinnen aus ihrer frühesten Kindheit erinnerlich und ein Gegenstand der Sehnsucht geblieben war, noch nie gesehen.

Die Sonne senkte sich schon nach Westen, als man das Gut erreichte.

Was die Kriegszeit in Strandwiek verwüstet, das war von Darner im vollen Gebrauch seiner Mittel in den neun Monaten wieder hergestellt, seit denen man des Friedens genossen hatte.

Aus den mit neuem Stroh gedeckten, festen Lehmhäusern des Dorfes und von der Arbeit auf den Feldern und den Wiesen traten die Frauen und Männer an die Straße heran, als die Postillone bliesen, als die beiden Wagen sichtbar wurden. Voran in seiner leichten, zurückgeschlagenen Reisekalesche Frank mit der Frau, ihnen folgend der schwere englische Wagen, in welchem er die Schwestern vor zwei Jahren in das Vaterhaus gebracht und in dem sie nun mit dem kleinen Lorenz und den Dienerinnen abermals ihren Einzug hielten in ein anderes ihrem Vater gehörendes Haus, auf seinem eigenen Grund und Boden stehend.

Es war ein großes, völlig schmuckloses Gebäude, das Schloß Strandwiek; aber auf einer mäßig hohen Düne, in geringer Entfernung vom Meeresstrand gelegen, zweistöckig, vielfensterig und weiß getüncht, sah es mit der breiten Eingangsthüre und der Uhr im Giebel stattlich und wohnlich aus; und wie dann Darner unter dem Thürbogen auf der Schwelle erschien, die Seinen in Empfang zu nehmen, rief Justine, als sie, auf ihres Mannes Hand gestützt, rasch aus dem Wagen stieg, dem Vater jubelnd entgegen: [2-206] »Das ist recht Ihr Haus, lieber Vater, so mächtig und so hell! Ach, ist das ein Glück!«

»Willkommen, und laßt's Euch wohl sein auch unter diesem meinem Dache!«, entgegnete er ihr; dann hob er zuerst den Schleier auf, mit welchem man den schlafenden Knaben bedeckt, sah ihn an und reichte darnach den Seinen der Reihe nach die Hand. Aber die einfachen Worte, mit denen er sie begrüßte, klangen wie ein Segen in der Gehobenheit, in welcher er sie sprach.

Als er hinausgetreten war aus seinem Hause, die Seinen in dasselbe einzuführen, war wie durch einen Zauber plötzlich wieder einmal das Schloß der Herren von Rinking in seiner Erinnerung aufgestiegen, und mit dem Auge des Geistes den weiten Weg in

Blitzesschnelle überfliegend, der in seinem Erleben die beiden Herrensitze von einander trennte, hatte er sich gesagt: »Mich und sie habe ich hierher gebracht! Mein ist ihr Geschick und bleibt es!«

Er sah an, Alles was er gethan und fand es wohl gethan! Das war es! dies Gefühl, die Vorsehung der Seinen zu sein und sie bleiben zu wollen für alle Zeit, das ihn bewegt und ihm bei ihrem Empfange das feste Herz geschwellt in stolzer Freude.

Justine hatte es richtig bezeichnet; es war ein wetterfestes, helles Haus, Strandwiek. Drei der Seiten hatten den Blick auf das Meer, die Hinterseite sah nach der in den Dünen gelegenen Kirche und nach dem Pfarrhause hinaus; und da Frank und Justine in Strandwiek als des Vaters Gäste leben sollten, nahm Virginie mit der ihr angeerbten Lust am Schaffen und Befehlen sogleich die Haushaltung in die Hand, sich der wohleingeübten Wirthschafterin als die Herrin darstellend, von der sie ihre Weisung zu empfangen habe.

[2-207] Der Vater sah das gern. Er führte sie Alle durch Haus und Hof, durch den ganzen Besitz. Frank, der seit dem Herbste nicht draußen gewesen war, hatte es zu bewundern, was man herstellend geleistet. Für Alles hatte Darner vorgesorgt, und wie Behagen für Jeden innerhalb des Hauses bereitet war, fehlten am Strande weder das große Segelboot in sicherer Ankerbucht, noch die Badestätte, und ebensowenig ein großer, aus festgefügtem Eichenholz errichteter Pavillon auf der Höhe der Düne, an des Gartens Ende, den Anblick des Sonnenunterganges und des Mondlichtes im Freien zu genießen.

Darner hatte beschlossen, die beiden nächsten Wochen in Strandwiek zu verweilen. Das hatte die Folge, daß Frank schon am Abend des Sonntags, die Nacht zur Fahrt benutzend, aufbrechen mußte, um am Montag die Börse nicht zu versäumen. Es galt also, den einen ihm gegönnten Tag voll auszunützen, und er genoß ihn doppelt in Justinens Freude.

Mit Frank und ihrem Kinde vor der Thüre zu sitzen unter dem duftenden Hollunderbusch, unter den vier alten großen Weiden,

die der Krieg verschont, weil immer die Generalität in dem Hause einquartiert gewesen war; die Wellen des Meeres rauschen zu hören, den Hauch des Windes zu fühlen, wie er frisch und salzig herüberkam vom Wasser, das war ihr ein ungekanntes Entzücken. Es ließ sie nicht zur Ruhe kommen an dem ersten Abende.

Dann kam der Sonntagmorgen und mit ihm der Gottesdienst in der Kirche, die zum Dorfe gehörte, deren Patron der Vater war und in welcher der vornehmste Platz den Damen vom Schlosse gebührte. Am Nachmittag die Segelfahrt ins Meer, bei welcher der Vater selbst das Steuer des kleinen Fahrzeugs [2-208] lenkte, das ihn und die Seinen trug. Das Alles, all dieses Wohlgefühl und diese Lust verdankte sie Darner, dem Vater ihres Frank. Sie war glücklich und stolz darauf, daß er nun auch ihr Vater war, daß ihr Sohn sein Enkel, daß sie in seinem Schlosse waren; und als sie am Sonntagnachmittag nach der Seefahrt sich mit den beiden Männern allein in dem Zimmer des Vaters befand, sprach sie ihm ihre Freude aus und ihren Dank.

Er blickte sie zufrieden an.

»Ich meine auch«, sagte er, »Ihr könntet Zuversicht zu mir haben, und weil Du mir die Deine kundgegeben hast, will ich es auch mit Dir versuchen, denn Du bist verständig. Hat Dir Frank gesagt, daß wir hier bald einen Gast zu erwarten haben?«

Justine verneinte das.

»Und auch sonst hat er Dir über seinen besondern Auftrag in Petersburg nichts gesagt?«

»Sie hatten ja bestimmt, daß ich auch zu meiner Frau nichts von der Sache erwähnen sollte!«, sagte Frank.

»Recht so! Also ich will Dolores jetzt verheirathen. Sie war schon seit Jahr und Tag dem Sohn meines Freundes Joannu zugesagt, und es muß ein Ende haben mit dem unfruchtbaren Sehnen, das sie krank macht. Der junge Joannu war augenblicklich in Petersburg; Frank hat ihn kennen lernen, nennt ihn einen sehr gescheidten Mann, einen vollkommenen Gentleman und schönen Menschen. Er führt das Geschäft seines Vaters in Venedig, das paßt

für Dolores! Er wird in wenig Tagen nach Königsberg kommen, von wo Frank ihn zu uns bringen wird; und ich rechne darauf, daß Du ihn freundlich empfängst, daß Du Dolores auf seine Vorzüge hinweisest und sie meine Fürsorge erkennen machst in der Wahl, die ich für sie getroffen.

[2-209] Justine hatte dem Vater ehrerbietig zugehört. Es lag in dem Brauche, die geschäftlichen Beziehungen großer Handelshäuser durch Eheschließungen unter ihren Angehörigen noch fester zu knüpfen, nichts, was sie nicht als ein sehr natürliches Ereigniß anzusehen gewohnt war; trotzdem erschrak sie jetzt davor, wie vor der Mitwirkung, die ihr dabei als eine Vertrauenssache zugewiesen wurde.

»Werde ich von Dolores fordern können, was ich selbst zu thun mich geweigert?«, fragte sie und wendete sich dabei an Frank, dem Blick des Vaters ausweichend.

Frank nahm die Frage auf.

»Der Vater hat es ja Dolores schon selbst gesagt, daß ihre und Deine Lage nicht die gleiche sind, denn Du hattest keinen Vater, und Dein Onkel dachte an seines Sohnes Glück, nicht an das Deine; aber abgesehen davon, stand ich Dir gegenüber, ein Mann, der nichts sehnlicher verlangte, als Dich einzuführen in sein Haus. Hat Stromberg das begehrt, hat er es begehren können? Nein! Es ist also ein gutes Werk, die Scheidewand zwischen den Beiden aufzurichten, hinter welcher sie zur Ruhe kommen werden.«

Es war dem Vater recht, daß Frank ihm die Antwort ersparte, aber Justine gab sich nicht mit ihr zufrieden.

»Und wenn Dolores sich trotz ihrer Liebe für den Vater, ihm zu gehorchen weigert?«

»Sie wird es nicht thun«, fiel der Vater ein, der letzten Unterredung mit ihr gedenkend, »und wenn sie’s thäte, würde ich sie zwingen, sich zu fügen!«

Justine schwieg, doch ihre Miene verrieth, was sie zurückhielt.

[2-210] Darner sah das.

»Du hast mich bisher geduldig gesehen gegenüber ihrer

Schwäche«, sagte er, »laß Dich dadurch nicht täuschen. Ein Familienvater muß hart zu sein wissen, wenn die Seinen zunächst auch nur die Härte fühlen, ohne die weitsehende Liebe zu erkennen. Er darf sich nicht durch Thränen rühren lassen; sie trocknen mit dem vergehenden Augenblick.«

»Und wenn nicht«, wiederholte Justine, »wenn Dolores nicht vergessen könnte, wenn sie nicht glücklich würde? Verzeihen Sie mir die Frage. Dolores ist Ihr Liebling — würden Sie es nicht bereuen?«

»Nein! Man kann es bedauern, wenn man geirrt, wo man nach bestem Wissen mit Ueberzeugung gehandelt; bereuen kann man's nicht! Aber Du weißt nun, was Dir obliegt, handle danach. Die Verbindung mit den Joannus ist beschlossene Sache, und Dolores muß einen Mann bekommen. Mit Virginie hat es keine solche Eile; sie macht sich selbst zu schaffen und findet weiten Spielraum hier.«

Mit den Worten verließ er sie.

Justine schüttelte das schöne Haupt.

»Daß Du Dich auf des Vaters Seite stellst!«, rief sie und setzte dann rasch hinzu: »Das sollte mich beruhigen und thut es in gewissem Sinn! Aber — in den Armen eines ungeliebten Mannes! Das Elend ermißt kein Mann! Keiner! Oder meinst Du, ich hätte auch einem Andern als Dir gehören können?«

»Sprich das nicht aus!«, rief Frank, indem er sie leidenschaftlich an sich zog und ihr mit Küssen den Mund verschloß. »Du und Dolores! Wie kannst Du das phantastisch träumerische Kind mit Dir vergleichen, ihr leicht bewegtes Herz mit Deiner festen Kraft? Der Vater, ich bin des sicher, bringt ihrer [2-211] Mutter warmes Blut in Rechnung; sie träumt von Liebe, aber ihre Sinne schlafen noch. Sie hat's noch nicht empfunden, was des Mannes erster, heißer Kuß entzündet in des Weibes Adern. Polydor ist einnehmend und wird von ihr bezaubert sein wie Jeder! Es ist ein glänzendes Los, das ihr geboten wird. Zuletzt — ein Wagniß bleibt in Allem, was man unternimmt, und jede Eheschließung ist ein gewagtes Spiel! Wir haben unser Heil versucht, sie werden das ihre zu versuchen

haben. Und nun komm, wir haben gerade noch Zeit zu einem Wege an den Strand!«

»Wann wirst Du wiederkommen?«

»Das hängt von Polydor ab, wie Du weißt.«

»Dolores soll ihn heirathen und ich muß ihn ersehnen und die Tage zählen, bis er kommt!«, scherzte Justine. »Gebe der Himmel, daß auch sie ihn ersehnen lernt, daß ich mich in ihr irre, und nicht ihr!«

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Es fehlte, wie schon gesagt, in Strandwiek nichts, was den drei Frauen das Schloßleben und den Aufenthalt am Meere verschönern konnte. Die Wagen- und Reitpferde waren nachgekommen, für die Hängematte im Wäldchen waren die Haken eingeschlagen, die sie zu tragen hatten, die Vorrathskammern waren gefüllt mit allem Wünschenswerthen, der Keller wohlversorgt, und Ueberfluß vorhanden, mit welchem man freigebig sein konnte, wo man es angemessen und sich dazu geneigt fand. Das Wetter war herrlich; und wenn Justine es auch noch so sehr bedauerte, daß ihr [2-212] Mann in der Stadt an seinem Pulte sitzen müsse, so gingen die Tage ihnen in der gleichmäßigen Luft rasch wie im Fluge hin.

Niemals hatten seine Kinder Darner so heiter gesehen; er machte den Kavalier für Alle, er hatte eine besondere Aufmerksamkeit für eine jede der drei Frauen. Zu Wagen, zu Pferde, auf dem Wasser war er mit ihnen; und damit keinem seine Liebe fehle, ließ er sich's nicht nehmen, den kleinen Lorenz in der Hängematte zu bewachen und zu wiegen und seine Blicke auf das Meer zu lenken, damit er frühzeitig das Auge an den Weg gewöhne, den er wie sein Großvater einst vielfach zu durchmessen haben werde.

Darners stolzes Antlitz und die Wangen der drei Frauen färbten sich dunkler im heißen Strahl der Sonne, selbst Dolores hatte ihre frische Farbe wiedergewonnen, und Justine und die Schwester freuten sich, daß sie endlich wieder einmal im Augenblicke lebte und daß sie, wenn ihre Gedanken sich rückwärts wendeten, ausschließlich mit den frühesten Tagen ihrer Kindheit, oder mit dem Aufenthalt in der Pension beschäftigt, das Leben in der Natur

und in schöner Umgebung wieder als ein Glück genoß und pries. Es war dadurch oft vom Süden, von Italien die Rede und der Vater kam gefällig auf den einmal rege gewordenen Gedanken an Venedig zurück.

Man lebte ganz in der Familie. Darner hatte es absichtlich vermieden, Besuche auf den benachbarten Gütern zu machen. Eberhard hatte Angehörige und Bekannte unter ihren Besitzern, man konnte dort seiner erwähnen, und Dolores sollte nicht gestört werden in dem Stillleben, in dem sie sich erholte.

Zehn Tage waren in der Weise hingegangen, als wieder einmal ein Reitender die Posttasche nach [2-213] dem Schlosse brachte und Darner, sie öffnend, aus den Geschäftsbriefen den Brief seines Sohnes an Justine heraussuchte, den er ihr übergab, während er sich in sein Zimmer zurückzog, die geschäftlichen Meldungen durchzusehen.

Justine überflog das Schreiben ihres Mannes und hielt mitten im Lesen inne.

»Da ist etwas für Dich, Virginie!«, sagte sie.

»Für mich, von Frank?«

»Ja, die Nachricht, daß Frank morgen schon herauskommen, zu meiner Freude einige Tage bei uns bleiben und einen Gast, den jungen Joannu, mitbringen wird, für den Du Zimmer herrichten, recht hübsch herrichten lassen sollst.«

»Es ist überall hübsch bei uns!«, meinte Virginie, und Dolores fragte:

»Den Polydor, mit dem er von Moskau nach Petersburg gereist ist?«

Justine klopfte das Herz, als Dolores den Namen Polydors so harmlos aussprach.

»Was wird er ihr bedeuten, wird sie die Stunde segnen oder sie verwünschen, in der ich ihr sein Kommen anzukündigen hatte?«, dachte sie, und von ihrem Bangen hingerissen, küßte sie Dolores.

»Was hast Du?«, fragte diese.

»Ich freue mich, daß Du so wohl aussiehst, daß Du so heiter

bist!«

»Wie sollte ich nicht? Der Vater ist ja wie verjüngt, ist jung wie wir, und das Meer ist so schön. Wenn ich hinaussehe, weit und immer weiter, dann denke ich, die Welt gehöre mir, und ich möchte Flügel haben, all ihre Herrlichkeit zu schauen. Es war so schön bei uns in der Havanna und in der Pension, ich wollte, Du wüßtest, wie schön es war.«

[2-214] »Polydor muß Zimmer nach der Seeseite bekommen!«, fiel Virginie ein. »Was meinst Du, Justine, zu den beiden Eckstuben oben? Da hört er nichts von Lorenz und von Euch, und hätte den Blick aufs Meer und nach dem Walde.«

Justine stimmte ihr bei. Nur von den Vorbereitungen für den Gast, nicht von ihm selber, war die Rede. Die Wahl für die erste Mahlzeit wurde getroffen, die Speisen für den nächsten Mittag bestimmt. Der Fischer sollte gleich nach Tagesanbruch zum Fang hinaus; die Haushälterin wurde beschieden, man hatte mit ihr zu berathen, ob das Gewollte zu schaffen sein würde, und Justine erinnerte warnend daran, daß es nicht klug sei, all sein bestes Pulver zuerst und gleich auf einmal zu verschießen.

Gäste in der Stadt aufzunehmen, war man im Darner'schen Hause sehr gewöhnt; einen Fremden als Mitbewohner, den ersten Gast im Schlosse zu bewirthen, war den Frauen neu und dadurch ein Ereigniß, das sie beschäftigte. Frank hatte gemeldet, daß er sich mit seinem Freunde in der Morgenfrühe aufmachen werde. Man hatte sie also, da wie immer mit gewechselten Postpferden gefahren werden sollte, schon zum Mittag zu erwarten, und die Schloßuhr hatte eben Eins geschlagen, als das Posthorn erklang. Gleich darauf hielt die Kalesche vor dem Hause.

Frank, der auf der Seite des Schlosses saß, stieg zuerst aus dem Wagen.

Darner war bis in die Thüre gekommen, den Sohn seines Freundes zu empfangen, den er in den Jünglingsjahren in Petersburg gesehen.

Justine war dem Vater vorangeeilt, ihrem Manne entgegen.

Es gab ein Vorstellen, ein Begrüßen, ein flüchtiges Gespräch während des Hineingehens in das Haus.

[2-215] Dann ging Frank, den Gast in die für ihn bereiteten Zimmer zu geleiten, damit er sich nach der heißen Fahrt erfrischen könne; und wie Frank darauf in die Wohnstube zurückkehrte, in der sich der Vater und die drei Frauen befanden, rief Justine sichtlich erfreut:

»Das ist ja ein schöner Mann, und wie elegant er in seinen Bewegungen ist! Ein Prinz kann nicht vornehmer aussehen als er! Habt Ihr Mädchen ihn gesehen?«

Dolores lächelte.

»Wir haben seitwärts, hinten den Gardinen hervorgeguckt; Frank hatte uns mit seinem Lobe neugierig gemacht!«

»Aber Du hast nicht zu viel von ihm gesagt«, meinte Virginie. »Für den Elegant muß man wirklich noch eine kleine Extratoilette machen!«

»Ihr dürft mich nicht ausstechen!«, scherzte Justine, während sie mit ihrem Manne hinaufging zu dem Kinde.

»Kommst Du mit?«, fragte Virginie, der es ernst gewesen war mit ihrem Vorschlage. »Ich will eine Schärpe und die Korallen umbinden!«

»Ich bin ja angezogen!«, entgegnete Dolores und blieb in ihrem schlichten weißen Kleide, mit der Rose vor der Brust, die sie zu tragen liebte, wenn sie sie irgend haben konnte, ruhig in dem Sessel am Fenster sitzen, während die Schwester sich entfernte und auch der Vater das Zimmer verließ.

Kaum aber war das geschehen, so meldete der Diener Herrn Joannu. Seine Ungeduld, das ihm bestimmte Mädchen kennen zu lernen, hatte Polydor schneller mit dem Wechsel seiner Kleidung fertig werden lassen, als Darner es hatte erwarten können, [2-216] und in das Zimmer eintretend, sagte Polydor, da er sich Dolores gegenüber und mit ihr allein fand:

»Verzeihen Sie mir, Mademoiselle, wenn ich nicht abgewartet habe, bis man mich rief. Mein Verlangen, den Schwestern meines

Freundes vorgestellt zu werden, nachdem mich seine schöne Frau begrüßte, macht mich Ihnen vielleicht zudringlich erscheinen. Sie kennen meinen Namen, möchte er Ihnen so geläufig sein, als mir die Ihren, die ich so oft von Ihrem Bruder hörte. Wer sind Sie, Mademoiselle Virginie oder Mademoiselle Dolores?«

»Ich bin Dolores!«, gab sie ihm zur Antwort und sah ihn lächelnd an, weil seine Lebhaftigkeit ihr wohlgefiel.

»Sie«, rief er, »Sie sind Dolores!«, und küßte ihre Hand, die er ergriffen hatte. »Wie schön sind Sie!«

»Ach, sagen Sie das nicht!«, bat sie, ihm rasch und ängstlich ihre Hand entziehend und auf dem Punkte, sich zu entfernen; denn so wie jetzt vor diesem Fremden, hatte sie vor Eberhard gestanden an dem Tage, an welchem er ihr sein Herz enthüllt, an dem sie ihn zum letzten Mal gesprochen; und es dünkte sie wie eine Entweihung jener Stunde, daß ein Anderer sie und ihre Schönheit pries.

Polydor sah sie mit seinem feinen Lächeln an. »Ich begreife«, sagte er, »daß Sie es müde sein müssen, bewundert zu werden; indeß einem Gastfreund und vollends einem Südländer müssen Sie es nachsehen, wenn er ausspricht, was er fühlt. Wir sind gewohnt, das Herz auf der Lippe zu tragen, und der Kultus der Schönheit ist Stammeserbe für uns Griechen.«

Sie war stehen geblieben, denn sie durfte den Gast doch nicht verlassen, konnte nicht wie ein Kind [2-217] die Anderen rufen gehen, ihn nicht glauben machen, daß sie der Lebensart entbehre; und das Hinzukommen des Vaters und der Schwester enthob sie der Verlegenheit wie des Kampfes in ihrem Innern.

Der Vater stellte den Gast Virginien als der eigentlichen Hausfrau vor. Sie sah wie das Leben selber aus, und da sie sich in ihrer Rolle sehr gefiel, ergriff sie den Anlaß, Polydor zu fragen, ob er Alles nach seinem Bedürfen gefunden, ihn zu bitten, daß er fordern möge, was ihm fehle, sagen, was seinen Gewohnheiten nicht entspreche.

Der Vater freute sich der Gewandtheit, mit welcher Virginie

sich in die neue Aufgabe schickte; Polydor zeigte sich mehr als befriedigt von dem was ihm geboten ward.

»Und Gewohnheiten«, scherzte er, »sich Gewohnheiten anzueignen, ist das Jahrhundert Bonaparte's ebensowenig gemacht als mein Leben. Von Archangel bis in unsern griechischen Archipel, von Moskau bis Marseille, von Paris und London bis nach Petersburg wechseln die Gewohnheiten und die Betten. Weiß man nur sich richtig hinzulegen, so schläft man überall; aber freilich nirgends besser als an des Meeres Ufern oder bei mir zu Hause, in der Stille von Venedig, wo kein Laut das Ohr berührt als das leise Anschlagen der Wellen an des Traghetto Stufen.«

»Sie bewohnen den Palazzo Ferramonte!«, bemerkte Darner.

»Den kleinen«, bedeutete Polydor, »der große stand auch zu Kauf, als mein Vater die Niederlassung gründete. Er zog aber mit Recht den kleinen vor. Für unsere Verhältnisse lassen sich die Residenzen der alten Dogengeschlechter nicht benützen; und nur das Genie eines Pariser Baumeisters hat es vermocht, mit kluger Verwendung des vorhandenen [2-218] Materials an Freskodecken, an Bildern und Skulpturen, und mit Hinzuziehung dessen, was man in Paris und bei uns in Petersburg zur Lebensbequemlichkeit verfertigt, ein Ganzes herzustellen, in dem es sich leben läßt und in dem man es wagen dürfte, Jemand eine Gastfreundschaft anzubieten wie die, mit welcher Sie mich hier beehren.«

Er hatte, die Frage beantwortend, zugleich mit geschickter Berechnung ein Bild der Zustände entworfen, in denen er in Venedig lebte; aber sein Auge war, während er redete, immer wieder zu Dolores zurückgekehrt, und wie sein rascher Blick dem Auge, das er suchte, sicher zu begegnen wußte, so wußte er es an sich festzuhalten mit seiner Wärme. Er war eine in jedem Sinne anziehende Erscheinung.

Nicht ganz so groß und weniger kräftig gebaut als die beiden Darner, war seine Gestalt schlank und biegsam, seine Bewegungen leicht. Der schmale Kopf, die gelbliche Farbe, das scharfgeschnittene Profil, die feinen Züge des Gesichtes stimmten

gut zusammen mit seiner Gestalt, mit den weißen, wohlgepflegten Händen; und das glänzend schwarze Haar, das er nach französischer Mode in einer großen Locke auf der Stirne trug, der ebenso modische starke Backenbart, wie das bewegte Mienenspiel und die deutsamen Handbewegungen, mit denen er seine Rede begleitete, kennzeichneten auf das Bestimmteste den Südländer, wie seine Tracht und sein Betragen den Mann von Welt, der gewillt und gewohnt war, durch seine Sicherheit zu gefallen.

Darner beobachtete ihn mit Zufriedenheit. Das war ein Schwiegersohn, wie er ihm paßte; und da auch die Erkundigungen, die man unter der Hand in Venedig wie in Petersburg über Polydor eingezogen hatte, nicht gegen ihn sprachen, obschon man [2-219] ihn als einen Lebemann bezeichnete, so gab Darner sich dem Gaste mit einer Zuvorkommenheit hin, die er sonst nicht leicht Jemand erwies, die Polydor unter den obwaltenden Verhältnissen aber zu erwarten berechtigt war. Einem Tugendspiegel, einem Seraph in einem Manne von zweiunddreißig Jahren zu begegnen, der in der großen Welt lebte, hatte Darner weder verlangt noch erwartet; und daß Dolores in die Hand eines lebenskundigen Gatten kam, der sein Eigenthum zu beschützen und zu führen wissen würde, war für sie eben recht.

Man saß zu sechs Personen an der Tafel, es fehlte nichts, was ihren Reiz erhöhen konnte. Die drei Frauenzimmer waren schön, die Männer gleichem Stande angehörend, alle drei sicher beruhend in der Macht ihres Reichthums, durch ihre Geschäfte über die Welt hin mit denselben Personen verbunden und zum Theil auch von Auge zu Auge bekannt. Man hatte Berührungspunkte, wie sie sich sonst nur unter alten Freunden finden. Das letzte Beisammensein in Petersburg, die gemeinsame Reise durch Rußland, hatten Frank und Polydor vertraulich gemacht.

Weil die Erzählungen, welche er von Polydor in den Stunden der einsamen Fahrt vernommen, ihn gut unterhalten hatten, machte es Frank Vergnügen, ihn darauf zurückzubringen, und Polydor sprach gut, hörte sich also gerne sprechen und fand

begierige Zuhörerinnen an den Frauen. Ihn aber muthete, bei dem Reichthum, der sich in dem ganzen Haushalt und an Darners Tafel unverkennbar kundgab, doch der Anstrich deutschen, bürgerlichen Familienlebens als etwas Fremdes und Schönes an. Justine hatte diese vornehme Bürgerlichkeit aus ihrem, wie aus ihres Onkels Hause, als ein altes Erbe in die Darner'sche Familie, als einen Segen übertragen, und [2-220] beide Darner, ihr Schwiegervater wie ihr Gatte, ehrten sie dafür.

Man erfreute sich während der Mahlzeit des größten Behagens. Von den Rutschbergen auf der Newa, von den Osterfeierlichkeiten in Petersburg, von Konstantinopel und von dem Karneval in Venedig hatte Polydor gesprochen, ohne daß es gesucht erscheinen konnte; und während dessen war seine Achtsamkeit doch beständig seinen Wirthen, seinen beiden Nachbarinnen, Justine und Dolores, zugewendet geblieben. Er errieth, was sie wünschten, noch ehe sie es forderten; jede seiner Bewegungen hatte etwas Verbindliches, jede seiner Mittheilungen wußte er auf die Anwesenden zurückzuführen. Sprach er von Petersburg, so erinnerte er Darner daran, daß sein Vater noch immer auf den Besuch warte, den Darner ihm vor zwei Jahren zugesagt, und daß er ihm nicht erlassen werden könne. Gedachte er der letzten Reisen, so wußte er Justinen nicht genug zu versichern, welch ein unvergleichlicher Gefährte ihm Frank gewesen sei und wie sie sich überhaupt nach allen Seiten hin mit einander im Einklang befanden. Wenn er der russischen Osterkuchen erwähnte und sie ein köstliches Gebäck genannt hatte, so bemerkte er gegen Virginie, wie aber das Backwerk, das sie auftragen lasse, natürlich ein viel feineres und köstlicheres sei; und durch das Alles hin zog sich sein ausgesprochener Wunsch, daß die beiden Familien, nun sie endlich auf den Fuß der wahren Gastfreundschaft gekommen wären, sich durchaus und bald einmal zu einem Besuch in seinem Hause in Venedig zusammenfinden müßten.

Man war beim Nachtisch, als er dieses wiederholte, und wie an jedem Tage brachte die Wärterin, als man diesen auftrug, auch den

kleinen Lorenz in das Zimmer. Aller Augen wendeten sich dem Liebling [2-221] zu, aber seines Vaters Arme breiteten sich ihm entgegen, der Kleine streckte die Händchen nach ihm aus, und wie Frank ihn in die Höhe hob und küßte, wie das glückliche Lächeln von dem schönen Antlitz der Mutter auch alle Anderen überstrahlte, rief Polydor:

»Ja freilich, das kann ich Ihnen nicht bei mir bieten, bei mir finden Sie nur ein leeres Haus und wie leer es ist, das erkenne ich erst hier! Sie sind zu preisen, mein Freund, denn hier wohnen die Liebe und das häusliche, das Eheglück!«

»Lassen Sie uns darauf anstoßen, daß es so bleibe für immer!«, fiel Frank ihm ein, und des Kleinen Hand mit der seinen um das Glas legend, sagte er: »Komm, bring Du den Toast aus, auf Liebe und auf Glück für uns und auch für Sie!«

Polydor that allen Bescheid, als man die Gläser gegen einander neigte und lachend zusah, wie Frank dem Kleinen mit dem schäumenden Wein die rosigen Lippen netzte, der sich das wohl gefallen ließ. Als Polydor darauf aber mit Dolores anstieß, sagte er, nur für sie vernehmbar:

»Ich würde sehr traurig zurückkehren in mein Haus ohne die Gewißheit, Sie einmal einzuführen in dasselbe!«

Es durfte das für eine bloße Wiederholung seines vorher gethanen Vorschlags gelten; indes der zärtliche Druck, mit dem er ihre Hand berührte, als er sie wie die der beiden anderen Frauen an seine Lippen zog, und sein heißer, verlangender Blick, der ihr das Blut in die Wangen trieb, daß sie sich hoch erröthend von ihm wendete, konnten ihr keinen Zweifel über seine wahre Meinung lassen.

Virginie, ihr Recht als Hausfrau zu behaupten, hob die Tafel auf.

Justine und Dolores folgten ihrem Beispiel. Der [2-222] Knabe wurde fortgebracht, die Männer blieben noch beim Weine sitzen.

»Es ist doch etwas Eigenes um einen Mann von Welt!«, sagte Justine. »Wie angenehm spricht Polydor, wie beherrscht er Alles,

was er gesehen und erlebt hat, und wie hat er es zur Hand!«

Sie hatte in Wahrheit große Freude an dem Verkehr mit Polydor gehabt und noch größere darüber, daß dies ein Mann sei, den zu lieben Dolores lernen, mit dem glücklich zu werden sie alle Hoffnung haben könne. »Er hat offenbar dem Vater auch gefallen!«, setzte sie zur Bekräftigung ihres Lobes hinzu.

»Mir über alle Maßen!«, versicherte Virginie.

Dolores stand von ihnen fern.

»Laß ihn Dir nicht zu sehr gefallen!«, warnte Justine wie im Scherz, jedoch Virginie verstand die Meinung, und sich rasch fassend, entgegnete sie:

»Du meinst, weil Dolores eine Eroberung an ihm gemacht hat? O, das habe ich gesehen; Lora, warum wurdest Du so roth, als er Dir die Hand geküßt hat?«

»Ach — laß die Thorheit!«, bat Dolores.

Man war gewohnt, ihr nachzugeben, sie gewähren zu lassen, trotzdem fragte Justine, ob er ihr denn nicht gefallen, ob seine Erzählungen sie nicht unterhalten hätten.

»Gefallen? Ja, er hat mir gefallen, denn er ist hübsch und er ist so besonders. Er hat ja auch sehr viel gesehen, was man sehen möchte; aber er hat mit den Augen gesehen und erzählt mit den Lippen.«

Virginie lachte.

»Das Urtheil ist noch viel besonderer als er selbst. Womit soll er denn sehen als mit den Augen, und womit sprechen als mit den Lippen?«

»Mit dem Herzen!«

[2-223] »Von Osterkuchen, von Baschibozuks und vom Polichinel«, rief Justine, »davon kann man doch nicht mit dem Herzen reden; und daß er, wie ich gesagt, nicht ohne Herz ist, das beweisen mir seine Zuneigung zu Frank und seine Rührung als er unsern Jungen und all unser Glück gesehen hat!«

Sie sprach das in vollem Glauben. Wer ihren Frank und ihren Lorenz zu würdigen verstand, der war ihr Mann, und in der That

mußte man anderweit hingenommen sein, um Polydor in der Weise, in welcher er sich dargestellt, nicht liebenswürdig gefunden zu haben.

Dolores erkannte das auch selber an, und gleichsam sich zu entschuldigen und dem Gaste gerecht zu werden, sagte sie:

»Ihr wißt es ja, ich gewöhne mich schwer an Fremdes, und, ich weiß nicht, man muß ihn immer ansehen, man kommt nicht zur Ruhe neben ihm. Aber ich möchte wohl auch wie er gestanden haben unter dem Kiosk am Goldenen Horn und hinabgesehen haben von der Loggia über den Kanal grande ›in warmer Nacht beim Mondenschein!‹« Sie hatte die letzten, einem damals üblichen Liede entlehnten Worte, singend ausgesprochen und darnach das Zimmer verlassen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Dolores hatte sich kaum entfernt, als Virginie rasch an die Schwägerin herantrat.

»Ehrlich, Justine«, bat sie, »weshalb ist Polydor gekommen, was weißt Du davon?«

»Das, was Du vermuthest!«

[2-224] »Du weißt's bestimmt, Du kannst es mir vertrauen; Du hast's erprobt, ich kann schweigen!«

Justine bedachte sich auch nicht.

»Ja«, sagte sie, »es ist Verlaß auf Dich, und nun ich Polydor gesehen habe, bin ich für die Sache. Die Väter wollen die Verbindung, Polydor ist das Junggesellenthum satt, er sehnt sich nach Familienleben. Frank hat die Meinung, er werde gut zum Ehemann taugen, und Dolores muß es doch endlich lernen, nicht zu wünschen, was nicht zu erreichen ist, nicht wie ein Kind nach dem Monde zu greifen.«

»Das Alles hab' ich ihr, Du weißt's, schon oft gesagt«, versicherte Virginie »Hätte sie einen Tropfen kalten Bluts im Herzen, so würde sie sich schämen, nach Eberhard zu schmachten. Ich thät's, ich heirathete an ihrer Stelle ihm zum Trotz; sie muß es auch thun, sie muß Polydor heirathen, Venedig — das paßt recht für sie. Weißt Du, wie lange Polydor hier bleiben wird?«

»Davon war nicht die Rede!«

»Und Frank?«

»Auch das weiß ich nicht! Richte Dich immer auf ein paar Tage ein.«

Sie hatten sich mit ihren Arbeiten an die Thüre der kleinen Gallerie gesetzt, die sich an der Seite vor dem Erdgeschosse hinzog.

»Ich werde mich sehr bangen, sehr!«, sagte Virginie, nachdem beide eine Weile geschwiegen hatten.

»Bis Du Dich verheirathest!«

»Weißt Du so bestimmt, daß ich das thue?«, fragte Virginie.

Justine gab darauf keine Antwort, sondern lachte.

»Lache nicht, ich meine es ernsthaft! Eine von uns muß bei unserm Vater bleiben, und er sieht es auch so an. Er hat mich heute wieder, Du hast [2-225] es ja gehört, als seine Hausfrau dargestellt, und der Vater scherzt mit solchen Worten nicht.«

»Wäre ich empfindlich«, bemerkte Justine, »und hielt ich Deinen Ausspruch für mehr als einen Einfall, so könnte ich Dir es übelnehmen. Ist Frank nicht da, bin ich nicht da, sind wir denn nicht des Vaters Kinder?«

»Mein Gott, ja, aber Ihr gehört einander, gehört dem Kleinen, werdet noch andere Kinder haben. Ich kann es nicht sagen, wie einem das im Innern klar wird, wie man sich es zurecht macht und wie es dann nicht anders sein kann. Alle dürfen wir nicht von ihm fortgehen!«

»Wer ist denn schon fortgegangen?«

Virginie stockte und sagte darnach rasch:

»Die Göttling …«

»Ich bin sicher«, meinte Justine, »die bereut es schwer genug — und ich, ich habe es bedauert und bedaure es noch heute, daß sie es gethan hat. Wenn Frank manchmal davon spricht, daß er mich auf Reisen mit sich nehmen, mit mir nach London gehen möchte, nach Paris — wie leicht ließe sich das Alles machen, wäre sie noch mit uns und der Junge unter ihrer Hut. Aber freilich, der Onkel hat sie ebenfalls nöthig, und der Onkel sieht übel aus; er thut mir leid und John nicht minder. Es ist ein freudloses Haus geworden, das Kollmann'sche, das sieht man und hört man ja auch durch Dritte. Weißt Du«, fuhr sie plötzlich auf und brach dann ab.

»Was soll ich wissen?«

»Ach, nichts! Horch!«

»Es fiel ein Schuß!«

»Komm, sie sind schon draußen! Ich dachte es mir«, sagte Justine, von dem bisherigen Gespräche [2-226] ablenkend; »der Vater hat dem Frank eine große Freude mit dem Herrichten des Schießstandes gemacht. Wir werden ihn wohl jetzt immer draußen zu suchen haben. Mich sollte es wundern«, setzte sie lachend hinzu, »wenn er den Lorenz nicht dabei hätte, damit der Junge zeitig an Männlichkeit gewöhnt wird und an den Klang der Waffen!«

Sie gingen mitsammen durch den Speisesaal, die Treppe hinunter, die nach dem Garten führte; am Ende desselben hatte ein kleines Gewächshaus gestanden, das, im Kriege zerstört, nicht wieder an derselben Stelle erbaut werden sollte. An der stehengebliebenen Mauer desselben hatte man der Sicherheit wegen die Scheibe aufgerichtet.

Die Sonne brannte hell und heiß hernieder, daß man den Sand am Ufer funkeln und die Wärme flimmern sah in der Luft; aber der vom Meere kommende Wind erfrischte und machte sie zum Athmen leicht. Unter der in voller Blüthe stehenden Gaisblattlaube hatte man für die Männer den Kaffee aufgetragen. Der Pistolenkasten, die Kugelbüchse, standen auf einem kleinen Tische außerhalb der Laube, und als Justine mit der Schwägerin näher an die Laube herankam, sahen sie zu ihrer Verwunderung auch Dolores in derselben.

Polydor stand ihr zur Seite; sie hatte ein Körbchen voll Eichenlaub vor sich, dessen Blätter sie mit den Stengeln durcheinandersteckte, einen Kranz daraus zu machen.

»Wir suchten Dich! Wie kommst Du hierher?«, fragten gleichzeitig Justine und die Schwester, und ehe Dolores noch dazu kam, eine Antwort zu geben, sagte Polydor:

»Wir hatten das gute Glück, Mademoiselle bei dem Verlassen des Speisezimmers zu begegnen, und ich [2-227] die Kühnheit, sie Ihnen mit Herrn Darners Zustimmung zu entführen, denn wo man um einen Sieg ringt, darf Frauenhuld nicht fehlen, den Sieger zu krönen. Leider habe ich nur wenig Aussicht, dieser Glückliche zu

sein, ich bin kein sonderlicher Schütze.«

»So lassen wir die Sache, wenn Sie kein Freund von derselben sind!«, sagte Darner.

Polydor versicherte das Gegentheil.

»Man liebt und übt ja Manches, worin man kein Meister ist, die Musik, die Poesie und wie vieles Andere«, meinte er, »und ganz ohne Uebung in den Waffen bin ich nicht, denn ich bin ein leidenschaftlicher Jäger — wenn schon sich mir in Venedig wenig Gelegenheit bietet für die Jagd.«

Frank war der Ansicht, ihr Gast wolle nur vorbeugen, um vielleicht überraschen zu können, und sie machten sich also an das Werk.

Darner, dem man natürlich den ersten Schuß überließ, nachdem der Sohn ihm die Pistole geladen, trat in der bezeichneten Entfernung vor das Ziel, faßte es mit einem Blick fest ins Auge und gab den Schuß rasch ab. Er hatte mitten in das Schwarze getroffen. Die Seinen und Polydor riefen ihm ihr Bravo zu.

»Man muß doch von Zeit zu Zeit einmal erproben«, sagte er lächelnd, »was man an sich hat und ob Auge und Hand noch dieselben sind!« Damit ergriff er die andere Pistole, schon mit derselben sichern Schnelle, und wieder schlug die Kugel fest auf die erste in den Mittelpunkt der Scheibe ein.

Sie freuten sich seiner Alle.

»Gott erhalte Sie in dieser schönen Kraft!«, rief Justine und legte ihre Hand auf seine Schulter.

»Wir finden in unserm Vater immer unsern Meister!«, bemerkte Frank mit Stolz gegen Polydor, [2-228] und dieser meinte, nun könne man das Wettschießen nur unterlassen.

Indeß das wollte Darner nicht zugeben, und der dritte Schuß war für Polydor.

Der nahm die Pistole, wog sie in der Hand, hielt sie, ehe er sich zum Schusse stellte, prüfend eine Weile, das Korn bemessend, vor das Auge, trat dann heran, zielte lange, und wenn er auch nicht so

sicher in das Zentrum traf wie Darner, so war es immer ein guter Schuß, ein Schuß ins Schwarze.

Darner belobte ihn.

»Wir, ich und mein Sohn, sind übrigens sehr wesentlich im Vortheil gegen Sie«, sagte er. »Wenn wir sie auch lange nicht gebraucht, so kennen wir die Pistolen doch, und Sie nicht. Aber nun vorwärts, Messieurs! Sie haben Ihren zweiten Schuß, und Jeder giebt wie ich zwei Schüsse ab, denn erst der zweite und die folgenden Schüsse bewähren die eigentlich feste Hand.«

Das Schießen hatte darnach seinen ruhigen Fortgang, jedoch abgesehen davon, daß die beiden Darner bessere Schützen waren als ihr Gast, nahm diesem gerade sein Bestreben, es ihnen gleich zu thun, um vor Dolores nicht zu seinem Nachtheil zu erscheinen, die nöthige Ruhe. Er schoß im Verlaufe schlechter als am Anfang, und da es nicht an ihm war, die Partie abzubrechen, legte Justine, seinen Zustand erkennend, sich mit einem Scherze in das Mittel.

»Wie selbstsüchtig Sie heute sind, lieber Vater!«, rief sie. »Sie denken in Ihrer Siegesfreude heute gar nicht an uns. Frank ist für ein paar Tage hier, Herrn Joannus sind wir auch nicht so sicher als Sie Ihrer Meisterschaft, und Dolores steht mit ihrem fertigen Kranze da, Sie zu krönen. Wollen Sie uns mit unserer Ungeduld Ihren Triumph bezahlen lassen?«

[2-229] Darner verstand die Mahnung.

»Was die Frau will, das will Gott!«, sagte er, ließ Polydor, an dem die Reihe war, noch einmal schießen.

Der Schuß glückte — und die Pistole aus der Hand legend, war Polydor der erste, der sich wieder zu den Frauen wendete.

Dolores eilte mit ihrem Kranze auf den Vater zu.

»Keine Possen, Kind!«, sprach er, ihr wehrend.

»Aber er ist doch nun einmal für den Sieger gemacht, und wenn Sie ihn nicht nehmen …«

»Dann setzest Du ihn selber auf!«, sagte der Vater, nahm ihr den Kranz aus der Hand und wollte ihr denselben in das Haar drücken; da sie sich aber bückte, um ihm auszuweichen, fiel er zu Boden.

Polydor hob ihn auf und legte ihn in seinen Hut, der neben ihm auf einem der Stühle lag. Dolores beachtete es nicht, den Andern aber entging es nicht, obschon das Gespräch der Männer noch mit der Partie beschäftigt blieb und Polydor mit dem Eifer eines an Erfolg gewöhnten Mannes bemüht war, sein Unterliegen zu rechtfertigen.

Darner kam ihm dabei zu Hilfe, indem er wiederholt des Vortheils gedachte, den er und sein Sohn im Gebrauch der eigenen Pistolen gehabt hätten.

»Aber«, setzte er hinzu, »Sie begehen einen Fehler, den man freilich einem lebhaften Manne als eine gute Eigenschaft anzurechnen hätte.«

»Und der wäre?«

»Weil Sie Ihres Schusses durchaus sicher sein wollen, zielen Sie zu lange, das ermüdet Hand und Auge. Wären wir nicht Leute, in deren soliden Verhältnissen von sogenannten Ehrenhändeln nicht die Rede sein kann, mit denen es dem Adel, dem Militär und den studirten Herren beliebt, und halb[2-230]wegs von der Unsitte geboten ist, sich außerhalb des Gesetzes zu stellen, so dürften Sie, im Falle eines Zweikampfs nicht auf ein gleichzeitiges Schießen eingehen, Sie könnten den Kürzern dabei ziehen. Jedoch liegen diese Mittelalterlichkeiten, die enge mit der Bevorzugung gewisser Stände zusammenhängen und mit dieser ihr Ende erreichen werden, glücklicher Weise außer unserer kaufmännischen Gewohnheit, und wir haben mit ihnen nicht zu rechnen.«

»Wer will sagen, was ihm inzwischen der nächste Tag, die nächste Stunde bringen!«, rief Polydor. »Ich will mich aber nicht besser stellen, als ich bin; ich finde etwas Schönes in dem Zweikampf, und wo, wie bei uns in Italien, seit der französischen Herrschaft, von Standesunterschieden nicht mehr die Rede ist gegenüber der Gleichheit aller Bürger, ist's mit dem Mittelalter ja ohnehin vorbei. Für mich würde ein Reiz darin liegen, mir Mann gegen Mann selber mein Recht zu schaffen!«

Frank sah den Schatten auf seines Vaters Stirn, und um das Gespräch nicht eine ernste und bedenkliche Wendung nehmen zu

lassen, sagte er:

»Sich selber Recht zu nehmen, indem Sie sich von dem Mann, der Sie beleidigt hat, erschießen lassen!« »Um darzuthun, daß mir meine Ehre höher als mein Leben steht!«, entgegnete Polydor, mehr und mehr erregt. »Ein Hazardspiel bleibt es allerdings.«

»Mit höchstem Einsatz!«, bemerkte Frank.

»Die Größe des Einsatzes adelt es!«, entgegnete Polydor.

Frank wünschte von dem Kapitel des Zweikampfes fortzukommen, und um ganz davon abzulenken, sagte er:

»Ich habe immer eine Abneigung dagegen gehabt, mich der Macht des Zufalls gegenüber zu [2-231] stellen, und immer nur gespielt, wenn ich es eben mußte. Nebenher langweilt es mich, das Fürmich oder Widermich der Karten müßig abzuwarten.«

»Sie wissen, man spielt viel bei uns, doch bin auch ich kein Spieler aus Neigung oder von Passion; was Sie jedoch den blinden Zufall nennen, das nenne ich die Göttin des Glücks; und in dem breitgetretenen Weg des täglichen Lebens mag ich mich wohl bisweilen einmal überzeugen, wie wir mit einander stehen und ob sie mir noch hold ist. Ich habe übrigens nie Glück gehabt im Spiel.«

»Also Glück in der Liebe!«, begütigte ihn Frank.

»Wenn ich das hätte«, rief Polydor, »wenn ich das hätte, mit meinem ganzen Leben wollt' ich es bezahlen«

In der leichten Weise, in welcher die ganze Unterhaltung zwischen den Beiden geführt worden war, hatte der lebhafte, offenbar von der Empfindung eingegebene Ausruf etwas Ueberraschendes. Alle sahen ihn, sahen einander an, und fortgerissen von dem eigenen Wort, sich zu Dolores wendend, sagte er:

»Weshalb warten? Es wird ja morgen und immerdar dasselbe sein! Lassen Sie mich's heute, lassen Sie es mich jetzt gleich erproben, ob das höchste Glück, ob Sie mir hold sind!«

»Herr Joannu!«, stieß sie erschreckend hervor und wollte sich entfernen.

»Nein, bleiben Sie, hören Sie mich!«, bat er, indem er ihre Hand

ergriff. »Unsere Väter sind Freunde, alte Freunde! Sie wissen, oder Sie wissen es nicht, daß sie unsere Verbindung wünschen. Seit ich Sie heute erblickt, ist sie mein heißestes Verlangen!« Er hielt einen Augenblick inne und sagte dann mit wachsender Lebhaftigkeit und Schnelle: [2-232] »Ihr Bruder hat mich selber hieher geführt, glauben Sie ihm! Glauben, vertrauen Sie mir, werden Sie meine Frau, und als die Göttin meines Glücks will ich Sie halten, Ihnen zu eigen sein, werden Sie meine Frau!«

Das hatte Niemand erwartet.

Darner selbst fand sich betroffen von dem Ungestüm.

Dolores war bleich geworden, und zitternd ihre Hand aus der seinen befreiend, sagte sie:

»Ich kenne Sie ja gar nicht!«

»Ja«, rief er, ihr folgend, da sie sich Schutz suchend zu dem Vater flüchtete, der sie an sich festhielt, »ja, Sie kennen mich, denn meine Leidenschaft hat mich überwältigt und mich Ihnen preisgegeben, wie ich bin!«

»Ich kenne Sie ja nicht!«, wiederholte sie, in Thränen ausbrechend, den Kopf an ihres Vaters Brust verbergend, der es fühlte, wie ihr ganzer Körper bebte.

»Meine Liebe wird Sie lehren, mich zu lieben!«, betheuerte er; und er sah schön aus in dem Feuer der begehrenden Leidenschaft, in dem er rasch erglüht war. Darner jedoch hob abwehrend die Hand gegen ihn empor.

»Gemach, mein Freund«, sagte er, »Liebe und Vertrauen wollen erworben, nicht im Sturm erobert sein. Sie haben uns alle überrascht, meine Tochter erschreckt, gönnen Sie ihr, uns allen, Zeit zur Ueberlegung. Geh, Dolores! Geht mit ihr«, gebot er den beiden anderen Frauen; »sie hat Ruhe nöthig, geht!«

Dolores neigte sich und küßte ihm die Hand. Er legte sie ihr auf das Haupt und, nur ihrem Ohre vernehmbar, sprach er:

[2-233] »Sei verständig, Lora; er meint es, wie er’s sagte! Geh, mein Kind!«

Justine bot ihr den Arm, Virginie folgte ihnen.

Der Vorgang war für alle Theile peinlich.

Polydor hatte sich entfärbt, tiefe, düstere Falten zogen sich zwischen seinen Brauen zusammen, der Zorn, den er gegen sich selber fühlte, schnürte ihm die Kehle zu. Er wollte sprechen, aber wie er sich auch zu meistern strebte, es zuckte um seine feinen, schmalen Lippen, als er, zu Darner gewendet, die Worte hervorstieß:

»Ich habe einen Fehler begangen, ich muß Ihnen erklären …«

»Lassen Sie das, ich bitte«, sagte Darner, »es bedarf dessen nicht, es erklärt sich von selbst. Sie haben Glück gehabt bei Frauen, das ist begreiflich, aber es hat Sie verwegen, hat Sie leider den Unterschied zwischen einer Ehewerbung und einem Abenteuer, hat Sie vergessen machen, daß es ein junges Mädchen, daß es meine Tochter war, die Sie bestürmten.«

Polydor biß die Zähne zusammen. Darner war in seinem Rechte, aber das durfte nichts ändern in der Sache, und mit sicherem Griff hielt er sich an das »leider«, das Darner ausgesprochen hatte; seine Selbstgewißheit richtete sich an demselben sofort wieder empor.

»Sie tadeln mich nicht härter, als ich selbst es thue!«, sagte er. »Ich gestehe mit Beschämung, ich habe meinem Temperamente unberechtigt, unerlaubt, die Herrschaft über das Herkommen verstattet. Aber warum ist sie so schön! Der Gedanke, daß man mir dies Kleinod zugedacht …«

Darner fiel ihm in das Wort. So leichten Kaufes sollte Polydor sich nicht befreien.

[2-234] »Der Gedanke hat Sie zu einem Wagniß verleitet, das meine Tochter verletzen mußte, das mir, ich bekenne es Ihnen, ein gerechtes Bedenken eingeflößt hat und dessen Wirkung wir abzuwarten haben. Ich muß Sie bitten, uns zu verlassen — heute noch!«

Polydor trat zurück und verneigte sich.

»Sie sind der Herr!«, sagte er. »Ich — ich habe Ihren Herrn Sohn also wohl nur noch um seinen Wagen zu bitten.«

Frank konnte es nicht ertragen, den Mann, mit dem er seit Wochen engen Verkehr gehabt, über den er sich vortheilhaft geäußert, den er selber in sein Vaterhaus geführt, in demselben, wie er auch gefehlt, so gedemüthigt zu sehen, und sich in das Mittel legend, mahnte er:

»Vater, war ich denn nicht auch von Justinen hingerissen durch den ersten Blick, und sie war mir nicht bestimmt!«

»Aber Du hast ihr Zeit gelassen, ihrem Onkel Zeit gelassen, Dich kennen und achten zu lernen, und hast mit Deiner Erklärung gewartet bis zur rechten Stunde.«

»So lassen Sie auch mich warten«, rief Polydor, die gebotene Hilfe benützend, »bis Sie, bis Mademoiselle Dolores meine Aufwallung vergessen! Soll denn ein unbewachter Augenblick zerstören, was lange Freundschaft Sie und meinen Vater wünschen machen? Soll er mir die Aussicht auf ein so ersehntes Glück entziehen? Ich gebe meine Hoffnungen, geben Sie mich nicht auf!«

Darner blickte ihn ruhig an.

»Es ist nicht meine Weise, leicht aufzugeben, was ich beabsichtigt, und Ihres Vaters Weise ebensowenig«, sagte er; »auch Sie beharren, wie ich sehe. [2-235] Aber ein Plan ist keine bindende Zusage, und Sie haben die Ausführung des unsern erschwert. Ihre Leidenschaftlichkeit macht mich fürchten für die Ruhe und den Frieden, die eine Frau in der Ehe neben ihrem Manne finden soll; und Sie haben überdem die Entscheidung aus meiner Hand in die meiner Tochter verlegt. Kann ich die Zuversicht gewinnen, daß, fern von mir, meine Tochter in Ihrem Schutze wohl geborgen ist, wendet sie selbst sich Ihnen zu, so soll Beides mir willkommen sein, wie Sie selbst mir's waren. Lassen Sie sich's gefallen in meinem Hause in der Stadt. Mein Sohn wird Sie begleiten. Ich komme in ein paar Tagen auch dorthin; und es soll mir lieb sein, wenn ich Sie wieder hier begrüßen könnte.«

Polydor hatte jedes dieser Worte vernommen, keines von ihnen konnte er von sich weisen, und grade darum brannte es in seinem Herzen, trieben seine Gedanken wie im Wirbel durcheinander.

Er, er konnte ja nicht seinem Vater, seinen Freunden unter die Augen treten als ein Verschmähter! Was er hier, jetzt eben hier erfahren — er konnte es weder vergeben, noch vergessen! Nie hatte ein Mensch mit so berechtigter Ueberlegenheit, mit solch stolzer Höflichkeit zu ihm gesprochen; nie hatte ein Mädchen ihm, dem Vielerfahrenen, bei dem ersten Blick die Sinne so entzündet, seine Leidenschaft zu solcher Gluth entfacht! Diese sanften, schmachtenden Augen, die weichen, wie des Kusses verlangenden Lippen! Er fühlte ihren Blick im tiefsten Innern. Sie hatte es ihm angethan, er wollte sie nicht lassen. Er war ergrimmt gegen den stolzen Vater, gegen die Fürbitte des Bruders, gegen Dolores selbst. Er hätte sie alle vernichtet wissen mögen, alle — hätte er Dolores nicht besitzen müssen — und das mußte, [2-236] das mußte er! Sie sollte es fühlen lernen, daß er der Herr und Meister sei, daß sie nur zu wählen habe zwischen seiner Liebe und seinem Haß! Haß? Konnte man sie hassen, sie, die Unvergleichliche?

Wie im Fieber, wie ein Rasender kam er sich vor, als diese Gedanken in Blitzesflucht sein Gehirn durchjagten; nur das klare Bewußtsein, den festen Vorsatz hatte er, daß man ihm Dolores geben müsse, daß sie im Palazzo Ferramonte als sein Weib den Neid der Anderen erregen und sein Entzücken machen solle; und von diesem Gedanken über den Augenblick hinweggetragen, rief er:

»Lassen Sie uns gehen, mein Freund, Ihr Vater hat entschieden, wie er mußte; wir müssen fort, um — je eher um so besser — wiederkehren und bleiben zu dürfen bis zu der Stunde meines Glücks!«

Er reichte Darner die Hand, der sie nicht zurückwies; war Polydor doch seines Freundes Sohn, sein Gast. Dann gingen die beiden jungen Männer nach dem Hause, und Frank kam bald darnach zurück.

»Was macht er?«, fragte der Vater.

»Er schreibt an Dolores!«

»Natürlich, er kennt die Frauen!«

»Justine und Virginie hat er für sich gewonnen!«, meldete ihm Frank.

»Und ebenso die ihm unerläßliche Lektion!«, setzte Darner hinzu.

»So denken Sie sich zurückzuziehen?«

Darner antwortete nicht auf die Frage.

»Es spricht für ihn und seine Energie«, sagte er, »daß seine Eitelkeit die Lehre, die er erhalten, hinnimmt, daß er sich beugt, um an sein Ziel zu kommen, und ich bin seiner Herr. Verweigere ich ihm Dolores, bin ich gegenüber seiner Maßlosigkeit auch vor seinem Vater in meinem vollen Rechte; ge[2-237]währe ich sie ihm, so hat er mir für mein Vertrauen zu danken und es zu verdienen. Ich will ihn kennen lernen, wie's im Plane lag. Aber Dolores, wie steht's um sie?«

»Sie hat meine Frau und Virginie fortgeschickt, sie will allein sein.«

»Laßt sie fürs Erste in Allem ihren Willen haben. Es soll überhaupt nicht mit ihr davon gesprochen werden, sage ihnen das!«

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Es war still in Strandwiek, als der Abend kam. Frank und Polydor waren abgereist, Darner hatte sich ein Pferd satteln lassen und war ausgeritten. Dolores kam nicht zum Vorschein, die beiden Anderen saßen vor der Thüre. Justine war unmuthig, weil Frank sie gleich wieder hatte verlassen müssen, und da man sich auf ein mehrtägiges heiteres Beisammensein eingerichtet, auf eine viel Gutes versprechende Verlobung als Schluß desselben gehofft hatte, erschienen die nächsten Stunden und Tage, nun Alles anders gekommen war, sowohl Justinen als Virginien leer und öde, die Unterhaltung stockte.

Es fehlte ihnen etwas. Polydor fehlte ihnen.

»Es ist recht unangenehm!«, hob Virginie endlich an, nachdem sie eine Weile schweigend bei einander gesessen. »Die Leute fragen mich, ob die Herren morgen wiederkommen werden, ob Polydors Zimmer offen bleiben oder verhängt werden sollen. Ich weiß nicht, was ich antworten soll: die Leute wissen nicht, was sie denken sollen.«

[2-238] »Darüber mache Dir keine Sorge! Die wissen immer mehr als nöthig, und immer das Rechte. Dolores, die sich einschließt, macht ihnen übrigens diesmal die Lösung des Räthsels leicht.«

»Sie hat mich garnicht gehört, als ich den Brief im Nebenzimmer auf den Tisch gelegt habe. Sie war eingeschlafen wie ein Kind. Wenn man nur wüßte, wie man’s mit ihr machen soll; denn aufgegeben haben sie es nicht, sonst bliebe Polydor ja nicht bei uns. Frank hat Recht: aus der Konvenienzheirat wird ein Roman, weil Dolores romantisch ist.«

»Ich bin nicht romantisch, wie Du Dolores nennst, obschon ich

ja meinen Roman mit Frank gehabt habe — und wer hat nicht den seinen!«, sagte Justine, »aber mir gefiel's, daß Polydor es frischweg wagte; denn sich mit Leidenschaft umworben zu finden, ist doch erfreulicher, als mit Trauer aufgegeben zu werden. Uebereilung ist besser als Unentschlossenheit! Und er sah schön aus in seinem Feuer, er hat mich gerührt. Mag's übrigens nun werden, wie es will, die Poesie des ersten Augenblicks ist dahin, und das thut mir leid für Beide; das vergißt sich nicht. Nebenher — wo findet sie wieder einen Bewerber wie Polydor! Die Verbindung mit den Joannu ist keine Kleinigkeit. In Petersburg, in Venedig, in Konstantinopel festen verwandtschaftlichen Boden für sich zu finden, sollte meinem Lorenz schon einmal gefallen.«

Sie hatten Beide Dolores herzlich lieb, sorgten sich Beide um sie und um ihr Glück; indeß sie hatte ihren Ansichten und Erwartungen nicht entsprochen, das trugen sie ihr nach; und sie täuschten sich doch über sie.

Dolores hatte nicht geschlafen, als die Schwester ihr den Brief in das Zimmer gebracht. Nur die [2-239] Augen hatte sie geschlossen, nichts hören, nicht sprechen hatte sie wollen. Sie mußte sich besinnen auf das Geschehene, auf sich — auf Alles! Und wer konnte ihr dabei helfen? Zum ersten Male fühlte sie sich auf sich selbst gestellt.

Als Virginie die Thüre hinter sich zugemacht hatte, erhob sich Dolores, den Brief zu holen. Sie war nicht im Zweifel darüber, von wem er ihr kam. Es war kein langes Schreiben.

»Ich werde nicht mehr in Ihrer Nähe sein, Mademoiselle«, hieß es in demselben, »wenn Sie dieses Blatt erhalten. Möchte bei Ihnen Glauben finden, was es Ihnen sagen soll!

»Ich kam mit ruhigem Sinne in Ihr Vaterhaus und fand Sie in demselben. Um zu begreifen, was mir damit geschehen ist, müßten Sie ich sein, mein Leben hinter sich haben, sich mit meinen Augen sehen, sich selbst erfassen können, wie ich Sie erfaßt habe. Aus dem vorbedachten Wunsche mich zu verheiraten, ist das liebende,

sehnliche Verlangen nach Ihnen, aus der Hoffnung, mir eine Häuslichkeit zu gründen, die Gewißheit erwachsen, daß das Haus, in welchem Sie schalteten, mir zum Paradiese werden würde.

Sie können sagen, diese Gefühle, diese Erkenntniß seien mir sehr rasch gekommen, und meinen Worten deshalb nicht vertrauen. Empfindet man denn nicht, daß die Sonne uns Licht und Leben ist, sobald ihr erster Strahl uns berührt? Weiß man nicht gleich, daß ohne sie Alles für uns in Dunkelheit versinkt?

Und um Ihnen Alles auszusprechen: Ihr Bruder hat mir angedeutet, daß Sie unter einer getäuschten, unerfüllbaren Hoffnung gelitten haben. Wollen Sie mich deshalb zu dem gleichen Los ver[2-240]dammen? Wollen Sie es mir mißgönnen, Sie jene Erfahrung vergessen zu machen? — Unter dem Himmel, in dessen helles Licht ich Sie zu führen hoffe, vor meiner Liebe wird der Schatten bald entweichen, der über Sie gefallen ist; ich bin des sicher.

Vertrauen Sie mir, ersehnte, angebetete Dolores! Versagen Sie mir ein Glück nicht, das nur Sie mir gewähren können; und mit welcher Wonne würde ich mich den Ihren nennen!

Der Ihre Polydor.«

Er hatte den Brief mit Berechnung und mit Ueberwindung ruhiger gehalten, als er sich fühlte, und er hatte damit seine Absicht erreicht. Dolores hatte ihn mit Bangen zu lesen begonnen und mit Rührung beendet. Daß Polydor von ihrer Liebe für Eberhard wußte, daß er davon zu ihr sprach, daß er sie trösten wollte, das brachte ihn ihr näher. Sie mußte das noch einmal lesen: die Worte klangen sanft und gut.

Aber wann hatte Frank ihm das gesagt? Hatte Polydor es gewußt, daß sie Eberhard liebte, wie hatte er denn mit solcher Leidenschaft auf sie einstürmen können? Hatte er es damals nicht gewußt, dann freilich konnte sie ihm keinen Vorwurf machen aus seiner Zuversicht. Ein Mädchen, das freien Herzens war, konnte

einen Mann wie Polydor wohl lieben, lieben auf den ersten Blick, wie er es that. Das Bild von der Sonne, das er brauchte, war schön, es war auch richtig.

Sie las die Stelle wieder, die Worte Romeo's: »Arise fair sun!« glitten über ihre Lippen.

»Arise fair sun!« Von Eberhards Mund hatte sie sie zuerst vernommen, als man bei Justine das Trauerspiel gelesen. Liebe ist ja so oft, so oft das [2-241] Werk des Augenblicks. Wie hatte Romeo's Ausruf sich in ihr Gedächtniß eingeprägt;

»Did my heart love till now? Forswear it sight!
For I never saw true beauty till this night!«

Sie hörte die Verse noch mit dem Klang von Eberhards voll und doch so sanft tönender Stimme. Sie fühlte noch den frohen Blick, mit dem er sie angesehen und der sie heiß gemacht vor Freude.

»Wozu bin ich denn so schön«, rief sie mit einem Lächeln auf den Lippen, während ihr zugleich wieder die Thränen in die Augen kamen, »wenn ich ihn damit nicht glücklich und Andere damit so unglücklich machen soll, als ich es bin? — Es ist ja schon genug an mir! Der arme Polydor! Wenn er mich doch nicht liebte!«

Ihr lautes Sprechen erschreckte sie. Sie fürchtete sich in dem Zimmer trotz des hellen Tages. Sie wollte zu den Anderen hinuntergehen. Wie sie jedoch den Drücker der Thüre in der Hand hielt, drehte sie wieder um. Sie trug Scheu vor dem, was Jene sie fragen würden, wußte nicht, was sie ihnen sagen sollte. Den Brief mußte sie ihnen doch zu lesen geben, und was würden sie dann von ihr denken? Sie wollte ja nicht damit prahlen, sie bildete sich nichts darauf ein, sie war auch nicht übermüthig; und doch würden viele Andere sehr glücklich gewesen sein, in einem solchen Manne eine solche Liebe erweckt zu haben, und in Italien, in Venedig, in einem fürstlichen Palast mit ihm leben zu sollen. Wenn man nicht einen Andern liebte, war's ja ein beneidenswerthes Loos! — Loos? — Sie nahm den Brief wieder auf. »Wollen Sie mich zu dem

gleichen Loos verdammen?«, hatte er geschrieben, und er hatte es [2-242] noch nicht erprobt, wie all der Glanz und all die Herrlichkeit nichts sind, wenn das Herz nicht mehr dabei ist und das Auge nur nach dem sucht, der nicht mehr kommt. Ihr konnte Niemand helfen und sie konnte Polydor nicht helfen. Wäre nur Polydor nicht gekommen, dann hätte sie die Pein nicht, hätte nicht wieder so viel denken müssen an Eberhard! — Warum liebte der sie nicht wie Polydor? Warum war er so kalt, daß er überlegen wählen konnte? Sie war ja schön! Polydor gab sich ihr zu eigen ohne Ueberlegen. Er hatte nicht Ahnen, aber einen freien Willen! — Freien Willen! Und ohne den ist ein Mann kein Mann!

»Gott verzeih mir!«, rief sie aus, in dem Gefühle, sich an Eberhard versündigt zu haben mit dem Gedanken, den die Anderen oft genug vor ihr ausgesprochen hatten; und eilig den Brief in die Tasche steckend, die sie unter dem Kleide trug, eilte sie die Treppe hinunter, sich selber zu entfliehen, Schutz vor all dem Denken zu suchen bei den Ihren.

Der Vater kam eben in den Hof zurück. Der Reitknecht eilte herbei, ihm das Pferd abzunehmen. Justine und Virginie waren aufgestanden, den Vater zu begrüßen. Sie ließen es unbeachtet, daß Dolores herunter gekommen war. Es gingen Männer und Frauen über den Hof, die von der Arbeit kamen.

»Ruf Er den Hofmann!«, gebot Darner noch mit dem Fuß im Bügel. Der war gerade zur Stelle und trat auf den Befehl heran, die Mütze in der Hand.

»Er hat wieder zu spät klopfen lassen! Es ist gegen acht Uhr! Die Leute müßten längst zu Hause ein.«

»Gnädiger Herr!«, hob der Hofmann in demüthigstem Tone an.

[2-243] »Nichts da von gnädig!«, fuhr Darner dazwischen. »Er hat Ordnung zu halten, weiter nichts!«

»Ich habe um sieben Uhr selbst geklopft, Herr Darner! Sie haben’s wohl verhört im Felde.«

»Das hat Er nicht! Ich hab’s gehört, wie geklopft worden ist, der Wind hat den Schall herüber getragen, und also hätten es die Leute

auch hören müssen, wenn's zur befohlenen Zeit geschehen wäre, und kämen nicht erst jetzt zurück. Bis sieben Uhr haben sie bei der Arbeit zu bleiben, keine Viertelstunde länger, wenn's vorher nicht anders bedungen ist, wie in der Ernte! Merk Er sich das! Geh' Er!«

Auf das laute Sprechen war auch der Verwalter dazugekommen. Darner sah sich nicht nach ihm um. Erst als der Reitknecht und der Hofmann sich entfernt hatten, wendete er sich zu ihm. »Sie sind auch lässig in der Aufsicht!«, sagte er; »Sie können die alten Zeiten nicht vergessen! Wollen Sie die Leute aufsässig machen, oder was denken Sie zu thun, wenn die Leute nach eignem Ermessen von der Arbeit fortgehen? Sie fordern, was wir nicht zu fordern haben! — Da ich nicht immer hier sein kann, muß ich mich auf Sie verlassen können — unbedingt, unbedingt! Ich bitte, sich das zu merken. Morgen müssen Sie früh in die Stadt. Ich will eine große, weitklingende Glocke angebracht haben oben an der Westseite an der neuen Scheune, damit von Nichthören keine Rede mehr sein kann. Finden Sie sie nicht bei dem Eisenhändler, so schicke ich sie von Königsberg. Ich gehe auf ein paar Tage hinein. Guten Abend!«

Er trat danach in sein der Thüre zunächst gelegenes Zimmer und kehrte dann, nachdem er, wie immer, schnell den Reitanzug mit einem andern vertauscht, mit heiterer Stirne zu den Seinen zurück.

[2-244] »Nun«, fragte er, »welch ein neues Meisterstück hat Lorenz denn heut verübt, denn irgend etwas wird doch von dem Monsieur zu melden sein?«

»Und heute etwas ganz Besonderes!«, versicherte Justine. »Als wir ihn auf seiner Decke auf der Erde liegen hatten, wie Sie es wollen, damit er wie die Kinder aus dem Volk seine Glieder brauchen lernt, hat er sich mal auf mal auf seine rechte Hand gestützt, um sich aufzurichten — und —«

»Und?«, fragte der Großvater.

»Er hat's zu Stande gebracht!«, versicherte Justine stolz.

Virginie meinte, er sei aber gleich wieder umgefallen. Der Vater erklärte sich trotzdem mit dem Versuch zufrieden; denn aller

Anfang sei schwer. »Und Du, Dolores«, fragte er, »warst Du auch dabei?«

»Nein, ich war oben, bis ich Sie kommen hörte!«, antwortete sie, eines weiteren Fragens gewärtig. Indeß weder der Vater noch die Anderen ließen sich darauf ein. Von den gleichgiltigsten Dingen war die Rede; von Frank, von Polydor mit keiner Silbe. Es schnürte Dolores das Herz zusammen. Als sie beim Abendessen saßen, hielt sie es nicht länger aus.

»Nun werden sie auf halbem Wege sein!«, sagte sie plötzlich.

Der Vater zog die Uhr hervor. »Noch nicht«, entgegnete er. »Sie sind erst nach sechs Uhr aufgebrochen. Jetzt ist's neun. Vor ein Uhr werden sie nicht zu Hause sein. Unter sechs Stunden machen sie es nicht.«

»Erst neun Uhr?«, wiederholte Dolores.

»Dir ist die Zeit wohl oben lang geworden?«, fragte Justine.

Sie antwortete nicht darauf. Um ein Uhr waren sie gekommen, das war nun acht Stunden her; und [2-245] was hatte sie Alles erlebt, gedacht in den acht Stunden! Sie kam sich um viele Jahre älter als am Morgen vor, und verlassen und unglücklich obenein. Es war ihr ja so gleichgültig, was der Vater von den Nachrichten erzählte, die heute in der von Frank mit herausgebrachten Zeitung gestanden hatten. Was kümmerte es sie, daß Joseph Bonaparte König von Spanien und Indien, daß Murat König von Neapel war, daß die Spanier sich empört hatten, daß die Engländer sie unterstützten, daß man hier im Norden auf Frieden hoffte, weil Napoleon dort zu thun hatte. Sie sollte ja hier nicht bleiben. Sie sollte fort in den Süden, wo er herrschte! Und ohne den Vater, ohne Virginie, ganz allein! nach einer Stadt, in der kein Wiedersehen des Geliebten möglich war. — Dachten sie denn daran nicht, hatte Niemand Mitleid mit ihr? — Schon jetzt, schon heute kam sie sich wie in der Fremde, wie unter lauter Fremden vor! — Sie war froh, als das Abendbrod vorbei war, der Vater seine Cigarre geraucht hatte und man sich trennte.

Oben in ihrem Zimmer warf sie sich der Schwester um den

Hals. »Sprich mit mir!«, flehte sie. »Hab' ich denn Unrecht gethan? Sagt es mir! Sag Du mir, was soll ich denn thun?« — Und nun sie das Band der Zunge einmal gelöst, strömte sie in rascher Rede Alles aus, was ihr durch den Sinn und durch das Herz gegangen war. Selbst den Vorwurf gegen den Geliebten, der in ihr wach geworden war, hielt sie vor der Schwester nicht zurück.

Sie saßen auf dem Sopha, Virginie hatte den Arm um sie geschlungen, der Schwester Kopf ruhte an ihrer Schulter. »Was soll ich Dir denn sagen?«, sprach sie zärtlich. »Ich hab' Dir ja Alles, Alles klar gemacht, neulich, den Nachmittag, noch in der [2-246] Stadt! Wenn ich daran denke, daß Du fortgehen wirst, daß ich allein bleiben werde —« Sie fing auch zu weinen an, und das befreite Dolores von ihrer Herzensangst.

Virginie nahm sich nach ihrer Gewohnheit aber bald zusammen. »Man muß nicht weichlich an sich denken!«, mahnte sie, »und für Eberhard, so hart es ihn ankommen mag, wird's auch das Beste sein.«

»Für Eberhard, das Beste?«

»Ja, denn Eberhard muß doch heirathen des Majorates wegen! Und so lange Du da und frei bist und zu haben wärest — ohne seine Untergebenheit unter sein Majorat — würde er's hinausschieben. Für ihn wäre es gewiß auch das Beste, wärest Du nicht mehr frei. Was hift's denn, wenn Du hier schmachtest und er dort? Gehst Du, so kommt er auch zur Ruhe; und Polydor ist doch kein Oger und Venedig nicht die Hölle! Daß Du heirathen mußt, das weißt Du, und Polydor liebt Dich! Wie glücklich ist Justine in der Liebe Franks und mit dem Lorenz! Und der Vater, das ist die Hauptsache, der Vater hat es so bestimmt. — Aber wir sollten heute davon gar nicht mit Dir sprechen! — Komm, ich will Dir Dein Haar aufflechten! Noch sind wir ja hier!«

Sie fielen sich Beide um den Hals. Virginie küßte das schöne Haar der Schwester, während sie es durch ihre Hände gleiten ließ, es ihr weich ums Haupt zu winden für die Nacht. Dann legten sie sich Beide nieder.

Doch Virginiens Ausspruch: »Gehst Du, so kommt er auch zur Ruhe!«, hielt Dolores lange wach.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Das schöne Wetter hatte lange angehalten. Es kam in der Nacht ein Gewitter und regnete den ganzen folgenden Tag.

»Frank und Polydor haben uns den Sonnenschein mit fortgenommen«, bemerkte Justine, als man am Morgen beisammen war. »Ich hoffe, sie kommen bald und bringen ihn uns wieder!«

»Zunächst werde ich übermorgen nach Königsberg fahren, wie ich dem Verwalter gestern schon gesagt«, erinnerte der Vater.

Justine wollte wissen, ob er lange fortzubleiben denke. »Nur über den Monatsabschluß«, antwortete er; »daß ich Dir Deinen Mann mitbringe, bezweifle ich jedoch. Er muß ja unserem Gaste jetzt die Honneurs machen, und das wird ihn in Rückstand bringen.«

»Was sie nur vornehmen werden, er und Polydor?«, meinte Justine, und nun die Rede einmal auf diesen gekommen war, blieb die Unterhaltung mit ihm beschäftigt. Von seinen Eltern sprach man, von seinem Bruder, der sich neuerdings mit der Tochter eines französischen Generalkonsuls in Smyrna verheirathet hatte. Virginie bewunderte, wie vollkommen er des Deutschen mächtig sei. Der Vater sagte, Polydors Mutter sei eine Deutsch-Russin, eine schöne Kurländerin gewesen, sein Deutsch sei ein mütterliches Erbe; sein Aeußeres danke er dem Vater, dem er völlig gleiche. Man redete von ihm, wie man im guten Sinne von einem gern gesehenen Gast redet, der das Haus besucht und verlassen hat. Von einer Wiederkehr erwähnte Niemand etwas, aber Dolores fühlte, daß Jeder sie als Feststehendes betrachtete, [2-248] und sie konnte sich nicht erklären, was dabei in ihr vorging.

Es war still in ihr geworden. War es Ermüdung, war es

Ergebung? Sie wußte es nicht. Besser als der Kampf des gestrigen Tages war es immer; und wenn Eberhard gelitten, gerungen hatte wie sie, wenn es still in ihm werden konnte, wie es heute in ihr war, wie hatte sie ihm das zu wünschen! Sie konnte es mit Gelassenheit anhören, was man Gutes rühmte an Polydor. Sie hatte das selbst gefunden und erkannt, ehe er ihr seine Liebeserklärung gemacht hatte. Wenn sie Eberhard befreien, Polydor beglücken, des Vaters Willen thun konnte, was kam es da auf sie an? Glück gab's ja doch für sie nicht auf der Welt; und wenn sie auch nicht glücklich war, es ging doch Alles seinen Weg.

Draußen regnete es immer gelassen fort, in dichten feinen Tropfen. Der Himmel grau, grau und unbewegt das Wasser, Luft und Meer in eins verschwimmend und Alles still, im Hause sowie draußen.

Sie saßen in den verschiedenen Stuben, sie thaten Jeder das Seine, wie an jedem Tage. Der Vater blieb bis zum Mittage für sich wie immer. Justine machte sich mit dem Lorenz viel zu schaffen. Die Leute kamen vom Felde, gingen wieder an die Arbeit, trotz des Regens, heute wie alle Tage — als ob gestern nichts, gar nichts geschehen wäre. Bald nach dem Essen fuhr der Inspektor in den Hof. Er brachte die Glocke mit. Der Vater nahm sie in Augenschein, man ließ sie klingen. Der Zimmermann wurde gerufen, der das Gerüst dafür bauen sollte.

Darüber kam der Abend heran, die Sonne sank unter schwerem Gewölk. Dann stieg ein Wind auf, die Wolken zogen vorüber; es war von Sternen [2-249] hell, als man sich vom Tisch erhob. Die Fenster wurden alle geöffnet. Das erste Viertel des Mondes stand am Himmel, so hell, so leuchtend! — »Als ob Alles, Alles gut wäre!«, rief es in Dolores' Herzen, und die Thränen zurückdrängend, die ihr in die Augen traten, eilte sie plötzlich davon.

Virginie, die den ganzen Tag keinen Blick von ihr gelassen hatte, wollte ihr folgen. Der Vater hielt sie mit einem Wink davon zurück. Ueber eine beschlossene Sache wurde nicht mehr

gesprochen, und daß es eine beschlossene Sache war, das wußten sie.

»Dolores muß sich doch am Ende auch ergeben in die glänzende Zukunft, die sich vor ihr aufthut!«, scherzte Justine. »Es werden sie Viele darum beneiden. Mein Gott, das alte Schloß in Waldritten mag sehr romantisch sein, aber der Palazzo Ferramonte ist es wahrhaftig doch nicht minder; es hat sie ja auch Niemand gebeten, von Waldritten Besitz zu nehmen. Zu sentimental, zu überschwenglich muß der Mensch nicht sein!«

Virginie konnte dem nicht widersprechen, und als im Alleinsein mit ihr Dolores wieder von ihrem Liebeskummer, von der ihr zugedachten Verbindung zu reden anhob, wies sie dieselbe mit den Worten der Schwägerin zurück.

So blieb es auch den ganzen nächsten Tag. Am Abende rief zum ersten Mal die neue Glocke die Leute von der Arbeit in das Dorf und in den Hof zurück. Darner sah es mit Vergnügen, wie Lorenz, achtsam horchend, den hellen Klang verfolgte und mit den großen dunklen Augen suchte, und wie die Leute heimkehrten zur rechten Zeit. Dann sagte er, da sie Alle im Zimmer bei einander waren, zu Justine: »Nimm den Lorenz fort, laß mich mit Dolores allein!«

[2-250] Sie gehorchten. »Komm, Dolores, setze Dich zu mir!«, bedeutete er sie, nachdem er seinen gewohnten Platz am Fenster eingenommen, von dem aus man den Hof und hinaus sehen konnte nach der See; »ich will mit Dir sprechen, da ich Dich für verständig halte. Du weißt, um was es sich handelt, Du weißt, daß Euer Glück mir am Herzen liegt, und hast, so jung Du bist, die Erfahrung in unserem Hause gemacht, daß Alles, was ich für Euch gethan, das Richtige gewesen ist. Ich habe also zu verlangen, daß Du mir vertraust, und ich verlange es auch.«

»Meinen Sie, Polydor?«, fragte sie mit bebender Stimme, die Augen bang auf den Vater gerichtet.

»Ich spreche nicht mit Dir«, entgegnete er, »von den Gründen, die mich dazu bestimmt haben, meinem Freunde Deine Hand, die Hand meiner erstgeborenen Tochter, seinem ältesten Sohne

zuzusagen; das ist allein meine Sache. Ich mache Dich nur darauf aufmerksam, daß es für ein Mädchen nichts Kleines ist, das Wohlgefallen, wir wollen einfach sagen, die Liebe eines schönen, in jedem Betrachte ausgezeichneten Mannes, in dem Grade zu erwecken, daß er darüber die hergebrachte Form vergißt, die er doch, wie Du selbst bemerkt hast, in hohem Grade besitzt. Weil er es wußte, daß Du ihm bestimmt bist, glaubte er auch Dich davon unterrichtet, und das entschuldigt ihn, wenn's Deiner Eitelkeit nicht doch geschmeichelt hat, wie er Dir huldigte. Ich habe Dir von der Heirath nicht sprechen wollen, ehe Du den Mann gesehen, den ich Dir bestimmt; ich habe Dir jetzt Zeit gelassen, Dich an den Gedanken zu gewöhnen, daß Du uns verlassen wirst. Ich gehe morgen in die Stadt, um meine unterbrochene Bekanntschaft mit Polydor fortzusetzen; sicher, daß er die Anerkennung verdient, welche Dein Bruder ihm zollt. In ein paar Tagen [2-251] kehre ich mit ihm hierher zurück und ich rechne darauf, daß Du ihm dann mit der Zuversicht begegnest, welche der Mann, den ich für Dich gewählt und der Dir seine Hand, seinen Namen und eine ausgezeichnete Stellung bietet, von Dir zu fordern hat.«

»Vater!«, sagte sie, gleich bei dem ersten Worte stockend.

»Nun, was hast Du zu erwidern?«

»Vater, Sie wissen ja Alles, kann ich es denn?«

»Laß die Thorheit! Du kannst es nicht nur, sondern Du hast Dich meinem Willen zu fügen, weil ich das Rechte, das Gehörige von Dir verlange. Mit Deinen sentimentalen Einbildungen Nachsicht zu haben, wäre ein Unrecht gegen Dich.«

»Aber es wird mir so schwer! Es kommt mir wie —«

Er ließ sie nicht vollenden, und sie streng anblickend, sprach er:

»Nichts mehr davon! Oder war es eine Redensart, als Du mir sagtest, Du wolltest gut machen, was Deine Mutter mir zu leid gethan? — Die Gelegenheit ist da. Mache Dein Wort wahr, spiele nicht länger die ungehörige Rolle einer Romanprinzeß. Du bist mein Kind, bist eine Darner, und eine Darner respektirt sich und hält ihr Wort!«

Alles Blut war aus ihren Wangen gewichen. Sie hob die Augen langsam zu ihm empor und reichte ihm die Hand. »Sagen Sie’s ihm denn!«, sprach sie mit einem Tone, der in seiner Bestimmtheit fremd an ihres Vaters Ohr klang; aber laut weinend schluchzte sie im nächsten Augenblicke: »Daß ich fort soll von Ihnen, von Virginie —«

»Das muß jedes Mädchen, wenn es sich verheiratet, das wirst Du verschmerzen im eigenen Hause an eines Mannes Seite, der Dich liebt! Und [2-252] nun gehe zu den Anderen und erzähle es ihnen. Ich will morgen in aller Frühe fort, und habe mit dem Verwalter noch zu reden. Geh, mein Kind!«

Neunundzwanzigstes Kapitel

Frank und Polydor saßen bei dem Gabelfrühstück, als Darner früher, als man es erwartet, ankam. Der Sohn eilte die Treppe hinunter, ihn zu empfangen; Polydor ging mit ihm, blieb aber auf halbem Wege stehen, und entschloß sich dann nach kurzem Zögern, dem Freunde zu folgen.

Sein Mißempfinden hatte sich seit der Entfernung von Strandwiek gesteigert. Trotz seines freundlichen Verkehrs mit Frank war ihm der Gedanke nahe getreten, daß er den Spieß nur umzukehren brauche, um sich nicht nur mit allen Ehren zurückzuziehen, sondern Darner zu vergelten, was dieser ihm gethan. Er brauchte nur zu sagen, das Mädchen, die Verhältnisse der Familie hätten ihm nicht gefallen, die ihm Zugedachte habe einen andern Liebeshandel im Sinne gehabt. Wer konnte es ihm verargen, wenn er abbrach? Wie Darner sich Herr der Sachlage fühlte, that Polydor dies ebenso.

Aber Dolores war schön, eine schönere Frau, eine, die ihm begehrenswerther schien, konnte er schwerlich finden. Frank war ihm werth, die Häuslichkeit Darners hatte ihm behagt, die Geschäftsverbindung der beiden Häuser war feststehend zu erhalten. Er hatte es gar nicht nöthig, abzubrechen, denn — und darin irrte er sich nicht — Darner mußte das Alles [2-253] ebenfalls erwogen haben. Es lag in ihrem beiderseitigen Interesse, daß die Angelegenheit zu Stande kam; und am Ende war er doch Polydor!

»Sie treffen mich noch als Ihren Gast«, sagte er mit der ihm eigenthümlichen glatten Freundlichkeit, als er und der Hausherr einander in der Hausflur gegenüberstanden.

»In der Gewißheit kam ich her«, entgegnete ihm Darner. »Der

kleine Abstecher, den Sie zu machen gehabt, hat Sie hoffentlich nicht gereut. Also willkommen auch in diesem meinem Hause!«

Man saß gleich darauf wieder gemeinsam an der kleinen Tafel. Frank fragte nach den Seinen, der Vater gab Bescheid.

»Und mir«, erkundigte sich Polydor, »mir bringen Sie nichts?«

»Ein wenig Geduld, mein Freund!«, entgegnete ihm Darner. »Die Saat ist gestreut, lassen wir ihr eine kurze Frist zum Aufgehen. Wir sprechen bald mehr davon. — Waren Sie an der Börse?«

Polydor, mit der erhaltenen Antwort zufrieden, verneinte die Frage. »So begleiten Sie heute mich und meinen Sohn dahin!«, schlug ihm Darner vor. Er war dazu bereit, und da die Börsenstunde gekommen war, ging man, sie einzuhalten.

»Mit den russischen Brantweinpachtungen ist es nichts«, sagte Frank, als man schon unterwegs war, und Polydor erörterte mit kluger Einsicht, wie die Sache sich in diesem Augenblicke nicht habe realisiren können, wie aber die Regierung, er wisse das aus bester Quelle, sicher früher oder später darauf zurückkommen und sie zur Ausführung bringen werde. »Inzwischen«, sagte er, »tritt, wie ich von Ihrem Sohne hörte, ein anderes Pachtgeschäft hier bei Ihnen in Preußen in den Vordergrund, das uns [2-254] näher angeht, obschon wir als Ausländer dabei nicht persönlich konkurriren können.«

»Und das wäre?«, erkundigte sich Darner.

»Sie erinnern sich«, fiel Frank ein, »daß im nächsten Jahre die Bernsteinpacht für die bisherigen Pächter abläuft. Die Pächter waren kleine Leute, hatten kleine Parzellen des Strandes in Pacht, zahlten einen Spottpreis und sind alle natürlich vermögend dabei geworden. Jetzt will die Regierung den ganzen Strand fürs Bernsteinfischen und fürs Graben einem einzigen Pächter, allerdings zu einem mehr als dreifach so hohen Preise, auf eine Reihe von Jahren überantworten. Sie will keine Theilung, will es mit keinen Unterpächtern zu thun haben, und verlangt dann auch natürlich eine Kaution, die ins Gewicht fällt.«

»Wie sich’s gehört«, betonte Darner. »Sind darauf Reflektanten

hier am Orte?«

Sie traten in dem Augenblicke durch die Mittelthüre der Börse in dieselbe hinein, gleichzeitig mit ihnen Kollmann und sein Sohn.

»Eben sie!«, sagte Frank, während die Männer einander mit der Förmlichkeit begrüßten, die seit ihrem Zerwürfniß üblich zwischen ihnen geworden war; und kaum hatte der Vater des Sohnes Wort vernommen, so trat er Kollmann in den Weg, und sich gegen ihn verneigend, sagte er:

»Einen Augenblick, wenn ich bitten darf! Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Sohn von Philippos Joannu, Herrn Polydor Joannu, den Chef der venetianischen Kommandite vorstelle: Herr Konrad Samuel Kollmann — Herr Polydor Joannu, der Gast meines Hauses — Herr John Kollmann, seines Vaters Associé!«

[2-255] Beide Kollmanns wußten nicht, was das bedeuten solle. Es war seit dem Todestag von Kollmanns Frau kein Wort gewechselt worden zwischen Konrad Kollmann und Lorenz Darner; allein sich gegen einen Dritten, gegen den Sohn von Philippos Joannu unhöflich abweisend zu verhalten, weil man mit dem Manne auseinander war, der ihn vorstellte, war nicht angemessen.

Die gewöhnlichen Begrüßungsformen wurden also von beiden Seiten gewechselt. Darner entfernte sich sofort, und schnell übersehend, was diesen zu der Vorstellung veranlaßt haben konnte, sagte Polydor, er habe soeben von dem Generalkonsul Darner vernommen, daß das Haus Kollmann in die neue Bernsteinpacht einzutreten denke. Das interessire ihn, wenn auch nicht für ihn selber, so doch für seinen Bruder, dessen Haus, wie Kollmann wissen werde, in Konstantinopel den Bernsteinhandel nach Asien in Händen habe und dort den Markt beherrsche.

Kollmann wußte das sehr wohl, aber er sah John, John sah ihn an. Sie konnten sich das Verhalten Darners nicht erklären.

»Sie haben die Kollmanns überrascht!«, sagte Frank, nachdem er und der Vater aus ihrem Bereiche waren.

»Ich sehe, wenn ich es nicht ohnehin wüßte, an den verschiedenen herumtastenden Unternehmungsplanen von

Kollmann, daß er nicht mehr auf festem Boden steht. Eine der ältesten Firmen fallen zu lassen, ist nicht vortheilhaft für einen Platz.«

»Denken Sie ihm die Hand zu bieten?«

»Indirekt! Die Joannu's können ihn bei der Kaution subveniren, falls es ihm schwer fallen sollte, ein solches Kapital aus dem Geschäft zu ziehen. Das bindet sie nach unserer Seite, und Alexander [2-256] Joannu hat natürlich Vorteil davon, in der Pacht stillschweigend zu partizipiren.«

»Natürlich!«, bekräftigte der Sohn. »Für Kollmann wär's von höchstem Werthe und für die Joannus bequem!«

»Kollmann war seiner Zeit mir auch bequem«, entgegnete der Vater kurz, »und da wir ihn in keiner Weise brauchen, kann man ihm dienen, ohne sich etwas zu vergeben!« Damit trennten sie sich.

Frank gesellte sich zu Joannu, stellte diesen noch einigen anderen Personen, namentlich den Konsuln der verschiedenen Länder vor; aber obschon um des Ultimo willen der Verkehr an der Börse ein lebhafter war, hatte man es doch bemerkt, daß Darner mit Kollmann gesprochen, daß er ihm Joannu zuerst vorgestellt hatte, von dessen Anwesenheit in Königsberg, wie von dessen Besuch in Strandwiek, man bereits unterrichtet war und über die man sich in allerlei Deutungen ergangen.

Der alte Makler, welcher seiner Zeit der erste gewesen, mit Kollmann über den Verkauf des Willberg'schen Hauses an Lorenz Darner zu sprechen, und dessen Neugier in den Jahren sich so wenig als seine zudringliche Redseligkeit vermindert hatten, wagte sich an ihn mit der Frage heran, ob man gratuliren dürfe?

»Wem, wozu?«, erwiderte Darner, und ohne die Antwort abzuwarten, wendete er sich zu dem Agenten, der die Geschäfte der königlichen Bank vertrat, so weit sie an der Börse abzumachen waren, und erkundigte sich, ob man Weiteres erfahren habe.

»Ihre Wiener Nachrichten stimmen mit den unseren überein!«, sagte der Agent. Napoleon und Alexander werden zusammenkommen, trotz des Aufstandes in Spanien. Was man

davon erwartet, beweisen die Rüstungen in Oesterreich.«

[2-257] »Ich war gewiß, daß ich Sie neulich richtig avisirt, denn Arnstein und Eskeles sind immer gut informirt!«, meinte Darner; »und wenn man hier auch, so lange die Franzosen noch im Lande und in Berlin sind, an Händen und Füßen gebunden ist — der Minister Stein ist wieder da — und neben dem andern, das sich in der Finanzverwaltung vollzogen hat, ist die geplante Veräußerung der königlichen Domänen auch vielbedeutend. Wie in Wien will man sich auch hier für alle Eventualitäten decken.«

»Darnach operiren wir auch!«, entgegnete der Agent, ohne daß einer von Beiden die Ereignisse, an welche man dachte, bezeichnet hätte. Dritte Personen traten dazwischen. Es war der unruhige Verkehr der Sommerzeit an der Börse. Polnische Gutsbesitzer, zum Theil noch in der alten Starostentracht, tauchten zwischen der ansässigen Kaufmannschaft auf. Kapitäne von den großen Seefahrern, die Zutritt hatten, kamen und gingen. Draußen trieben Schaaren von polnischen Juden ihr Gewerbe. Sie machten die Zwischenhändler des ganzen polnischen und russischen Produktenhandels. Fremde und doch den Königsbergern vertraute Erscheinungen, bewegten sie sich mit ihren langen Bärten, ihren assyrischen Seitenlocken, die pelzverbrämten spitzen Sammetmützen trotz der Sommerhitze auf dem Kopfe, in ihren hängenden schwarzen Kaftans ruhelos durcheinander, lebhaft gestikulirend und in dem Kauderwelsch ihrer Mischsprache weithin vernehmbar; von Allen geringschätzig behandelt, von Allen benutzt und gebraucht.

Um ein Uhr, als die Börse geschlossen ward und man sich im Hinausgehen nahe berührte, kam Darner mit Frank und Polydor wieder dicht an den Kollmanns vorüber.

[2-258] »Sie werden ihm wohl ein Wort sagen müssen, Vater!«, erinnerte der Sohn.

Kollmanns Gesicht verdüsterte sich. »Mach’ Du es ab mit ihrem Generalkonsul!«, antwortete der Vater und ging mit tief gezogenem Hute an jenen vorüber. John schloß sich den Darners an, indem er

sich bei Polydor erkundigte, wie lange er noch in Königsberg zu verweilen denke. Das sei ungewiß, erhielt er zur Antwort. Frank meinte, so bald ließen sie ihn nicht wieder fort, und da sie während dessen ins Freie hinausgekommen waren, sagte John:

»Sie erlauben, daß ich Sie begleite?«, — Frank verneigte sich höflich zustimmend. So gingen sie zu Vieren fort.

»John Kollmann mit den Darners, was bedeutet das?«, sagte Der und sagte Jener; und Der und Jener machten sich mit dem Spürsinn, der in allen geschlossenen Gemeinschaften herrscht, und die Königsberger wie alle anderen Börsen war eine solche, ihre Gedanken darüber und knüpften ihre Vermuthungen daran.

»Für Kollmann ist's kein Nachtheil!«, bemerkte Konsul Armfield.

»Vielleicht hat er den ersten Schritt dazu gethan?«, meinte ein Anderer.

»So sah's nicht aus!«, sagte der Konsul, »denn Kollmann war ebenso wie John betroffen.«

»Darner ist wieder überall dabei!«, hob ein Dritter hervor. »Die Kabinetsräthe und selbst der Minister Stein«, setzte er hinzu, »haben ihn vor einigen Wochen auch wieder durch den Bankdirektor in einem Konvertirungsprojekt berathen, das freilich nicht zu Stande gekommen ist.«

»Sie sollten ihn nur lieber gleich zum Finanzminister machen!«

[2-259] »Wenn er von Adel wäre, fertig bringen würd' er's! und höher könnte er den Kopf nicht tragen. Wenn man übrigens bedenkt, daß ihn vor fünf Jahren Niemand kannte, daß er erst seit fünf Jahren hier am Platze arbeitet —«

»Schaden hat hier Niemand von ihm gehabt!«, unterbrach ihn Konsul Armfield, »und er hat viel gethan in der schwersten Zeit. Das muß man anerkennen.«

»Vielleicht adeln sie ihn noch?«

»In Wien haben sie ja sogar jüdische Bankiers geadelt!«, scherzte der Erste.

Der Konsul schüttelte den Kopf. »Er ist sich auch ohne das

genug!«

Während die Leute sich in solcher Weise mit Darner und seinem Thun beschäftigten, war er mit seinen drei jüngeren Begleitern an die Ecke der Straße gelangt, an welcher die Wege nach seinem und nach dem Kollmann'schen Hause sich trennten, und es fiel Darner ein, wie er eben an dieser Stelle damals von Kollmann Justinens Hand für Frank gefordert hatte. Die Werbung war ihnen Allen zum Heil ausgeschlagen. Er hielt sich gewiß, daß es mit der Heirath von Dolores dasselbe sein werde; denn Polydor gefiel ihm; und die Vortheil versprechende Kombination, welche sein Vorgehen gegen Kollmann veranlaßt hatte, beschäftigte ihn gleichfalls angenehm. Er war gut aufgelegt.

John, der die geforderte Höflichkeit erweisen, nicht aber sich den Darners gegenüber zu beflissen zeigen wollte, obschon ihm die Anknüpfung sehr willkommen war, empfahl sich den Anderen mit der Bemerkung, daß es ihm ein Vergnügen sei, Polydor kennen gelernt zu haben. Polydor entgegnete, er [2-260] werde nicht ermangeln, den Herren sein Kompliment zu machen, und Darner sagte, Herr John Kollmann wisse ja auch, wo er Polydor zu finden habe.

Er werde nicht verfehlen, entgegnete John mit höflichster Verneigung. Damit war es abgethan.

»Sie haben Justine, ich weiß es, eine Freude gemacht«, versicherte Frank seinem Vater.

»Ein Luxus, den man sich jetzt gestatten kann«, antwortete Dieser mit einem Lächeln, und erging sich dann gegen den Gast wie gegen seinen Sohn in kluger und kurzer Erwägung der Vortheile, welche für Alexander Joannu wie für die Kollmanns daraus erwachsen konnten, wenn man diesen Letzteren, falls sie des bedürften, zur Erlangung der Bernsteinpachtung behilflich wäre, da sie bei überdachter, einheitlicher Benutzung einen weit bedeutenderen Ertrag als den bisherigen zu bieten verspreche. Man verständigte sich darüber leicht, Frank erhielt den Auftrag, die näheren Erkundigungen einzuziehen. Der Tag verging angenehm;

am Abende, als Darner den Vorschlag gemacht, das Theater zu besuchen, da es regnerisch geworden, erklärte Frank, daß er nicht dabei sein könne, da er in den wissenschaftlichen Verein zu gehen habe.

Der Verein hatte seit der Rückkehr des Hofes nach Königsberg bedeutend an Mitgliedern gewonnen, und je unerträglicher die napoleonische Gewaltherrschaft auf dem Lande lastete, je tiefer man die Herabwürdigung des preußischen Königshauses empfand, um so mehr war der Gedanke, daß dies nicht so bleiben, daß Preußen wieder auferstehen und zu seiner alten Macht erhoben werden müsse, in der Seele aller seiner Theilnehmer zu einer Glaubenssache, zu ihrer Religion geworden. Die spanische Erhebung belebte die Hoffnung auf Erfolg.

[2-261] Volksbildung, Volkskraft, Volksgeist — die Worte waren in Aller Munde. Es galt, Hand anzulegen überall. Sich selber hatte man brauchbar für den Kampf zu machen, zu dem es doch endlich kommen mußte; und die männliche Jugend hatte man von Kindesbeinen an für den Zweck zu erziehen. Eberhard, Frank und der Hauptmann gehörten zu den eifrigsten Mitgliedern des Vereins. Darner war nicht eingetreten in denselben, aber er billigte und verfolgte dessen Zwecke. Er war der ersten Einer gewesen, der auf seine Kosten eine Schule in Strandwiek errichtet, auf deren Besuch er strenge hielt. Eberhard hatte, gleich Andern, trotz seiner beschränkten Mitteln das Nämliche gethan; und seit man dahin gekommen war, sich selber im Gebrauch der Waffen zu üben, soferne man deren nicht mächtig gewesen war, verhandelte man in dem Verein darüber, wie es zu machen sei, durch Einexerziren der Jugend auf dem Lande wie in der Stadt, dem von Scharnhorst begründeten Krümpersystem zu Hilfe zu kommen, indem man vorgebildete Leute in die Regimenter stellte, die also bald wieder entlassen, durch neue ersetzt, im betreffenden Augenblicke eine Truppe, eine Ergänzung des preußischen Heeres werden konnten, das nach dem Befehl Napoleons gegenwärtig die Zahl von vierzigtausend Mann nicht überschreiten durfte. Man hatte dabei

vor Allem den Argwohn der französischen Spione nicht zu wecken, von denen man sich umgeben wußte, um der Regierung durch jene Maßnahmen keine Verlegenheiten zu bereiten.

Eberhard, der es zugesagt hatte, an dem Abende einige mit Gutsbesitzern und Geistlichen berathene, darauf zielende Vorschläge zu machen und darnach einen Vortrag über die Erhebung der Niederlande zu halten, hatte sich am Morgen abmelden lassen.

[2-262] Es war ein Professor der Philosophie für ihn eingetreten, der seinen Vortrag über die Freiheit des Willens eben beendet hatte, als Frank in der Thüre, welche in das Nebenzimmer führte, Eberhard erblickte.

Da Frank viel unterwegs, Eberhard, so oft es für ihn möglich, in Waldritten gewesen war, hatten sie einander lange nicht getroffen, und bemerkend, daß der Baron ganz schwarz gekleidet war, ging Frank ihn mit der Frage an:

»Du bist in Trauer, ist Dir Jemand gestorben?«

»Meine Großtante, die Gräfin Elmenreich, ist gestern in der Frühe hingegangen«, sagte er.

»Trifft der Verlust Dich schwer?«

»Ich trage freundliche Jugenderinnerungen mit ihr zu Grabe — und doch ist das nicht wahr im Grunde, denn diese Erinnerungen bleiben mir ja. Aber die Stätte, an der sie geweilt, wird leer sein fortan; und da sie mich zum Vollstrecker ihres letzten Willens, und mich ganz unerwartet auch zu ihrem Erben eingesetzt hat, sind mir die beiden Tage mit unabweislichen Geschäften und auch mit Rückblicken auf die Vergangenheit verflossen. Man wird damit ungeduldig im Harren auf eine Zukunft, die jener Tage unseres Vaterlandes wieder würdig wird. Aber —«

»Wir schreiten vorwärts!«, meinte Frank.

»Ja, entschieden! Die Umgestaltung vollzieht sich von innen heraus — und das ist mein Trost.«

Er brach ab, Frank hatte allen Grund, das gelten zu lassen. Er fragte, woran die Gräfin gestorben sei.

»An unserer Zeit und an den Wandlungen in ihr; das klingt wie eine Redensart und ist doch wahr. Man hatte vor ihr von der mit Bestimmtheit bevorstehenden Aufhebung der Adelsvorrechte ge[2-263]sprochen. Das hat ihr den letzten Stoß gegeben. Sie konnte sich nicht mehr finden in die Zeit, fühlte sich entwurzelt, quälte sich Tag und Nacht damit, und ist müde entschlafen. Ihrer Vorliebe für das Bestehende verdanke ich es, ihr Erbe zu sein. Sie hat mir ihr ganzes Vermögen hinterlassen. Es ist nicht groß, doch wird es hinreichen, das Darlehen zurückzuzahlen, das ich durch Deine Vermittlung erhalten. Das nimmt eine Last von mir und ich werde dadurch frei, ganz meinem Amte zu leben.«

»Und die Thätigkeit in Deinem Amte, befriedigt sie Dich?«

»Sie macht den Gehalt meines Lebens! Der frische Geist, der durch den ganzen Organismus unserer Regierung geht, im Niederreißen wie im Schaffen auf das eine Ziel gerichtet, giebt Lust auch an dem Kleinsten, das man dabei mitwirkt. Man gehorcht mit Freude, man verfügt mit Zuversicht und hofft für das Vaterland, wenn nicht für sich selber — denn hoffen muß man! — Aber Deiner Frau, Deinem Knaben, wie ergeht es ihnen?«

Frank gab Bescheid, erzählte, daß die Familie den Sommer in Strandwiek verbringe. Seiner Schwestern ward Erwähnung nicht gethan, und auch von dem Gaste, den man beherbergte, sprach er nicht. Sie hatten sich Beide ihres Begegnens gefreut und waren doch Beide zufrieden, als die allgemeine Besprechung, die Eberhard vorgehabt, sie von einander abzog. An offene Mittheilung gewöhnt, fiel die Zurückhaltung ihnen schwer, die sie sich aufzuerlegen hatten.

Nur der Händedruck, mit welchem sie am Abend von einander schieden, das »Auf Wiedersehen, Eberhard! — Auf Wiedersehen Frank!«, kamen Beiden von Herzen. Sie wußten, daß sie einander unverlierbar waren.

[2-264]

Dreißigstes Kapitel

Vergiß nicht, daß Du eine Darner bist! Eine Darner respektirt sich, eine Darner hält ihr Wort!«

Dolores hörte die Mahnung fort und fort mit ihres Vaters Stimme in sich erklingen. Sie gewann allmälig eine feste Gestalt für sie. Wachsend und immer wachsend baute sie sich auf zwischen dem Tage, an welchem er sie ihr zugerufen, und zwischen der Vergangenheit; und wenn sie zurückblicken wollte in dieselbe, kam dieselbe ihr weit entfernt vor, und sie sich als eine ganz Andere als an jenem Tage, der den Lorenz geboren und an dem Eberhard zu ihr gesprochen hatte.

Sie durfte ja auch nicht mehr die Dolores sein, die sie dazumal gewesen. Sie war eine Darner, hatte sich zu respektiren, hatte das Wort zu halten, das sie ihrem Vater für Polydor gegeben. Sie war ihm zugesagt, sollte sich ihm verloben, sollte ihn heirathen.

Sie sagte sich das vor wie eine Aufgabe, die man auswendig zu lernen, zu begreifen hat. Sie sprach davon mit Justine und mit der Schwester, die sich darüber freuten, sie lobten, sie umarmten, ihr Glück priesen und sie küßten. Seit der Vater sie verlassen, war nur noch von ihr, von Polydor, von ihrer Ausstattung, von Venedig die Rede und von all dem ungekannten Schönen, das sie dort erwartete. Erst ängstigte sie das Alles, selbst ihr eigenes Sprechen, wie ein banger Traum, in welchem sich die Dinge durcheinander wirren; und wenn in diesem Durcheinander plötzlich Eberhards Bild vor ihr erschien, so sagte sie sich: »Wenn er mich nicht will, so ist's ja gleich für ihn und mich, mit wem ich gehe [2-265] und wohin!« — Sie sagte sich das, bis sie sich's zu glauben begann; aber was würde Eberhard denken, wenn er es erfahren würde? — »Er

wird sich befreit fühlen vielleicht!«, sagte sie mit Bitterkeit. — Eine Darner hatte sich zu respektiren!

»Spiele nicht länger die Romanprinzessin!«, hatte der Vater ihr mit Strenge zugerufen. Jetzt kam sie sich wie in einem Märchen, wie verzaubert vor, wenn sie an den Palazzo Ferramonte, an den Herrn desselben, an Polydor und sich in der Lagunenstadt als Herrin dieses Palastes dachte.

Erst hatte sie Thränen vergossen bei dem Gedanken an die Trennung von den Ihren; allmälig fing sie an, sich in der Vorstellung zu gefallen, wie sie den Vater, wie sie Virginie, Alle, Alle, empfangen, wie sie sie in ihrer Gondel hinaus fahren werde in das Meer; und das Meer, das Meer, das sie so sehr geliebt in dem Land, in dem sie ihre ersten Jahre gelebt, fing an, ihr zu leuchten, sie zu locken gen Süden hin, gen Süden! Es war ihr eben Alles märchenhaft! Untreu war sie ja nicht, er hatte ja ihrer Treue nicht begehrt und konnte ihr nicht Treue halten wegen seines Majorates! Er mußte sie vergessen, sie ihn auch, denn trauern um ihn fort und fort? — Nimmermehr! — Eine Darner hatte sich zu respektiren, und sie war ja jung und schön! Sie wollte sich wieder freuen, wollte ihr Leben genießen, sie war des Herzeleides satt.

Und doch erschrak sie, doch verdeckte sie die Augen mit der Hand, als am nächsten Posttage Justine fröhlich mit einem Briefe und mit dem Ausruf zu den Schwestern in das Zimmer trat: »Morgen kommen sie, aber erst gegen den Abend hin!«

»Schreibt das der Vater?«, fragte Virginie.

[2-266] »Nein, mein Mann, und lauter Gutes! Polydor gefällt dem Vater sehr, der Vater hat auch volles Zutrauen in seine Einsicht als Geschäftsmann gewonnen, und, was mich über alles Sagen freut, es ist Aussicht vorhanden, daß der Onkel und John mit den Joannus in eine vortheilhafte Verbindung treten, in eine Verbindung, die der Vater eingeleitet hat. Sie haben einander besucht —«

»Der Vater und Dein Onkel?«, fiel Virginie verwundert ein.

»Nein, John und Polydor! John ist in meinem Zimmer gewesen, in dem Zimmer, in dem wir als Kinder zusammen gespielt —«

»Wann kommen Sie?«, unterbrach Dolores diese Mittheilungen.

»Morgen Abend, wie Du hörst!«

»Alle?«, —

»Freilich! Und nun, Schatz, besinne Dich auch nicht lange, mach', daß es bald zu einem fröhlichen Ende kommt. Ein Anderer an seiner Stelle, wäre nicht wiedergekommen; denn die Männer, glaube mir das, sind weit eitler als wir Frauen. Ein Mann, der seine Eitelkeit überwindet, aus Liebe überwindet, der ist —«

»Was?«, fragte Virginie, »was ist der?«

»Verliebt wie Polydor!«, scherzte Justine und ließ die Schwestern allein.

»Noch vierundzwanzig Stunden!«, sagte Dolores ernsthaft. »Wer weiß, wie lange ich Euch dann noch gehöre?«

»Du bist traurig, Lora!«, warf Virginie ein.

»Ich weiß es selbst nicht. So konnte es ja nicht bleiben —«

»Und glaube doch nur das Eine«, setzte Virginie hinzu, »wenn der Vater nicht gewiß wäre, daß es [2-267] zu Deinem Glück führt, so würde er es ja nicht wollen.«

»Das sage ich mir auch. Polydor ist ja liebenswürdig. Ich lerne vielleicht ihn lieben, vielleicht wird Alles gut! Nur sieh mich nicht so zärtlich an! Das halte ich nicht aus! Komm, wir wollen an den Strand gehen. Wie's nur an dem Strand des Lido sein mag? — Ach«, rief sie, indem sie die Schwester umarmte, »wie werde ich mich nach Dir bangen, Du mein halbes Leben!«

»Und wie glücklich werden wir sein, wenn wir uns wiedersehen!«, ergänzte Virginie. »Nun, wir werden's ja bald wissen, wann Du gehst und wann wir kommen. Bis morgen Abend ist's ja nicht mehr lang.«

In der That vergingen die vierundzwanzig Stunden ihnen noch schneller, als sie es erwartet hatten. Die Sonne war noch nicht ins Meer versunken, aber die wachsende Mondessichel stand schon am Himmel, als Polydor zum zweiten Male vor dem Schlosse ausstieg.

Justine und Virginie empfingen ihn wie einen alten Bekannten, und als er dann Dolores in dem Zimmer vor sich sah, trat er sie mit

den Worten an: »Ich bin gekommen, Mademoiselle Dolores, mir Ihre Verzeihung zu erbitten und zu verdienen.«

Sie suchte nach einer Antwort und fand sie nicht; aber sie reichte ihm, wie die Anderen es gethan, die Hand, und es gefiel ihr, daß er sie ihr nicht küßte.

Er schloß sich dann den beiden Männern an, man saß unter dem Laubdach, man speiste zu Nacht, es war ein alltäglicher Verkehr. Polydor saß zwischen Virginie und Justine, Dolores gegenüber. Er kam ihr älter als neulich, ernsthafter, stiller vor. Sie mußte ihn ansehen, sie mochte wollen oder nicht. [2-268] Seine Augen waren freundlich, wenn er sprach, und sie leuchteten hell.

Das war also der Mann, dem sie gehören, dem sie folgen sollte! Justine hatte Recht: seine Hände waren ungewöhnlich fein und sahen doch wie eines starken Mannes Hände, nicht weibisch aus. Schön war er überhaupt! — Wär's nur erst gesprochen!

Wie würde es sein, würde der Vater reden, würde Polydor ihr's sagen? — Die Ungewißheit quälte sie. — Sie hatte ja ihr Wort gegeben; worauf warteten sie noch?

Die Mahlzeit währte ihr viel zu lange. Als man sich endlich vom Tische erhob, war sie die Erste, die aus dem Zimmer und gleich hinunter in den Garten ging; die übrigen kamen einer um den andern nach. Man machte den Spaziergang nach dem Pavillon auf der Düne, den der Vater sich selten einmal nach dem Abendbrod versagte.

Frank hatte natürlich gleich seine Frau am Arme, Polydor ging neben dem Vater einher, die Schwestern schlenderten neben und hinter ihnen nach. Flüchtiges, lichtumsäumtes Gewölk zog rasch über den Mond hinweg. Wenn es entschwand, spiegelte er sich in den langsam dahinziehenden Wellen, die auf dem glänzenden Ufersand silberhell zerflossen. Der Vater sprach Polydor von den verschiedenen Wolkenbildungen im Norden und in den Tropen, und machte ihn aufmerksam auf die ganz eigenthümliche Formenschönheit des Gewölkes an der Ostsee.

Was konnte ihn das kümmern in dem Augenblick?

In der Unruhe, in der Ungewißheit, in dem herzklopfenden Bangen die Nacht durchwachen zu sollen, die Aussicht war Dolores schrecklich. Sie hatte keinen andern Gedanken, als die ihr bevorstehende Erklärung zwischen Polydor und ihr. Virginie [2-269] errieth an ihrem Schweigen, was in ihr vorging. Es war ihr selber nicht viel anders zu Sinn, und mit gewohnter Entschlossenheit sich ins Mittel legend, fragte sie den Vater, ob in Italien die Wolkenerscheinungen denn auch schon anders als hier im Norden wären.

Der Vater gab ihr Bescheid und nahm sie bei der Hand. Polydor hatte nur darauf gewartet, daß sie von der Schwester entfernt werde. Er blieb stehen, während jene vorwärts schritten.

»Endlich, endlich!«, sagte er. »Aber Sie sollen nicht zum zweiten Male vor mir zu erschrecken haben. Nur die Frage erlauben Sie mir: Sind Sie mir noch böse?«

Er hatte ihren Arm in den seinen gelegt, sie hatte es geschehen lassen. »Antworten Sie mir!«, bat er, da sie zögerte.

»Ich hab' es ja gesagt — dem Vater!«

»Was, was haben Sie ihm gesagt? Ach, wiederholen Sie es mir!«

»Daß ich mit Ihnen gehen will — und — ich halte Wort!«

»Dolores, Mädchen, Geliebteste!«, rief er, und sie in seine Arme ziehend bedeckte er sie mit seinen Küssen. Sie lag erbebend an seinem Herzen, ein heißer Feuerstrom rann durch ihre Adern, es war alles, alles anders als in dem Augenblick vorher. Sie kannte sich nicht wieder in der Empfindung, mit der sie an seinem Halse hing.

»Liebst Du mich, Dolores?«, fragte er sie.

»Ach«, stammelte sie, »nun ist die Angst von mir, nun ist es gut!«

»Und Du bist mein, mein?«, wiederholte er.

»Ja!«, sagte sie und lehnte den Kopf an seine Brust.

Einunddreißigstes Kapitel

Die Zufriedenheit, die Heiterkeit konnten nicht größer in der Familie sein als in den Tagen, welche der Verlobung von Dolores folgten, und sie selber zeigte sich ebenso. Alle waren mit ihr zufrieden, umgaben sie mit noch erhöhter Liebe. Polydor, von ihrer Schönheit wie bei dem ersten Blick entzückt, und erfreut, seinen Willen so leichten Kaufs erreicht zu haben, hatte kein sehnlicheres Verlangen, als sie heimzuführen und Dolores zeigte kein Widerstreben gegen die möglichste Beschleunigung ihrer Verbindung, denn Polydor hatte sie für sich eingenommen. Ihn sehen, ihn sprechen hören, mit ihm am Strande zu gehen und zu reiten, bei den Fahrten in das Meer es sich von ihm mit seiner schlanken biegsamen Gestalt vormachen zu lassen, wie die Gondoliere stehend die Gondel führen, ihn die Lieder seiner Heimat singen zu hören, die immer wiederholten Betheuerungen seiner Liebe zu vernehmen und sich sagen zu können, das werde in Venedig natürlich nur noch schöner sein, das Alles machte ihr Vergnügen. Jede Stunde brachte ihr einen neuen, sie überraschenden Eindruck. Sie kam gar nicht zu sich selber, und sie fing sich zu fragen an, wie es ihr sein werde, wenn Polydor nicht mehr an ihrer Seite, wenn er fortgegangen sein würde; denn allzu lange verweilen durfte er nicht. Die Geschäfte forderten seine Anwesenheit in seinem Hause.

»Aber warum müssen wir denn scheiden?«, fragte Polydor. »Warum soll ich durch Monate mein Glück entbehren?« Wer bringt sie uns wieder, die Zeit, die wir verlieren? In meinem Hause ist für uns alle Raum. Ich eile Ihnen voraus, Sie folgen mir [2-271] langsam nach. Die Jahreszeit ist günstig. — Sie haben mein Glück in Ihrer

Hand!«, sagte er zu Darner, »machen Sie es voll, indem Sie mir es gleich gewähren.«

Frank und Justine stellten sich auf seine Seite. Ihr Brautstand hatte auch nur kurze Zeit gewährt, und wenn Polydor gegangen war, wer wollte dann bei den kriegerischen Zeiten es voraussagen, wie lange ein freier Reiseverkehr, vollends ein Reiseverkehr für Frauen, gesichert bleiben würde.

Das Verlangen seines künftigen Schwiegersohnes, die Fürbitte des Sohnes und der Schwiegertochter kamen Darner nicht ungelegen. Er liebte, abgethan zu haben was geschehen sollte; dazu war der Hinweis auf die Zwischenfälle, welche der in der Luft schwebende Ausbruch eines Krieges mit Oesterreich erzeugen konnte, sehr berechtigt und von ihm selbst um so mehr erwogen worden, als die Trauung des jungen Paares bei der Religionsverschiedenheit desselben nicht in Preußen und nicht in Rußland, sondern nur in einem Lande vollzogen werden konnte, in welchem nach dem neugeschaffenen französischen Gesetze die staatliche, die bürgerliche Trauung eingeführt war, wie in dem ebenfalls neugegründeten Königreich Italien, in Venedig. War diese Civiltrauung dort geschlossen, so hatte man alle Aussicht, die Ehe, welcher Darner um Dolores willen die kirchliche Trauung nicht entgehen lassen wollte, von einem der in Italien in der Diaspora lebenden protestantischen Geistlichen leichter als von einem der heimischen eingesegnet zu sehen. Die Trauung im Auslande war die Voraussetzung gewesen, unter welcher man die Heirat verabredet, da man sich von der einen wie von der andern Seite zu einem Religionswechsel nicht bequemen wollte, wenn schon bei beiden Vätern, [2-272] ebenso wie bei Polydor keine religiösen Bedenken, sondern nur äußere Gründe und Erwägungen einem solchen entgegenstanden.

Drei Tage waren in der Weise in allseitigem Behagen hingegangen; am Morgen des vierten Tages galt es, sich für kurze Zeit zu trennen. — Man hatte die Verlobung bekannt zu machen, Polydor hatte mit den Kollmanns sich wegen der

Bernsteinpachtung zu besprechen, um seinem Vater und Bruder die erhaltene Auskunft und den von Darner ihm nahegelegten Plan mitzutheilen, und wie Dolores vor der Ankunft Polydors die Stunden gezählt, so zählte sie sie jetzt vor seiner Abreise.

Sie war wie umgewandelt. Sie trug sich straffer, ihre Bewegungen, ihre Stimme waren lebhafter, ihre Ausdrucksweise entschiedener geworden. Die Veränderung konnte Niemand entgehen.

»Habe ich Recht gehabt«, fragte Frank seine Frau, »als ich Dich in Deiner Sorge um Dolores damit tröstete, daß sie geträumt bis jetzt, daß man abzuwarten habe, was die ersten Küsse eines Mannes aus ihr machen würden? — Du siehst, sie ist erwacht, und sie ist nur reizender dadurch geworden!«

Justine mußte das zugeben, doch lag etwas in der heiteren Sicherheit der Braut, das ihr nicht verständlich war; aber Dolores selber war mit sich zufrieden.

Als die Männer sich am Morgen des festgesetzten Tages bereits für die Abfahrt rüsteten und Polydor noch einmal in seine Zimmer hinaufgegangen war, standen der Vater und Dolores zufällig in einer der Fensterbrüstungen beisammen. Mit einem Male ergriff sie seine Hand und küßte sie, und wie er sie darauf ansah, sprach sie:

»Ich danke Ihnen, Vater!«

[2-273] »Du siehst, daß ich Euch am Besten kenne. Halte daran fest!«

»Ich bin ja eine Darner, Vater!«, antwortete sie und hob, ohne es zu wissen, das Haupt empor in ihres Vaters Weise, so daß es ihm selber auffiel. »Seit Sie mir das gesagt haben, ist Alles anders geworden, Alles!«

»Was also jetzt zunächst?«, fragte er mit Wohlgefallen an seinem Liebling.

»Ich kann’s nicht sagen, wie ich’s meine!«, lächelte sie, sah ihm aber doch frei in das Gesicht.

»Gieb Dir Mühe; man kann, was man wirklich will!«

»Das grade mein’ ich, Vater! Ich — wie soll ich’s sagen? Ich —

ich weiß jetzt, daß ich — daß ich etwas wollen kann, daß ich etwas bin — daß eine Darner sich respektiren muß, und wenn ich fort sein werde, werde ich —«

»Nun, was wirst Du?«

Sie lachte freundlich auf, umarmte ihn und sagte:

»Thun, was ich will!«

»Bravo!«, rief der Vater. »Das wird Polydor gefallen und gefällt auch mir. So geht eine Darner in das Leben und in ihres Mannes Haus! Bravo, Dolores!«

Zweiunddreißigstes Kapitel

Die Komptoirstunde war vorüber. Kollmann und der Sohn saßen oben in der Wohnstube beisammen. Beide Fenster derselben waren geöffnet. Es hatte lange nicht geregnet, die Hitze war drückend [2-274] in der Stadt. Das Abendroth, das röthlich an dem Himmel schimmerte und die Spitzen der Domthürme umspielte, war gedämpft durch den feinen Staub, der seit Tagen unbewegt die Luft erfüllte. Man empfand ihn bei jedem Athemzuge, man fühlte ihn an der trockenen Haut, an den schweren Augenlidern, auf den dürstenden Lippen.

Kollmann hatte den Platz in der Sophaecke inne, auf dem er sich sonst seiner Frau gegenüber befunden. Er hatte die Pfeife fortgestellt, selbst zum Rauchen war es ihm zu schwül. Das Glas Kalteschale, welches Madame Göttling vor ihn hingesetzt, war noch unberührt.

Er hatte das grau und kahl gewordene Haupt auf die linke Hand gestützt, seine Rechte schob achtlos den Feuerstahl hin und her, der auf dem Tische lag. Unten auf der Straße drehte ein Leiermann seine Orgel. Langsam und immer langsamer klang das »Heil Dir im Siegerkranz« in das Zimmer hinauf; auch der Leiermann war müde. John saß auf dem Fensterbrett, sich so viel Luft als möglich zu schaffen. Das Sopha stand dicht am Fenster.

Es hatte eine Erörterung zwischen Vater und Sohn stattgefunden, ein Schweigen war ihr gefolgt.

»Wenn man das Geschäft in der bisherigen Weise fortführen und daneben sich in das Unternehmen einlassen könnte, würde ich dafür und dabei sein«, nahm der Vater das Wort, »aber das bisherige Geschäft ganz umgestalten, auflösen — nein! Willst Du

die Sache allein auf Deine Kappe nehmen, willst Du Dein mütterliches Vermögen, daß Du in Riga gehabt hast, herausziehen? Thue es, ich werde auch ohne das fertig werden können!«

John wollte eine heftige Bewegung machen, ein Blick auf seines Vaters von Sorgen durchfurchtes [2-275] Gesicht hielt ihn zurück. Kollmann war der Alte nicht mehr. Von Jugend auf an einen ruhigen, regelmäßigen Geschäftsbetrieb gewöhnt, in welchem vorkommende Störungen der Konjunkturen bald auszugleichen gewesen waren, hatten die Stürme, welche seit dem amerikanischen Freiheitskrieg in immer wachsender Gewaltigkeit die Handelsinteressen durcheinander geschleudert, größere Wagnisse, größere Entschlossenheit von dem Einzelnen im Großhandel arbeitenden Kaufmann verlangt, als er sie in sich zu erzwingen vermocht. Er war sich bewußt, manche falsche Maßregel ergriffen, durch Zaudern günstige Augenblicke verpaßt zu haben, und die Einsicht, in seinen Zustand, die ihn doch zu keinem andern machen konnte, hatte ihn noch mehr gelähmt und verstimmt. Sein Geschäft und er waren in ihm eins gewesen von je an. Es ändern, es umgestalten, hieß sich selber umgestalten, und das war mehr, als er von sich zu erringen, sich zuzumuthen vermochte. Er war den Forderungen der Zeit nicht gewachsen gewesen, sein Königsberger Geschäft war hinter den Bedingungen derselben zurückgeblieben, war veraltet; während John, in Riga auf sich und seine augenblickliche Entscheidung gestellt, von den Zeitverhältnissen getragen, sich in den letzten Jahren frei entwickelt und schon dort die hier nur gesteigerte Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ein anderer Geist, ein ganz neues Element in das Geschäft gebracht werden müßte, wenn man die Firma überhaupt aufrecht erhalten wollte.

Er ließ sich denn auch durch des Vaters Gereiztheit nicht beirren.

»Ich will gern glauben«, sagte er, »daß Sie auch ohne das Vermögen der Mutter« — er nannte [2-276] es feinfühlend nicht sein mütterliches Vermögen — »weiter fortarbeiten könnten, indeß

leicht würde es nicht sein; denn wäre es das, so hätten Sie mich nicht veranlaßt, das Rigaer Geschäft, das ja gut vorwärts kam, aufzulösen, um uns hier zu konzentriren. Daß ich mich nicht herauszuziehen, Sie in Sorgen, in möglichen Verlegenheiten zurückzulassen im Stande bin, darauf, Vater, kennen Sie mich hoffentlich. Aber ich bin durchaus der Meinung, daß es gerathen ist, gegen das Wort der Bibel, einen neuen Wein in die alten Schläuche zu füllen. Es ist fraglos zweckmäßiger, ein neues, großes, sichern Gewinn versprechendes Geschäft unter alter Firma in Gang zu bringen, als uns in den jetzigen bedenklichen Zeiten mit vermindertem Kapital und stark angespannten Krediten allen Wechselfällen der politischen Ereignisse in dem bis jetzt betriebenen Geschäfte auszusetzen, in dem wir ohnehin von Darner lange überflügelt sind.«

Sowie der Name ausgesprochen, fühlte er, welchen Fehler er damit gemacht.

Kollmanns Brauen zogen sich finster zusammen, ein schnalzender Laut des Aergers glitt über seine Lippen.

»Willst Du mir vorwerfen, daß ich nicht wie er beständig Hazard gespielt? Er hatte nichts zu verlieren …«

»Verzeihen Sie«, fiel John ihm ein, »Darner — ich habe das aus Ihrem Munde — war ein reicher Mann, als er hierher kam …«

»Er hatte keine Firma wie die unsere, kein Ansehen auf das Spiel zu setzen. Auf dem Stammhause Deiner Mutter steht die Jahreszahl 1620. Wir hier, wir haben vor acht Jahren das hundertjährige Jubiläum unseres Handelshauses gefeiert. [2-277] Es sind die ältesten Namen der hiesigen Kaufmannschaft.«

»Und Darner wohnt in dem Willberg'schen Hause, und wir — wir …«

»Nun?«, fiel Kollmann ein, indem er sich heftig erhob und den Feuerstahl, den er immer noch in der Hand gehalten hatte, klappend zu Boden fallen ließ.

John bückte sich, ihn aufzuheben.

»Wir«, sagte er, indem er ihn an seinen gewöhnlichen Platz auf

dem Pfeifentische niederlegte, »wir setzen unsere ganze Kraft daran, ein Schiff durchzuwettern, das in seinem gegenwärtigen Zustande nicht mit den Schnellseglern konkurriren kann, statt uns ein neues zu zimmern und damit unter der alten, ehrenwerthen Flagge vorwärts zu gehen.«

»Liquidiren?«, rief Kollmann, heftig in der Stube auf und nieder gehend.

»Gewiß nicht«, begütigte John, »aber da es noch Zeit ist, lassen Sie uns, wie es Valentin Rosen in Bremen, wie es Brandillier frères in Antwerpen in allen Ehren gethan, ruhig und im Stillen realisiren. Macht man dann den Pakt mit der Regierung der Art, daß wir die geforderte Kaution in zwei Raten zahlen — und sie wird darauf eingehen, da sie ja auch Geld im Augenblicke braucht — so deckt die von Joannu gemachte Offerte die erste Rate, für die zweite treten wir dann selber mit Bequemlichkeit ein …«

»Und werden Herrn Darner dafür in seinem Sinne tributär!«, fiel Kollmann ihm verdrießlich in die Rede.

»Er ist in keiner Weise dabei hervorgetreten; Joannu sagte ausdrücklich, er habe in zufälligem Gespräch von meinem Plan gehört. Er nannte weder Sie noch Darner.«

[2-278] »Aber er steht dahinter, er wird wie immer hervortreten in dem Augenblick, in dem er es für sich gerathen findet. Soll ich mich noch einmal von ihm benützen lassen wie in den Tagen, in denen er — Niemand hat je von ihm gehört — hierher kam? Soll ich es ihm vergessen, wie er Justine umstrickt hat, wie er sie Dir abgewendet?«

»Vater, ich denke, das könnten Sie vergessen, da ich lange darüber fort bin! Sie hat den Mann gefunden, der ihr paßte; ich werde mir, wenn's so weit sein wird, die Frau nehmen, die mir paßt. Sie hat mir herzlich und mit offener Freude die Hand geboten, als wir uns unerwartet begegnet sind, hat meine Liebe für ihren Sohn begehrt. Soll ich ihr das Vergnügen machen, ihr und ihrem Manne, den Untröstlichen, den Gekränkten vor ihnen zu

spielen, da ich ihnen ihr Glück aufrichtig gönne? Es liegt mir doch wahrhaftig mehr auf als jene alte, längst begrabene Jugendgeschichte.«

»Soll ich vergessen«, brauste Kollmann auf, »wie Darner sich versündigt an Deiner leiblichen Mutter Sterbetag, wie er und Justine ihr den letzten Wunsch versagt in ihrer letzten Stunde?«

»Sie hatten mit ihnen gebrochen, Vater, an Justinens erstem Ehestandsmorgen, weil Frank seine Mutter und ihre niedere Herkunft nicht verleugnet. Vergessen Sie auch das nicht, Vater!«

»Und wenn Du von dem Bernsteingeschäft noch was verständest!«, fuhr Kollmann, plötzlich ablenkend, dazwischen.

»Ich werde es erlernen!«, entgegnete John. »Ich habe die Sache reiflich überlegt, ich werde mir einen der bisherigen kleinen Pächter heranziehen, werde nöthigenfalls, wie Sie es angedeutet, die Pachtung für mich allein, ganz mit fremdem Kapital, wenn also [2-279] auch vorläufig mit beträchtlich geringerem Gewinn, zu übernehmen suchen; und ich denke, daß man mich den anderen Bewerbern vorziehen wird, da unser Name und Ihr Haus bei den Behörden bekannt und geachtet sind.«

Daß der Sohn ihm sein Vermögen in dem Geschäfte belassen wollte, zu welchem er das Vertrauen verloren hatte, daß er für sich auf das mütterliche Erbe zu des Vaters Gunsten zunächst keinen Anspruch machte, weit entfernt denselben zu erfreuen, verletzte Kollmann in der Stimmung, in der er sich befand. Er wollte keinen Dienst, keine Großmuth annehmen von seinem Sohne; und daß dieser, trotz der Vorsicht, mit welcher er sich äußerte, dennoch fest erklärte, seine Zukunft, wenn immer möglich, auf das neue Unternehmen zu bauen, kränkte ihn noch mehr. Er hielt sich nicht länger:

»Die ganze zähe Willberg'sche Natur, der ganze stille Eigensinn!«, sprach er vor sich hin.

»Vater«, rief der Sohn, der seinen Platz am Fenster lange schon verlassen hatte, nun ebenfalls gereizt, »bedenken Sie, daß Sie vor mir von meiner Mutter sprechen!« Aber sich ebenso schnell

mäßigend, wie er aufgefahren war, setzte er hinzu: »Von der Mutter, die Sie geliebt, die so eins mit Ihnen war, daß Sie Beide auch nur eines sind in mir. Seien Sie nicht ungerecht gegen mich und gegen sich. Sie haben mich früh bei den Schwägern in Lübeck und Kopenhagen arbeiten lassen, weil Sie damals schon gefunden, daß der hiesige Geschäftsbetrieb veraltet war. Sie haben mir, gegen die Ansicht Ihrer Freunde, sehr früh das Geschäft in Riga übergeben und haben sich in mir nicht getäuscht. Sie haben mich selber zuerst aufmerksam gemacht auf Darners kaufmännische Bedeutung, auf seine raschen Entscheidungen; auf die [2- 280] Umsicht, mit der er überallhin den Zwischenfällen Front zu machen, das sich unerwartet Bietende mit Sicherheit zu ergreifen und auszunutzen weiß. Soll ich von dem Allen nichts für mich gelernt haben? Lassen Sie mich …«

»Zu Herrn Darner übergehen?«

John hielt inne.

»Ich habe das nicht gesagt«, sprach er darnach mit einer Bestimmtheit, die sehr abstach gegen seine bisherige Haltung, »ich habe, auf mein Wort, Vater, auch in diesem Augenblick nicht daran gedacht: aber, ich spreche das mit Bedacht aus, ja: im gegebenen Falle würde ich es thun. Frank hat sich schicklich, Justine freundlich gegen mich betragen; und wenn es wirklich Darner wäre, der Joannu den Gedanken eingegeben hätte, sich bei der Pachtung indirekt zu betheiligen, die ich beabsichtige, so danke ich ihm das, mag er ein Interesse dabei haben oder nicht. Arbeitet doch Jeder für sich und seinen Vortheil, warum nicht ich wie er, und er wie ich!«

»Du wirst thun, was Dir geboten scheint, da ich es nicht hindern kann.«

»Zwingen Sie mich nicht, ohne Ihre Zustimmung zu handeln, überlegen Sie es noch einmal. Bedenken Sie, was das Vertrauen der Regierung, wenn sie mit uns auf weit hinaus kontrahirt, der Firma und unserem Kredite werth ist. Joannu's Anwesenheit erleichtert Alles und die Entscheidung drängt.«

John brach damit ab.

Kollmann entgegnete ihm nichts.

Darüber ging eine Weile hin. Es schlug dreiviertel auf acht von der Domthurmuhr. John zog seine Uhr heraus, verglich sie und stand auf.

»Du willst ausgehen?«, fragte der Vater.

[2-281] »Sie haben ja Ihre Partie zusammen!«, antwortete der Sohn, »und — mich dünkt, da kommen sie schon!«, fügte er hinzu, als man von unten die Glocke an der Hausthüre erklingen hörte. Gleich darauf kamen Konsul Armfield und seine Frau in Begleitung mit Madame Göttling in das Zimmer. Es galt der gewohnten Spielpartie, die man sich an dem Tage weder im Winter noch im Sommer gern entgehen ließ.

Frau Armfield, wie immer grau in grau gekleidet, daß sie mit ihren grauen Schleiertüchern wie ein Nachtschmetterling anzusehen war, der sich in den Tag verirrt hat, entschuldigte in ihrem sanftesten Ton, daß sie sich verspätet hätten.

»Wir waren ein wenig draußen«, sagte sie, »um es doch zu merken, daß es nicht nur heiß, sondern auch so herrlich und so schön ist in unseres lieben Herrgotts Welt, und als wir dann langsam hierher gingen, trafen wir am Bohlwerk mit Hilgers, das heißt nicht mit Johann Hilgers, sondern mit dem Darner'schen Disponenten zusammen, der uns anredete, um uns aus erster Hand eine Neuigkeit zu erzählen, eine Neuigkeit, auf die kein Mensch gefaßt sein konnte …«

»Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche«, sagte John, »haben Sie von Hilgers vielleicht zufällig erfahren, ob die Darners zurück sind? Sie wollten mit Herrn Joannu, wie er mir sagte, auf das Gut hinaus.«

»Zurück, ja freilich sind sie zurück, und wie, und wie! Sie werden sich auch wundern, meine liebe Göttling, ob freuen, weiß ich freilich nicht. Darnerisch ist's freilich wieder, echt Darnerisch!«

»So komm doch zu Rande, Frau!«, fiel ihr der Konsul ein, »Du spannst ja die arme Madame Gött[2-282]ling förmlich auf die Folter.

Sie sind heute Mittag zurückgekommen alle drei, und Joannu obenein als Darners künftiger Schwiegersohn. Er hat sich draußen …«

»Verlobt, mit wem, ich bitte Sie, mit wem?«, rief Madame Göttling, in weiblicher Verlobungsfreude für alle Fälle die Hände zusammenschlagend vor Vergnügen.

»Habe ich recht gehabt, daß er dahinter steht?«, fragte leise Kollmann seinen Sohn.

»Das ändert an der Sache nichts für mich!«, gab John ebenso zurück; und währenddessen meldete Madame Armfield, daß Dolores die Erwählte sei, und Madame Göttling rief:

»Dolores, ach, das geliebte Kind, Dolores Braut! Kennen Sie ihn denn, Herr Konsul? Wie alt ist er? Sie haben ihn ja auch gesehen Herr John, wie sieht er aus?«

Er ist, denke ich, in der Mitte der Dreißiger«, sagte John.

»Und ein sehr hübscher-Mann, ein Gentleman!«, bekräftigte der Konsul. »Das ist nun das zweite schöne Paar im Hause.«

»Ja, schön ist Dolores, ohne Frage das schönste Mädchen in der Stadt!«, sagte John. »Für beide Theile eine schöne Heirath!«

»Nun, wie wär's denn, lieber John?«, meinte der Konsul; die Zwillingsschwester ist ja noch da und größer, kräftiger als die Braut: dabei eine gute Hausfrau, wie man sagt, und — der Friede nährt, Unfriede verzehrt!«

»Ihr Scherz trifft nicht zu, ihr Sprichwort auch nicht!«, bedeutete ihm Kollmann. »Aber, bitte, Madame Göttling, zünden Sie die Lichter an, es ist Zeit, daß wir zum Spieltisch kommen, es ist spät!«

[2-283] John nahm die letzte Bemerkung auf, um sich zu entfernen, Madame Göttling ging in die Nebenstube, die Armfield mit ihr.

»Hilgers sagte«, so berichtete sie, »sie hätten, als er fortgegangen wäre, bei einandergesessen, Frank und der neue Schwager, die Listen für die zu versendenden Karten und Briefe zu entwerfen; und die Karten sollen zur Hälfte deutsch, zur Hälfte

französisch ausgefertigt werden; Alles im großen Stil.«

»Ja, das ist doch natürlich für Rußland, für Italien, und sie sind ja auch ein großes Haus. Gott«, rief Madame Göttling, »wenn ich sie nur sehen könnte, und so weit fort! Aber was meinten Sie damit, Frau Konsul …«

»Womit?«

»Mit dem Darnerischen, daß es Darnerisch sei, was ist denn Besonderes dabei?«

Die Armfield sah sich um, ob die Männer nicht in ihrer Nähe wären.

»Muß ich Ihnen das erst sagen? Eine Sünde ist's und eine schwere Gewissenssache für das arme junge Geschöpf. Er ist ja katholisch, griechisch obenein! Man müßte sie warnen, Sie — grade Sie sollten ihr schreiben …«

Madame Göttling war erschrocken, aber sie sagte entschlossen, das sei nicht ihres Amtes, wenn die Sache auch traurig genug sei.

»Sehen Sie«, fiel hier die Armfield ein, »unsere selige, verstorbene, liebe Gräfin, die für uns Alle und für den Verein viel zu früh gestorben ist, hatte so Recht, so Recht, wenn sie immer vor der ruchlosen Anbetung des goldenen Kalbes warnte und daran mahnte, daß man sich nicht viel einlassen sollte mit den Fremden. Wir haben ja unsere Tochter trotzdem an einen Russen verheirathet, aber auf Geld [2-284] haben wir dabei nicht gesehen, denn ich habe, Gott sei Dank, das arme, glückselige Pfarrhaus nicht vergessen, aus dem ich stamme: und wenn unsere Tochter auch nicht in einem Palast wohnen und Brillanten tragen wird, so ist sie doch in eine ehrliche lutherische Familie gekommen. Aber so ist die Welt, selbst mein Mann! Weil die Joannus vielfache Millionäre sind — ist das ein Grund — soll deshalb Alles gut, Alles vergessen sein?«

»Nun, sind die Damen fertig?«, fragte Kollmann.

»Freilich!«, antwortete Madame Göttling; aber noch während die beiden Männer aus der einen Stube in die andere kamen, sagte Madame Armfield: »Vergessen, und weshalb, weil Darner hier ein

Geschäftshaus gegründet, wie die Provinz noch keines je gehabt? Die Provinz ist ja vorher auch ohne ihn fertig geworden! Weil er bei der Kontribution, bei den Anleihen sich coulant und groß gezeigt, weil er für die Lazarethe so viel gethan? Lieber Gott, er hatte sich ja erst wieder einzukaufen in die gute Meinung und wir nicht; und er hat deshalb nicht eine Flasche Champagner weniger auf seinem Tisch gehabt! — Nein!«, rief sie plötzlich dazwischen, »nein, liebster Mann, wir beide können doch nicht zusammenspielen! Du mußt drüben hin!«

Man setzte sich auf die rechten Plätze, aber Kollmann und die Göttling spielten heute beide schlecht. Ihm lag die Unterredung mit seinem Sohn im Sinn; ihre ganze Seele war bei Dolores.

Dreiunddreißigstes Kapitel

Am andern Morgen trugen dieselben Lohndiener, welche seinerzeit die Meldungskarten von Frank und Justine in die befreundeten Familien vertheilt, die Anzeige von der neuen Verlobung in der Stadt herum.

Es waren wieder die großen, goldgeränderten rosafarbenen Karten, aber der Bräutigam, Herr Polydor Joannu, war auf den von Darner vertheilten Karten als Sohn des Herrn Philppos Joannu in Petersburg bezeichnet; und neben diesen Karten, welche Darner herumschickte, hatte man noch andere anfertigen lassen, mittels deren Herr Philippos Joannu seine Verlobung seinen Freunden und Geschäftsverbündeten ebenfalls mit Nennung des Vaters seiner Zukünftigen ankündigte, was sonst in der Stadt nicht Brauch gewesen war.

Eine dieser letzten Karten ward unter der Kollmannschen Geschäftsadresse in den Morgenstunden im Kollmannschen Komptoir abgegeben. Nicht allzu lange darnach erschien Polydor in demselben und wurde in das zweite Zimmer, in welchem Kollmann und der Sohn ihre Arbeitstische hatten, hineingewiesen.

Sie erhoben sich, und mit der ihm, dem Reichgeborenen, eigenen hochmüthigen und doch leichten Sicherheit, rief Polydor gleich im Eintreten, da er die Verlobungskarte auf dem Pulte erblickte:

»Sie sehen, meine Herren, ich habe es eilig, mir Ihren Glückwunsch einzukassiren, aber ich bin überhaupt in Eile!«

Kollmann stattete ihm den Glückwunsch ab, wie sich’s gebührt, John pries die Schönheit der Braut und gratulirte ihm zu derselben.

Wie man darnach Platz genommen hatte, sagte Polydor:

[2-286] »Da Sie meine Braut kennen, werden Sie« — er wendete sich an John — »auch meine Eile verstehen, wieder zu ihr zurückzukehren. Ich möchte gleich heute wieder fort.«

»Aber Sie bleiben noch längere Zeit in Preußen?«, fragte John.

»Nein, mein Aufenthalt ist kurz bemessen; unsere Hochzeit soll schon im September gefeiert werden. Ich will also bald nach Venedig, Alles vorzubereiten für den Empfang meiner Frau. Mein Schwiegervater wird sie mir mit der ganzen Familie zuführen, und da die Pachtangelegenheit, um welche es sich zwischen uns handelt, doch nicht direkt meine persönliche Sache, sondern vor allen Dingen die meines Bruders und des Petersburger Hauses ist, deren Meinung man abzuwarten hat, um so mehr, als doch auch hier die Verhandlungen nicht zwischen heute und morgen abgeschlossen werden können, so …«

»So denken Sie abzureisen, das begreift sich!«, sagte Kollmann.

»Nicht wahr? Ich komme Sie eben deshalb auch ersuchen, Alles, was inzwischen in dem Geschäfte etwa der Notiz bedürfen könnte, hier dem Hause Darner mitzutheilen, dem Vollmacht für dies Geschäft zu senden, ich meinem Bruder vorgeschlagen habe.«

Kollmann schwieg, besann sich eine Weile, fing zu sprechen an, hielt wieder inne, so daß Polydor ihn fragend und verwundert ansah. Dann sagte er:

»Der Plan, die Pachtung zu übernehmen, ist nicht der meine; die ganze Angelegenheit ist meines Sohnes persönliche Sache, und ich bin gewiß, er wird mit Ihrem Vorschlag einverstanden sein.«

John verneigte sich, ob gegen den Vater, ob gegen Polydor, war schwer zu erkennen.

»Durchaus einverstanden!«, sagte er.

[2-287] Die Entscheidung zwischen Vater und Sohn war damit ohne jede weitere Erörterung in einer Form getroffen, die der Letztere nicht hatte voraussehen können. Daß sein Vater nicht darunter zu leiden haben, daß sein mütterliches Vermögen in dem alten Geschäfte bleiben sollte, stand für John ohne allen Zweifel fest. Aber wenn eben die Weise der Entscheidung ihn auch kränkte,

hatte der Gedanke, daß er jetzt plötzlich ganz auf sich allein angewiesen sei, etwas, das ihn reizte, ihn in seinen Augen und namentlich dem Vater gegenüber hob. Während er in sich erwog, daß er jetzt zu zeigen habe, was er werth sei, sprachen sie von den Welthändeln, von den Handelskonjunkturen im Allgemeinen und in den deutschen Ostseeprovinzen im besondern; von gemeinsamen Geschäftsfreunden in Rußland. Von dem Pachtunternehmen und von Darner war mit keinem Worte die Rede mehr.

Erst als Polydor sich nach kurzem Verweilen empfahl und John ihm das Geleit gab, sagte Jener, leichthin, wie seine ganze Redeweise gewesen:

»Nicht wahr, Herr Kollmann, ich brauche Ihnen, bei meiner jetzigen Verbindung mit den Darners, es nicht erst zu sagen, daß ich von der Spannung zwischen den beiden Familien und von den äußeren eingestandenen Gründen derselben unterrichtet bin, derlei kommt ja überall vor.«

John sprach sein Bedauern darüber aus, es andeutend, daß er in diesem Falle nicht ganz auf seines Vaters Seite stehe:

»Was wollen Sie mein Lieber«, rief Polydor, in dem Gefühl, daß ein Joannu sich gegenüber einem Königsberger Kaufmann nichts durch eine freiwillige Vertraulichkeit vergeben könne, »was wollen Sie! Die Jahre trennen uns von unseren Vätern. Sie [2-288] sind alt, sie kleben alle an den Vorurtheilen ihrer Zeit, sie sind Aristokraten, in der Finanz sowie im Adel, hier wie überall!«

»Leider!«, bekräftigte John. »Auch bei meinem sonst wirklich vorurtheilslosen Vater beruht ein Theil seiner Spannung mit Darner …«

»Auf dem Stolz des alten Kaufmanns gegen den Parvenu!«, lachte Polydor. »Conosco, caro mio! und wir leben doch mitten in dem Zeitalter der Parvenus, hier wie allerwegen! Mein Schwiegervater in spe beherrscht die hiesige Börse, die grade in diesem Augenblick ihre Bedeutung hat. In Petersburg sitzen die Stieglitz uns dicht vor der Thüre, die Torlonia in Rom, die Barings in London, sie sind alle Parvenus! Die Rothschilds mitten in dem

bürgerstolzen Frankfurt! und Napoleon Bonaparte ist der Herr der Herren. Daß er ein Parvenu ist, verzeihen sie ihm am wenigsten. Hätte ein Bourbon, ein Habsburger, sie von ihren Thronen gestoßen, wie er die halbe Welt erobert, sie trügen's leichter; und er übt doch seine Herrschaft und seine Tyrannei über sie und die Welt, als hätten die Bonapartes seit Karl dem Großen die Krone auf dem Kopfe und das Scepter in den Händen gehabt von Gottes Gnaden.«

Sie waren damit auf die Freitreppe hinausgekommen, Polydor in der besten Laune. Er warf, wie immer, wenn er sich gehen ließ, die vielen ihm geläufigen Sprachen durcheinander, und John cordialement die Hand schüttelnd, sagte er:

»Dunque, au revoir an der Börse, et comme en voyage, so ist auch im Leben l'essentiel d'arriver. Lassen Sie uns darauf bauen, daß wir reüssiren in Allem, was wir wünschen!«

[2-289] Er schied von John sehr zufrieden mit dem Eindruck, welchen ihm gemacht zu haben, er sich überzeugt hielt, und ohne zu ahnen, daß er ihm das Losungswort gegeben, mit welchem der Sohn des alten patrizischen Geschlechtes seinen neuen Lebensweg zu gehen dachte.

Mochte sein Vater festhalten mit Allem, was sein und seines Sohnes war, an dem alten Geschäft und es betreiben in der alten Weise; er wünschte ihm Gedeihen und Bestehen, war auch bereit, dem Vater zu dienen, so weit er es vermochte; ihn selber aber durfte es fortan nicht hindern, seine Kraft nach eigenem Ermessen zu verwerthen. Polydor hatte es ausgesprochen: man lebte in dem Zeitalter der Emporkömmlinge, und er war ein Kind dieser Zeit. Er mußte sich auf sich selbst stellen, wenn sein Vater nicht mit dabei sein wollte. Darners gewichtiger Rath konnte ihm dabei nicht fehlen, schon der Joannus wegen nicht; und ohne noch einmal in ihr Arbeitszimmer zurückzukehren, ging er, den Direktor im Finanzbureau aufzusuchen, mit welchem die Pachtungssache zu verhandeln war.

Auf dem Wege traf er mit Frank zusammen. Es verstand sich für

Beide von selbst, daß sie sich einander näherten, daß sie, die Verlobung ebenso wie das Geschäft besprechend, eine Strecke miteinander vorwärts gingen. Dabei erwähnte John, wie er allein die Pachtung zu übernehmen denke, und bedauerte es deshalb, daß er durch seine mehrjährige Entfernung von Königsberg in den Beamtenkreisen nicht bekannt sei, denen die Pachtverleihung obliegen werde.

Frank bemerkte dazu, sein Vater sei verschiedentlich von den Finanz- wie von den Regierungsräthen zu Rathe gezogen worden, würde also Auskunft geben können, und sagte dann:

[2-290] »Da wir Ihnen ja voraussichtlich in naher Zeit die Antwort unserer Geschäftsfreunde mitzutheilen in der Lage sein werden, die, wie ich annehme, zustimmend sein wird, so bemühen Sie sich vielleicht zu uns, und man kann dann zusehen, welche Schritte die geeignetsten für Sie sein dürften.«

John nahm das dankbar an.

Von der einen wie von der andern Seite war der Verkehr einfach und frei. John hatte die Zukunft so ernst im Sinne, daß die Vergangenheit für ihn davor zurücktrat, als wäre sie nie gewesen; und Frank hatte gerade jetzt große Eile, vorwärts zu kommen, wenn er Eberhard noch in seiner Behausung treffen wollte, und das mußte er.

Seit vollen sechs Monaten hatte er des Freundes Wohnung nicht mehr betreten, und wie er nun die enge Treppe hinanstieg, welche in dem alten Hause zu den kleinen Zimmern führte, die Eberhard immer noch inne hatte, blieb er zaudernd einen Augenblick vor der niedern Thür stehen, dann klopfte er.

»Herein!«, erscholl es von innen.

Frank stand vor dem Freunde.

Eberhard sprang von seinem Arbeitstisch empor.

»Du, Frank, Du?«, rief er. »Gott im Himmel, daß mich das überrascht! Sei willkommen, setze Dich! Wie geht Dir’s? Was bringst Du? Sei willkommen!«

Seine Bewegung, wie er sie auch bemeistern wollte, bewies

Frank, daß er wohlgethan, ihn aufzusuchen.

»Ich bringe Dir eine Nachricht, die ich Dir selber mittheilen wollte.«

»Dolores«, rief Eberhard, mit der nicht irrenden Ahnung der Liebe, »was ist ihr geschehen?«

»Sie ist verlobt!«

[2-291] Eberhard zuckte zusammen.

»Ich danke Dir, daß Du mir's sagst …«

»Ich wußte, daß es Dir nahe gehen würde, darum kam ich selbst, noch ehe der Hauptmann die Anzeige erhalten und Dir die Nachricht gebracht haben konnte.«

»Daran erkenne ich Dich, ich danke Dir!«, wiederholte Eberhard; »aber wer« — die Worte wollten nicht über seine Lippen — »wem ist sie verlobt?«

Frank kannte des Freundes Stimme, sein Gesicht nicht wieder, sie waren wie erstarrt in der Gewalt, die er sich anthat. Er nannte ihm Polydor, deutete dessen Verhältnisse an und bezeichnete ihn als einen Mann von Ehre.

Eberhard hörte es, ohne eine Miene zu verziehen, mit einem Male aber fuhr er auf:

»Dolores, Dolores eines Andern Weib und ich lebe, ich stehe hier, der Sklave meiner selbst! Welch ein Wahnsinn! und wir machen uns ein Bewußtsein daraus. Wahnsinn, Wahnsinn!«. Er warf sich auf den Sessel nieder, der vor seinem Schreibtisch stand, sein Gesicht mit den Händen bedeckend, wendete sich aber gleich wieder zurück. »Wenn Du wüßtest, wie ich gerungen habe, wie der Gedanke mir nicht Ruhe gelassen: ›Wirf Alles von Dir und gewinne sie!‹ Wie mir das Herz geblutet, wenn ich es in mir niedergekämpft mit der unerbittlichen Vernunft; wie hundert Mal ich mir habe sagen müssen, ziehe sie nicht mit hinein in den Strudel, in welchem Du Dich selbst kaum zu behaupten vermagst und dem sie nicht gewachsen — und nun …« Er stand auf und nahm Frank bei der Hand. »Du bist wahrhaft, Frank, sage mir, nur das Eine sage mir, liebt sie den Mann, ist sie glücklich?«

»Sie war heiter, als wir von ihr schieden, sie [2-292] freute sich auf seine Wiederkehr. Des Vaters Zufriedenheit, die Aussicht auf ihre Zukunft in Venedig, das Alles nahm sie hin.«

»Du weichst mir aus; aber mag es sein, was habe ich auch zu fragen. Ich muß es ja wünschen, daß sie mich vergißt. Fassen kann ich's nicht! Wer kann den Tod begreifen, wenn er lebt?«

Er ging ein paar Mal in dem engen Raum auf und nieder.

Frank war aufgestanden, Eberhard blieb vor ihm stehen.

»Ja«, sagte er, »geh! Ich hatte es ja anders nicht erwartet. Es mußte so kommen, und doch! Vergiß es, daß Du mich so fassungslos gesehen. Vergessen ist ja heute die Losung, denke deshalb nicht klein von mir.«

»Eberhard, sprich das nicht aus; aber auch Du wirst vergessen, mußt vergessen …«

Der Baron schüttelte verneinend das Haupt.

»Dir werde ich es nie vergessen, daß Du heute kamst. Im Uebrigen«, er hielt inne, und sagte dann mit einem tiefen Seufzer: »mag ihr das Leben so leicht sein, als mir die Stunde schwer!«

»Leb wohl!«, sprach Frank.

»Hab Dank!«, entgegnete Eberhard noch einmal, und kaum hatte Frank die Thür hinter sich zugezogen, so setzte Eberhard sich an seinen Schreibtisch nieder und nahm die Feder wieder in die Hand. Das Aktenheft lag vor ihm, der Satz, in welchem er unterbrochen worden, der Bericht, den er für die heutige Sitzung zu machen hatte, harrten ihrer Vollendung, die Stunde der Sitzung war nahe. Er mußte seine Gedanken zusammenhalten und er that es. Aber mitten in der Arbeit sprang er empor; er war sich unheimlich in diesem regelrechten Thun.

[2-293] Was kümmerte ihn der Nothstand in dem Kreise Labiau, was kümmerte es ihn, daß sie dort Vorschüsse begehrten, den eingesessenen Bauern zu Hilfe zu kommen, wie die Regierung den Rittergutsbesitzern sie gewährt? Mochten sie untergehen in ihrer aussichtslosen Arbeit! War er, er denn nicht auch ohne Hoffnung? Er sollte sorgen und arbeiten für Menschen, die in ihrem Innern

vielleicht weniger unglücklich waren wie er in dieser Stunde! Ein Leben, ohne ein ihm winkendes, beglückendes Ziel, was war das werth? Er hatte geglaubt, mit sich, mit seiner Liebe fertig geworden zu sein, nun empfand er, daß er doch noch geliebt, gewünscht, gehofft, ohne es sich zu gestehen! Jetzt aber, jetzt war es zu Ende, und was blieb ihm jetzt?

»Arbeiten!«, sagte er zu sich selbst, daß es ihm klang, als habe ein Anderer es gesprochen. »Ja, das muß ich!«, sagte er und ging wieder an den Schreibtisch, ruhig arbeitend, als ob ihm nichts geschehen wäre, bis er seine Aufgabe vollendet.

Es war elf Uhr, in einer halben Stunde mußte er an seinem Platze sein; er packte die Akten sorgfältig zusammen. Daß er das nun alle Tage weiter so wie heute thun werde, wie bisher, daß er im Staatsdienst immer weiter fort zu arbeiten, für Andere zu leben, seine Kraft einzusetzen haben werde für das Allgemeine, und im Besonderen noch für sein Stammgut, das bedrückte ihm heute dumpf den Sinn, statt ihm wie sonst das Herz zu erheben. Eine Aussicht, eine Hoffnung mußte er doch haben, an denen er nicht nur mit dem Verstande betheiligt war; und eine solche Hoffnung gab es. — Es gab noch etwas, worauf man hoffen konnte, hoffen mußte, mit Allen gemeinsam und für sich selbst: des Vaterlandes Befreiung von der Fremden Knechtschaft. Die [2-294] Hoffnung trug er ja wie Tausende im Herzen; mit ihr, für ihre Erfüllung lohnte es, zu leben, auch ohne eigenes Glück!

Und den Nothstand in dem Kreise zu mindern, in den der Krieg, die Feinde ihn gestürzt, war ja ein Schaffen für des Vaterlandes Wohl. Er nahm die Akten, die er unmuthig fortgelegt, noch einmal in die Hand; stehenden Fußes sah er den Schluß der Arbeit prüfend durch; sie war besser gelungen, als er es erwartet hatte, und es war hohe Zeit, in die Sitzung zu gehen.

»Aber sie«, fragte er sich, als er sich schon auf der Straße befand, »sie, ob sie ihn denn wirklich liebt? Ob er sie verdient, ob er ahnt, welch ein Wesen, welch ein Ideal sie ist? Ach, wohl ihr, wenn sie leichteren Sinnes wäre, als ich es geglaubt!«

Eine halbe Stunde später stattete er seinen Bericht ab und ward gelobt für ihn. Was galt ihm das an diesem Tag? —

Vierunddreißigstes Kapitel

Kollmann hatte sich stets seiner unverwüstlichen Gesundheit, seiner nie aussetzenden Eßlust, seines festen, traumlosen Schlafes gerühmt und sie als ein altes Kollmann'sches Stammeserbe gesegnet. Appetit und Schlaf hatten ihn selbst bei dem Tode seiner Frau nicht verlassen, hatten vorgehalten in allen Schrecken der letzten Jahre. Von der Unruhe und von den Sorgen des Tages hatte die Nacht ihn regelmäßig hergestellt, daß er am Morgen mit klarem Kopf erwacht, die Zustände gelassen übersehen und das Gebotene hatte thun können.

[2-295] Die Nacht aber schlief er nicht. Mit offenen, müden Augen, sich umherwerfend auf seinem Lager, war ihm Alles wie ein Traum; und er sollte mitwirken, lebend, handelnd in demselben gegen seinen Willen.

Die wiederholte Erörterung zwischen ihm und seinem Sohne war an dem Abend lang und ernst gewesen. John hatte es an Ehrerbietung nicht mangeln lassen, es mit dem Scherz versucht, wo der Ernst verletzen konnte. Jetzt standen die Thatsachen fest, verlangten Anerkennung und erschütterten Kollmanns bisher unangetastetes Vertrauen zu sich selbst. Wieder und wieder fiel ihm ein Wort von Darner ein. »Der wahre Kaufmann«, hatte der einmal gesagt, »muß unbeweglich festhalten an seinen übernommenen Verpflichtungen, aber beweglich und stets bereit sein, sich mit seinem Geschäfte den Erfordernissen des Augenblicks ohne langes Zaudern anzupassen. Wenn er noch nicht reich genug ist, mit der immer gangbaren Waare, mit Geld, zu handeln, muß er gegebenen Falls auch mit Zopfband handeln, wenn man Zöpfe trägt, und mit Scheeren, wenn man sie abschneidet!« Damals hatte

man über den Ausspruch beim Glase Wein gelacht, jetzt hatte er in der Stille an ihn zu denken.

Das war es gewesen! Er hatte sich nicht den Bedingungen des Tages anzupassen vermocht, hatte fortgehen wollen auf dem eng begrenzten Wege, auf dem das Haus in den alten Zeiten emporgekommen; er hatte nichts wagen, sich nicht aussetzen wollen in der Zeit des allgemeinen Wagens. Er hatte mit Zopfband handeln wollen — und die Zöpfe waren abgeschnitten.

Kleinen Verlegenheiten, in die er gerathen, war durch den alten Kredit Anfangs leicht zu begegnen gewesen; aber da sie sich oft und öfter wiederholt, [2-296] waren die Häuser, auf die er sich sonst gestützt, darauf aufmerksam geworden. Sie waren mit ihren Kapitalien zurückhaltender geworden, waren eben durch die veränderten Zustände auch anderweitig engagirt gewesen. Ein paar alte Firmen in den russischen Ostseeprovinzen, in Preußen und in Pommern, hatten unter der Kriegsnoth ihre Zahlungen eingestellt, hatten Kollmann dadurch in Mitleidenschaft gezogen. Wer konnte dafür stehen, daß er nicht in die gleiche Lage gedrängt ward? Und er war dieser Möglichkeit näher, als er es sich bisher hatte eingestehen wollen. Er hatte nichts wagen wollen, und war jetzt fortdauernd auf Hoffnungen, auf Möglichkeiten, auf Erwartungen gestellt, die ihn manchmal schon getäuscht. Er vertraute auf die alte Festigkeit des Hauses, während der Boden erschüttert war, auf dem es stand. Er hatte nicht sehen wollen, was Andere bereits besprachen.

Daß er sich das länger nicht verbergen konnte, kam ihm hart an; daß der Sohn, von der Nothwendigkeit dazu gedrängt, es ihm vorgehalten, war ihm härter. Es war ihm mit John ergangen wie dem Gärtner, der eine Pflanze aus dem engen Zimmer in die freie Luft versetzt, und wenn er sie zurückholt, es zu gewahren hat, daß sie über sein Erwarten sich entwickelt hat, daß sie in den alten Kübel nicht mehr hineinzuzwängen ist.

Was half es ihm, daß der Sohn, um ihm die Sache eingänglich zu machen, ihm Polydors Glossen über das Zeitalter der Parvenus

mitgetheilt, soweit es möglich gewesen war, ohne den Vater zu verletzen. Polydor hatte Recht. So war es; und John hatte ebenso Recht in Allem, was er über das alte Geschäft wie über seine Absichten ausgesprochen, und er hatte dazu, was Kollmann allmälig abhanden gekommen war, Entschlossenheit und Muth. Ihm fehlten sie.

[2-297] Es war ein zorniges Weh, mit dem er es sich gestand; er hatte sich eingesponnen in Gewohnheiten, so im Geschäft wie in seinem Leben überhaupt. Er hatte sich gehen lassen in der bequemen Sicherheit alten Besitzes, er war mit sechzig Jahren alt geworden vor der Zeit. Der alte Kollmann war nicht mehr der Konrad Kollmann, der Darner vor noch wenig Jahren unter seinen Schutz genommen, der die weiblichen Gäste seiner Frau auf die aus dem Volke hervorgegangenen Marschälle Napoleons verwiesen, als sie den Fremden nicht hatten gelten lassen wollen. Er war selber vorurtheilsvoll geworden; und der fremde, unbekannte Mann hatte es gut verstanden, sich Geltung zu erzwingen mit seinem besonnenen Wagen. Darner war der Mann des Tages in der Königsberger Kaufmannschaft; er war der Sieger nach allen Seiten hin, Kollmann der Besiegte geworden.

Es war schon lange her, daß die Uhr vom Domthurm die Mitternachtsstunde angezeigt. Endlich ein Schlag, das war halb eins! Und er lag und lag und zählte und zählte von eins bis hundert und weiter fort, sich zu zerstreuen, zu ermüden, aber wie er auch zählte und wie er sich das Lager umbettete, die Zahlen, die er aussprach, stellten sich schwarz auf weiß in langen, wohlgeordneten Reihen, wie in seinem Hauptbuch, vor ihm auf, ordneten sich unter das Debit und das Kredit und ließen ihn nicht schlafen.

Wieder ein Schlag von der Uhr: ein Uhr! Der Nachtwächter rief die Stunde aus. Der hatte es gut, der that seine Schuldigkeit und hatte keine Sorgen und keine Gedanken. Es war ja auch ein Wagniß, ein großes, ein großmüthiges Wagniß, daß John sein Muttererbe daran setzte, ihn zu stützen, und er mußte es

annehmen, gern oder ungern, er konnte nicht anders, denn damit war es noch zu machen. Wenn er die [2-298] eben jetzt in der Geschäftswelt eingetretene Krisis überdauerte, wenn für John das Geschäft mit der Regierung zu Stande kam, das Zeugniß gab für das Vertrauen der Regierung, so war der Kredit des Hauses glänzend hergestellt.

Wie langsam sie hinging eine so kurze Sommernacht! Es wurde ja so früh schon Tag in dieser Zeit — warum denn gerade heute nicht? Es mußte schon gegen den Morgen sein, er hatte gewiß das Schlagen der Uhr, den Ruf des Wächters überhört.

Da schlug's! wieder nur ein Schlag! »Halb zwei!«, rief der Wächter. »Die Ewigkeit konnte nicht länger dauern! Warum entfliehen die Stunden des Tages so schnell, warum haben die Stunden der Nacht so schwere Sohlen?«

Und was verlangte der Sohn denn von ihm für das Opfer, zu dem er sich erboten? Er sollte die Darner, er sollte die Joannu nicht vor den Kopf stoßen, denn John brauchte Beider guten Willen. Er sollte sich in das Gleiche setzen mit Darner, sollte sich erinnern, daß er es gewesen, der Darner an Justinens Ehrentag den Stuhl hart vor die Thür gestellt, sollte bedenken, daß Darner ihm an offener Börse entgegengekommen war.

Zugeben mußte er das, aber er hätte es gern noch erst beschlafen; und der Schlaf, sein guter, alter Kollmann'scher Schlaf, wollte sich nicht niedersenken auf die schweren Lider, auf die Augen, die ihm heiß und trocken in dem Kopfe brannten, ihm, dem alten müden Mann!

Was war das, wovon wurden ihm die Wimpern feucht? Thränen? Mitleid mit sich selber? Er konnte das nicht ertragen.

[2-299] Er stand auf, schlug Licht an, warf den Schlafrock über und öffnete das Fenster. Der Wind war nach Osten herumgegangen, die Luft strömte ihm erfrischend entgegen. Die Nacht war so hell, daß er die kleinste Einzelheit der Baugliederung des Domes genau unterscheiden konnte.

Das alte Portal mit seinen mäßig gewölbten Bogen hatte er vor

sich gehabt, so lange er denken konnte. Sein Großvater, sein Vater, er selber, seine Frau, seine Kinder waren in dem Dome getauft; vor seinem Altar waren ihre Einsegnungen, ihre Trauungen vollzogen, den Hingegangenen waren die Leichenreden dort gehalten worden, und es war Langlebigkeit, es war Dauer gewesen in dem ganzen Geschlecht und in dem Hause. Das Rückwärtsblicken that ihm wohl. Sein Großvater hatte es bis zum neunzigsten Jahre gebracht und ohne Brille gelesen bis zuletzt. Seine Augen waren auch noch scharf wie die eines Jünglings. Als man seinen Großvater begraben, er entsann sich dessen ganz genau, es war im Hochsommer gewesen, hatte man in der Kirche das schöne Klopstocksche Lied gesungen: »Auferstehn, ja auferstehn wirst du mein Leib nach kurzer Ruh'!« Er hatte es bestellt und singen lassen bei seiner Eltern, bei seiner Frau Tod, auch ihm sollte es einmal gesungen werden, es war ein schönes Lied. Er sprach die Worte vor sich hin: »Auferstehn, ja auferstehn!« Sie erhoben ihm das Herz. Seine Stirne, seine Augen hatten sich unter der frischen Luft gekühlt; er athmete wieder tief und frei. Das Lied war schön, aber es ihm zu singen hatte es noch Zeit. So bald galt es hoffentlich noch keine Auferstehung in einer bessern Welt!

Er ging, auch das andere Fenster aufzumachen, dabei kam er an dem Spiegel vorbei, auf dem Tische [2-300] vor demselben brannte das Licht, das er sich angezündet hatte, er warf einen Blick in das helle Glas.

Nun ja, er war ein Sechziger, seine Stirn war hoch geworden, sein Haar war weiß, aber — er richtete sich auf — sein Nacken war noch ungebeugt. Er brauchte nur zu wollen, nur auferstehen zu wollen für die Welt, wie sie sich um ihn her gestaltet hatte, um wieder in ihr seinen Platz zu behaupten, wenn er mit Ueberwindung seines innern Widerstrebens der berechtigten Forderung seines braven Sohnes nachgab. Es hatten sich Andere, Größere zu überwinden gehabt, wenn es gefordert war; und da, es zuckte ein Lächeln bei dem Vergleiche in seinen Augen, da Friedrich Wilhelm Frieden gemacht mit Bonaparte, so konnte er

auch, ohne sich etwas zu vergeben, seinen Frieden schließen mit Lorenz Darner, wenn das Kollmann'sche Interesse es erheischte; und es erheischte es durchaus.

»Halb drei!« rief der Wächter und blickte, da er in sein Horn blies, stehen bleibend und verwundert nach den offenen erleuchteten Fenstern des Hauses hinauf.

»Ist was passirt, Herr Kollmann?«, rief er hinauf, dicht herantretend an das Haus.

»Nichts, gar nichts!«, antwortete Kollmann dem ihm altbekannten Mann.

»Na, denn gute Nacht, Herr Kollmann!«

»Gut' Nacht, morgen soll Er ein Trinkgeld haben!« Damit schloß Kollmann das Fenster.

Das Zimmer war inzwischen ausgekühlt. Kollmann ging wieder zu Bett mit dem Gedanken, daß er die durchwachte Nacht nicht zu bereuen habe; und der treue Kollmann'sche Schlaf ließ nun auch nicht lange auf sich warten. Still und tief senkte er sich auf ihn nieder, fest den Traumlosen umfangend und [2-301] erquickend. Er erwachte darnach klaren Kopfes und mit gewandeltem Herzen, mit neuer Selbsterkenntniß und mit neuem Muthe.

Zur gewohnten Stunde stand er am Morgen auf seinem alten Platz; John war schon vor ihm in das Komptoir gekommen.

Er hatte nach dem gestrigen Gespräch nicht ohne Besorgniß an das Begegnen mit dem Vater gedacht, aber Kollmann sah heiter aus bei seinem Eintritt in das Komptoir. Er hatte sich sorgfältig frisirt, und nach der englischen Stehuhr blickend, die auf demselben Flecke stand, auf welchem sie gestanden seit Kollmanns Großvater, der große Rhederei betrieben, sie auf eigenem Schiff aus London mitgebracht, sagte er:

»Wir wollen heute sehen, hier so abzukommen, daß wir noch vor der Börse zu Darner gehen; expedire daher das Nothwendige bald.«

»Soll geschehen!«, entgegnete John, von Herzen froh, so weit zu sein. »Joannu erwartet mich vor zwölf Uhr.«

»Also um halb zwölf!«, sagte der Vater und setzte sich in seinem bequemen Drehstuhl an sein Pult.

John hatte ein paar Mal aufzustehen, um Briefe in das Komptoir zu tragen, es kamen verschiedene Personen, mit denen man zu sprechen hatte; als er dann wieder in das Privatzimmer zurückkam, war die bestimmte Stunde da.

Kollmann stand vor dem Spiegel, zupfte den steifen, hohen Hemdkragen bis unter die Ohren hinauf, lockerte das in vielfachen Windungen um den Hals geschlungene weiße Batisttuch, daß es das Kinn voll umgab, und hob das feingefältete Batistjabot aus der gelben Piquétweste hervor, daß es sich präsentirte, wie [2-302] es sich gehörte. Er wollte nicht älter aussehen, als er war.

John that, als bemerke er es nicht, obschon es ihn freute. Er war gesprächig auf dem Wege, Kollmann schweigsam. Die kurze Strecke war schnell durchmessen. Langsam stieg Kollmann die Treppe nach dem Wolm hinauf. Er war sie ungezählte Mal gegangen zu seiner Schwiegereltern und seines Schwagers, des seligen Willbergs Zeiten; sie jetzt noch einmal wieder zu betreten, hatte er nicht gedacht.

Der Wechselmakler, der zufällig aus dem Komptoir ihnen entgegenkam, sah ihn verwundert an. Es war Kollmann verdrießlich.

»Ein Gratulationsbesuch bei Joannu!«, sagte er, indem er grüßend an ihm vorüberging; aber der Makler, der an dem Windfang ein wenig innehielt, hörte es noch, wie Kollmann dem Diener den Auftrag gab, ihn und seinen Sohn bei den Herren Darner und Joannu zu melden, wie der Diener die Herren hinaufwies in das erste Stockwerk.

»Also die Versöhnung ist komplet! Gut für den Vater, besser noch für den Sohn!«, sagte der Makler zu sich selber und zog die Thür hinter sich zu.

Da stand nun oben in dem Saale Kollmann an derselben Stelle, von welcher er im Zorn von Darner geschieden. Es hatte Thränen gegeben damals, hier und dort; die waren lange getrocknet. Der

Einen lachte das Leben und das Glück, die Andere lag im Grabe. Was sie denken würde, wenn sie ihn hier sähe — in ihrem Vaterhause? Er war gerührt, gedemüthigt, er konnte sich nicht helfen, er war nicht an seinem Platze; und seiner Mißempfindung das Wort gebend, sagte er zu John, der ein gut gemaltes Bild der drei schönen Frauen des Hauses betrachtete, [2-303] das über dem Sofa hing: »Ich habe Dir ein großes Opfer gebracht, vergiß das nicht!«

»Gewiß nicht, aber hoffentlich kein vergebliches Opfer!«, setzte der Sohn hinzu, als die Thüre rasch aufging und Darner festen Schrittes, ihm die Hand entgegenreichend, an Kollmann herantrat.

»Erfreut, Sie zu sehen!«, sprach er. »Gutes Glück kommt nie allein! Nehmen Sie Platz. Die Verlobung meiner Tochter bringt mir Sie und Ihren Sohn. Willkommen alle Beide!«

Seine freie Stirn, seine klangvolle Stimme, die offene Bewegung, mit welcher er Kollmann und dann John die mächtige Hand bot, die unverkennbare Zufriedenheit, welche aus seinen Mienen sprach, hatten etwas Unwiderstehliches. Seinen Willen im Großen wie im Kleinsten durchzusetzen, das war sein Lebensgenuß, und gering, wie dieser Erfolg war neben dem vielen Großen, das er errungen, hatte er eine Befriedigung darin, daß Kollmann, der vor den Augen und Ohren seiner Gäste, in diesem seinem Zimmer, ihm seine niedere Herkunft vorgeworfen hatte, ihm kommen mußte, auf dieselbe Stelle, seines Beistandes bedürftig für sich und seinen Sohn.

Frank und Polydor waren mit Darner fast gleichzeitig erschienen.

Kollmann hatte den warmen Empfang, den ihm alle Drei bereiteten, nur zu loben, aber er hatte sich ihn anders erwartet, er hätte ihn anders, kälter, förmlicher haben mögen, Darners Entgegenkommen paßte nicht in sein Programm. Nichts von Allem, was er auf dem Herzen gehabt, was er Darner, Frank zu sagen gedacht, war anzuwenden nach des Hausherrn sicherem Freimuth, der ihn begrüßte, als wären sie gestern erst beisammen gewesen,

und vertraulicher mit ihm verkehrte, denn je zuvor. Darner [2-304] hatte den Ton anzugeben, der zwischen ihnen walten sollte, Kollmann ihn anzunehmen. Es ging Alles so glatt, so selbstverständlich vor sich.

Polydor sprach von seiner Braut, Frank von seiner Frau und seinem Sohne, den Kollmann durchaus sehen müsse und an dem er Freude haben würde, weil der Bursche mit seinen sechs Monaten schon ganz klug um sich blicke. John sprach seine Zufriedenheit darüber aus, wieder in seinem Vaterlande zu sein, weil man in Rußland fest an ein Bündniß Alexanders und Napoleons auf Kosten Preußens glaube.

Darner meinte, so lange Napoleon mit Portugal und Spanien nicht in Ordnung sei, habe man im Norden auf eine Rast zu hoffen. Von den Siegen war die Rede, welche die Engländer in Portugal unter General Arthur Wellesley gegen die Franzosen erfochten; von dem Blutbad, das die Franzosen nach dem Verrath von Bayonne in Madrid angerichtet; von der Erhebung Joseph Bonaparte's zum Könige von Spanien, über welche eben die ersten ausführlichen Berichte aus den französischen Zeitungen in die Königsberger übergegangen waren, und vor Allem war es wieder der in Sicht stehende Kongreß zwischen dem russischen Kaiser und Napoleon, der in Preußen die Besorgniß wach erhielt.

Die Unterhaltung konnte in einem Gesellschaftssaale nicht unpersönlicher fließen, bis Darner, als man des Kongresses erwähnte, die Bemerkung machte, da es durchaus nicht abzusehen sei, welche Wendung die Ereignisse nach demselben für Preußen nehmen würden, so möchte es für John gerathen sein, die Vertragsangelegenheit mit der preußischen Regierung baldmöglichst zu festem Abschluß zu bringen; und mit dem Worte war man mitten im Geschäfte.

[2-305] Darüber war die Zeit vergangen. Darner mahnte an die Börsenstunde, die Kollmanns erhoben sich so wie er.

»Wenn die Herren ein wenig verziehen wollen«, sagte er, sich zu den Beiden wendend, »so gehen wir gemeinsam. Mein Sohn

erfährt dabei, was er im Interesse unserer Freunde wissen muß, da er die Antwort von ihnen erhalten wird; denn ich gehe gleich nach der Börse mit Herrn Joannu zu meinen Kindern hinaus, und wenn Herr John mir sagt, welche Schritte er hier bereits gethan, welche Aussichten man ihm eröffnet hat, so besprechen wir, wie man die Sache, und durch wen man sie an sich bringen kann.«

Man hatte das dankbar anzunehmen, doch eben dies Dankenmüssen war's, was Kollmann drückte; und als sollte Alles dazu kommen, ihm diese erste Begegnung empfindlicher zu machen, fuhr der Doktor vorüber, als er an Darners Seite aus dessen Hause kam.

»Gratulor', gratulor'!«, rief der Doktor voll Erstaunen, es den Beiden überlassend, worauf sie den Glückwunsch beziehen wollten, während er Miene machte, von der niedrigen russischen Droschke abzusteigen, deren er im Sommer sich bediente.

Darner verhinderte es.

»Auf später, Doktor! wir müssen vorwärts!«, bedeutete er ihn; und Kollmann, formell wie immer die rechte Seite einräumend, bemerkte er gegen ihn: »In dem Kreise unserer Bekannten werden wir heute dem neuen Könige von Spanien das Interesse streitig machen. Ein Zerwürfniß überrascht die Leute nie; ein Ausgleich immer!«

»Sie haben hoffentlich mehr zu thun, als sich um die Privatangelegenheiten von Privatleuten zu bekümmern!«, meinte Kollmann.

[2-306] »Privatleute«, wiederholte Darner, »Privatleute sind wir ihnen nicht. Wollen sie uns als Großmächte behandeln, haben wir uns darnach zu geriren!«

»Wir, wir?«, klang es noch in Kollmann nach, als sie, mit einander sprechend, in die Börse eintraten und die Augen der Nächststehenden sich auf sie wendeten, noch bevor er sich von Darner hatte trennen können.

»Er nimmt mich ins Schlepptau wie sein Sklavenschiff und bugsirt mich in den Hafen!«, sagte er zu John.

»Wenn er Sie und mich in das rechte Fahrwasser und in den sichern Hafen bringt, haben wir ihm zu danken.«

»Das ist es ja!«, antwortete der Vater.

Er hatte in der Nacht mit Selbsterkenntniß das Schuldig gegen sich ausgesprochen, und konnte es doch noch nicht verschmerzen, daß er begnadigt ward und die Gnade anzunehmen hatte.

Fünfunddreißigstes Kapitel

Haltet mir Dolores so munter!«, hatte der Vater zu Justine und Virginie gesagt, als er mit Polydor Strandwiek verlassen; und in ihrer eigenen Fröhlichkeit waren die Beiden noch an dem Abend auf den Gedanken gekommen, zur Erinnerung an den Verlobungstag das Schloß mit einer großen Fahne zu schmücken, um sie, wie es nach des Vaters und Franks Mittheilung in England der Brauch sein sollte, bei der Anwesenheit des Schloßherrn in seinem [2-307] Schlosse, als Zeichen für dieselbe aufzuziehen. Der Zustimmung des Vaters hielt man sich gewiß, da sie zum Andenken der Verlobung gestiftet wurde, und wenn der Vater und Polydor zurückkehren würden, sollte sie zum ersten Male ihre Parade machen.

Wollte man das erreichen, so hatte man der Arbeit und der Beschäftigung genug. Es mußte in die Stadt gefahren werden, zu sehen, was man dort an Flaggentuch etwa vorräthig fände, unter welchen Farben man zu wählen haben werde. Mit dem Schreiner, mit dem Schmied und mit dem Seiler galt es zu verhandeln; die Fahne wollte auch genäht, sollte von ihnen selbst genäht sein, und das Alles kam schneller und besser zu Stande, als sie es selbst erwartet hatten.

Nach vielem Ueberlegen, ob man die mecklenburger oder die preußischen Farben nehmen müsse, nach Berathen mit dem Hafenkapitän des kleinen Ortes, der natürlich ein Flaggenkundiger war, hatte man, da Dolores es vorschlug, schwarzes, rothes und gelbes Flaggentuch gekauft. Es sah schön neben einander aus, obschon der Hafenkapitän gesagt, solch eine Flagge gäbe es nicht auf dem Meere. Dolores entgegnete, das seien die deutschen

Farben.

Virginie blickte Justine an, sie erriethen Beide, woher ihr dies Wissen gekommen sein konnte; aber um durch Entgegnung keine Erörterung zu veranlassen und um ihr ihren Willen zu thun, ließen sie es dabei bewenden. Man brachte das gekaufte Tuch im Triumph nach Hause und ging sogleich ans Werk.

Als man am nächsten Tage die drei Streifen aneinander genäht, bemerkte Virginie, wenn die Flagge recht schön sein sollte, so müsse sie eigentlich doch in der Mitte noch ein Emblem haben, und da man ja so glücklich in dem Schlosse sei, so müsse [2-308] von Rechtswegen aus weißem Zeug noch ein recht großer Stern geschnitten und als Glücksstern auf die Flagge doppelseitig aufgenäht werden. Der Vorschlag fand frohen Beifall, aber es hatte Eile, denn es war unbestimmt, wann der Vater und der Bräutigam wiederkehren würden.

Die Hände durften nicht rasten und das Plaudern rastete auch nicht. Man dachte bei der freudigen Arbeit des Staunens, mit welchem der Vater schon von Ferne die lustig in der Luft fliegende Fahne erblicken werde, und dabei flogen die Gedanken der Fleißigen auch weithin durch die Luft, nach den großen, berühmten Magazinen in Paris, von denen die Ausstattung für die Braut, um Zollschwierigkeiten zu ersparen, nach Venedig in den Palazzo Ferramonte geliefert werden sollte; und nach dem hohen Dache des Palastes, auf dem, wie Justine zuversichtlich behauptete, die weithin sichtbare Fahne auch nicht fehlen würde bei Dolores' Ankunft.

Justine, in ihrem Shakespeare wohl bewandert, nannte Polydor immer nur Antonio, den königlichen Kaufmann von Venedig. Sie waren zuletzt der Gegenwart ganz entrückt in ihrer Unterhaltung. Vorahnend nahm der Zauber von Venedig sie Alle in Beschlag. An dem heimischen Strande wiegten sie sich in den schwellenden Polsterkissen der Gondeln auf dem Canal Grande; und wie nun in dem Spiel der Phantasie ein Wort das andere gab, sagte Virginie:

»Weißt Du, Justine, wir wollen sie auch nicht mehr Dolores, wir

wollen sie Porzia nennen von heute ab!«

»Ja, thut das!«, rief Dolores, und in dem Ton, mit welchem sie das sprach, lag ein Ernst, der den Anderen auffiel.

[2-309] »Was seht Ihr mich so an? Ich meine es ernsthaft«, setzte sie hinzu, »so, wie ich's sage.«

»Ernsthaft, was soll das heißen?«, fragte Justine.

»Der Vater hat gesagt, ich solle eine Andere werden, das habe ich ihm versprochen und bin es auch; und da ich nicht mehr Dolores sein soll, will ich Porzia sein. Jetzt will ich es Euch sagen, früher hätte ich es nicht gekonnt: ich glaube an Namen.«

»Aber Dolores, was sprichst Du denn, was heißt das wieder?«, fragte Justine abermals und hielt in ihrer Arbeit inne.

»Namen bedeuten etwas«, sagte sie, »und wenn ich Virginie und nachher Dich, Justine, immer habe sprechen und lachen und mit den Dingen und den Menschen habe gleich fertig werden sehen, und ich habe das nicht gekonnt, so habe ich immer gedacht, das kommt von Deinem Namen. Dolores heißt Schmerzenreich, und Du bist nicht zum Glück bestimmt!«

»Virginie sprang auf und legte der Schwester beide Hände auf die Schulter.

»Und das hast Du nie, auch mir niemals gesagt?

Dolores schüttelte den Kopf.

»Ich konnte nicht, ich dachte, wenn ich's sagte, würde es schlimmer!«

»Hast Du je so etwas geglaubt!«, rief Virginie in dem Ton des Vorwurfs aus. »Unser Leben lang sind wir beisammen gewesen, Tag und Nacht, und sie hat für sich allein gelebt! Siehst Du, jetzt könnte ich mich Schmerzenreich nennen und weinen und klagen über Dich!«

Dolores küßte sie.

»Sei gut, nun ist es ja vorbei, aber — im Winter, wie ich so traurig war, da habe ich es immer vor Augen gehabt, das Bild. Besinnst Du [2-310] Dich, das kleine Bild! Es hing über dem Bette unserer Mutter, und sie hat es mitgenommen in das Kloster, die

kleine Mater dolorosa mit dem Schwert im Herzen. Damals habe ich immer gedacht, ich habe auch das Schwert im Herzen, und das ist mir vorausbestimmt, und darum haben sie mich Dolores genannt!«

»Wahrhaftig«, fiel Justine ein, welche Eile hatte, dieses Gespräch und diese Erinnerungen nicht aufkommen zu lassen, »es ist Zeit, daß wir Deinen königlichen Kaufmann anhalten, Dich Porzia zu nennen, denn Du giebst uns lauter Räthsel auf, und es ist ein Glück, daß er Dir die verschlossenen Lippen mit seinen Küssen geöffnet hat, damit es doch herauskommt. Was meinst Du, Virginie, wenn wir zum Lohn dafür ihn beim Willkomm unter dem Banner unseres Hauses umarmten und küßten? Gefallen wird er es sich lassen, denke ich! Aber gieb die Stecknadeln her und hilf mir die Flagge flach auf den Boden breiten. Mein Stern ist schön gesäumt, die Ecken alle scharf und spitz. Wir müssen sehen, ihn recht in die Mitte zu bringen. Mache, daß Du mit Deinem Stern auch fertig wirst, die Fahne muß heute noch aufgezogen werden, auf und nieder, daß wir ihrer sicher sind, wenn der Schloßherr kommt mit Porzia's Paladin.«

Die Wärterin mit Lorenz kam dazwischen.

»Wenn man zaubern, wenn man den malen könnte als den Sternträger auf der Fahne!«, wünschte Virginie, und in dem fröhlichen Arbeiten ging der Tag hin, bis am Abend die Handwerker sich in dem Schloß zusammenfanden und nach mehrstündigem Schaffen endlich unter ihrem Vivatrufen die Fahne aufgebracht wurde und, von dem Abendwinde bewegt, unter dem Jubel der Kinder und der von ihrer [2-311] Arbeit heimkehrenden Leute zum ersten Mal stolz auf dem Schlosse sich erhob.

Mit dem Gedanken an die Fahne schliefen sie ein, mit dem Gedanken an die Fahne erwachten sie. Ob man sie gleich aufziehen, ob man sie verborgen halten und erst aufhissen müsse, wenn man den Postillon werde blasen hören; ob die Erwarteten heute, und zu welcher Stunde sie kommen, ob Frank sie begleiten würde, das wurde überlegt, berathen; und mit jeder

fortschreitenden Stunde steigerten sich die Spannung und die fröhliche Erregung. Weil man sich die beiden letzten Tage zu hasten gehabt, verfiel man in den freien Stunden bald auf dies und bald auf das. Virginie band bunte Blumen zusammen, welche als Kranz um die im Hause gebackene, große Torte prangen sollten. Dolores füllte alle Vasen mit frischen Blumen, und als sie dann, wie an dem Tage, an welchem Polydor sie zuerst gesehen, wieder Rosen vom Strauche brach, um sie an ihre Brust zu stecken, sagte sie:

»Daß ich mir in Venedig auch im Winter werde Rosen pflücken können, das denke ich mir schön!«

Je länger es währte, je mehr die Sonne sank, um so ungeduldiger wurden sie Alle.

Justine war zu ihrem Knaben hinaufgegangen, ihn selbst zur Ruhe zu bringen.

Die Schwestern waren allein. Dolores stand zum öfteren auf, ihre Uhr mit der Uhr im Zimmer, mit der Sonnenuhr im Hofe zu vergleichen, dann ging sie sehen, ob der Hofmann sich noch nicht zum Läuten rüste. Sie sprach viel und lebhaft durcheinander, Virginie hatte ihre Freude daran; sie dachte, wie gut es sei, daß der Vater Dolores verheirathe, daß er sie aus dem Träumen herausgerissen habe, es sei doch jetzt anders und besser mit ihr.

[2-312] »Ich wollte, sie wären schon da!«, sagte Dolores.

»Polydor wird auch den Pferden Flügel wünschen, und wie würde er sich freuen, wenn er Dich sähe in Deiner Ungeduld!«

»Ja, ich bin ungeduldig, ich habe keine Ruhe. Ich bin neugierig, was er sagen, wie Alles wieder sein wird. Man weiß es und kann es sich nicht denken, man begreift es eigentlich gar nicht, und dann nachher, wenn er da ist, ist Alles so natürlich, so von selbst. — Nun, Du wirst es auch erleben, wenn Du Braut sein wirst!«

»Fängst Du das Lied noch einmal an?«, entgegnete ihr die Schwester, und einstimmig riefen sie:

»Da sind sie!«

Das Posthorn erklang wieder aus der Ferne wie an dem Tage,

an welchem Dolores so bangen Herzens den ihr bestimmten Mann erwartet hatte.

Der Diener hastete die Treppe hinauf, die Flagge zu hissen, die Schwestern eilten vor die Thüre hinaus, Justine war auch herbeigekommen. Dolores' Wangen brannten, ihre Augen glänzten noch heller als vorhin, ihre Hände waren kalt.

Der Wagen hielt, Polydor sprang heraus, das Lächeln der Braut winkte ihm, er hatte sie in seinen Armen, sie machte sich los, den Vater eilig zu begrüßen; dann wendete sie sich wieder zu Polydor und zog ihn mit sich in das Haus.

Darner sah es mit Zufriedenheit, daß sie sich an ihren Verlobten hing. Aber noch ehe die Anderen ihm den Willkomm bieten konnten, sagte er, und sie hörten und sahen es ihm an, daß es ihm mißfiel:

»Wie kommt die Flagge auf das Dach!«

»Zu Ihrer Ueberraschung, Vater, sie sollte Sie und Polydor schon von weitem grüßen; sehen Sie, [2-313] wie sie lustig flattert; wir haben die ganzen Tage daran genäht«, berichteten Justine und Virginie.

Er hörte nicht darauf.

»Treibt solche Spielerei in Eurer, in der Kinderstube, nicht an meinem Hause, auf offener Straße! Die Fahne herunter, Franz!«

»Vater, um Gotteswillen, Vater! — Wart' Er noch, Franz! — Lassen Sie die Fahne, lieber Vater, wir haben den Glücksstern darauf genäht — Lora — Sie wissen es nicht, Vater, aber Lora ist so abergläubisch, sie hat ja das Alles früher nicht gesagt. Sie hatten uns befohlen, wir sollten sie zerstreuen. Sie hat sich so gefreut mit der Fahne, lassen Sie die Fahne! Dolores würde es als ein böses Zeichen ansehen, zöge man sie ein!«, baten und mahnten die Beiden mit eiligen Worten wechselnd durcheinander.

»Nehme Er die Fahne herunter!«, gebot Darner noch einmal.

Die Frauen verstummten, der Diener entfernte sich, den Befehl zu vollstrecken.

Darner ging in das Haus, die Andern folgten ihm schweigend.

Mitten in der Wohnstube kam Dolores ihnen entgegen.

»Seht, wie mein Glücksstern funkelt?«, rief sie, auf das Halsband von Brillanten und auf die Stirnbinde hinzeigend, die sie sich durch das Haar geschlungen und in deren Mitte ein Diamantstern in hellstem Lichte strahlte. Sie hatte das Geschenk, das Polydor ihr mitgebracht, vor dem Spiegel angelegt und freute sich an ihrer reich geschmückten Schönheit.

Justine hatte sich schnell gefaßt.

»Sagt' ich's nicht?«, sprach sie; »der königliche Kaufmann von Venedig! Mag sein Stern Dir immer fröhlich leuchten!«

[2-314] »Und mögen die einfachen Reifen, die ich Ihnen im Namen meiner Braut zu bieten wage, Sie beide freundlich an uns erinnern, wenn wir fern von Ihnen sein werden!«, schloß Polydor sich ihren Worten an, ihr und Virginie jeder ein Kästchen überreichend, in welchem ein kostbarer Solitair eine Anzahl feiner Goldreifen als Ring zusammenhielt.

Sie waren an Schmuck gewöhnt, doch die Pracht dieser Diamanten, welche Polydor in der Gewißheit, die Braut zu gewinnen, von Petersburg mitgebracht, hatte auch für ihr Auge sein Blendendes, und sie waren alle jung und schön. Während sie die Ringe mit Wahlgefallen an die schlanken Finger steckten, und Dolores sie die Armbänder und das Gürtelschloß bewundern ließ, die das Geschenk ihres Bräutigams vervollständigten, zog Darner zwei Briefe aus der Brusttasche und händigte den einen seiner Schwiegertochter, den andern Dolores aus.

»Vom Onkel?«, fragte Justine voll Erstaunen.

»Ach, von unserer Göttling!«, rief Dolores; »heute kommt lauter Gutes!«

Und der Schmuck und der Bräutigam und die gesenkte Fahne wurden darüber für den Augenblick vergessen.

Kollmann hatte nur mit wenigen Worten geschrieben, daß ein Ausgleich zwischen ihm und den Darners zu Stande gekommen sei, daß er mit Genugthuung von Justinens Wohlergehen erfahren habe, daß er sie wiederzusehen erwarte bei ihrer Rückkehr in die

Stadt. Ein herzlicher Brief ihres Vetters war in den des Onkels eingeschlossen; aber lebhaft, wie ihre Freude war, hatte sie Selbstbeherrschung genug, sie nicht vor dem neuen und doch immer noch fremden Familienmitglied zu äußern. Sie drückte und küßte mit einem Worte des Dankes ihres [2-315] Schwiegervaters Hand; er ließ es ebenso wortlos geschehen. Ihre Zurückhaltung war nach seinem Sinne.

Mit Dolores war es ein Anderes. Sobald sie die ersten Zeilen des erhaltenen Briefes durchflogen, begann sie in ihrer gerührten Freude ihn laut vorzulesen, und Madame Göttling, der es endlich wieder einmal freigestanden, ihr Herz vor ihren Pflegetöchtern auszuschütten, hatte sich gehen lassen in der Schilderung ihrer Sehnsucht, in der Freude, das Kind ihrer Justine, den Bräutigam ihrer Dolores kennen zu lernen, ihre geliebte Virginie wieder umarmen, und die glücklichste Zeugin all dieses Glückes werden zu können.

Der Brief war lang und gegen die sonstige Gewohnheit der verständigen Frau sehr überschwenglich; aber Dolores las ihn mit Entzücken, sich fortwährend unterbrechend, um ihrem Verlobten eingänglich zu machen, wer die Schreiberin sei und um was es sich zwischen ihnen handle.

Darner hatte das Zimmer bald verlassen, Polydor an einem der Fenster Platz genommen. Er nickte anfangs freundlich, entgegnete auch ab und zu ein Wort auf die Erklärung seiner Braut, dann ward er still, und Justine, welche die Achtsamkeit auf ihre Umgebung nicht leicht verlor, bemerkte, daß er in berechtigter Ungeduld leise mit den Fingern auf dem kleinen Tisch trommelte, der an seiner Seite stand. Sie legte sich schnell in das Mittel, indem sie lachend der Schwägerin den Brief aus der Hand nahm.

»Nun aber genug von der treuen Seele«, rief sie, »die läuft uns ja nicht weg, und Dein Bräutigam wird eifersüchtig werden und Furcht bekommen vor einer so ausgiebigen Treue!«

[2-316] »Ach, daran hab' ich nicht gedacht!«, sagte Dolores.

»Das eben beklage ich!«, entgegnete Polydor, und sie sah an

seiner Miene, daß er empfindlich war.

»Polydor, bist Du wirklich eifersüchtig?«, fragte sie, indem sie ihre Hand auf seine Schulter legte.

»Nein, aber Du bist verschwenderisch mit den flüchtigen Stunden, die mir gegönnt sind, und ich zähle sie — und frage mich dabei, ob ich Dir die Dame nicht mitnehmen müßte, über die Du mich so ganz vergißt!«

Dolores stand erschrocken vor ihm; sein Auge war ernst und kalt auf sie gerichtet, und weil sie das Wort nicht fand, ihm zu erwidern, sagte Justine:

»Wie sie nun dasteht! Aber wir Alle tragen die Schuld, wir haben sie Alle verzogen, und sie weiß es noch nicht, daß kein Mann theilen mag. Merk' Dir das, Lora! Selbst unser Herrgott will ja keine Götter haben neben sich!«

Sie warf das wie im Scherze hin, nahm Virginie unter den Arm und ging mit ihr davon, das Brautpaar sich selber überlassend.

Justine hatte ausgesprochen, was Polydor gedacht; die Erinnerung an den Abend, an welchem Dolores sein leidenschaftliches Werben abgewiesen, kam dazu, ihn zu verstimmen. Dolores hatte ihn verletzt und Justine hatte Recht. Reizend, wie Dolores ihm war, hatte er sie, das von Allen verwöhnte Kind, doch nach seinem Sinne, nach seinem Bedürfen zu erziehen; denn sie war jetzt sein, ihm verlobt von ihrem Vater, und gleich in dieser Stunde hatte er es ihr beizubringen, daß sie nicht allein die Beglückende sei, sondern auch die Beglückte. Sie sollte einsehen lernen, daß das Mädchen, welches er gewählt, stolz darauf zu sein habe; sie sollte sich ihm [2-317] fügen mit Glücksgefühl, wie manch schönes Weib sich ihm gefügt; wenn sie ihm auch schöner, begehrenswerther dünkte als je ein Weib zuvor, und wenn es ihm auch schwer fiel, ihres bittenden Blickes nicht zu achten, den schlanken Leib, der sich zu ihm neigte, nicht in seine Arme zu ziehen. Sie hatte ihm weh gethan, sie sollte nicht glauben, daß er's ihr nicht vergelten könne. Er fühlte seine Liebe an seinem Zorn, wie klein auch der Anlaß gewesen, der ihn erregt.

Dolores blieb stehen. Ein paar Sekunden vergingen. Er wartete vergebens auf ein Wort aus ihrem Munde, die flüchtigen Augenblicke lasteten auf ihm. Aber sie stand regungslos und sein Wort erwartend, wie er das ihre. Ihre Augen waren fest auf ihn gerichtet. Er sah es nicht, denn er hatte sich in dem selbstgefälligen Spiel mit ihr, von ihr abgewendet.

Mit einem Mal zuckte ein tiefer Ernst durch ihr Gesicht, sie richtete sich auf, trat vor den Spiegel hin. Polydor, jetzt rasch ihrer Bewegung folgend, sah, wie sie die Hand erhob und nach dem Stirnband griff.

»Dolores, um Gotteswillen, was soll das?«, rief er, an sie herantretend und ihre Hand ergreifend.

Aber sie hatte den Stern schon aus ihrem Haar gezogen.

»Was soll mir der Stern, wenn Du Dich von mir wendest!«, sagte sie.

Er kannte den Ton nicht wieder; wie ihres Vaters Stimme klang es von ihren Lippen. Das Erstaunen, das Erschrecken war jetzt an ihm. War das Dolores, die Alle wie ein Kind behandelten, die er unterjochen zu können geglaubt durch einen Blick?

[2-318] Ihr Ernst hatte etwas Königliches, das ihn überwältigte, dem er wehren, das er beugen mußte.

Er umschlang sie, und jetzt wendete sie sich von ihm ab. In dem Bestreben, sie zu halten, sank er ihr hingerissen zu Füßen, er preßte sie an sich:

»Dolores, Dolores, fühlst Du es denn nicht, daß nur die Liebe, meine heiße Liebe zu Dir, mich zu dem Wahnsinn getrieben, Dir die freundliche Erinnerung zu neiden?«

»Ich liebe die Liebe nicht, die mir keine andere Liebe gönnt, und ich will nicht lügen!«

»Liebe, wen Du willst, wie Du willst, nur liebe mich auch, denn ich bete Dich an!«, rief er, und der Gewalt und Gluth seiner Worte, seiner Küsse widerstand sie nicht. Sie lehnte den Kopf an seine Brust, er setzte sich, zog sie auf seine Kniee und küßte ihr die Thränen von den Augen, bis sie erweicht, den Arm um seinen

Nacken legte; aber in Trunkenheit seines Glückes wußte er es jetzt dennoch, daß eine Kraft, die er nicht geahnt, sich barg in ihrem Innern, daß er mit Dolores nicht spielen dürfe, wie er gespielt mit anderen Frauen.

Die Glocke rief zur Mahlzeit.

»Komm«, sagte Dolores, »der Vater mag nicht warten!«

»Nur ein Wort noch!«, bat er. »Die Stimme, mit der Du zu mir sprichst, ist noch nicht die Deine. Was muß ich thun, damit ich wieder den süßen Laut, den geliebten Laut vernehme, den ich nicht entbehren kann?«

Ihre Augen sahen ihn freundlich an.

»Was Du thun sollst? Mich lassen, wie ich bin, und mir Alles lassen, was ich doch nicht lassen kann, auch wenn ich bei Dir sein werde, weit von hier!«

[2-319] »Alles, Alles, wie Du's willst, Geliebte, sei nur wieder Du selbst, meine Dolores! Sieh mich an, sprich, lächle und komm! Stecke den Stern wieder in Dein liebes Haar!«

»Du bist der Herr und sollst gehorcht sein!«, sagte sie in der Sprache des Landes, das sie mit ihm bewohnen sollte, und sie klang ihm doppelt süß von ihren Lippen.

Der Vater hatte sich, als sie hinzukamen, bereits am Theetisch niedergelassen. Polydor erbat Verzeihung für sein Zögern.

Darner sagte, man werde sich gewöhnen müssen, Dolores zu entbehren, und habe sie schon jetzt mit ihm zu theilen.

Die Frauen sahen sie darauf an, wie jener erste kleine Zwiespalt geendet haben mochte; aber das weiche, hingebende Lächeln der Braut, die überwallende Zärtlichkeit des Bräutigams sprachen für sich selber; und es gab, da Polydor wieder nur vierundzwanzig Stunden verweilen konnte, viel Nothwendiges zu berathen, was schriftlich kaum abzumachen war, da eine so weite Entfernung die Ostsee von dem mittelländischen Meere trennte, und selbst eine Estafette mit allem ihrem Kostenaufwand für Anfrage und Antwort die Zeit von mehr als vierzehn Tagen in Anspruch nahm.

Wollte Polydor nicht wie ein Courier den Raum durchmessen,

so mußte er sich gleich trennen von seiner Braut, um die Frau, wie er es wünschte, bei sich empfangen zu können. Da man die Hochzeit schon auf die Mitte des August angesetzt, so hatte auch Darner mit den Seinen sehr bald von Königsberg aufzubrechen; denn die Frauen sollten nicht ermüdet werden, die Sommerhitze erheischte doppelte Vorsicht. Darner war auch der Ansicht, daß jeder Kaufmann, [2-320] dessen Geschäfte weit hinausreichten in die Welt, zur Zeit des von Napoleon geplanten Kongresses, dessen Folgen nicht vorauszusehen waren, an seinem Platz in seinem Hause sein müsse, um allen Möglichkeiten begegnen, die günstigen Aussichten benützen, den bedrohlichen vorbeugen zu können.

Daß man bei der Reise und bei der Hochzeit auf Frank zu verzichten habe, hatte schon in Königsberg zwischen den Männern festgestanden, und ebenso, daß auf die Anwesenheit von Joannu's Vater und Bruder nicht zu rechnen sei. Um so mehr aber wünschte Dolores, daß Justine ihr nicht fehlen möge. Auch diese meinte jedoch, es ablehnen zu müssen. Sie hatte sich sonst wohl gemeinsam mit den Schwägerinnen in dem Gedanken an weite Reisen, an Reisen nach Italien gewiegt; nun die Aufforderung zu einer solchen an sie herantrat, stellte sich ihre Besorgniß vor der weiten Entfernung, vor der langen Trennung von ihrem Manne und vor Allem von ihrem Kinde als ein Hinderniß dazwischen. Sie erklärte, den Knaben unmöglich hier auf dem Lande allein zurücklassen zu können.

»Wer sagt Dir denn«, fragte Darner, »daß er hier bleiben muß? Oder glaubst Du, Tochter, daß ich mich weniger um ihn und seine Erhaltung sorge als Du, daß ich nicht an ihn und seine Sicherheit gedacht habe? Hier natürlich kann er nicht bleiben. Er muß in die Stadt, zu seinem Vater, in das Haus, in dem Du ganz ohne Mutter erwachsen bist; und die Frau, die Dich in demselben gehütet, als Du so alt gewesen bist wie er, wird auch ihn versorgen!«

»Die Göttling? die ist ja gebunden!«, rief Justine, überrascht von dem Gedanken.

»Gebunden freilich, aber zu entbehren!«, antwortete Darner.

»Schreibe ihr, daß ich, daß wir es [2-321] wünschen, ihr Lorenz anzuvertrauen. Sie wird mit Freuden dazu bereit sein, ihn zu übernehmen. Schreibe, wenn Du willst, auch Deinem Onkel. Er wird die Forderung nicht abweisen, wenn Du sie stellst, wenn Polydor sie ihm in Deinem und meinem Namen überbringt.«

Die Schwestern jubelten dem Plane zu, er leuchtete auch Justinen ein, ihre Reiselust kam dazu. Konnte sie mitgehen, so war es nur unter diesen Voraussetzungen möglich. Sie meinte jedoch, ihre Aussöhnung mit ihrer Familie nicht damit beginnen zu dürfen, daß sie ein Opfer von ihrem Onkel heischte, welches ihm schwer fallen könne.

»Kein Bedenken darüber, Justine!«, sagte er; »Dein Onkel und Dein Vetter brauchen uns und Polydor, und wir brauchen Madame Göttling für ein paar Monate. Sie werden fertig werden auch ohne sie; und Du sollst Dolores mit mir in ihre künftige Heimat geleiten, wie Polydor es wünscht und Frank mit ihm.«

Die Seinen kannten den Ton, der keine Widerrede zuließ. Venedig lockte, alle Theile zeigten sich befriedigt, selbst die Aussicht, morgen der alten Freundin schreiben zu können, war erfreulich; und wie man dann befreiten Sinnes Einzelheiten über Einzelheiten durchsprach und berieth, rief mit einemmal Dolores:

»Von allem Möglichen wird geredet und an alles Mögliche wird gedacht, nur an unsere schöne Fahne denkt kein Mensch mehr! Was haben Sie denn gesagt, Vater, als sie Ihnen schon von ferne das ›Willkommen zu Hause!‹ entgegengewinkt hat?«

»Ich habe dem Postillon befohlen, schnell zu fahren, damit sie bald herunterkam von meinem Dache.«

[2-322] »Unsere schöne Fahne?«

»Der Vater hat sie abnehmen lassen!«, bedeutete Virginie, sich entsinnend, daß die Schwester dem Vorgange nicht beigewohnt.

»Unsere Fahne, die deutschen Farben?«

Der Vater lachte.

»Es giebt gar keine deutschen Farben und keine deutsche Flagge, weder auf dem Lande noch zur See; und unter fremder

Flagge oder gar unter einer Phantasieflagge lebt man nicht und fährt man nicht. Aber wer hat Dir, Euch Allen denn die Mär erzählt von Deutschlands Fahne und von ihren Farben?«

»Eberhard!«, stieß Dolores hervor, erröthend vom Scheitel bis zur Brust, da sie den Namen ausgesprochen.

Polydor entging das nicht und ebensowenig ihre Verwirrung, als er sie darauf ansah.

»Wer?«, fragte er.

»Ein Baron Stromberg, ein Freund meines Sohnes, ein wackerer Mann, aber leider ein Phantast!«, antwortete der Vater schnell und setzte dann, gegen die Seinen gewendet, hinzu: »Legt die Legende von den drei Farben und von der deutschen Fahne zu den andern Märchen und Phantasien, mit denen er Euch unterhalten hat und die auch in der Luft hingen, wie Euer Spielzeug heute.«

Man stand auf, da der Vater das Zeichen dazu gab, und ging ins Freie.

Eberhard von Stromberg! Den Namen hatte sich Polydor gemerkt. Als man sich dann trennte für die Nacht, küßte er Dolores noch einmal.

»Träume von mir!«, bat er und er betonte das letzte Wort so eigenthümlich, daß es Dolores auffiel.

Oben auf ihrem Zimmer blieb sie stehen und sah sich um.

[2-323] Virginie fragte, was sie suche.

»Mich!«, gab sie zur Antwort. »Wenn ich denke, daß wir in wenig Tagen fortgehen werden, daß Ihr dann wiederkommen werdet ohne mich, und wie Du allein hier wohnen und mich suchen wirst und ich Euch suchen werde in dem Palast, ohne Euch zu finden — Scheiden ist gar zu hart.«

Virginie sprach ihr Muth zu.

Dolores unterbrach sie bei den ersten Worten und in lebhafter Rede erzählte sie der Schwester Alles, was zwischen ihr und ihrem Bräutigam vorgekommen war.

»Aber weshalb hast Du das gethan, weshalb hast Du das Stirnband abgelegt?«

»Ich that's mit Absicht, ich war nahe am Weinen, als ich sah, daß Polydor mir zürnte; aber Ihr hattet mich auch vor ihm wieder ein verzogenes Kind genannt, ich wollte das nicht mehr sein, ich wollte ihm zeigen, daß ich es nicht mehr bin. Ich war zornig über seinen Zorn. Er sollte sehen, daß Diamanten mir nichts werth sind, daß man mich mit ihnen nicht gewinnt und nicht beglückt. Ich haßte sie in dem Augenblick und wollte sie von mir werfen ihm zum Trotz.«

»Und was hat Polydor dazu gesagt?«

»Zu Füßen ist er mir gesunken voller Zärtlichkeit, da er gesehen hat, daß seine Diamanten mich nicht glücklich machen, und er hat mich angesehen mit seinen schönen Augen, mit seinem guten Gesicht. Denn er ist nicht wie der Vater und — die Anderen, — die nur ein Gesicht haben. Er hat zwei, und das eine lieb' ich, das andere — vor dem andern hab' ich Furcht.«

»Ich bitte Dich, Dolores, sprich nicht so, rege Dich nicht so auf; auch Du hast heut ein anderes Gesicht, ich kenne Dich nicht wieder.«

[2-324] »Ich kenne mich selbst nicht mehr, ich liebe Polydor! Ich denke immerfort an ihn, ich sehne mich in seine Arme und träume von ihm in der Nacht. Das Herz klopft mir, sowie er kommt; ich mag nicht, daß er geht, ich sehne mich neben ihm in seinem Hause, allein mit ihm; und sieh, Virginie, wenn ich mir nicht immer sagte, daß ich kein Kind mehr sein darf, und daß mich Tausende beneiden werden um mein Glück und seine Liebe — ich könnte aufschreien und weinen wie ein Kind, immerfort, immerfort! Wäre unsere Mutter nur nicht von uns fortgegangen!«

Virginie wurde immer rathloser.

»So weine Dich aus«, sagte sie und umschlang die Schwester, »Du hast Dir die Nerven überreizt und es ist spät; laß uns zur Ruhe gehen, Du mußt schlafen!« Sie nahm ihr dabei das Geschmeide ab und fing an sich zu entkleiden, Dolores folgte ihrem Beispiel.

Als sie zu Bett gegangen war, trat die Schwester noch einmal an sie heran, sie liebkosend und küssend.

Du wiegst mich ein wie Justine ihren Lorenz; küsse mir auch noch die Augen, wie sie es ihm thut. So, nun mache ich sie nicht mehr auf, denn ich will träumen von Polydor. Er hat mich ja darum gebeten, und er kann so zärtlich sein. Gute Nacht, mein anderes Ich!«

Nach einer kleinen Weile war es still in der Stube. Virginie hörte die ruhigen, tiefen Athemzüge der Schwester, die schnell eingeschlafen war; aber sie wachte lange und mit schwerem Herzen.

[2-325]

Sechsunddreißigstes Kapitel

So früh auf?«, fragte Darner, der wenig Schlaf bedurfte und sich immer vor allen Anderen erhob, als er, an Justinens Zimmer vorübergehend, die Fenster auch bei ihr schon offen und sie an ihrem Sekretär erblickte.

Sie erhob sich und sagte, Lorenz sei wie der Großvater, er habe sie früh geweckt und sie habe die Stille und Frische des Morgens benutzen wollen, ihrem Manne, dem Onkel und Madame Göttling zu schreiben.

Der Vater lobte das, bat sie aber, für ein paar Augenblicke zu ihm hinauszukommen. Sie gehorchte, er bot ihr den Arm, und wie er dann vor dem Hause mit ihr auf und nieder ging, sagte er:

»Ich weiß, Tochter, daß man sich auf Dich und Deinen Takt verlassen kann, und ich spreche es Dir gern aus, daß ich mich in Dir nicht geirrt habe, daß Du gewesen bist und gehalten hast, was ich von Anfang von Dir erwartet. Was Du der Göttling zu schreiben denkst, wirst Du nach Deinem Ermessen und nach der Kenntniß machen, die Du von ihr hast. Sie wird glücklich genug sein, von dem Wege, den sie thöricht eingeschlagen, mit so guter Art zu uns zurückkehren zu können. Mit Deinem Onkel ist es ein Anderes. Ich habe ihm die Hand geboten, weil er Hilfe nöthig hat und weil ich weiß, daß ich Dir eine Genugthuung damit bereite. Zeige Dich ihm anhänglich, denn er hat gut für Dich gesorgt bis Du die Unsere geworden bist, aber wäge Deine Worte; weder er noch sein Sohn dürfen darüber im Unklaren sein, wer die Verzeihenden, die Gewährenden sind. Du schuldest das mir, Deinem Manne und Dir selbst.

[2-326] »Wollen Sie, daß ich Ihnen den Brief zeige, lieber Vater?«

»Nein, ich verlasse mich auf Dich; nur über unsere nächsten Einrichtungen will ich Dich unterrichten. Ich habe mir die Sache in der Nacht zurechtgelegt: wir müssen morgen in acht Tagen auf dem Wege nach Venedig sein. Polydor soll Dich, den Knaben und Virginie morgen zur Stadt geleiten. Ihr nehmt den großen Wagen. Du hast dann noch eine Woche mit Mann und Kind für Dich, kannst zu Kollmann gehen, die Göttling bei dem Knaben einrichten. Nächsten Dienstag Abend folge ich Euch mit Dolores nach, und ich wünsche, daß die Kollmanns am Mittwoch unsere Gäste sind, sie allein. Was für Dolores nöthig sein könnte, werdet Ihr besorgen. Am Donnerstag reisen wir. Und nun geh, Tochter, und schreibe Deine Briefe; ich will den Wagen nachsehen lassen noch vor dem Frühstück. Ich verlasse mich auf Dich!«, wiederholte er.

»Das können Sie, Vater, denn ich verstehe Sie vollkommen in allen Ihren Anordnungen.«

»Das hatte ich erwartet!«, entgegnete er ihr, ohne daß es zwischen ihnen ausgesprochen ward, weshalb er Dolores allein bei sich zurückbehielt. »Ich denke, auch der Junge, den Frank und Du mir gegeben, soll nicht aus der Art schlagen und Verstand und Festigkeit haben wie ich, wie Frank und Du.«

Stolz auf sein Lob, denn er lobte selten, ging Justine in ihr Zimmer. Die langen Briefe waren durch die neuen Anordnungen überflüssig geworden. Die beiden Billette, welche nach der Ankunft in der Stadt in das Kollmann'sche Haus zu senden waren, um das bevorstehende Wiedersehen und das zu stellende Verlangen einzuleiten, waren bald in des Schwiegervaters Sinn geschrieben. Justine hatte sich dabei [2-327] mit ihrer Zurückhaltung gegen den Onkel keinen Zwang aufzuerlegen. Sie hatte es bitter empfunden, wie die Ihren sie nach ihrer Verheirathung aus Hochmuth aufgegeben; und grade in dem Augenblicke der beabsichtigten und von ihr gewünschten Aussöhnung tauchte die Erinnerung an jenen Morgen wieder deutlicher, als es ihr lieb war, in ihr auf.

Als dann aber die Familie sich zusammenfand, waren alle

Stirnen frei und hell wie der Tag, der über ihnen leuchtete. Die schlafreiche Nacht hatte Dolores beruhigt. Virginie sprach ihr von dem vergangenen Abende nicht, sie selber mochte sich nicht an ihn erinnern, auch Polydor sollte ihn vergessen; und wie wenig sie sonst daran dachte, ihre Schönheit durch ihre Kleidung noch mehr zur Geltung zu bringen, hatte sie an dem Morgen einen Anzug angelegt, dessen offene Aermel ihre schönen Arme zeigten und das ungeflochtene Haar mit blauen Bändern so zusammengenestelt, daß es mit seinem weichen glänzenden Gelock ihr Stirn und Wangen umspielend, auf ihre Schultern und auf ihre Brust herniederfloß. Polydor sollte sie schön finden, sollte sehen, daß sie des Schmuckes entrathen könne; und da er im Verkehr mit Frauen ein guter Beobachter geworden war, erkannte er ihre Absicht auch bei dem ersten Blick. Sie entzückte ihn und sein Entzücken befreite ihr das Gewissen und das Herz.

So sorglos heiter war man seit der Verlobung nicht beisammen gewesen.

Dolores, die bis dahin, wenn sie von Polydor gesprochen, ihn immer nur mit diesem Namen bezeichnet, nannte ihn heute, wenn sie von ihm redete, ihren Bräutigam und lächelte fröhlich, wenn sie das Wort gesprochen hatte. Der zuversichtliche Familienton beherrschte das Gespräch. Aber die für den [2-328] nächsten Morgen unerwartet festgesetzte Abreise von Justine und Virginie gab den Beiden viel zu schaffen. Sie entfernten sich also bald. Auch der Vater arbeitete in seinem Zimmer, weil eine Anzahl Briefe und seine sonstigen Aufträge für das Geschäft morgen nach der Stadt mitgenommen werden sollten, und das Brautpaar blieb also fast den ganzen Tag sich selber überlassen.

Polydor war dessen froh. Er wich nicht von der Seite seiner Braut, er genoß sich in der Fülle der geistreichen Liebenswürdigkeit, mit welcher er sie überschüttete; und da er in der Gesellschaft von Petersburg, Paris und Venedig, in der er von früh an gelebt, jungen Mädchen und vor Allem einem Mädchen wie Dolores nie begegnet war, machte es ihm Vergnügen, daß er auch

auf sie seines Eindrucks nicht verfehlte.

Am Nachmittag führte er sie nach dem Pavillon auf der Düne hinaus. Der Weg war nicht weit, das Ziel bald erreicht. Das breite, schützende Dach, die bequemen Sitze luden zum Ruhen ein. Arm in Arm, wie sie gegangen waren, ließen sie sich nieder. Unabsehbar breitete das Meer sich vor ihnen aus in tiefer Stille, keine Welle auf seinem Wasser, kein wehender Hauch vom Himmel, dessen tiefes Blau sich spiegelte in der weitgebreiteten Fläche. Aber das Wasser und die Luft und der weiße Ufersand funkelten im Sonnenlicht, die Wärme zitterte und flimmerte in der Luft und strahlte zurück von dem trockenen, durchglühten Sand der Düne.

»Hier ist's schön!«, sagte Dolores.

»Ja, hier ist's schön«, wiederholte Polydor, »denn hier habe ich Dich allein für mich, und ich werde die Stunden zählen, bis zu der ersehnten, in der es mir wieder so gut wird wie hier. Sieh«, fuhr er [2-329] fort, »sieh, dort hinten ganz am Rand des Horizontes liegt ein Schiff; siehst Du's? Die Windstille hat es gebannt, es hat die Segel eingezogen. Wäre ich ein Zauberer, wäre ich ein Gott, ich ließe den Wind aufstehen, daß er es zu uns brächte, und jetzt gleich, in dieser Stunde führte ich Dich mit mir fort!«

»Wenn Du das könntest!«

»Dolores, wie beseligt mich der Wunsch!«, rief er und zog sie an sich.

»Ja«, sagte sie, »gleich fort mit Dir, dann wär's geschehen, dann wär's vorbei, das Scheiden, das Trennen, dann wär's gut! Wenn es käme, das Schiff! Versuch es, ruf es, vielleicht kommt es, und dann laß uns ziehen!«

Aber er rief es nicht. Ihre Worte durchfröstelten ihn, und es half ihm nichts, daß er sich sagte, ihre Empfindung sei berechtigt, denn sie habe zu scheiden von dem Vaterhause und von den Ihren, um einem Fremden in ein fremdes Land zu folgen. Der Gedanke, daß noch ein anderes Scheiden ihr das Herz belaste, quälte ihn. Er hätte den Namen nicht kennen mögen, der gestern vor ihm

ausgesprochen worden. Wie ein böser Zauber hatte er ihn aus dem Traume des höchsten Glücks erweckt. Er hatte das Leben erprobt von seinen Höhen bis in seine Tiefen. Liebe, Leidenschaft, sinnlicher Genuß, Alles war ihm zu Theil geworden. Seiner Person und seinem Reichthum hatte er Eroberungen aller Art, Täuschungen und Enttäuschungen die Fülle zu verdanken gehabt. In Dolores hatte er zu finden geglaubt, was er nie zuvor besessen: ein durch keine Erinnerung entweihtes Herz, das ganz und ungetheilt, allein ihm eigen. Er war bereit gewesen, sie dafür anzubeten. Wenn sie Gedanken, eine Sehnsucht hatte, die sich auf Andere, auf einen Andern richten [2-330] konnten als auf ihn, so konnte er sie immer noch lieben, schön, bezaubernd finden, heiß begehren; aber sie war nicht mehr sein Ideal, um das er seine ganze Vergangenheit vergessen wollte. Sie war ein Weib wie andere auch — und er hatte wieder eine Enttäuschung erlitten. Er schalt sich einen Schwärmer, einen Phantasten, und erkannte es sich doch als einen Vorzug an, daß er ein solcher noch zu sein vermochte; und er, der immer rasch Entschlossene, war ungewiß, ob er aussprechen solle, was er empfinde, ob er in den Augen des Mädchens, das seine Braut war, seine Frau werden sollte, dadurch gewinnen oder verlieren werde. Er hätte es wissen mögen, ob ein Anderer vor ihm diese feuchtschimmernden Augen in vorahnendem Bangen auf sich gerichtet gesehen, ob eines Andern Arm den schlanken Leib umfangen, ein Anderer vor ihm die schwellenden Lippen berührt. Und er wagte die Frage nicht zu thun, aus Furcht, zu erfahren, was ihm das Glück zerstören könnte, an das zu glauben er begehrte.

Sein ungewohntes Schweigen fiel ihr auf.

»Woran denkst Du, Polydor?«, fragte sie ihn.

»Und Du?«, entgegnete er ihr, aus seinem Sinnen aufgerufen.

»Ich dachte, daß es immer so warm und still sein wird bei uns in Venedig.«

»Engel, mein süßer Engel, mein Abgott!«, rief er, von den beiden schlichten Worten »bei uns« hinweggehoben über all sein

Zweifeln. »Ja, es wird schön sein und hell immerdar bei uns, wenn Deine Augen über mir leuchten! Thor, der ich war, der Schatten eines Traumes quälte mich, und ich hielt das blühende Leben in meinen Armen!«

»Wovon sprichst Du? Ich verstehe Dich nicht!«

»Das sollst Du auch nicht, nur glauben sollst [2-331] Du, daß ich Dich liebe, daß Du mir eine zweite, schönere Jugend giebst, und versprechen, fest versprechen sollst Du mir, daß Du nichts behalten willst für Dich allein, daß jeder Deiner Gedanken, jeder Deiner Träume mein sein soll, mein allein! Versprichst Du mir das, meine, meine Dolores?«

»Ja, gewiß!«, sagte sie, überrascht und hingenommen von so viel Leidenschaft und über sich selbst erstaunt, weil sie es war, die ihn, ohne zu wissen wodurch, aus seinem Sinnen in diesen Freudenrausch verwandelt.

Sie lehnte mit ihrem Kopf an seiner Brust, seine Hand ruhte auf ihrem Herzen, sie fühlte seinen Athem auf ihrer Stirn, seine Liebesworte klangen in ihr wieder. Er hatte ihr nie so gut, so ganz gefallen; und so sollte es immer sein fortan, fortan, wenn sie bei ihm sein würde in Venedig.

Die Segel des fernen Schiffes waren aufgezogen, der Wind, der sich am Ufer leise fühlbar zu machen begann, mußte stärker sein auf hohem Meer, er hatte die Segel geschwellt. Langsam, langsam zog das Schiff dahin gen Westen.

»Daß ich es rufen könnte, daß es uns mit sich nähme, Dich und mich!«, sagte Polydor, das frühere Wort seiner Braut jetzt vollen Herzens zu dem seinen machend.

Und als sie am andern Morgen von einander schieden, als sie von ihr gingen, die Schwester und Justine und das Kind und Polydor, da galten die Thränen von Dolores vor Allen ihrem Bräutigam und ihr »Auf Wiedersehen!« ihm vor Allen.

Siebenunddreißigstes Kapitel

Darners Voraussicht, der scharfe Verstand, der auch in seiner Vaterliebe vorwaltete, hatte Alles wohl berechnet. Unter seinen Augen sollte Dolores sich an die Trennung von der Zwillingsschwester gewöhnen, von der sie bis dahin nicht einen Tag entfernt gewesen war. Sie sollte es lernen, daß man einsame Stunden haben und wie man sie für sich selber ausfüllen und nutzbar machen könne; und in der Stadt sollten Frank und Justine mit dem Onkel und mit dem Vetter zusammentreffen, bevor er selber Kollmann wieder als geladenen Gast, in dem Raume empfing, aus welchem dieser mit einer Beleidigung gegen Darner und seinen Sohn geschieden war.

Wie man es verabredet, hatte Polydor sich gleich nach der Ankunft in der Stadt zu Kollmann begeben, um als ein Angehöriger der Darner'schen Familie, als Justinens künftiger Schwager, die Briefe an den Onkel und Madame Göttling in Person zu überbringen.

Mit der ihm gebührenden Zuvorkommenheit empfangen, zeigte er sich, da man die Briefe in seinem Beisein schicklicherweise nicht lesen konnte, von dem Inhalt derselben unterrichtet, den er sofort besprach, um im Voraus für die Gewährung von Justinens Wunsch zu danken, da sie ja ihm und seiner Braut, zu Statten kommen solle.

Er verkehrte mit John, den man herbeigerufen, wie mit einem alten Bekannten, drückte Madame Göttling seine Achtung für die Erziehung der drei Darner'schen Damen aus, rühmte die Liebe, mit welcher sie ihrer gedächten, erwähnte, wie er sogar darauf gesonnen, die mütterliche Freundin seiner Braut Herrn [2-333]

Kollmann abwendig zu machen, um seiner jungen Frau in Venedig eine so erprobte Gesellschafterin an die Seite stellen zu können, und fügte mit Verbindlichkeit hinzu, Herr Kollmann habe es allein sich und seiner Frische und Rüstigkeit zuzuschreiben, wenn er auf jenen allerdings etwas selbstsüchtigen Gedanken verfallen sei; denn zwei Männer, wie Kollmann Vater und Sohn könnten sich in jedem Fall und auf doppelte Weise Ersatz für Madame Göttling schaffen, die ihm so unschätzbar sein würde, als sie in diesem Augenblicke für Madame Frank Darner unentbehrlich sei.

Mit der sichern Gewohnheit eines gewandten Geschäftsmannes hatte er getrachtet, allen Einwendungen zu begegnen, bevor sie ihm gemacht werden konnten, und Jeden dabei in die Lage versetzt, sich durch die Forderung, die man an ihn stellte, geehrt, geschmeichelt und daneben fast in der Unmöglichkeit zu finden, sie abweisen zu können.

Kollmann versicherte, daß es ihm lieb sei, wenn seine Nichte und deren neue Familie es anerkennten, wie gut er für sie gesorgt, indem er seine verwaiste Mündel dereinst Madame Göttling anvertraut, und wie Herr Darner es gewiß nicht zu bereuen gehabt, daß er, Kollmann, zur rechten Stunde Justine in seine und seiner Frau Obhut genommen und ihm Madame Göttling zum Schutz seiner Töchter überlassen habe.

Madame Göttling, stolz und gerührt, sich so anerkannt und begehrt zu sehen, versicherte, Herr Joannu habe vollkommen Recht, Herr Kollmann sei rüstiger als mancher junge Mann. Einer Gesellschafterin bedürfe er gar nicht, es würde ihm vielmehr recht gesund sein, wenn er mehr unter Leute ginge als bisher. Die fortdauernde Kränklichkeit seiner Frau und die treue Rücksicht, welche er stets für sie ge[2-334]nommen, hätten, wenn sie darüber eine Meinung äußern dürfe, ihn viel zu früh an das Haus und den Lehnstuhl gewöhnt, und da Herr John ein ebenso guter Sohn sei, lebe er dem Vater zu Liebe auch zu abgeschlossen von der jungen Welt. Dazu sei der Weg von dem Darner'schen nach dem Kollmann'schen Hause so gering, die Dienstleute in dem letztern

von der verstorbenen Frau und von ihr so zuverlässig eingeschult, daß man sich auf dieselben verlassen dürfe, umsomehr als sie ja selbst täglich nach dem Rechten zu sehen vermöchte, wenn es Herr Kollmann so wünschen würde; und daß sie Justinens Lorenz wie ihren Augapfel hüten würde, das wisse Justine, sonst würde sie bei ihrer Gewissenhaftigkeit gar nicht an das Fortgehen denken; darauf kenne sie Justine, und ebenso auch Virginie und die Braut des Herrn Joannu, die sanfte, geliebte Dolores.

Nach wenigen Minuten war, ohne daß eine bestimmte Zusage gegeben worden wäre, die Angelegenheit zu allseitiger Zufriedenheit abgemacht. Es war Kollmann recht, daß Justine sich ihm mit einer Bitte nahen mußte; Darner hatte ihm diese Genugthuung gegönnt, da der Onkel sie ihr nicht abschlagen konnte, und es ihm vor Allem auf die Erreichung seiner Absicht ankam.

John fand durchaus richtig, was Madame Göttling über das Leben in seinem Vaterhause geäußert. Er versprach sich eine angenehme Abwechslung im Verkehr mit Justine, mit ihrem Manne und mit Virginie, die ja auch schön und reizend war wie wenig Andere, und für das Erste noch bei ihrem Vater blieb; und Jeder von den Dreien übertrug seine Zufriedenheit auf Polydor, der Alle wieder einmal im Fluge für sich eingenommen hatte. Er erbat sich, bevor er sich empfahl, Grüße für Madame [2-335] Justine, versicherte, er gebe die Hoffnung nicht auf, daß Herr Kollmann ihm noch einmal selber Madame Göttling nach Venedig bringen und es seiner Frau möglich machen werde, ihnen die Lagunenstadt zu zeigen; dann lud er John ein, ihn noch zu begleiten, der das sehr zufrieden war, und man trennte sich in bestem Einvernehmen.

»Ein geborener Diplomat!«, sagte Kollmann, als Polydor das Zimmer verlassen hatte, während er den Brief der Nichte vorsichtig mit dem Falzbein aufschnitt; aber der Ton, mit welchem er das Urtheil aussprach, war ein befriedigter. Es kam ihm, Konrad Kollmann, zu, daß ein Joannu sich um ihn bemühte, es gehörte sich so!

Madame Göttling theilte seine Meinung.

»Ja, von dem können sie Alle lernen«, sagte sie, »Herr Frank, und wenn Sie es nicht übelnehmen, Herr Kollmann! auch Ihr Herr Sohn. Fein wie ein Franzose, vornehm wie ein Engländer und so verbindlich, so vorsorglich für das geliebte Mädchen. Gott, wie ihr Glück mich freut!« Sie trocknete sich die Augen vor Freude und vor Rührung.

Unterdessen waren Polydor und John die Straße hinabgegangen, und Polydor hatte mit derselben Leichtigkeit, mit welcher er eben die Familienangelegenheit behandelt, des Geschäftes gedacht, das John am Herzen lag. Vor dem Darner'schen Hause blieb John stehen.

»Kommen Sie nicht mit hinauf?«, fragte Polydor, als ob Jener ein täglicher Gast des Hauses gewesen wäre.

John zögerte, der Einladung zu folgen.

»Sind Sie so mißgünstig?«, fragte Polydor abermals.

»Mißgünstig, was meinen Sie damit?«

[2-336] »Sie wollen es mir nicht gönnen, mich für die Gastfreundschaft dankbar zu beweisen, die ich in meines Schwagers Haus genossen, indem ich Sie ihm und seiner Frau zuführe. Bedenken Sie, es ist der letzte Abend vor meinem Fortgehen, und — à bon entendeur demi mot! Sie machen sich, wenn Sie kommen, in doppelter Weise nützlich.

»Gern, aber wie das?«

Polydor zog die Augen ein wenig zusammen und lächelte.

»Die Stufen, die Sie heute ersteigen, steigt morgen Madame Justine freiern Herzens hinab und Ihr Herr Vater leichter hinauf.«

»Sie können Recht haben, und man soll sich das Leben erleichtern, wenn man kann.«

»Voilà, das ist die wahre Philosophie, zu der auch ich mich bekenne. Thun, ergreifen, was uns freut; liegen lassen, von uns werfen, was uns hindern könnte! Denn — das Jenseits in allen Ehren — man lebt doch nur einmal in dieser besten aller Welten und muß ihr abzugewinnen suchen, was sie uns zu bieten hat.«

»Gewiß«, bekräftigte John, »und daß ich es Ihnen gestehe, es ist mir auch lieber, den ersten Besuch für mich allein zu machen.«

»Man muß überhaupt keine Besuche zu Zweien machen«, erwiderte Polydor, »denn Einer steht dabei immer mit Nothwendigkeit im Schatten, und neben Ihrem Vater würde das Ihr Fall sein. Aber da sind wir!«

»Melden Sie uns bei Madame Darner!«, befahl John dem Diener, der ihnen entgegen kam.

»Nein, mich nicht, nur Herrn Kollmann!«

Der Diener gehorchte.

[2-337] »Sie wollen mich nicht in den Schatten stellen!«, scherzte John.

»Ich will nicht empfinden, daß ich im Vergleich zu Ihnen in der Familie von Frank Darner noch ein Fremder bin, und habe meine Sachen zusammenlegen zu lassen, denn ich breche mit dem Tage auf. In einer Viertelstunde bin ich bei Ihnen.«

John wußte ihm die Rücksicht Dank, aber die Art in welcher Frank und Justine ihm begegneten, war so einfach, daß sie die Anwesenheit jedes Zeugen wohl vertragen konnte. Kein feierliches Willkommenheißen, kein Rückblicken, kein Erklären oder Erläutern; die drei Menschen hatten einander nichts zu verzeihen, und John empfand es an der Einfachheit und dem Vertrauen, mit welchem auch Virginie ihm begegnete, daß sie nur in gutem Sinne von ihm sprechen hören. Allerdings gab es des Fragens, des Erzählens von beiden Seiten viel; aber es begann doch erst, nachdem John an des schlafenden Lorenz Wiege gestanden, nachdem Justine den Vetter durch das ganze Haus geführt, damit er sich in den gemachten Aenderungen zurechtfinden lerne und heimisch in demselben werde wie zuvor; und als dann auch Polydor hinzukam, als man zu Fünfen an dem Theetisch saß, als die drei vielgereisten, mitten in dem Geschäftsleben ihrer Zeit stehenden Männer ihre Erfahrungen und Meinungen austauschten, je nachdem der Zufall es bot, während Justine und Virginie hausfraulich am Theetisch walteten, fühlte John ein Behagen, eine

Heiterkeit, wie sie ihm jetzt im Vaterhause und schon lange vorher nicht mehr zu Theil geworden war. Er sprach das offen aus. Beide Eheleute, Frank sowohl als Justine, freuten sich darüber, und als er die Bemerkung machte, er [2-338] hoffe, Justine werde ihm helfen, den Vater wieder zu erheitern, der das recht nöthig habe, gab ihm Frank mit den Worten die Hand:

»Rechnen Sie auf uns Beide nach allen Seiten hin, es ist Verlaß auf uns.«

»Auch auf mich!«, entgegnete John.

»Das weiß Gott!«, fügte Justine hinzu und wendete sich dann wieder zu Polydor, der plötzlich in seinem Zwiegespräche mit Virginie inne gehalten, als der immer wache Scharfblick seiner Eitelkeit es ihm verrathen, daß sie ihm zuletzt nicht ausschließlich gefolgt war, daß das Gespräch der Anderen sie auch beschäftigte. Aber es bedurfte eben nur der Anregung von Justine, ihn fortfahren zu machen in seiner Schilderung des Lebens, das die Frauen in der großen Welt von Venedig führten und in dem Dolores sich, als an dem von der Natur für ihre Schönheit bestimmten Platze, wie in ihrer wahren Heimat fühlen werde.

Stolz auf seinen Besitz, freute es ihn, das Bild der Geliebten phantasievoll mit all' der ihrer wartenden Herrlichkeit vor seinen Hörern auszuschmücken. Er hatte sich damit einen glänzenden Schluß des Abends, einen glänzenden Abgang bereitet. Sie hatten ihm Alle wie einem der Improvisatoren zugehört, deren Kunst in Venedig kennen zu lernen man sich versprach, und es war spät geworden, bevor man sich trennte.

Frank geleitete den Gast noch auf sein Zimmer, nachdem sich John entfernt.

»Er ist wirklich ein Meteor in unserer nordischen Welt«, sagte Justine, während sie den Theekasten verschloß.

»Ja«, entgegnete Virginie, »aber ich wollte doch, er wäre ein Deutscher. Der Vater und Frank, der [2-339] Hauptmann und Eberhard — die sind doch Alle anders, und Dein Vetter auch!«

»Laß das Dolores nicht hören!«

»Was denkst Du von mir? Ich bin ja so zufrieden, daß sie ihn liebt, und sie wird wundervoll hineinpassen in die Säle seines Palastes und in das Festgewühl des Karnevals. Sie ist ja selbst wie Poesie und Sternenlicht; auf mich aber, das fühle ich immer mehr, ist des Vaters Art gekommen. Ich mag es machen, wie ich will, ich sehe den Dingen immer auf den Grund!«

»Und doch muß man sie nehmen, wie sie sind!«, entgegnete Justine.

»Ja! also morgen müssen wir beginnen, das Nöthige für die Reise zu besorgen, wenn Du bei Deinem Onkel gewesen sein wirst, und morgen in acht Tagen sind wir schon auf dem Wege.«

Sie hatten sich wieder einmal verständigt, ohne viel Worte über ihre Gedanken zu machen, und gingen denn auch am nächsten Tage Jede an ihre Aufgabe.

Gleich in der Frühe war Polydor abgereist.

Sobald es schicklich erschien, kam Madame Göttling zu Justine, ihrer Herzensfreude vollen Lauf zu lassen. Sie wiederholte immer wieder, daß ihr ihre Jugend wiedergegeben sei, nun sie wieder an derselben Stelle für ein geliebtes, für ein so schönes Kind zu sorgen habe, nur daß Alles noch viel herrlicher sei als dazumal, weil sie die Erinnerung an das ganze Glück der ersten Erziehung, die sie an dieser Stelle gemacht, als unverlierbaren Besitz im Herzen trage, und die Liebe einer Mutter, das Vertrauen eines Vaters sie einsetzen in ihr neues Ehrenamt. Sie bewunderte Alles von Herzen, auch die Tüchtigkeit, mit welcher Virginie sie ersetzte, und bewunderte [2-340] es um so mehr, als sie in den Leistungen ihrer beiden Pflegebefohlenen die Wirkungen ihrer eigenen Tüchtigkeit erkennen durfte. Thätig eingreifend, übernahm sie es sofort, alles Nothwendige für Dolores zu besorgen, und als dann die Stunde herankam, für die Justine sich bei dem Onkel angemeldet hatte, nahm Madame Göttling die Schlüssel an sich, als hätte sie das gestern und vorgestern und alle Tage so gethan.

Justine hatte erwartet, Frank werde mit ihr zu ihrem Onkel gehen, er lehnte es aber ab.

»So werde ich den Lorenz mit mir nehmen!«, schlug sie vor.

»Ebensowenig!«, entgegnete Frank. »Halte Dich an das, was der Vater Dir gesagt, und denke, daß man auch des Guten zu viel nicht thun darf. Es soll Friede geschlossen werden. Du hast es stets gewünscht und ich bin auch dafür; aber es ist kein Friede dauerhaft, bei welchem nicht beide Theile mit Selbstachtung ihre Rechte wahren. Die Politik bestätigt nur im Großen, was das Leben uns im Kleinen an jedem Tage darthut. Und nun gehe und lade Deinen Onkel ein. Er soll willkommen sein wie gestern John; aber kein unwahres Wort und keins zu viel, denn es müßte zurückgenommen werden, und das will ich nicht!«

Justine hatte ihm ernsthaft zugehört, dann lachte sie hell auf.

»Wie Du wieder einmal ganz und gar der Vater bist, in jedem Wort, in jedem Blick, in jedem Ton, mit Deinem: ›Ich will nicht!‹ und ›Ich will!‹ Schade, daß der Lorenz noch nicht reden kann; er würde mir so wie der Vater, so wie Du, genau und mit Recht dasselbe sagen; und ich bin gewiß, das erste Wort, das über seine lieben [2-341] Lippen kommen wird, wird wie das Eure lauten: Ich will!«

»Gott geb's!«, sagte Frank. »Und noch heute kaufe ich ein Petschaft für den Jungen und lasse darauf ›Ich will und kann!‹ graviren. Es soll sein Wahlspruch werden und der meine, wie der unserer Nachkommen! Dir aber soll die Ehre der Erfindung bleiben!«

»Ein Glück nur, daß Du mich gewollt hast!«, sagte Justine, ihn umarmend, dann schied sie von ihm mit den Worten: »Also, ich will und werde den Onkel ehren und Euch und mich, und der Friede soll dauerhaft geschlossen werden!«

Achtunddreißigstes Kapitel

Alles war abgethan und besorgt für die Reise. Madame Göttling hatte ihr Zimmer wieder bezogen, die Tage waren rasch vergangen. Für den Montag Nachmittag, welcher Darner und Dolores nach der Stadt bringen sollte, hatte der Goldarbeiter das Medaillon versprochen, das Virginie der Schwester mit ihrem Bilde mitzugeben wünschte. Der einzige geschickte Maler, den die Stadt besaß, hatte es in den wenigen Tagen auf Elfenbein gemalt. Es sollte Dolores Gesellschaft leisten, wenn die Ihren von ihr gegangen sein würden. Weil Virginie der Gedanke an die Trennung von der Schwester, je näher sie bevorstand, immer schmerzlicher zu werden begann, war sie in den letzten Stunden auf den Gedanken gekommen, die Innenseite der Kapsel, wie es die Mode mit sich brachte, noch mit einem Worte des [2-342] Andenkens zu schmücken; und weil das übliche Souvenir ihr für ihr Empfinden zu kalt erschien, entschloß sie sich, noch einmal selber zu dem Goldarbeiter zu gehen, um ihn zu fragen, ob es möglich sein würde, die Liebes- und Trostesworte: »Stets bei Dir!« noch bis zum Abend in den Deckel der Kapsel zu graviren. Der gefällige Mann machte einer so angesehenen Kundin keine Schwierigkeiten, und Virginie verließ seinen Laden sehr zufrieden.

Als sie aus der Thüre trat, standen Eberhard und der Hauptmann vor ihr. Sie kamen aus der nebenan gelegenen Buchhandlung. Virginie hatte Eberhard seit dem Anfang des Jahres nicht mehr gesprochen; auch den Hauptmann, der nach jener Erklärung von ihr nicht mehr so oft als früher in das Haus kam, hatte sie nach ihrer Uebersiedlung auf das Gut nicht mehr gesehen, und weil sie zur Stadt hinunter, jene hinaufzugehen hatten, war ein

Ausweichen kaum möglich. Dennoch wollte Eberhard mit einem Gruß an ihr vorübergehen, während der Hauptmann sich ihr nahte; aber wie von einer innern Gewalt dazu getrieben, kam Virginie ihnen zuvor, indem sie ihnen den guten Tag entgegenrief und dem Hauptmann die Hand bot.

»Sie wissen wohl gar nicht, daß meine Schwägerin und ich seit einigen Tagen in der Stadt sind?«, fragte sie.

Er antwortete, daß er eben durch dies Begegnen, eine angenehme Ueberraschung genieße, erkundigte sich, ob man seinen Glückwunsch zur Verlobung empfangen; und da Eberhard, wider seinen Willen durch ihre Anrede für den Augenblick festgehalten, doch nothwendig auch etwas sagen mußte, fragte er nach dem Ergehen der Damen, obschon die leere Redensart ihm wie ein Spott über sich selber klang.

[2-343] »O«, rief Virginie, »es geht uns Allen ganz vortrefflich! Wir haben mit dem Bräutigam meiner Schwester die schönsten Tage in Strandwiek verlebt. Nun ist er uns vorangegangen nach Venedig, wir folgen ihm übermorgen nach, der Vater mit der Schwägerin und uns Beiden; denn unser Brautpaar will bald wieder beisammen sein, und wir beiden Anderen freuen uns so auf Venedig. Aber ich muß fort! Leben Sie wohl und wünschen Sie uns eine glückliche Reise!«

Die Männer unterließen das Beide nicht; indeß die Enteilende hatte es noch gesehen, daß Eberhard blaß geworden war, und sie hatte sich des gefreut. Sie war stolz auf sich, zufrieden mit sich gewesen — um im nächsten Augenblick über sich zu erschrecken.

Vor wenig Tagen noch hatte sie Eberhards vor Justine mit dem Wunsche gedacht, daß Polydor sein möchte wie er, denn sie hatte ihn immer lieb und die beste Meinung von ihm gehabt. Jetzt aber, da sie ihn unerwartet vor sich gesehen, waren die Thränen der Schwester, der bangen mit ihr durchlebten Stunden, war alle Sorge um sie, ihr auf das Herz gefallen; und mit einem bittern Zorn gegen Eberhard war der Gedanke in ihr aufgestiegen, ihn auch leiden zu machen, wie Dolores um ihn gelitten. Dem Empfinden hatte sie

nachgegeben, hatte sich des wie einer That gefreut, den sichtlichen Schmerz des Getroffenen wie einen persönlichen Triumph genossen; und erst, als sie die beiden Männer nicht mehr sah, als sie allein ihres Weges ging, kam ihr die Frage: Was würde Dolores dazu sagen?, kam ihr auch die andere Frage: Was wird der Hauptmann von Dir denken?, und sie blieb sich auf beide Fragen die Antwort schuldig. Hätte sie den Blick gesehen, mit welchem Eberhard sich von ihr abgewendet, ihre [2-344] Wangen würden noch dunkler erröthet sein, ihr Herz noch heftiger geschlagen haben.

»Darnerisch Blut!«, rief der Hauptmann, der ihr mit den Augen folgte; »aber das muß man sagen, schön ist sie und Charakter und Muth hat sie für ihre achtzehn Jahre! Sie sah prachtvoll aus mit dem sonnenverbrannten Gesicht, und wie ihr die Augen blitzten, alle Welt!«

Eberhard erwiderte nichts auf die Bemerkung.

Als sie dann vorwärts gingen und er immer noch schweigend neben dem Hauptmann herschritt, nahm dieser abermals das Wort:

»Du hast von Deiner Angelegenheit mit Dolores nie zu mir gesprochen, obschon ich mehrmals versucht, Dich zum Reden zu bringen, und das hat mir auch den Mund geschlossen. Dich jetzt zu fragen, wie es zwischen Euch gestanden, würde Thorheit sein; aber ich bin ziemlich in der gleichen Lage wie Du, nur daß ich die Sache nicht aufgebe.«

»Du liebst Virginie! — Weiß sie es?«

»Jedes Mädchen weiß es, wenn man es liebt, aber Virginie hat mir nicht die Zeit gelassen, es ihr zu bekennen!«, antwortete ihm der Hauptmann, und erzählte ihm darnach, was sich zwischen ihm und Virginie ereignet hatte, hinzufügend, daß er seitdem das Haus ihres Vaters seltener besuche. »Ich war im ersten Augenblick von ihrer Geradheit betroffen, und jung, wie sie ist, beherrschte sie mich. Ich hatte Respekt vor ihr und bot ihr ehrlich meine Freundschaft an. Wie ich sie dann wiedersah, fand ich, wir hatten beide wie Kinder mit einer unreifen Frucht gespielt, die man

nachreifen lassen mußte in gemessener Zeit, um sie genießen zu können. Sie ist mit ihrem festen Herzen die geborne Soldatenfrau. Ich habe das heute wieder recht gesehen. [2-345] Selbst zur Offensive hat sie Muth; und mit solchem Mädchen behauptet man das Feld auch gegen dessen Vater. Man muß die Zeit nur walten lassen und auf dem Posten bleiben.«

»Du wirst Recht haben in Deinem Falle«, entgegnete ihm Eberhard, »der meine lag anders. Ich hatte nichts zu erwarten von dem Walten der Zeit; und weil ich meiner und der Geliebten Liebe zu mißtrauen hatte, mußte ich mir jede Möglichkeit entziehen, gegen meine Ehre und mein Gewissen zu handeln. Das wirst Du gesehen, wirst es Dir selbst gesagt haben, ich hatte Dir nichts zu vertrauen.«

Eberhards Ruhe verrieth, was er in sich überwunden und begraben hatte.

Der Hauptmann ehrte das, meinte jedoch, im Grunde müßte es ihm das Herz erleichtern, zu wissen, daß Dolores sich beruhigt habe.

»Wenn ich es glauben könnte!«, entgegnete Eberhard.

»Virginie ist wahrhaftig!«, versicherte der Hauptmann und erzählte ihm ein paar Fälle, in welchen er sie so erfunden.

»Wahrhaft sind sie Alle, der Vater, die Töchter, der vortreffliche Frank und seine Frau, und keiner von ihnen ist unedlen Sinnes. Es sind seltene Menschen, darum gerade hat mich's von Virginie so schwer getroffen. Dolores muß unglücklich sein, sehr unglücklich, wenn Virginie sich bis zu der Unwahrheit und Grausamkeit vergessen konnte; und die Zeiten sind leider vorbei, in welchen der Ritter sich auf sein Roß schwang, die schöne Bürgerstochter mit sich zu entführen in sein festes Schloß, oder mit ihr zu entfliehen in ein blühendes Dorado. Man sitzt am Schreibtisch, begleitet seinen Chef auf Inspektionen, thut seine Pflicht und Schuldigkeit, wird geachtet [2-346] und möchte sich selbst dafür verachten, daß man kein gewissenloser Schurke ist. Leb wohl!«

»Wo willst Du hin?«

»Wohin anders als in die Sitzung, wie es einem pflichttreuen Beamten zukommt!«, antwortete Eberhard hohnlächelnd über sich selbst. »Es freut mich ja, daß die Leute bei mir draußen jetzt zu essen haben, daß sie wieder unter Dach und Fach sein werden in dem nächsten Winter — aber ich erlahme in dem Tretrad meiner Pflichterfüllung.«

»Du allein«, fragte der Hauptmann, »und wir Anderen nicht? und die Königin nicht auch?«

»Du hast Recht«, entgegnete Eberhard; »mit sich selber wird man ja auch fertig, und ich war zur Ruh gekommen — aber sie? Laß uns nicht mehr davon reden, laß uns gehen!«

Inzwischen hatte Virginie ihr Haus erreicht und sich gleich zu Justine begehen, um ihr zu erzählen, daß sie Eberhard und den Hauptmann gesprochen und was sie ihnen gesagt.

Justine hatte das ohne ein Zeichen besonderer Ueberraschung angehört und gutgeheißen, hatte es das Schickliche genannt, war dann an ihre Geschäfte gegangen und hatte Virginie mit dem Bewußtsein zurückgelassen, daß etwas schicklich und dabei sehr unrecht, ja daß es spottschlecht sein könne durch den Sinn, aus welchem er hervorgegangen.

Weil ihr Gewissen ihr keine Ruhe ließ, hätte sie Jemand haben mögen, vor dem sie sich anklagen konnte. Sie hätte dem Hauptmann, der auch gegen sie ihre Wahrhaftigkeit stets gelobt, es sagen mögen, daß sie dies Lob nicht mehr verdiene, daß sie mit Absicht eine Unwahrheit gesagt. Sie wußte es am besten, welche Mühe es sie gekostet, Dolores zur Ergebung in den Willen des Vaters zu überreden, in [2-347] welcher Sorge sie um der Schwester Zukunft schwebte.

Und sie selber? Hatte der Hauptmann ihren Worten geglaubt oder hatte er sie durchschaut? Und wenn er sie durchschaut, konnte er ihr verzeihen, was sie seinem Freunde angethan, konnte er sie noch seiner Freundschaft würdig finden? Sie hatte immer gefürchtet, er könne sie für kalt, für herzlos halten! Und es war doch Liebe gewesen für Dolores, was sie heute gethan, wie es

Liebe — sie erschrak vor dem Worte und wiederholte es trotzdem — reine Liebe zu ihm gewesen war, die sie damals sprechen machen; und nun hatte sie auch seine Freundschaft auf das Spiel gesetzt!

»Freundschaft, Freundschaft!«, sagte sie laut und schlug dann mit der geballten Hand fest auf den kleinen Tisch, der vor ihr stand, daß das Nähkästchen und das Flacon auf demselben klapperten. »Freundschaft! ach, es ist ja Alles, Alles Lüge«, rief sie noch einmal, »und ich will nicht wieder lügen. Ich habe ja keine Virginie, die mir helfen würde in der Noth des Herzeleids, wie ich der armen Lora geholfen, und ich will nicht leiden so wie sie! Ich will es nicht!«

Damit stand sie auf, öffnete den Sekretär, nahm ein Blatt Papier und schrieb mit festen Zügen:

»Weil ich Sie nicht länger täuschen will, Herr Hauptmann, bitte ich Sie, glauben Sie mir nicht mehr. Ich habe Ihnen und dem Baron heute anders gesprochen, als ich dachte, und ich bin überhaupt nicht ehrlich gegen Sie gewesen. Erklären kann ich Ihnen das Alles nicht. Ich darf auch nicht einmal sagen: ›Glauben Sie mir das!‹ Denn weshalb sollten Sie mir noch vertrauen nach dem, was ich Ihnen eben freiwillig gestanden. Wir gehen übermorgen fort, vergessen Sie mich nicht …«

[2-348] Sie sprang von ihrem Schreibtisch auf.

»Bin ich denn von Sinnen!?«, fragte sie sich. »Wie darf ich Dolores verrathen? Wie kann ich einem fremden Mann schreiben, wie ihm eingestehen, was ich mir selber nicht gestehen durfte, was er aus jedem dieser Worte herauslesen muß? Und wenn er mir das glaubt, wenn er nach unserer Heimkehr nicht mehr in unser Haus kommt …«

Sie riß das Blatt in kleine Stücke und hätte am liebsten auch die Erinnerung an das, was sie gethan und geschrieben, aus sich heraus und in kleine Stücke reißen mögen; denn wenn sie es vergessen konnte, wenn sie weiter ihres Weges ging und ihres Amtes waltete neben ihrem Vater, dann blieb Alles wieder bei dem Alten und es

war ja Alles gut gewesen zwischen ihr und ihm. Nur vertrauen durfte sie nicht mehr auf sich und auf ihren scharfen Blick und auf ihr freies Herz. Sie hatte es ja nicht gemerkt, daß sie auf schwankendem Boden wie eine Nachtwandlerin einhergegangen war. Ein Gefühl demüthigender Scham bemächtigte sich ihrer. Sie hatte sich berechtigt und verpflichtet gehalten, Dolores zu leiten, und war nahe daran gewesen, sich zu verirren in ihrem Dünkel. Es war ein Glück für sie, daß sie alle jetzt von dannen gingen, daß hunderte von Meilen und viele Wochen sich legten zwischen sie und den Hauptmann. Sie hätte jetzt ihm nicht vor Augen treten mögen, auch dem Vater, auch Dolores nicht. Sie horchte auf! Sie sah nach der Uhr, es war später geworden, als sie es geglaubt. Der Schall des Posthorns kam näher, die Peitsche des Postillons schallte und knallte, der Wagen rollte vor das Haus — sie waren da!

Virginie eilte ihnen mit den Anderen entgegen.

[2-349] Es war ohnehin ein beständiges Kommen und Gehen gewesen in der letzten Zeit.

»Auch das ist gut, soll gut sein!«, sagte sie zu sich selber, aber in dem Augenblick, in welchem sie Dolores die Hand zum Willkomm bot, stürzten ihr die Thränen in die Augen und sie küßte die Schwester und hielt sie an sich fest, als wenn sie sie nicht wieder lassen wollte.

Die Einen bemerkten es nicht, die Anderen fanden ihre Rührung sehr natürlich, Dolores weinte treulich mit, und es war dann Virginie, welche über sie und sich und ihre Thränen lachte. Es gab auch mehr zu thun als zu weinen; denn Madame Göttling war da, mit dem Lorenz in den Armen, und Darner hatte ihr gesagt, daß sie willkommen sei in seinem Hause, und die Göttling hatte den Lorenz fortgegeben, um Dolores in ihrer überwallenden Freude die Augen zu küssen und die Hände, mit denen diese ihr die Wangen streichelte.

Es war Alles eine Freude, eine Hast. Dolores flog nach ihrem Zimmer, Justine zeigte ihr den Reisehut und den Schanzläuferrock von steinfarbenem Kaschmir, den sie ihr für die Reise hatte

machen lassen, und den Pompadour, der dazu paßte, und die Geldbörse mit vergoldetem Schloß, welche Polydor noch am letzten Abend für sie gekauft und die er durchaus noch hatte mit französischem Gelde füllen wollen, wenn sie ihn nicht mit dem Bemerken daran gehindert hätten, daß der Vater dies übelnehmen könne.

Dann wieder kramte Dolores in ihrer Kommode und an dem gemeinsamen Sekretär, um dies und jenes Andenken noch in die Koffer packen zu lassen.

Man kam nicht zur Besinnung, man ging aus einem Zimmer in das andere, aus einer Wohnung in die andere. Der Vater und Frank hatten sich in [2-350] das Komptoir begeben, der Thee sollte ihnen dort bereitet werden. Man bekam sie den ganzen Abend nicht zu sehen. Die Frauen blieben sich selber überlassen, bis die Männer spät von ihrer Arbeit kamen und Alles zur Ruhe ging.

Dolores war im Handumwenden eingeschlafen. Virginie wachte noch eine geraume Zeit.

»Vielleicht ist’s so, wie ich es gesagt, und ich habe wahrer gesprochen, als ich es glaubte!«, dachte sie, und ihr Herz wurde stille.

Neununddreißigstes Kapitel

Das wäre abgethan!«, sagte Kollmann, als er gemeinsam mit dem Sohne von dem Frühstück im Darner'schen Hause heimwärts ging.

»Ich verstehe«, erwiderte ihm John, »daß es Sie Ueberwindung gekostet, der Einladung nachzukommen, aber ich glaube, Sie haben sich über Niemand zu beklagen gehabt und können es nicht bereuen.«

»Nein! Darner hat sich betragen, wie es sich gebührte. Daß er Niemand sonst geladen, daß er der Begegnung den Anstrich eines Familienfestes gegeben und daß er mehrfach seiner hiesigen Anfänge und seiner Aufnahme in meinem Hause gedachte, das erkenne ich ihm an. Er ist ja Meister der Form, wenn er es will; und wo er seine Ueberlegenheit festgestellt hat«, setzte Kollmann mit einem Lächeln hinzu, »hat er die Zuvorkommenheit eines Souveräns.«

»Ich habe Sie seit meiner Heimkehr noch nicht so heiter gesehen als dort.«

»Das Haus heimelte mich mit Erinnerungen [2-351] aus alten Zeiten an, und Justinens Erzählungen von Deiner Mutter kamen dann dazu.«

»Sie waren alle bestrebt, Ihnen zu gefallen, Vater! und ich freue mich, daß es ihnen gelungen ist!«, sagte John, als sie die Treppe ihres Hauses hinanstiegen, aus dessen Thüre ihnen Madame Armfield entgegenkam.

»Sagen Sie, Herr Kollmann, habe ich recht verstanden«, rief sie, als sie zusammentrafen, »unsere gute Göttling ist bei Darners, und sie waren dort zu Tisch? Ich traute meinen Ohren nicht! Ich war gekommen, ihr zu sagen, daß wir morgen Sitzung haben bei der

Frau Hedwig, Sitzung vom Frauenverein, und ich weiß nun nicht — kann man denn da auch hingehen?«

»In den Frauenverein«, fragte Kollmann, wohl verstehend, was sie meinte, aber nicht zu antworten gewillt, »was sollte Sie daran hindern?«

»Ich glaube«, nahm John das Wort, »Madame Göttling wird nicht kommen können, wenn die Sitzung morgen zeitig stattfindet, denn sie reisen morgen.«

Madame Armfields Aufregung war im Steigen.

»Da wäre es doch vielleicht am besten, ich ginge heute noch, gleich jetzt zu ihr; man wird doch angenommen werden, sie wird mich doch sehen können?«

»Was soll das heißen, Frau Konsul?«, fragte Kollmann mit ernstem Ton.

»Ach, verehrter Freund, Sie wissen es ja, wir, daß heißt ich — wir haben ja das Haus seit damals nicht mehr betreten; wir haben ja, Sie wissen es ja, immer zu Ihnen gehalten, und — aber — wenn die Göttling wieder dort ist — und wenn Sie selber hingegangen sind …«

»So verpflichtet Sie das ebensowenig, hinzugehen, als es Sie hindert, es zu thun!«, entgegnete ihr [2-352] Kollmann, dem es der hastigen Neugier denn doch zu viel ward. »Sie wissen, meine selige Frau hat Ihre Freundschaft immer hochgehalten, und wissen auch, daß ich Ihres Mannes Freund bin; aber solidarisch verpflichtet sind wir nicht, und Madame Göttling und wir sind auch nicht identisch. Doch — ich darf Sie nicht länger aufhalten, Frau Konsul; zu Hause finden Sie die Damen wohl um diese Zeit!«

»Ah«, dachte Madame Armfield bei sich selbst, während sie sich empfahl, »Darners Kurse sind gestiegen!« Und John, ihr nachblickend, sagte lachend zu dem Vater:

»Nur die Posaune fehlt ihr und der Kranz, so flöge sie als aschgraune Fama durch alle Straßen der Stadt und posaunte es aus: ›Sie haben Frieden geschlossen, die Kollmanns und die Darners!‹ und ich setze hinzu: Und sieh da, es war wohlgethan!«

Während dessen hatte Darner, gleich nachdem die beiden Kollmanns sich aus seinem Hause entfernt, sich mit Frank in sein Zimmer zurückgezogen. Es gab noch viel zu berathen, viel zu besprechen, die möglichen Zwischenfälle zu bedenken, die sich während der drei Monate ereignen konnten, vor deren Verlauf an Darners Rückkehr in keinem Falle zu denken war; und die Stockungen im Geschäftsleben waren immer bedrohlicher geworden. Man war von einem Tage auf den andern vor einem neuen Gewaltstreich Napoleons nicht sicher.

Hart, wie die Kontinentalsperre seit zwei Jahren über dem ganzen Festlande gelegen, waren die Schwierigkeiten für den Verkehr noch gewachsen, seit die englische Admiralität als Entgegnung auf jenes Dekret des Kaisers, die Erklärung erlassen, daß alle Schiffe der nicht mit England im Bunde stehenden Nationen, sofern sie Handel mit Frankreich oder mit [2-353] dessen Verbündeten trieben, in England zu landen und dort für ihren ungehinderten Verkehr auf den Meeren eine festgesetzte Abgabe zu zahlen hätten. Die Seemacht Englands, der keine andere im Augenblick gewachsen war, machte die Ausführung dieser Gewaltthat möglich; und als wollte Napoleon sie noch überbieten und die Empörung, welche sich gegen England gerichtet auf sich selber hinleiten, erklärte er, jedes Schiff, welcher Nation immer es angehöre, das in England anlege, oder auch nur das Anlegen eines englischen Schiffes auf offenem Meere behufs der Visitation und Taxe dulden würde, als entnationalisirt und gute Prise. Der Seeräuberei war damit freies Spiel gegeben, und wer es wagte, ein Schiff in See gehen zu lassen, that es im höchsten Sinn des Wortes auf eigene Gefahr.

Gerade in den letzten Tagen hatte das Haus Darner Nachricht erhalten, daß auf diese Weise russische und holländische Geschäftsfreunde von bedeutenden Verlusten betroffen worden waren; und wenngleich Darner keine Schiffe auf dem Meere hatte und keinen Produktenhandel mehr betrieb, so wurde doch auch das Bankgeschäft, der Geldhandel in Mitleidenschaft gezogen, und

für die Verwirklichung der Pläne, mit welchen sich Darner stets getragen, konnte in diesen Zeitläuften kaum etwas geschehen.

»Man hält die Verbindungen fest, man knüpft neue an«, sagte Frank, nachdem das Gespräch über die nächsten Maßnahmen abgethan war, »und muß mit vollen und dabei gebundenen Händen warten auf eine Aenderung der Zustände …«

»Die kommen wird«, fiel ihm der Vater ein, »weil das Uebermaß sich stets selbst zu Grunde richtet; nur daß man Zeit verliert und daß man das Leben nicht festhalten kann.« Schweigend, die Arme [2-354] auf dem Rücken verschränkt, ging er in dem Zimmer auf und ab. Die Sonne hatte die Fenster schon verlassen, sie standen alle offen, das Licht fiel hell auf die mächtige Gestalt, auf das in sich gefestete Antlitz.

»Woran denken Sie, Vater?«, fragte Frank.

»An dem Winterabend, an welchem ich mit Dir von der politischen Bedeutung und der möglichen Macht des Kaufmannsstandes gesprochen, und an dem wir die Estafette erhielten, welche uns die Nachricht von der Schlacht bei Eylau brachte.«

»Merkwürdig«, rief Frank, »auch ich erinnerte mich in diesem Augenblick jener Nacht!«

»Das lag nahe, da wir uns eben mit meinen auf den Osten und Südosten von Europa gebauten Planen und mit unseren dortigen Verbindungen beschäftigt hatten. Aber wer hat damals, trotz dem, was man von Napoleon bereits erlebt, die wilde, alles Maß und alle Schranken überschreitende Kraft und Gewaltsamkeit in ihm vorausgesehen? Er glaubt an seine Allmacht; und es muß groß sein, sich für allmächtig zu halten, weil noch kein Widerstand dauernd gegen ihn Erfolg gehabt. Die Menschheit kann nur nicht bestehen unter der schrankenlosen Tyrannei, die mit den Staaten und Völkern in Willkür spielt; die Allmacht zu tragen, ist offenbar der Mensch nicht gemacht. Es ist etwas um den Wahnsinn der Cäsaren, die sich selbst und das Werk vernichteten, das sie geschaffen; und die damit über den Trümmern ihrer Gewalt einer

neuen Zeit die Wege bahnten.«

Er hielt inne, ging aber gemessenen Schrittes weiter.

Frank unterbrach ihn nicht. Er kannte des Vaters Gewohnheit, in solch gelegentlichen Gesprächen [2-355] den Ausdruck zu suchen für das, was ihn lange innerlich beschäftigt; und in guten Stunden hatte Darner selbst das als eine Gewohnheit seines langen, einsamen Lebens bezeichnet. Er sah nie ernster, nie bedeutender aus, als wenn er, der ganz auf das Thun gestellte Mann, sich in Betrachtungen vertiefte, die immer in ihrem Anfang und in ihrem Ende mit der ihm zunächst umgebenden Wirklichkeit zusammenhingen.

»Wer will uns sagen«, hob er nach kurzem Schweigen wieder an, »ob Beauharnais noch Prinz von Venedig sein wird, wenn wir dort dorthin kommen, in wessen Händen Korfu sein wird, auf das Polydor sein Augenmerk gerichtet? In Spanien, in Portugal die Empörung von den Engländern beschützt. Das Haus Braganza nach Brasilien entflohen; der Papst ein beschützter Gefangener. Ueberall knirschen die Völker unter der Tyrannei. In Neapel, in Holland unhaltbare Zustände. Seine Brüder, die er zu Königen gemacht, seine eigenen Geschöpfe, lehnen sich gegen seine Willkür auf …« Plötzlich brach er noch einmal ab, wie von den Worten überrascht; sie waren auch dem Sohne aufgefallen. Darner blieb vor ihm stehen und sagte, tief Athem schöpfend, aus der breiten Brust: »Du hast mir einmal an dem Tage, an dem Dein Lorenz geboren worden, eine Lehre gegeben, die mir nicht verloren gegangen ist.«

»Ich?«, fragte der Sohn.

»Du erinnerst Dich dessen so gut als ich! Und wer gleich mir, in der Lage gewesen ist, seine ganze Bildung und Erziehung aus dem zusammenzusetzen, was ihm zufällig entgegengekommen ist, für den sind keine Lehre und keine Erfahrung verloren. Du aber wirst mir das Zeugniß geben, daß ich von der Stunde an, Dein freies Mannesrecht neben mir zu ehren verstanden habe.«

[2-356] »Ja, bei Gott, Vater«, rief der Sohn, indem er die Hand des Vaters ergriff und ihm die andere auf die Schulter legte, »bei

Gott, Vater, das haben Sie gethan; und Sie haben es auch fühlen müssen, wie meine Verehrung, meine Ergebenheit für Sie, von der Stunde in mir noch gestiegen sind. Sie haben mich gelehrt, was ich meinem Sohne einst zu thun haben werde.«

»Das hoffe ich!«, entgegnete Darner. »Die unumschränkte Herrschaft beraubt sich selbst der Mittel für gute Zwecke, wenn sie die Kräfte neben sich nicht zu selbstständiger Entfaltung kommen läßt, und wenn sie nicht — zu warten und sich zu sagen versteht: ›Was ich geplant, werden Andere nach mir in anderer Zeit vollführen können!‹ Abwarten, das Gebotene im Augenblicke thun — und sich bereit halten! Das ist's, darauf muß man denken!«

»Sie sprechen von unseren Zuständen!«, sagte der Sohn.

»Wovon anders, da es uns das Nächste ist? Ich frage Dich nicht, welche Zwecke hat Euer wissenschaftlicher Verein? Du hast nie mit mir davon gesprochen; aber ich sehe Dich in Verbindung mit vielen Militärs, ich höre von mancherlei Einwirkungen auf die Kleinbürger und auf die Erziehung ihrer Kinder; ich bemerke, ein früher nicht vorhanden gewesenes Einvernehmen zwischen den Studirenden und den jüngeren Offizieren — und ich lobe das, weil ich's mir deute. Nährt das Selbstgefühl in dem Einzelnen und bindet ihn an das Allgemeine in freier Unterordnung; und wenn wir wiederkehren, wird vielleicht mehr davon die Rede sein.«

»Wir sind organisirt!«, antwortete ihm Frank. »Stein, Blücher, York, Schill, Schön und der Kanzler hier, sind mit uns, oder doch mindestens für uns, und [2-357] wir reichen in immer weiterem Kreise uns die Hände.«

»Thut es mit Vorsicht; noch ist Danzig von den Franzosen besetzt, Berlin nicht frei, der Hof in unseren Mauern, Napoleons Mißtrauen ist wach, der Kongreß in naher Aussicht. Fehler, Uebereilungen sind in solcher Lage das schlimmste Unrecht. Was ich auf der Reise erfahren, bringe ich Euch mündlich zu; noch ist Geduld die Losung gegenüber der Gewalt — bis sie sich ihren Untergang selbst vorbereitet haben wird. Inzwischen lebe am Tag den Tag; gieb das Geforderte nicht karg, wo es das Allgemeine gilt,

und nimm auch die Sache der Kollmanns in Acht. Ist's mit der Pachtung nichts, so ziehen wir sie vielleicht selbst heran für unsere Fabriken. Brach liegen, vielleicht noch auf Jahre hinaus, dürfen wir nicht, unsere Kapitalien nicht; und die Unsicherheit der Schifffahrt fordert mit Nothwendigkeit die Industrie im Lande!«

Frank machte noch verschiedene einzelne Fragen und Bemerkungen geschäftlicher Art und erwähnte absichtlich, daß er Eberhard selbst von der Verlobung der Schwester in Kenntniß gesetzt, daß Virginie ihn und den Hauptmann gestern gesprochen habe, daß er dem wissenschaftlichen Vereine angehöre, eines der thätigsten Mitglieder desselben sei, und in seinem Verhalten gegen seine Leute Allen zum Muster gelten dürfe. Auch der Erbschaft, welche er gemacht, und der größeren Freiheit, die er dadurch gewonnen, gedachte er.

Darner hörte es mit Achtsamkeit an.

»Mich freut das Alles für ihn«, sagte er, »denn meine Meinung war ihm immer günstig, aber was konnte das helfen gegenüber einem Manne, der, Sklave einer angeerbten Tyrannei, den Faustschlag [2-358] nicht zu thun wagt, den er dem lebenden Tyrannen gegenüber nicht zurückhalten würde? Wer Tyrannen stürzen will, muß mit seinem eigenen Tyrannen beginnen; wer Völker befreien will, anfangen mit sich selbst; denn das Volk setzt sich aus Einzelnen zusammen. Wer sich selbst befreit, befreit einen Theil seines Volkes.«

»So denken auch wir«, bekräftigte der Sohn, »und Eberhard ist freien Sinnes.«

»Bis auf seine Vorurtheile!«, fiel ihm der Vater ein. »Hätte er den Muth seiner Meinung gehabt, ich hätte ihm nicht gefehlt; aber ihm war nicht zu helfen! Lora mußte geholfen werden und es ist geschehen. Vielleicht belehrt ihn noch einmal die Zeit.« Er zog die Uhr heraus. »Ich denke, jetzt sind wir klar und können zu den Frauen gehen, sie werden uns erwarten, und wenn wir sie sich selber überlassen, sind wir an einem Abend wie der heutige vor Rührungen nicht sicher. Komm, laß uns gehen!«

Vierzigstes Kapitel

Am andern Morgen um die achte Stunde hielten vor dem Darner'schen Hause der schwer bepackte, mit vier Postpferden bespannte Reisewagen, in welchem Frank die Schwestern aus der Pension in das Vaterhaus gebracht, und Franks offene Kalesche. Die Leute, die zum Wochenmarkte gingen, blieben stehen und sahen es sich an.

John und der Hauptmann waren gekommen, den Reisenden noch die Hand zu geben, Dolores ein Lebewohl zu sagen.

[2-359] Madame Armfield, die sonst so früh nicht auszugehen pflegte, hatte gerade den Morgen eine unwiderstehliche Sehnsucht gefühlt, einmal einen kleinen Gang ans Wasser zu machen, um Luft zu schöpfen.

Sie sah also, wie Darner mit den Töchtern in dem Reisewagen Platz nahm, wie der Diener und die Kammerjungfer aufstiegen, wie Frank mit der Frau und die Wärterin mit dem Kinde sich in der Kalesche einrichteten. Frank wollte die Seinen bis zur ersten Station, drei Meilen von der Stadt, begleiten.

Madame Göttling, die sämmtlichen im Geschäfte arbeitenden Herren, waren auf den Wolm hinausgekommen, der Tochter des Hauses noch einmal Glück zu wünschen, ehe sie von der Heimat schied. Dolores reichte mit Thränen in den Augen Jedem die Hand, Darner trieb zum Aufbruch, man wollte das neun Meilen entfernte Braunsberg bei guter Zeit erreichen. Der Hausknecht klappte die Thüre des Wagens in das Schloß, der Hauptmann trat noch einmal an die Seite heran, an welcher Virginie saß.

»Kommen Sie uns zurück!«

»Vergessen Sie das Gestern!«, entgegnete sie ihm.

»Im Gegentheil!«, versetzte er.

»Vorwärts!«, befahl Darner. Der Postillon zog die Zügel an, ein Knall der Peitsche! Von hüben und drüben rief es: »Adieu! — Leben Sie wohl! — Alles Glück! — Auf Wiedersehen!« — Tücherschwenken, winkende Hände, selbst von den Wolmen und aus den Fenstern der Nachbarhäuser, mit deren Bewohnern man von Ansehen bekannt war — und die Wagen rollten davon.

Das Personal des Geschäftes, Hilgers an der Spitze, kehrte in das Komptoir zurück. Madame Göttling blieb stehen und sah den Wagen nach, bis sie unter dem Grünen Thor verschwanden, das die [2-360] Langgasse und den Kneiphof von dem Pregel und der Vorstadt trennt; Madame Armfield war die Lust zu ihrem Morgenspaziergang ebenso rasch vergangen, als sie ihr gekommen war. Sie zog es vor, ein wenig zu ihrer lieben Göttling hinauf zu gehen, um ihr über die erste Stunde theilnehmend hinwegzuhelfen.

Zur Rechten und zur Linken hatte Dolores aus den Fenstern des Wagens hinausgesehen, grade wie an dem Tage, an welchem sie mit dem Vater zum ersten Male durch diese Straßen gefahren war. Jener Tag und diese Stunden waren einander so nahe und so fern, so ähnlich und so verschieden von einander.

Wie damals ging sie einem Unbekannten entgegen. Damals ging sie in das Haus eines Vaters, den sie nur selten gesehen, jetzt in das Haus ihres künftigen Gatten, den sie nur wenig kannte — und doch war es anders. Wie Vögel, die man aus der Sicherheit des Schlafes aufgescheucht, flogen ihre Gedanken hin und wider und keiner ließ sich halten; einer löste den andern im Fluge ab, daß es ihr schwindelte. Halt zu suchen lehnte sie das Haupt an ihres Vaters Brust. Er nahm sie in den Arm und an sein Herz, er küßte ihre Stirne. Da ward’s still in ihr. Sie war geborgen, er ließ sie ruhen. Virginie störte sie nicht.

Wie lange sie so gelegen, ob sie gewacht, geschlafen und geträumt, das wußte sie selber nicht, als der Postillon anhielt, um ein paar schwer beladene Frachtwagen an sich vorüberfahren zu lassen. Sie blickte lächelnd und mit hellen Augen um sich.

»Sind wir schon so weit?«, fragte sie und zu Virginie gewendet, setzte sie hinzu: »Wie hübsch ist's heute hier! Damals, als wir des Weges kamen, [2-361] lag Alles auf der ganzen Reise voll von Schnee und Eis, und es war uns unheimlich; denn in einem Lande, in welchem die Natur im Winter ganz erstirbt, waren wir noch nie gewesen. Polydor sagt, Schnee gäbe es nur selten, und grün und schön bliebe es in Venedig immer.«

Der Gedanke an den Süden war in der letzten Zeit für sie mit dem Gedanken an Polydor verschmolzen; und wie die beiden ersten Meilensteine, einer um den andern, ihre bisherige Heimat zurücktreten machten, so regte das Gefühl, nun einem neuen Leben entgegen zu gehen, sie lebhaft auf, und nicht sie allein.

Die ersten drei Meilen waren schneller zurückgelegt, als sie es erwartet. Man frühstückte noch gemeinsam; dann galt es vor Allem für Justinen die Trennung von ihrem Manne und von ihrem Kinde. Aber Frank und der Knabe waren gesund; Frank versprach, kräftig, wie der Junge sei, werde er der Mutter entgegengehen, wenn sie wiederkehre; und wie dann der eine Wagen zurück gen Norden, der andere weit hinab gen Süden fuhr, waren die Thränen alle bald getrocknet. Justine war noch nie gereist, ihre frohe Neugier belebte auch die Anderen; und selbst Darner, welcher die Grenze der Provinz nicht überschritten hatte, seit er den Sohn in das Geschäft genommen, fühlte sich trotz der mannigfachen Sorgen, die auf ihm lasteten, von dem Zuge in die Ferne angenehm berührt. Wie eine Lustfahrt ging der erste Tag vorüber, die Tage und Wochen, welche ihm folgten, blieben hinter demselben nicht zurück, und Darner genoß sie, wenn auch in anderem Sinne, als seine Begleiterinnen.

Alles, was sie sahen, war diesen neu. In möglichster Schnelle fahrend, um nach Bedürfen [2-362] rasten zu können, reiste man durch ganz Deutschland, überschritt man die Alpen, trat man in Italien ein und ging man niederwärts dem Meere zu. Die Schönheit und Großartigkeit der Natur war Justinen ebenso überraschend, als allen Dreien jedes Werk der Architektur und der anderen Künste; und keine von ihnen hatte je ein bedeutendes Gemälde oder gar

eine Statue gesehen, denn weder bedeutende Bauwerke noch Gemälde oder Statuen waren in Königsberg zu finden. — All das Entzücken, dessen sie genossen, erquickte Darner, weil er es war, dem sie es dankten. Sein Wille, seine Einsicht hatten sie auf den Weg geführt. Er konnte gewähren weit über ihr Erwarten und Wünschen hinaus. Es war eine göttliche Freude, mit der er sie betrachtete, mit der er ihre dankbare Liebe ihm entgegenwallen fühlte.

Von Tag zu Tag hatten sich ihre Erwartungen gesteigert, jeder folgende hatte noch mehr geboten und immer hatte man ihnen gesagt: Venedig sei doch noch schöner; und die Ungeduld, mit welcher sie diesem letzten Ziele entgegensahen, trug sich in Dolores auf ihren Verlobten über, auf Polydor.

Sie zählte die Stunden bis zu jener, in welcher sie ihn sehen, in welcher er, wie er es verheißen, ihr entgegenkommen würde; und frohen Herzens, mit hochgespannter Hoffnung sagte sie, als der Wagen Halt machte in Mestre, wo man zum letzten Male vor der Ankunft übernachten sollte: »Morgen also! morgen —« und Virginie und Justine sprachen es ihr nach.

Und der Morgen kam und der Tag war schön. Wie durch silbern funkelnde Schleier strahlte die Sonne nieder. Der feuchte Dunst, der in der Frühe vom Meere aufgestiegen war, milderte die Hitze. [2-363] Man fühlte die Nähe der weiten Wasserfläche, das Athmen ward zur Lust.

Unter des Vaters Aufsicht hatte der der Landessprache unkundige Diener die Koffer und Valisen auf das Schiff überführen lassen, das sie nach Venedig bringen sollte. Der Wagen hatte in Mestre zurückzubleiben; und als dann Alles geordnet war, als Dolores hinaustrat aus der Thüre des kleinen Gasthofes, der sie die Nacht beherbergt, und hinausblickte auf das Wasser zu ihren Füßen, da …

»Dolores!«, riefen Virginie und Justine, und »Dolores!«, rief der bleiche, schlanke Mann, der raschen Schrittes aus dem Segelboote heraufsprang auf den steinernen Rand des breiten Quais und

Dolores traute ihren Augen nicht und meinte zu träumen; aber Polydor schloß sie in seine Arme, und umtönt von sanfter, wiegender Musik, trug er sie mehr, als er sie führte, hinab in das ihrer harrende, für sie geschmückte Schiff.

Merkur mit seiner Flügelkappe stand am Steuer, Amorinen reichten den Frauen Sträuße dar, duftend, farbenprächtig, wie sie sie nie gesehen. Neben der glühenden Nelke die glänzend weiße Tuberose, umhüllt von der sanften Erba limoncina. Bekränzte Tritonen führten die sechs Ruder; bunte Fahnen bewegten sich leise an dem kleinen Maste. Der sanfte Morgenwind schwellte das Segel, und auf weichen persischen Polstern ruhend, glitten sie in dem Boot über die ruhenden Wasser dahin, hinaus aus der Bucht, hinein in das schweigende Venedig, unter der Rialtobrücke fort, in den Canal grande hinein, bis zu den blumenbestreuten Marmorstufen des breit hingelagerten Palazzo Ferramonte, auf dessen Traghetto die Orangenbäume in ihren großen Kübeln dufteten und die Lorbeerbäume blühten; an dessen Pfähle [2-364] die Gondeln des Hauses angekettet lagen und Gondoliere und Diener in reicher Livree die Ankunft der künftigen Herrin erwarteten.

Darner hatte am Abend noch in der Stunde ihrer Ankunft einen Boten von Mestre an Polydor mit der Nachricht abgehen lassen, daß man den Tag eingehalten, den man für die Hochzeit festgesetzt, und hatte darauf gerechnet, daß Polydor kommen würde, die Braut in sein Haus zu holen; aber er war, wie die Anderen überrascht, und verbarg das nicht vor Polydor. Selbst in dem an Masken gewöhnten phantastischen Venedig fiel es auf, wie das geschmückte Boot seinen Weg suchte durch die großen Schiffe und die sich kreuzenden Gondeln; Dolores aber kannte sich selber nicht vor Freude. Polydor, sie selbst erschienen ihr wie verwandelt, wie abgetrennt von Allem, was sie bisher gekannt; und wie er ihr mit ritterlicher Anmuth die Hand reichte, ihr aus dem Boot auf die Stufen hinauszuhelfen, neigte sie sich, an Demuth und zum Dank gewöhnt, hernieder und küßte die Hand, die sie künftig durch das Leben führen sollte.

Polydor war trunken vor Freude wie sie. Sie hatten alle Mühe, sich zu sammeln, in ein Gleichgewicht zu kommen. Wie war das auch möglich für die Einen unter der Pracht und Schönheit, die sie hier umgab, und wie war es denkbar für Polydor neben der Ersehnten, die sich ihm zuwendete, wie sein heißes Herz es verlangt, seit er sie zuerst erblickt, und die heute noch, heute noch die Seine werden sollte?

Weil es gegen den Brauch war, daß die Braut übernachtete in dem Hause des Bräutigams, und weil man bei der Ueberfüllung der Stadt durch die starke französische Besatzung nicht mit Sicherheit [2-365] darauf hatte rechnen können, in einem der großen Gasthäuser ein Unterkommen zu finden, wie eine solche Familie es beanspruchen konnte, während Polydor jede Stunde für verloren erachtete, die ihn von der Geliebten fern hielt, hatte Darner auf einen während der Reise erhaltenen Brief von Polydor darein gewilligt, daß man gleich in dem Palast Ferramonte absteigen, die Trauung noch am Abend desselben Tages vollzogen werden und Dolores diese Kunde erst von ihrem Bräutigam unter seinem Dache erfahren sollte.

Man hatte in dem einen Flügel des Palastes die Fremdenzimmer eingerichtet. Die französische Kammerjungfer, welche Dolores bedienen sollte, half der deutschen bei dem Ordnen der Sachen. Nach kurzer Rast, nach dem Wechsel der Kleidung, als man zu dem landesüblichen Frühmahl in einem der kleineren Säle beisammen war und die Erlebnisse der letzten Wochen, Tage, Stunden, die Freude über das Wiedersehen und über die Umgebung durchgesprochen waren, in der man sich befand, sagte Polydor, die Braut festhaltend, als man sich von der Tafel erhob: »Es macht mich glücklich, Geliebte, daß Du das Haus nicht zu gering findest, welches Du mit mir bewohnen sollst; aber was würdest Du sagen, wenn Du erfahren würdest, daß Du es nicht wieder verlassen darfst —«

Er hielt inne, Dolores sah ihn betroffen an. Sein Gesicht war ernst, er blickte ihr fest ins Auge. Sie wendete sich nach dem Vater

hin, auch dessen Miene klärte sich nicht auf.

»Ich darf es nicht verlassen?«, fragte sie, die Augen zu Polydor erhoben.

»Nein! Du darfst es nicht verlassen, bis — Du meine Frau geworden bist!«, antwortete er ihr, und [2-366] seine strahlende Freude fand in ihrem Lächeln und Erröthen ihre Antwort.

Der Vater trat dazwischen. »Ich denke, Du bist damit einverstanden!«, sagte er. »Die Schicklichkeit erheischt es. Polydor hat mich darum gebeten, ich habe eingewilligt, es ist Alles vorbereitet. Dein Bräutigam hat es erlangt, daß der Civilakt Eurer Eheschließung am Nachmittag von den Beamten der Mairie sofort vollzogen werde. Der protestantische Prediger der Schweizer Gemeinde aus Bergamo ist seit einigen Tagen der Gast Polydors. Um sechs Uhr werden die Freunde Deines künftigen Gatten sich hier versammeln, Eurer Trauung durch den Geistlichen beizuwohnen und das Fest der Hochzeit mit uns zu begehen. Noch heute Abend wirst Du, wenn auch noch mein Kind« — die feste Stimme bebte dem Starken — »wenn auch immerdar mein geliebtes Kind, doch nicht mehr mein Eigenthum, sondern einem andern Manne, Deinem Gatten, zu eigen sein.«

Er hielt inne, es waren ein paar Augenblicke feierlichen Schweigens. Polydors Augen hingen an der Braut. Sie hatte die Farbe gewechselt, dann rasch aufathmend und dem Vater die eine, dem Bräutigam die andere Hand hinreichend, sagte sie: »Ja, so soll es sein«, und fügte sie dann lächelnd hinzu: »Sono schiava!«

Es war der alte, landesübliche, Demuth bezeigende Gruß, wie sie ihn in der Lombardei während der Reisetage oft vernommen.

Und so geschah es! — Von Ueberraschung zu Ueberraschung, von einer Rührung, von einer Freude, von einem Staunen in das andere übergehend, blieb ihr und ihren beiden Gefährtinnen zur Besinnung keine Zeit.

[2-367] Kaum war die Civiltrauung vorüber, so galt es die Braut in das hochzeitliche Gewand zu kleiden, das nun in ihrem Ankleidezimmer in dem Flüge des Palastes bereit lag, den Polydor,

den sie mit ihm bewohnen sollte. Ein Brautkorb, gemacht, jede Fürstin zu befriedigen, stand ihrer Wahl gewärtig für sie da. Die Schwester, Justine waren behilflich ihr zu dienen. Man überließ die Frauen für ein paar Stunden noch sich selbst.

Darner hatte sich zurückgezogen, die Berichte und Briefe durchzusehen, die ihm Frank von Königsberg an jedem Posttage nachgesendet und die ihn hier erwartet. Die zusagende Antwort von Alexander Joannu fand sich unter ihnen. Polydor war auch schon davon unterrichtet, daß sein Bruder, sein Vater die Verbindung mit John Kollmann einzugehen dächten. Auch die Zeitungen wollten in Betracht gezogen sein, denn die Maßnahmen Napoleons, die Kriegsbewegungen waren der Kompaß, nach welchem der Handel seine Wege zu suchen hatte, und mit den Gedanken in den Norden zurückgewendet, in sich die Antworten erwägend, welche er zu geben hatte, trat Darner aus dem Palaste hinaus auf den kleinen Campo, der, hinter demselben gelegen, sich nach einer der schmalen Straßen öffnete, die über den Markusplatz hinausführen an das Meer und nach der Riva der Slavonier.

Er kannte die Pfade alle. Er war sie oft gegangen, aber es war anders gewesen dazumal, und auch er war ein Anderer gewesen.

Dort, weit hinein nach dem Lido zu, hatte der holländische Dreimaster gelegen, mit dem er von Surabaja hinaufgekommen war. Drüben auf der Insel, auf welcher jetzt die Franzosen den Giardino publico anzulegen begannen, hatten die Seiler ihre [2-368] Werkstätten, die Matrosen und Seeleute ihre Wirthshäuser gehabt. Dort hatte er gesessen mit guten Genossen — wo waren sie hin? — und hatte ihn vor Augen gehabt, den Palast Ferramonte, ohne seinen Namen zu kennen, ohne zu ahnen, daß seine Tochter ihn einst bewohnen würde; und er hatte Niemand zu danken für diesen Wandel seines Geschickes. Er allein war sein Herr! und durch Jahre hatte er nicht daran gezweifelt noch viel weiter fort gehen zu können nach eigenem Ermessen — aber er hatte es erkennen lernen in der letzten Zeit, wo die Grenze des freien Willens, die Grenze des freien Thuns ihre Schranke finden, so in der

Gleichberechtigung der ihm Nächsten, wie in der Gemeinsamkeit des Bannes, den eine titanische Kraft tyrannisch ausbreitet über die Gesammtheit, bis die gesammte Kraft der Einzelnen sich erhebt, den Bann zu brechen mit Einsetzung ihres Willens, ihrer That.

Tief in die Vergangenheit versenkt, weithin fortgetragen in planendem Hoffen auf eine neue, befreiende Wandlung der Zustände, wie es sich jetzt in tausenden von Seelen regte, war er hin und her geschritten an dem Ufer, bis die Glocke vom Thurm die Stunde anschlug, die der Trauung seines Kinde voranging.

Die Sonne neigte sich zum Meere, ihr purpurner Schein färbte drüben das Kloster der Armenier und machte die Seejungfer erglänzen, die vom Palazzo Ferramonte sich hoch über des Daches Zinne als Wetterfahne in die Luft erhob.

Alles war für den Empfang der Hochzeitsgäste bereit, als Darner wieder in den Palast zurückkehrte. Sie gefiel ihm, die solide Pracht des Baues; er tadelte ihn nicht, den Luxus, den Polydor sich bei dem wohlbegründeten Reichthum seines Hauses [2-369] gestattet, aber die Phantastik, die sich kund gegeben in in dem Empfang, den er der Braut bereitet, war nicht nach Darners Sinn gewesen. Was dem Liebhaber Gewalt gab über die Frauen, konnte an dem Manne gefährlich werden für seine Frau. Doch Polydor war klug wie alle Griechen, berechnend wie sie, seine Eitelkeit und seine Sinne mußten in dieser Frau ihre Rechnung und Befriedigung finden. Dolores schwamm in Freude — und welcher Vater vermochte auszusorgen auf alle Zeit und alle Fälle für das Glück seines Kindes? —

Wie eine Königin geschmückt und schön, war Dolores eine Stunde später an den Altar getreten, den man in dem Betzimmer des Hauses aufgerichtet; wie eine jener Versammlungen, deren Erscheinung Veronese's Pinsel für die Nachwelt aufbewahrt, hatte die reiche und vornehme Welt des jetzigen Venedig in dem Hochzeitssaal sich gereiht, auf welche Tintoretto's Göttergestalten wie auf ihnen Ebenbürtige herniederschauten. Fackelglanz in den offenen Hallen, Lichterglanz an der Tafel, Klingen der Gläser,

Musik von den den Saal umgebenden Galerien, Glückwünsche, Lobpreisungen in französischer, englischer, italienischer Sprache, Freude, Lust, Gelächter, Geflüster, wohin das Auge sich wendete, wohin das Ohr horchte. Und dazu der tiefe, sternenfunkelnde Himmel, als die Stunden vorwärts eilten, und das linde Anschlagen des Wassers an die Schwellen des Palastes.

Die Mitternacht war vorüber, als die Gäste auseinander gingen, als Darner die Tochter umarmte, als die Schwester, als Justine sie küßten, als Polydor sie ihnen entführte.

»Feliccissima notte!«, rief es von den Gondeln hinauf, noch einmal und noch einmal.

»Gute Nacht!«, boten ihr die Ihren. Der deutsche Klang war ihr wie ein Gruß, wie ein Gebet, [2-370] die zu ihr herüberschallten aus ferner Wirklichkeit in die märchenhafte Welt, die sie umfangen seit dem Morgen.

Die Musik war verstummt, als Justine und Virginie durch die offenen Arkaden sich in ihre Gemächer zurückzogen.

»So mußte es für Dolores sein«, sagte Virginie, »denn wer war ihr zu vergleichen? Und wie sie glänzte vor Glück, wie sie ihn empfand, den Zauber, der sie hier umgab!«

Sie standen in der Halle stille. Die Lichter, die Fackeln wurden ausgelöscht. Justine nahm Virginie bei der Hand.

»Laß uns gehen!«, sagte sie, »die Hallen sind so groß, wir möchten den Weg verfehlen. Es muß einsam sein in dem Hause, wenn ihm die Gäste fehlen.«

»Daran habe ich noch nicht gedacht!«, entgegnete Virginie; »aber Du hast Recht, wir müssen fort!«

* * *

Die Nacht breitete sich aus über das Land und über das Wasser — und als sie wich, stieg die Sonne wieder hell empor wie an einem Hochzeitstage, und wie im Triumphe führte Polydor sein junges Weib, Madame Joannu, den Ihren zu.

Lächeln in allen Augen, Lächeln auf allen Lippen, nur in den Augen der jungen Frau schwebte ein feuchter Schimmer, um ihre Lippen zitterte es leise.

Sie hatte Polydor gelobt am Meeresstrande vor seinem Scheiden, als sie mit ihm gesessen in dem Schutz des Pavillons zu Strandwiek, daß sie sein werden wolle ganz und gar, daß jeder Gedanke ihrer Seele ihm gehören solle, daß sie ihm nichts verbergen wolle, nichts!

Und was sie geträumt in der Stunde, da am Morgen sie sein Kuß geweckt — das konnte sie ihm nicht sagen. [2-371] Eine schwarze Gondel war gelandet an den Stufen des Palastes und es hatte Einer darin gestanden, ihr die Hand zum Einsteigen zu bieten, wie am Morgen es Polydor gethan. Aber er war es nicht gewesen — und der, den sie mit Erschrecken in der Gondel erkannt, den konnte sie ihm nicht nennen!

Einundvierzigstes Kapitel

Der Empfang bei der jungen Frau, Festlichkeiten bei den Umgangsgenossen Polydors wie bei den Geschäftsfreunden Darners und der Joannu, hatten das neue Ehepaar und seine Angehörigen alltäglich in Anspruch genommen. Das Durchwandern der Stadt, ihrer Kirchen, Paläste und Museen hatte für die Frauen die übrigen Stunden ausgefüllt, während deren die beiden Männer sich ihren Geschäften überlassen; und nach dem Verlauf einer Woche hatten Darner, Justine und Virginie Abschied von Venedig und von Dolores genommen in der Zuversicht, daß ihr an der Seite ihres Mannes in der zauberhaften Stadt eine schöne Zukunft gesichert sei, wenn schon der Abschied ihnen Allen schwer geworden war und Dolores sich einzugewöhnen hatte in das fremde Land und in die ihr fremde große Gesellschaft.

Wie es in Darners Plan gelegen, war man bei der Rückkehr rascher noch vorwärts gegangen als auf dem Wege gen Süden, da man sich ja zu Hause von den Anstrengungen der langen Reise erholen konnte. Nur in Leipzig und in dem noch immer von den Franzosen besetzten Berlin hatte man ein paar Tage verweilt, und dort hatte Darner bereits die Ansicht verbreitet gefunden, daß die Zusammen[2-372]kunft der beiden Kaiser keine Friedensaussicht für die des Krieges satte Welt eröffnen werde.

Die Reisenden hatten Venedig in der Herrlichkeit des Sommers verlassen. Auf dem Festland von Oberitalien hatten sich die üppigen Weingehänge voll reifer Trauben von Baum zu Baum gerankt, hatten sie farbenprächtiges Blühen und reife Früchte vor sich gehabt, wohin das Auge sich gewendet. Als sie die Weichsel überschritten, war es herbstlich kalt und rauh. Die Tage waren

schon kurz. Die Sonne kam selten zum Vorschein. Morgens hing der Reif an den Nadeln der Kiefern- und Tannenwälder, durch welche man fuhr. Auf den Feldern war die Arbeit für das kommende Jahr vollendet. Die Zugvögel waren schon lange gen Süden gewandert. Nur Krähen, Raben und Sperlinge gingen auf den Feldern umher, oder flogen gegen den Abend unter dem grauen Himmel eilig den Wäldern und den Dörfern zu, sich für die Nacht zu bergen. Ueberall sah man noch die Spuren des Krieges, die belaubten Büsche und Waldungen, welche zum Theil versteckt, als man vor zehn Wochen des Weges gefahren; aber das flache Land war östlich von der Weichsel doch von den französischen Truppen frei, wenn schon die Festungen noch von ihnen besetzt waren und besetzt bleiben sollten, bis die schwere Kriegsschuld an Frankreich abgetragen sein würde.

Der letzte Reisetag stieg trübe auf. Ein dichter Nebel machte jeden Blick in die Ferne unmöglich. Der Westwind jagte die von den letzten Nachtfrösten welk gewordenen Blätter in wirbelndem Durcheinander vor sich her. Darner ließ die Lichter in den Wagenlaternen noch anzünden, als man am Morgen gegen sieben Uhr das Nachtquartier verließ.

»Noch acht Stunden«, sagte Justine, als sie sich in ihren Plätzen einrichteten, als der Diener die [2-373] Fußsäcke ordnete und die Wagenthüre schloß. »Noch acht Stunden, dann habe ich sie wieder, den Frank und meinen Jungen!«

»Rechne immer auf ein paar Stunden mehr, damit Du nicht ungeduldig wirst! Der Postmeister sagt, die Wege wären schlecht, die Posten in den letzten Tagen immer wieder verspätet angekommen!«, bedeutete sie der Vater und steckte seine Cigarre an.

»Als wir hier auf der Hinreise übernachteten, kam mir Venedig nicht so unerreichbar vor als heute Königsberg!«, sagte Justine nach einer Weile. »Es zieht mich mit Gewalt nach Hause. So lange ich ferne von ihnen war, war ich ruhig, heute quält mich eine wahre Angst. Ich denke immer, es könnte doch etwas vorgefallen

sein. Sie haben mir vielleicht doch etwas verschwiegen.«

»Aber sie haben Dir ja betheuert, daß Alles gut steht, daß Lorenz gesund ist!« — wendete Virginie ein.

»Gewiß, und doch begreife ich heute nicht, wie ich habe fortgehen und wie ich habe so vergnügt sein können so weit von ihnen. — Ich wollte, der Wind jagte mich wie die Blätter durch die Luft, damit ich nur erst wäre, wo ich hingehöre, bei Mann und Kind, in unserem lieben Hause!«

Sie holte die Uhr aus dem Gürtel. »Zehn Minuten fahren wir jetzt schon! Noch zweiundvierzig solcher kleinen Weilen, dann sind wir in der Langgasse.« »Laß die Uhr stecken, Tochter! Du weißt, derlei Spielereien sind nicht mein Geschmack!«, gebot der Vater. »Es ist unvernünftig, sich unruhig zu machen ohne Grund und Folge.« — Justine gehorchte. Es war selten, daß der Vater sie in der Art tadelte; aber sie und Virginie hatten es schon in den letzten Tagen wahrgenommen, daß er schweigsam und weniger als sonst geneigt war, auf ihre Unterhaltung einzugehen, daß er innerlich beschäftigt war.

[2-374] Die Postillone und die Pferde thaten ihre Möglichkeit. Justine fand, daß sie wie Schnecken hinschlichen. Alle Augenblicke griff sie mit der Hand nach der Uhr und zog sie wieder zurück.

Lange Reihen von Frachtwagen kamen auf der schlecht gebahnten Straße ihnen von Norden entgegen. Chausseen gab es im Lande noch nicht. Die Fuhrleute, in blauen Blusen über den schweren Tuchröcken, in hohen Wasserstiefeln, die Pelzmützen auf den Köpfen, die schweren Peitschen in den rothgefrorenen Händen, gingen schnalzend und rauchend neben den Gefährten her und knallten mit den Peitschen, die Vorüberfahrenden begrüßend; wie Schiffe sich begrüßen in der Oede auf dem hohen Meer. Mußte doch die Landstraße jetzt, so weit es möglich war, den gefahrdrohenden Verkehr zur See ersetzen.

»Wie der Lorenz sich freuen würde, wenn er das lustige Knallen hörte! Er hatte schon seine Freude daran, als wir von Strandwiek nach der Stadt gefahren sind. Polydor lachte über seine großen

Darner'schen Augen, wenn er sie, horchend, so weit aufmachte. Ich bin gewiß, er kennt uns Alle wieder!«, meinte Justine.

»Rechne nicht zu fest darauf!«, entgegnete der Großvater. »Für einen Menschen, der kaum neun Monate alt ist, sind zehn Wochen eine lange Spanne Zeit.«

»Was ist das für ein Schloß, Vater?«, fragte Virginie, als gegen den Mittag hin zur Linken der Straße, nach dem Haff zu, ein massiges, altes Gebäude sichtbar wurde.

Darner bog sich zum Fenster hinaus. »Das ist Schloß Balga!«, gab er ihr zur Antwort.

»Ach, Balga!«, wiederholte Virginie. »Schloß Balga, das ist ja die alte Ritterburg, — erinnerst Du Dich, Justine? — in welcher der Ahnherr von Baron Stromberg Komtur gewesen ist, als der Orden [2-375] weltlich geworden!« — Und wie sie die Worte gesprochen hatte, schoß ihr die andere Frage durch den Sinn: »Ob sie wohl seiner denken mag in ihrem Palast an den sanften blauen Wassern?«

Justinens Wangen glühten vor Ungeduld, trotz der Naßkälte, die in den Wagen drang. Aber all ihr Sehnen vermochte den ruhigen Gang der Minuten nicht zu ändern. Stunde um Stunde wollte durchharrt sein. Der Himmel wurde immer trüber. Durch das dicke, graue Gewölk drängte sich bisweilen ein matter, gelblicher Schimmer hindurch. Justinens Augen suchten immer rastloser die ersten bekannten Häuser in der Nähe der Stadt. Virginie war das Herz schwer, sie hätte nicht sagen können, weshalb — denn seit sie wieder in Preußen war, hatte sie sich gefreut, nach Hause zu kommen.

»Ach, endlich!«, rief Justine, als sie das Brandenburger Thor erblickte. »Endlich!«, als sie die Schildwache sah, als der Zollbeamte an den Wagen trat, als der Paß untersucht und unterzeichnet war, und der Wagen mit dem »Vorwärts!« des Offizianten in die Stadt hineinfuhr.

Die bei dem Einrücken der Franzosen niedergebrannten Stadttheile waren zum Theil wieder aufgebaut, aber da Jeder mit

Noth zu kämpfen gehabt, so hatte man bei dem Ersatz für das alte Haus sich auch eben nur auf das Nothdürftigste beschränkt; und selbst die beiden Vorstädte und die Brücke und die Börse und das grüne Thor mit seinem Thurme kamen Virginie klein und ärmlich und unschön vor, nach den großartigen Bauten, die sie in der Zwischenzeit gesehen.

Justine bemerkte von dem Allem nichts. Sie hatte nur ihr Haus mit seinem ihrer harrenden Glück im Auge; und Virginie hatte ja auch die Stadt und die Straßen und die Häuser nicht beachtet, als damals der Vater sie und die Geschwister eingeholt und das [2-376] schützende Dach des Vaterhauses als ein ungekanntes, aber ersehntes Ziel vor ihnen gelegen.

Nun hatten sie den Bogen des Thores durchfahren! Nun war sie in ihrer Straße! Es war drei Uhr am Nachmittage. Vor der königlichen Bank stand die Schildwache. Die Tochter des Bankdirektors grüßte aus dem Fenster mit freundlicher Handbewegung. Hier und dort kam ein Bekannter vorüber, auch Virginie begann das Herz zu klopfen.

Noch fünf, noch drei Minuten und der Wagen hielt vor dem Hause! Frank und die Leute und die Göttling mit dem sorgfältig eingehüllten Lorenz kamen auf den Wolm und die Treppe hinunter. Justine hatte den Lorenz, Frank die Frau im Arme, nachdem er dem Vater und der Schwester die Hand geschüttelt. Der Faktor des Hauses, der Diener waren zur Hand, Jeder wollte eine Hilfe leisten, sich der Herrschaft bemerklich machen, sich dienstbar erweisen — und die Blätter, die von den Linden bei dem Ueberschreiten des Wolmes niederfielen, waren die Blätter ihrer Linden, die Flur, in die sie traten, war die Flur ihres eigenen Hauses. Sie war viel freundlicher, als die große, weite Halle des Palazzo Ferramonte; und das helle Feuer, das von dem Herde durch die Glasfenster der Küche sichtbar wurde, war ihr Küchenfeuer. — Man war zu Hause! zu Hause! und froh, nach Hause gekommen, beisammen zu sein ohne eine Gefährdung auf der Reise! Zu Hause zu sein nach all dem Schönen und Herrlichen, das man erlebt!

Lorenz hatte sie alle mit verwunderten Augen angeguckt und sich von den Fremden zu der Wärterin, zu dem Vater und zu Madame Göttling gewendet; als er aber gesehen, daß der Vater die Mutter geküßt und dem Großvater die Hand geboten, da hatte auch er die kräftigen Arme und Hände nach ihnen ausgestreckt; und als könne man ihr ihren Besitz [2-377] entreißen, so schnell war Justine mit ihrem Lorenz den Anderen voran und in ihr Zimmer geeilt, von Frank gefolgt, der dem Vater gesagt, daß er gleich wiederkehren und zu seiner Verfügung sein werde.

Der Vater war darauf mit Virginie durch den Korridor in das Hinterhaus gegangen, in das Wohnzimmer und sie beide waren allein gewesen, ohne Dolores, allein bei sich zu Hause.

Hatte der Vater daran gedacht, als er Virginie die Hand gegeben und sie auf die Stirne geküßt und ihr die Hand gedrückt, ehe er sich in seine Stube begeben, die Reisekleider zu wechseln?

Virginie blieb mitten in dem Zimmer stehen. Es war so behaglich! Das Feuer brannte in dem englischen Kamine, die Uhr war aufgezogen. Der vertraute Klang tickte ihr den Willkomm entgegen. Sie trat ans Fenster, da floß der Pregel ruhig unter dem Quai dem Haff zu, so wie immer. Drüben auf der Speicherseite lagen eine Anzahl Bordinger vor Anker, die noch spät im Jahre aus der Nähe Getreide und andere Produkte nach der Hauptstadt gebracht hatten. Von Seeschiffen war keines zu sehen.

»Wo mag der Kapitän jetzt sein, der hier mit dem Jungen und dem Hunde vor Anker gewesen an dem Tage, an welchem ich mit Dolores die Unterredung gehabt und ihr alles an das Herz gelegt habe?«, fragte sie sich, als Frank hineintrat.

»Nun«, sagte er, indem er an ihr vorüber in des Vaters Stube ging, »Ihr habt eine schöne Zeit gehabt, ein schön Stück Welt gesehen, und Dolores schwimmt in Sonne und Wonne! Gut, daß Ihr's genossen! Wir liegen hier nicht auf Rosen!«

Der Vater kam ihm völlig umgekleidet schon entgegen. »Trinken Sie vielleicht den Kaffee oben bei uns?«, erkundigte sich der Sohn, »oder wollen Sie, Vater, daß wir zu Ihnen kommen?«

[2-378] »Laß uns zunächst in das Komptoir hinunter gehen und dann den Kaffee hier einnehmen! Ich habe mich hier noch gar nicht umgesehen.«

Sie thaten, wie er gesagt; Virginie blieb wieder allein. Sie hatte in dem Zimmer auch jetzt nichts zu suchen, und hatte sich umzukleiden wie die anderen.

Als sie oben in ihre Thüre eintrat, schreckte sie zusammen. Was war das? — Dolores' Bett, Dolores' Kommode und ihr Nähtisch waren nicht da! Man hatte die überflüssigen Sachen fortgenommen, Madame Göttling hatte mit gut gemeinter Vorsorge die Stube jetzt für Virginie allein einrichten lassen. Sie erkannte das, aber es fiel ihr auf das Herz, und mit dem Ausruf: »Allein und immer allein, ohne Lora! — immer allein!«, warf sie sich auf das Sopha und weinte aus voller Brust.

Es war ihr mit einem Male alles unheimlich: die Stube und draußen das fahle Licht und die schwarzen, fast schon kahlen Aeste der beiden großen Nußbäume, die sich wie lange Arme gespenstisch gegen das Fenster bogen. — Justine hatte den Frank und ihren Sohn — sie? — sie hatte nur den Vater! Und — sie hatte nie daran gedacht, und der Vater war ja auch noch jung und war immer gesund: und wer denkt denn daran, daß die Erde untergehen oder daß einem der Vater sterben muß? — Aber wenn der Vater starb, dann war sie allein, ganz allein!

Sie sprang auf. Sie wußte nicht, wie sie auf den unglücklichen Gedanken gekommen war, sie hätte ihn von sich schleudern mögen wie den Shawl, den sie abwarf, um sich mit Hilfe ihres Mädchens schnell zum Kaffee fertig zu machen; und die Berichte der in Königsberg zurückgebliebenen jungen Person, das Erzählen von all den wichtigen Kleinigkeiten, die sich während der langen Abwesenheit der Herrschaften im Hause zugetragen, brachten Virginie bald von sich und ihren sie quälenden Gedanken ab.

[2-379] Unten in dem Wohnzimmer war alles wieder erfreuend. Die Lichter auf den Armleuchtern brannten auf dem Tische; die beiden Männer und Justine mit dem Knaben auf dem Schooß, und

Madame Göttling, die heute wieder zum letzten Male hier im Hause den Kaffee einschenkte, die waren alle da, waren alle gesund. Virginie schämte sich ihrer melancholischen Grillen. Hier gehörte sie hin, hier war sie ebenso nothwendig an ihrem Platze wie Justine an dem ihren. Hier hatte sie, was sie wollte; und es gab so viel zu erzählen, so viel von einander zu erfahren, daß man nicht wußte, womit zu beginnen.

Sie waren noch nicht lange beisammen, als der Diener die beiden Herren Kollmann meldete. Man erhob sich, sie zu empfangen.

Der Verkehr zwischen Frank und John hatte sich nach den ersten Begegnungen einfach und freundlich gestaltet. Die Zusage von Alexander Joannu, sich indirekt an der Pachtung zu betheiligen, die John jetzt zu erlangen hoffen durfte, hatte den älteren Kollmann der wieder angeknüpften Verbindung noch geneigter gemacht; Madame Göttlings Kommen und Gehen zwischen den beiden Häusern hatte das Uebrige gethan. Kollmann hatte sich in das frühere Verhältniß allmälig hineingefunden, und John war also bei dem Vater auf kein besonderes Widerstreben gestoßen, als er den Vorschlag gemacht, Justine gleich nach der Rückkehr in ihrer Wohnung begrüßen zu gehen.

Da man sie in derselben nicht angetroffen, hatte man sich zu Darner in das Hinterhaus begeben; und nachdem in der ersten Viertelstunde natürlich die Reise und die Hochzeit und Persönliches aller Art den Gegenstand der Unterhaltung gemacht, hatten die Männer sich in das Nebenzimmer verfügt, um den Frauen mit ihrem Rauchen nicht beschwerlich zu fallen; und diese hatten nun volle Freiheit, von Venedig und [2-380] von Dolores zu berichten, was die treue Göttling zu hören verlangte; und von ihr zu erfahren, wie schwer die Sorgen hier auf der königlichen Familie lägen und wie man sich am Hofe die größten Beschränkungen mit einer bewundernswerthen Festigkeit auferlege.

Während dessen hatte Kollmann die Frage an Darner gerichtet,

welche Nachrichten er über den Ausgang des Kongresses mitgebracht habe.

»Keine anderen als die, welche Sie auch hier bereits durch die Estafetten erhalten haben, die inzwischen angelangt sind« antwortete ihm Darner. »Die Kaiser waren noch beisammen, als wir Berlin verließen. Einer der Geschäftsträger, von Baring, den ich in Berlin getroffen, sprach von den englischen Rüstungen und Einschiffungen als von einer auf lange Kriegsdauer berechneten Unternehmung. In Italien gärt es seit dem Einmarsch der Franzosen in den Kirchenstaat, die ohne Kriegserklärung, von Norden und Süden kommend, das päpstliche Gebiet, angeblich zum Schutz des Papstes, besetzt haben und verwalten. In Oesterreich ist man auf einen nahen Krieg gefaßt; und das von beiden Theilen, von Alexander wie von Napoleon, mit innerlichem Vorbehalt trügerisch geschlossene Bündniß, dessen Zeche Preußen bezahlen wird, verspricht keinen Frieden für die Welt. Der Kongreß war eine Komödie, die weniger Wirklichkeit hat, als die Tragödien, welche Napoleon vor dem Parkett von Königen hat aufführen lassen. Was sie in Erfurt einander zugesagt, wird keine nachhaltigere Wirkung haben als das: »Soyons amis, Cinna!«, das dort von den Schauspielern gesprochen worden ist. Napoleon bereut es, Preußen noch so viel von seiner Stärke übrig gelassen zu haben; und sind in Erfurt irgendwie haltbare Verträge geschlossen, so wird Rußland von ihnen in Preußen und auf türkischem Gebiete den Vortheil ziehen — bis [2-381] Napoleon sich nach dem Vorbild des mazedonischen Alexanders gegen den Osten und gegen die Engländer nach Indien wenden wird, wenn seiner zerstörenden Laufbahn nicht vorher ihr Ende gemacht wird.«

Kollmann schüttelte traurig das Haupt. »Das mit anzusehen«, sagte er, »wenn man Roßbach und den Frieden von 1763, wenn man die Zeit des alten Fritz durchlebt. Man —«

»Muß leben bleiben«, fiel ihm Darner ein, »um bessere Zeiten zu erleben, und das wollen wir!«

»Der König soll bis zum völligen Verzweifeln entmuthigt sein

und sich und sein Reich verloren geben!«, bemerkte Kollmann.

»Das kann man nicht sagen, denn was man aufgiebt, dafür arbeitet man nicht«, wendete Frank ihm ein. »Der König mag ohne Hoffnung nach außen blicken; aber innerhalb des Besitzes, der ihm geblieben ist, läßt er seinen besten Rathgebern freie Hand und im Innern wird viel geschaffen. Das Herz des Volkes ist mit ihm und mit dem Schutzgeist, der ihm in der Königin zur Seite steht.«

»Und der Haß gegen die Franzosen steht ihm neben der Liebe für das Königshaus ebenfalls zur Seite. Das Volk« — hob John an. — Aber Darner ließ ihn nicht vollenden.

»Das Volk! das ist's! Die Herrscher haben bisher ihre Politik gemacht, ihre Haus- und Familieninteressen gefördert, ohne an die Völker zu denken; und der Korse, obschon nicht auf dem Throne geboren, hat ihnen das aus höchsteigener Machtvollkommenheit und Willkür nach ihrem Beispiel nachgemacht, ihnen die Augen zu öffnen, da die französische Revolution ihnen den Star noch nicht genug gestochen. Was der Sohn des Volkes gegen die alten Dynastien vermocht, das müssen und werden die Völker früher oder später gegen ihn und seine neu geschaffene Dy[2-382]nastie vollbringen können, wenn sie zu der Erkenntniß ihrer Kraft gelangen.«

»Spanien hat das Beispiel gegeben!«, sagte John.

»Die Niederlagen in Spanien, das konnte man in Oberitalien bereits an allen Ecken hören, sind weit schwerer, als die Bulletins es eingestehen. Die Franzosen sind vollkommen geschlagen, die Macht der Empörung hat sie niedergeworfen. Ein Neffe Ouvrards, den wir bei meinem Schwiegersohn getroffen, gestand das unumwunden zu. Die Ouvrards sind auch keine Freunde des jetzigen Regiments in Frankreich, und welch selbständiger Mann könnte das sein? — Der Handelsstand, der Landmann sind in Frankreich mehr denn zuvor erbittert gegen Bonaparte. Die Häfen sind verödet, das Kapital liegt brach, die Felder liegen brach aus Mangel an Arbeitskräften. Der Fluch der Mütter, der Frauen, die Verarmungen schreien zum Himmel gegen ihn. Ueberall steht der

Haß der Millionen, die für ihr Leben in Ruhe zu arbeiten haben, gegen ihn auf. Wir sind noch nicht am Ende aller Tage!«

Er hielt inne, aber Frank nahm seine Worte auf. »Es ist hier nicht anders!«, hob er an. »Die neuen Armeen, die er sich jetzt als Vertrauenszeichen wieder heraufbeschwören läßt, hatten etwas Erschreckendes; aber die Spanier haben das Signal gegeben und die Noth und die Tyrannei bringen alle zur Erkenntniß. Bei uns in Strandwiek — und Stromberg hat die gleiche Erfahrung bei sich gemacht — dort, und hier in der Stadt, unter den Lastträgern und Arbeitern, kann man es vernehmen, daß die Soldaten Leute aus dem Volke sind, daß jeder sich selbst zum Soldaten machen könne und viele Soldaten ein Heer sind. Seit sie nicht mehr leibeigen sind auf dem Lande, kommen sie mit erstaunenswerther Schnelle zum Bewußtsein ihrer selbst.«

»Nicht nur im Volke«, sagte John, »auch oben [2-383] im Schlosse und in der Regierung kommen sie zur Einsicht, daß die Unterthanen, die Einwohner des Landes nicht nur da sind, um zur Schlachtbank geführt zu werden und dann, nach oft genug schlechter Führung, als Besiegte noch unter der Last der Kriegskontributionen zu erliegen. Die Landstände, die wir hier und in Lithauen immer gehabt, sollen zusammenberufen werden.«

»Auch die Kommunalverfassung«, fiel Frank ihm ein, »von der schon im vorigen Winter die Rede gewesen, soll in diesen letzten Wochen ausgearbeitet, und die Städteverfassung noch in diesem Jahre verkündet werden.«

»Und was erwarten Sie denn in diesem Augenblicke von der Ausführung dieser Maßregel oder dieses Gesetzes?«, fragte Kollmann. »Können die Bürger der Städte, können die Landstände Goldgruben entdecken oder Schätze graben hier im Lande, mit denen wir die Herrschaft der Franzosen aus unseren Grenzen bringen? Nicht ein Fünfschillinger wird uns erlassen von der Kontribution. Prinz Wilhelm ist von Erfurt zurückgekehrt, ohne das Geringste in der Beziehung erreicht zu haben. Oben weiß man sich keinen Rath. Da schiebt man die Bürgerschaft, das Volk vor in der

Zeit der Noth, da sollen wir Rath schaffen! Da sollen wir verantwortlich gemacht werden für das Unausführbare, und der Zorn über das Mißlingen und die Erbitterung des verzagenden Pöbels soll von der Regierung abgelenkt werden auf die Stadtverwaltung. Das ist klug! Man kann's auch vorsichtig nennen! Ein Zugeständniß ist darin schwerlich zu erkennen, und Achtung vor der Bedeutung des Volkes ebensowenig.«

Darner hatte sie alle sprechen lassen und ihnen ruhig zugehört. »Doch, doch, mein Freund!«, rief er jetzt lebhaft aus. »Es ist ein Bekenntniß, ein Zugeständniß, und zwar ein unumwundenes. Die [2-384] Regierung gesteht ihre Unzulänglichkeit ein, das ist viel, denn das bricht ihre unfehlbare Gewalt; und in ihrer Noth wendet sie sich an die stärkere, an die stärkste Macht — an die Gesammtheit. Sie erkennt die Macht des Einzelnen in der Gesammtheit an und sehen Sie nach England hinüber. Es ist ein Unterschied zwischen dem Wahlspruch des Wappens, zwischen dem suum cuique und zwischen Dien et mon droit. Das Eine gewährt, das Andere fordert!«

Der Eintritt der Frauen unterbrach die Unterhaltung. Justine wollte es sich nicht nehmen lassen, ihren Lorenz an dem ersten Abende wieder selbst einmal zur Ruhe zu bringen, er sollte sich auch dem Großvater, dem Großonkel empfehlen. Die freundliche Störung machte die Männer achtsam darauf, dass sie mehr Zeit verplaudert, als sie geglaubt.

Die Stunde war nahe, in welcher die Komptoirs geschlossen wurden. Was noch an Briefen zu unterzeichnen war, mußte bald geschehen, wenn es noch mit der Post fort sollte, die am nächsten Morgen abging; und man war allmälig zu dem Brauch gekommen, alle einigermaßen wichtigen Briefe an zwei aufeinanderfolgenden Posttagen zu wiederholen, da man des Ankommens der Posten nie völlig sicher sein konnte, weil dieselben unter irgend einem Vorwande oftmals von den Franzosen angehalten und die Briefschaften von ihnen mit Beschlag belegt wurden, wobei dann baare Geldsendungen durch die Hände der dabei betheiligten

Beamten in die Brüche gingen, ohne daß eine Klage deshalb erfolgreich gewesen wäre. Noch im Hinuntergehen berichtete Kollmann, daß vor ein paar Wochen wieder ein solcher Fall sich mit der Post ereignet hätte, die von Königsberg nach Danzig bestimmt und dort nicht angekommen war.

Band 3

[3-1]

Erstes Kapitel

Es ging still her in Königsberg, obschon der Hof von dem kleinen Landhause auf den Hufen, in welchem die Königin mit ihren Kindern den Sommer zugebracht hatte, bereits wieder in das Schloß zurückgekehrt war. Von den Kurieren, die von allen Enden kamen und nach allen Enden gingen, merkte man nichts in der Stadt. Das Ende der Schifffahrtszeit war auch vor der Thüre; von fremden Kaufleuten war nicht viel zu sehen, und was man aus dem Schlosse erfuhr, war niederschlagend und erhebend zugleich.

Ein Theil des Silberschatzes war eingeschmolzen worden, um geprägt zu werden; der König hatte jede Art von Luxus im königlichen Haushalt verboten, selbst die Tafel auf das bescheidenste zu bedienen befohlen, und es ward über ein Gesetz berathen, das die Krongüter verkäuflich machen sollte. Alle treuen Diener der Herrschaften, wie die alte Oberhofmeisterin, die Jedermann in der Stadt von Ansehen kannte, und andere dem Hofe nahestehende Beamte hatten, sofern ihre Mittel es ihnen erlaubten, auf ihr Gehalt verzichtet; und wie seit der Aufhebung [3-2] gewisser Adelsvorrechte und seit der Drangsal, welche allen gemein war, eine viel lebhaftere Annäherung zwischen dem Adel, dem Militär und den Bürgerlichen stattgefunden hatte, so daß sie es lernten, sich als Gleiche zu empfinden, so begegneten sich alle nun auch in dem Gefühl, dem Beispiel des Hofes zu folgen, und sich einzuschränken, so weit es möglich war, um mit allen Kräften der Noth des Staates und der immer mehr verarmten niederen Stände entsprechen zu können.

Darner, obschon durch die freisinnigen Maßnahmen der Regierung dem Könige und dem Lande von Herzen zugewendet,

dessen Bürger er geworden war, und seinen Mitbürgern durch den Haß gegen die entehrende tyrannische Franzosen-Herrschaft ganz und gar verbunden, theilte jene Ansicht nicht unbedingt, sondern ging auch in diesem Falle wieder seinen eigenen Weg, mit der bewußten Absicht, andere zur Nachfolge auf demselben anzuregen.

Wo es irgend gefordert worden, hatte er für das Allgemeine wie für den Einzelnen seine Mittel nicht geschont. Selbst seine Gegner hatten seine großartige Freigebigkeit anerkennen müssen; aber wie er dieser keine Grenzen setzte, machte er auch in der Führung seines Hauses und in seinen für dieselbe nöthigen Ausgaben keine Einschränkung.

»Es genügt nicht«, hörte man ihn sagen, »daß wir Verarmten mit Wohlthaten zu Hilfe kommen. Wir müssen, soweit wir es irgend können, den Gewerbetreibenden, den Handwerkern den gewohnten Erwerb zukommen lassen. Wer sein Geld nicht umgehen läßt, erhöht die fremde Noth und bahnt die eigene an, während das für Arbeit bezahlte Geld in natürlichem Kreislauf auch dem zu Gute kommt, der es ausgegeben hatte.« So nahm er denn auch seine frühere [3-3] Art der Geselligkeit grade in der Bedrängniß des Augenblickes wieder auf.

Er hatte, seit man die Franzosen in der Stadt gehabt, die Mittagbrode eingestellt, welche er bis dahin einmal in der Woche zu geben pflegte, denn wer mochte neben feindlicher Einquartirung sich und seine Freunde der Möglichkeit aussetzen, durch ein frei gesprochenes Wort sich in Gefahr zu bringen? Jetzt, da man keine Fremden mehr in der Stadt und in seinen Häusern hatte, da es galt, die beabsichtigte Verschmelzung der Stände zu bethätigen, beschloß Darner, seine frühere Gewohnheit wieder aufzunehmen.

Als er eines Abends, nachdem er und der Sohn lange im Komptoir gearbeitet hatten, in Franks Wohnung am Theetisch von seiner Absicht sprach, sagte er: »Wir müssen überhaupt zu unserer alten, ursprünglichen Hausordnung zurückkehren, denn je mehr wir nach außen hin fortdauernd in unsicheren Zuständen leben,

um so fester muß man trachten, sich in seinem Hause einzurichten; und das Provisorium des einheitlichen Haushaltes, in welchem wir gelebt, seit das plötzliche Ausscheiden der Göttling uns dazu genöthigt, soll auch mit dem Ende dieses Monats sein Ende erreichen.«

»Ich soll also nicht mehr die Freude haben, für Sie zu sorgen, Sie täglich an unserem Tisch zu sehen?«, fragte Justine, von der Anordnung überrascht.

»Ich halte mich überzeugt«, entgegnete ihr Darner, »daß Du Dich dem Dienste, den ich damals von Dir fordern mußte, gern unterzogen hast; denn ich habe Dir für die Art zu danken, in welcher Du ihn mir geleistet, ohne daß Deinem Manne, wie ich denke, etwas dadurch entzogen worden —«

[3-4] »Denken Sie nicht dabei an mich, Vater! Wenn die bisherige Einrichtung Ihnen so lieb war, wie uns —«

»Doch!«, fiel ihm der Vater ein. »Wer dauernd zufrieden stellen will, muß die Bedürfnisse der Zukunft im Auge haben und ihnen im Voraus die Möglichkeit ihrer Befriedigung sichern. Jeder Familienvater gründet sein Haus für sich, und als Justine Deine Frau ward, war Euer eigener Haushalt Euch bedingt. Justine sprach eben mit Recht davon, daß ich Jahr und Tag an Eurem Tisch gegessen. Ich will wieder den meinen für mich haben — Euch als Gäste bei mir sehen. Lorenz wird heranwachsen und hoffentlich nicht allein bleiben. Meine Autorität in Deinem Hause und an Deinem Tische soll die Eure Euren Kindern gegenüber nicht beschränken, und ich wünsche, daß Du dieselbe aufrecht erhältst, wie ich die meine.«

Justine sprang auf und fiel dem Vater um den Hals. »Vater, sie hat uns nie gedrückt!«, versicherte sie.

»Um so weniger darf es in der Zukunft dazu kommen!«, entgegnete Darner; aber sein scharfes Auge meinte in ihrer Aufwallung und in dem Blick, mit dem sie Frank, vielleicht ohne es zu wissen, gestreift, die Zufriedenheit, wenn nicht die Freude zu finden, welche sie über seine Anordnung empfand!

»Auch«, setzte Darner hinzu, »muß ich doch an Virginie denken und ihr eine Anerkennung verschaffen. Sie hat sich gut gemacht während Deines Wochenbettes und gut gemacht als Hausfrau in Strandwiek. Ich will's mit Dir allein versuchen, Tochter; ich denke, es soll gehen, und die Arbeit soll Dir die Zeit vertreiben, damit sie Dir nicht lang wird, nun Deine andere Hälfte sie nicht mehr mit Dir theilt.«

»Sie wissen nicht, was Sie mir damit gewähren, Vater!«, rief Virginie.

[3-5] »Ich weiß es und darum geschieht es!«, entgegnete er ihr. Dann brach er, wie immer, plötzlich ab, wenn er seinen Willen ausgesprochen hatte, und mit dem Sohn von andern Dingen redend, die zwischen ihnen im Laufe des Tages zur Erörterung gekommen waren, überließ er Justine und seine Tochter der Unterhaltung über die mancherlei jetzt nothwendig werdenden Einrichtungen für ihre beiden Wirthschaften.

Als sich danach Virginie, nachdem man sich getrennt, mit dem Vater noch in dessen Zimmer allein befand, sagte sie: »Eine Frage habe ich noch an Sie zu richten, lieber Vater! Seit wir ohne Madame Göttling waren, sind alle Besuche von Männern, die unserer Bekannten wie die der Fremden, bei Justine angemeldet worden. Wie wollen Sie, daß es damit gehalten werde?«

»Das ist eine verständige Frage«, entgegnete er ihr, und sie sah an seinem Blicke, daß er mit ihr zufrieden war, »und eben, weil Du sie gethan hast, stehe ich nicht an, Dir auch in dieser Hinsicht das Recht der Hausfrau einzuräumen; nur überlasse es Justinen, wenn wir Gesellschaft haben, die Wirthin zu machen an der Tafel, wie es ihr als der Aelteren gebührt. Im Uebrigen hast Du volle Freiheit. Wärst Du ein mittelloses junges Frauenzimmer, so würdest Du suchen müssen, Dir als Erzieherin, als Sprachlehrerin, da Du vielsprachig bist, Dein Brod zu erwerben, und man würde jüngere Personen Deiner Obhut anvertrauen. Du hast das Glück, in Deines Vaters Hause leben zu können, und Dein Vater vertraut Dir hiermit seine Tochter, vertraut Dich Dir selber an. Du wirst sein Zutrauen

zu ehren und zu verdienen wissen!«

»Gewiß, Vater!«, sagte sie, den Kopf hoch in [3-6] die Höhe hebend und ihm fest ins Auge sehend, so daß sie ihm größer erschien als sonst; und er entließ sie mit einem Händedruck, statt des Kusses, mit welchem er seinen Töchtern gute Nacht zu wünschen pflegte.

Einen Augenblick blieb sie an der Thüre stehen. Wenn man Gäste einlud, wenn man es erst wußte, daß sie wieder in Königsberg wären, konnte es nicht fehlen, daß der Hauptmann in das Haus kam. Mußte sie dem Vater sagen, was vor Monaten und was an dem Tage vor ihrer Abreise zwischen ihnen vorgefallen war?

Sie wußte nicht, wie ihr das grade jetzt in den Sinn gekommen war, und sie schwankte. Aber ihr Entschluß war schnell gefaßt. Der Vater hatte sie durch seine neue Einrichtung an sich und sein Haus gebunden, hatte sie auf sich selbst gewiesen. Sie mußte selber wissen, was ihr zu thun oblag. Und bei ihm zu bleiben, ihm, dem die Jugend so hart gewesen, den ihre Mutter verlassen, ihm zu danken und zu lohnen, das hatte ihre Liebe für ihn sich gewünscht; und dazu hatte Gott ihr das festere Herz gegeben, dessen sie sich immer neben Dolores bewußt gewesen war. Der Vater sollte sich nicht in ihr betrogen haben.

Es hatte sich bald in dem Kreise ihrer Bekannten herumgesprochen, daß die Darners von ihrer Reise zurückgekommen wären, und Italien lag damals den Bewohnern des Nordens noch so fern, daß jeder, der durch Augenschein davon zu berichten wußte, an und für sich ein Gegenstand der Neugier war. Nach Italien, nach Venedig verheirathet war keine von den Königsberger Kaufmannstöchtern oder von den Töchtern der Beamten, mit welchen jene Kaufmannsfamilien im Zusammenhange standen. Es konnte also nicht [3-7] fehlen, daß man zu hören wünschte, wie Dolores es in ihrer neuen Heimat gefunden, daß man sich beeilte, die Darners zu besuchen, und daß man es bei dem Anlasse durch Justine erfuhr, wie das Hauswesen

von Vater und Sohn wieder gesondert worden, und wie Darner jetzt, gegen allen Brauch, ein achtzehnjähriges Mädchen selbstständig und ohne alle weitere Aufsicht an die Spitze seines Hauses gestellt, ihm damit, und das hoben die Frauen besonders hervor, für sein Theil die häuslichen Rechte und Freiheiten einer Verheiratheten zuerkannt habe.

»Es fehlte nur noch«, bemerkte Madame Armfield scherzend, als auch sie davon gehört, »daß er ein Schreiben herumschickte mit der Weisung, Mademoiselle Darner fortan, wie den Töchtern von Frankreich, den Titel Madame zu geben.« Der Scherz hielt sie aber gar nicht ab, am Sonntagvormittag, um die rechte eigentliche Besuchszeit erst zu Justine zu gehen und dann auch für ein paar Augenblicke Virginie aufzusuchen, um sich von ihr bestätigen zu lassen, was sie von Justine über Venedig und über all die Herrlichkeit erfahren hatte, von welcher Dolores dort umgeben war.

Als sie sich entfernte, begegnete ihr auf der Treppe der von der Parade kommende Hauptmann.

»Ah, guten Morgen!«, rief sie ihm entgegen, »also auch auf dem Wege, Madame Virginie die Honneurs zu machen?«

»Madame Virginie?«, wiederholte der Hauptmann, seinem Ohr nicht trauend.

»O, Sie wissen es also nicht? Nun, ich will nicht vorgreifen! Sie werden ja sehen. Sie nimmt sich ganz vortrefflich in ihrer neuen Würde! Aber ich bin eilig! Auf Wiedersehen, Herr Hauptmann!«, rief sie und ging davon.

[3-8] Der Hauptmann war auch gar nicht darauf aus, sie festzuhalten. Obschon er einsah, daß es nicht ernst gemeint sei mit ihren Worten, mußte dem Scherze, wie er glaubte, doch irgend etwas ihm Unbekanntes zu Grunde liegen, und dadurch gespannt, war es ihm angenehm, daß er Virginie allein antraf und sie ihm bei seinem Eintritt entgegenkommend die Hand hinreichte.

»Habe ich mich doch nicht geirrt!«, rief sie. »Ich hatte fest darauf gerechnet, daß Sie heute kommen würden!«

»Also Sie haben mein gedacht!«, entgegnete er, die Hand küssend, die sie ihm geboten; »wenn Sie wüßten, wie mich das erfreut!«

»Wenn Sie mir die Hand küssen, Herr Hauptmann, so gebe ich sie Ihnen nicht mehr! Und weshalb ich all die Zeit gewünscht habe, Sie zu sprechen, das werden Sie sich denken können. Aber nehmen Sie Platz, hier am Kamine. Der Wind steht auf den Fenstern, man fühlt ihn in dem ganzen Zimmer.«

Es lag etwas Herzliches und doch etwas Erkältendes in ihren Worten. Der Hauptmann empfand das eine wie das andere. Die Andeutungen von Madame Armfield lagen ihm auch noch im Sinne; und da sein klarer Kopf sich unbehaglich fühlte, wo er nicht auch klar vor sich sah, rückte er gradeaus mit der Frage in das Feld: »Mademoiselle Virginie, was hat Madame Armfield damit sagen wollen, daß man Sie Madame zu nennen habe und daß Sie sich in Ihrer neuen Stellung gut zu behaupten wüßten. Haben Sie sich verlobt? Werden Sie sich vielleicht auch im Auslande verheirathen?«

»Das sieht der grauen Fama ähnlich!«, lachte Virginie mit dem freiesten Ausdruck ihres offenen Gesichtes. »Nun denn! Ja, ich bin verheirathet —«

[3-9] »Verheirathet?«, — sprach er ihr nach, und sie sah, daß es ihn erschreckte. Es erschreckte auch sie, da ihr Ohr das Wort von ihren Lippen vernahm; sie überwand es jedoch im Augenblick und mit demselben sichern Ton, der ihr schon in Strandwiek eigen geworden war, setzte sie hinzu: »Ich bin verbunden mit meinem Vater und mit diesem Hause und bin Hausfrau in demselben, wie Sie daran sehen, daß ich Sie bei mir empfange. Aber lassen wir den Scherz und lassen Sie mich da anknüpfen, wo wir aufgehört haben, als Sie am Wagen von uns Abschied nahmen: ich möchte nicht, daß Sie übel von mir dächten!«

»Wie könnte und wie dürfte ich das thun?«, fragte er, immer mehr betroffen über ihre selbstgewisse Art.

»Sie hätten zu beidem ein Recht«, entgegnete sie ihm, »und der

Gedanke daran hat mich nicht verlassen in all dem Zerstreuenden und Ueberwältigenden, das an mich in diesen letzten Monaten herangekommen ist. Sie wissen so gut wie ich, daß meine Schwester Ihren Freund und daß er sie geliebt hat; und ich wußte, daß ich ihm wehe that, als ich ihm in Ihrem Beisein von dem Glück meiner Schwester erzählte. Sie mußten mich Beide mindestens für grausam halten — und ich war auch grausam und war es mit Bewußtsein. Der Baron sollte leiden, weil meine Schwester viel um ihn gelitten. Als ich dann sah, wie es ihn getroffen, hat es mir nicht Ruhe gelassen die ganze Zeit. Sagen Sie ihm das und vergeben Sie es mir auch, damit ich wieder mit gutem Gewissen mit Ihnen verkehren kann, Herr Hauptmann! Ich möchte Ihre Freundschaft nicht verlieren, die Sie mir versprochen haben.«

[3-10] Es war wieder das männliche Wesen, das sie ihm gegenüber schon einmal an den Tag gelegt, und das sie ihm noch reizender und noch werther machte, weil es mit ihrer Jugend und mit ihrer Schönheit im Widerspruch erschien; aber er hatte sie zu nehmen, wie sie sich ihm gab.

»Kennen Sie den Ausspruch«, fragte er: »Die beste Deckung ist der Hieb?«

»Nein!«, sagte sie und sah ihn fest an, aber sie erröthete über und über.

»Sie haben militärisches Genie, Mademoiselle Virginie«, sprach er scherzend, »Sie lieben es — lassen Sie mich den Ausdruck gebrauchen — das Prevenire zu spielen und durch Ueberraschung zu siegen. Sie haben mich einmal verhindert, die Schranke zu überschreiten, hinter welcher Sie mir gegenüber zu bleiben wünschten, oder für nothwendig erachteten; und ich habe auf dem neutralen Boden einen ehrlichen Friedensschluß mit Ihnen gemacht. Heute —«

»Heute? Was habe ich heute gethan, das Sie überraschen oder das Sie mir übelnehmen könnten?«, fragte sie, ihn unterbrechend, weil jene Erinnerung sie in Verlegenheit gesetzt.

»Heute hätten Sie mich durch Ihr Bekenntniß bald daran

gehindert, Ihnen zu sagen, daß ich jenen kleinlichen Akt weiblicher Rache, den Sie gegen Baron Stromberg, gegen einen edlen, an den Leiden Ihrer Schwester tief betheiligten Mann ausgeführt, unter Ihrer Würde gefunden habe.«

»Herr Hauptmann!«, rief sie und sie fühlte die Thränen aufquellen, daß sie Mühe hatte, sie zurückzuhalten.

»Aber«, fuhr er fort, ohne ihren Ausruf zu beachten, »ich habe mir in demselben Augenblick ge[3-11]sagt: Wie unglücklich muß Dolores sein, wenn Virginie sich so weit vergessen konnte, und ich habe es Ihnen in meinem Herzen erst vergeben, als Ihr Abschiedswort mir sagte, daß Sie Ihr Unrecht eingesehen.«

»Herr Hauptmann!«, hob sie wieder an, und wieder ließ er sie nicht weiter sprechen. »O«, rief er und schüttelte ihr die Hand, »nur kein Wort mehr davon! Wir haben uns wie Freunde ausgesprochen und sind und bleiben Freunde wie zuvor. Aber wie geht es Madame Joannu? Wie findet sie sich in ihr Geschick und in ihre neue Lage?«

Virginie stutzte. Der Hauptmann hatte sie zurecht gewiesen, sich behauptet, aber sie gab sich nicht verloren und sie wollte ihn nicht verlieren. Ihr gutes Gewissen half ihr vorwärts.

»Ich danke Ihnen«, sagte sie, »Sie haben mir eine Lehre gegeben, die mir nicht verloren sein soll. Helfen Sie mir weiter ehrlich fort auf meinem neuen Wege. Alles will ja erlernt sein!« — Mit ein paar Worten setzte sie ihn darauf von der neuen Einrichtung und der ihr dadurch zugefallenen Aufgabe in Kenntniß und sagte dann: »Und nun, Herr Hauptmann, ich bat Sie schon einmal darum, nun verkehren Sie mit mir, als wäre ich nicht achtzehn sondern achtundzwanzig Jahre und nicht ein Spielzeug, mit dem man tändelt, sondern ein vernünftiger Mensch. Geben Sie das Beispiel, so machen Ihnen es die Anderen nach, und ich kann leisten, was mein Vater von mir erwartet, und was ich leisten will! Die Hand darauf, Herr Hauptmann!«

»Die Hand darauf!«, sprach er ihr nach. »Sie dürfen mir vertrauen wie sich selbst und wie Ihr Vater Ihnen; denn Sie sind

seines Blutes wie Ihr Bruder.«

[3-12] »Ja, gottlob!«, rief sie. »Aber vor Allem, wie geht es dem Baron? Ist er in der Stadt? Was treibt, was thut er?«

»Was wir Alle thun: an jedem Tage das ihm Gebotene, seine Amtspflichten. Im übrigen lebt er wie wir Alle mit brennender Ungeduld dem Tag entgegen, an dem es keine Schmach mehr sein wird, zu leben. Wir reden nächstens mehr davon, denn zu Ihnen darf man sprechen!«, sagte er, während er sich erhob.

»So sagen Sie mir's gleich.«

»Nein! Ich bin ohnehin länger geblieben, als es Ihnen gegenüber recht ist!«, entgegnete er ihr. »Sie dürfen, wenn Sie allein sind, Keinem von uns einen so langen Besuch gestatten, Sie müssen uns kurz abfertigen! — Verzeihen Sie die Mahnung Ihrem Freunde; und der Baron soll es erfahren, in welchem Sinne Sie sein gedachten.«

Er ging von ihr, ohne ihr die Hand zu geben, mit dem üblichen Gruß.

»Der ist gut und wahr!«, sagte Virginie laut zu sich selber, und sie sehnte sich dabei wieder einmal von Herzen nach der Schwester. Sie hätte ihn so gerne gelobt.

Zweites Kapitel

Die Tage gingen hin und es war im Ende des Oktober, als der Kaiser Alexander, von dem Kongreß zurückkehrend, mit seinem Bruder in Königsberg verweilte, den König von Preußen zu sehen und das Königspaar zu einem Besuch nach Petersburg zu [3-13] laden, der trotz der späten Jahreszeit versprochen wurde. Es hatte Paraden, Hoffeste gegeben, die Monarchen hatten anscheinend in größter Freundschaft mit einander verkehrt, indeß die Zeiten waren vorüber, in denen man in der Stadt und in dem Lande an solche Begegnungen der Herrscher Hoffnungen knüpfte. Man wußte, sie waren alle wie Karten in der eisernen Hand des Kaisers der Franzosen, der sie als Freunde oder Feinde gegen einander ausspielte, wie es in dem gegebenen Augenblicke für seine Zwecke paßte.

Der Kaiser von Rußland war abgereist, wie er gekommen; aber einer der Offiziere seines Gefolges, General von Stromberg, hatte einen Urlaub zu längerem Verweilen in Preußen erbeten und erhalten. Er hatte seinen Neffen nach langen Jahren einmal wieder sehen wollen; und da er, nach diesem fragend, erfahren, daß der Baron für ein paar Tage auf das Land gegangen sei, hatte er sich rasch entschlossen, ihn in seinem Schlosse zu besuchen.

Es war seit zwei Tagen Schnee gefallen, der erste, lang ersehnte in diesem Herbste, denn es fror schon stark in den Nächten, und der Landwirth hatte für die Saaten zu fürchten. Dem General waren von der Postdirektion Relaisscheine für seinen Schlitten gegeben, und man läutete in Waldritten die Mittagsglocke, als in der tiefen Stille, durch die sie tönte, sich plötzlich das Klingeln der Schellen vernehmbar machte und die dampfenden Pferde mit dem

leichten Gefährt durch das Heckthor des Hofes fuhren.

»Ein Schlitten! — Die Russen! — Ein Offizier mit noch einem! — Das sind die Pelzmützen von den Grünen, vom vorigen Jahre, von den Infanteristen! — Das sind die Fouriere! Die Russen kommen wieder!« — so ging es von Mund zu Mund. Der [3-14] Schrecken fuhr durch das ganze Dorf und Alles eilte nach dem Schlosse, sich Gewißheit zu verschaffen. Der lange Karl, der im Schlosse aus und ein wußte, war wie immer an der Spitze.

Auch im Schlosse rief der Schlitten den Amtmann an die Thüre und den Schloßherrn an das Fenster; aber schon im nächsten Augenblicke war der Baron an dem Schlitten, der General ausgestiegen, und den schweren Pelz von den Schultern werfend, den sein Diener auffing, schloß er den Baron in seine Arme und küßte ihn auf gut russisch auf beide Wangen. — Die Leute sahen es, nickten, die Mütze ziehend, den Herrschaften zu und gingen beruhigt in ihre Häuser und zu ihrem Essen zurück.

Eberhard führte den Onkel in sein Haus, ihn mit lebhafter Freude in demselben begrüßend.

»Ja, Herr Neffe und Herr Pathe!«, sagte der General, »bilde Dir immer etwas darauf ein, daß ich zu Dir gekommen bin, denn es hätte anders sein sollen, von Rechts wegen. Ich habe mir aber gesagt, wenn die Dynasten zusammenkommen, müssen die Stammhalter und Majoratsherren wohl das Gleiche thun; und so kommt denn der alte Garwinder zu dem jungen Waldrittener Herrn, die Stammesfreundschaft aufzufrischen. Und nun die Hand her, Neffe; obschon's, wie ich gesagt, an Dir gewesen wäre, zu mir nach Garwinden zu kommen, nachdem Du hier in Dein Erbe eingezogen warst!«

Eberhard ergriff die fest gebotene, schwertgewohnte Rechte. »Ich würde sagen, Sie ehren mich hoch, Herr Onkel!«, entgegnete er dem General, »wenn ich Ihre Güte nicht noch dankbarer empfände als die Ehre, die Sie mir erzeigen. Mir fehlten, als ich hieher kam, nicht der Wunsch und der Wille, Sie in Kurland aufzusuchen, um mich Ihnen nach so langer [3-15] Zeit einmal

wieder vorzustellen; mir fehlte nur das Geld. Ich hatte keinen Thaler auszugeben, der nicht unerläßlich ausgegeben werden mußte.«

»Und jetzt?«, fragte der General, dem der inzwischen herbeigerufene Diener die schweren Pelzstiefel von den Füßen zog, während die Amtmannsfrau selber für den ersten Imbiß eine Flasche Goldwasser und Striezel auftrug. »Und jetzt?«, wiederholte der General, das Glas Branntwein hinunterschluckend, das Eberhard ihm eingeschenkt.

»Ich komme vorwärts im Dienste und auch auf dem Gute«, sagte er, und fragte dann den General, ob er sich vielleicht für eine Weile zurückzuziehen wünsche oder ob es ihm genehm sei, sich gleich jetzt mit ihm zu Tisch zu setzen.

»Laß uns zu Tisch gehen! Ich bin noch keiner von denen, die des Ruhens bedürfen, und es spricht sich gut beim Essen. Daß Du auf dem Gute vorwärts gekommen bist, habe ich bei meiner Fahrt durch das Dorf gemerkt. Ich habe Waldritten gesehen während Deiner Abwesenheit bei einem Marsche durch dasselbe, kurz, ehe wir das Land verließen. Es war verdammt mitgenommen! Und auch hier bei Dir sieht es wohnlich aus«, setzte er hinzu, als sie den Ahnensaal durchschritten und in dem Nebenzimmer an dem Eßtisch ihre Plätze eingenommen hatten.

Er erzählte darauf von seinen Erlebnissen in Erfurt und am Hofe zu Königsberg, von seiner Familie, von seiner Absicht, auch für den jüngeren seiner Söhne, für den Johannes, einen Grundbesitz zu erwerben und diesen ebenfalls zum Majorat zu machen, um der Familie noch einen neuen festen Halt zu geben. »Denn Erhalten des Bestehenden, Erhalten der alten Geschlechter, der alten Namen«, sagte er, »das ist es, was wir der fortdauernden [3-16] Revolution, die von allen Seiten auf uns hereindringt, entgegenzusetzen haben. Und, daß ich Dir es gleich beim Willkomm ehrlich sage, ich lobe es nicht, daß hier noch keine Hausfrau schaltet, daß der künftige Majoratsherr von Waldritten noch in diesem Hause nicht geboren ist.«

Eberhard ließ das unbeachtet; und da der General seiner Güter gedacht und sich als einen bewährten Landwirth bezeichnet hatte, obschon er sein Garwinden oft in Jahr und Tag nicht zu besuchen komme, so erkundigte er sich denn auch nach des Neffen Wirthschaft. Eberhard gab ihm Auskunft, wie er konnte. Er erwähnte dabei natürlich auch der kleinen Erbschaft, welche er von der Gräfin Elmenhorst gemacht, und ebenso der veränderten Verhältnisse, welche sich in Preußen durch die Aufhebung der Hörigkeit, wie durch die Beseitigung der meisten Adelsvorrechte für die Güter und die Landwirthschaft herausgestellt hätten; und während er andeutete, daß auch er von seinem Präsidenten in der Ausarbeitung dieser Gesetze beschäftigt worden sei, bezeichnete er zugleich die Namen von zwei Familien des alten Adels, welche ihre Güter eben in dieser letzten Woche an reiche Kaufleute verkauft hätten, da den Bürgerlichen jetzt die Erwerbung adeliger Güter gestattet sei.

Des Generals buschige Brauen zogen sich finster zusammen. »Das ist's, das ist's!«, stieß er zornig hervor. »Umsturz und Schacher überall, mit den Thronen anzufangen! Der große Versucher hat sie gekannt. Wie Luzifer ist er niedergefahren zwischen ihnen, und jeder, jeder hat genommen, was er hat erwischen können.«

Er blickte hinter sich, Eberhards Kutscher, der bei Tische den Dienst versah, hatte das Zimmer verlassen. — »Wir sind allein«, sagte der General, [3-17] »zwei deutsche Edelleute aus altem Stamm, und obschon ich Dich so lange nicht gesehen, obschon ich Dich zum ersten Male als Mann vor Augen habe, stehe ich nicht an, Dir's auszusprechen, denn Stromberg'sches Blut kann sich nicht verleugnen: Es herrscht kein Ehrgefühl mehr auf den Thronen, auf keinem, keinem Throne!«

Er sprach die Worte mit schärfster Betonung aus, so daß seinem Neffen über ihren Sinn kein Zweifel bleiben konnte. — »Schon in Tilsit«, fuhr der General fort, »war es nahe daran, daß es mit dem alten deutschen Ordenslande, daß es ein Ende hatte auch mit

Preußen, ganz und gar! Und ich war froh, daß es erhalten wurde, daß es der Zar war, unser Zar, der widerstand. Aber wozu hat er's erhalten? Dazu, daß es sich jetzt mit sinnlosen, revolutionären Gesetzen im Innern selbst zu Grunde richtet!«

»Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen widerspreche, Herr Onkel! Sie würden vielleicht über die neue Gesetzgebung anders urtheilen, wenn Sie unsere, Preußens Zustände, und die Wirkung der Gesetze kennten, wie sie sich schon jetzt in den Befreiten kund giebt. Ich aber habe Gelegenheit gehabt, beides kennen zu lernen und —«

Der General fuhr auf. Er goß das Glas Wein, das Eberhard ihm eben wieder gefüllt, mit hastigem Zuge hinunter, stellte es klappend auf den Tisch und sagte dann mit bitterem Lachen: »Also auch in Dir spukt dieser sogenannte Zeitgeist? Du, ein Nachkomme des ersten Eberhard von Stromberg, ein Stromberg-Waldritten, billigst auch diese Revolution, die ganz speziell gegen uns, gegen den alten, gefesteten Grundbesitz, gerichtet ist? Du arbeitest ihre Gesetze aus und rühmst Dich dessen gegen Deinen Stamm[3-18]genossen an Deinem eigenen Tische, auf dem Grund und Boden, der glücklicherweise durch die Vorsicht Deiner Ahnen gesichert ist vor allen revolutionären Angriffen?«

Eberhard hatte ihm mit wachsender Erregung und innerem Kampfe zugehört. Die Achtung vor dem älteren Manne, vor dem erprobten Krieger in grauem Haare, vor dem Blutsverwandten, der ihm zuvorgekommen war, vor dem Gaste, der sein Haus beehrte, trat abmahnend, warnend dem Aussprechen seiner abweichenden Ansichten entgegen; aber seine Ueberzeugung und die Wahrheit waren mächtiger in ihm, als jede andere Rücksicht; und seinen Ton mäßigend, um das Herbe zu mildern, das er dem Oheim doch nicht verbergen wollte, sagte er: »Ich habe im Leben noch wenig gethan und habe mich der geringen Handlangerdienste nicht zu rühmen, zu denen man mich bei den neuen Gesetzesausarbeitungen verwendet hat; aber ich bekenne Ihnen, ich stehe mit vollster Ueberzeugung auf dem Boden unseres neuen Rechtes. Lassen Sie mich wenigstens, verehrter Onkel, darin als einen echten

Stromberg gelten, daß ich den Muth meiner Meinung habe und zu ihr stehe.«

Die ruhige Bestimmtheit, mit welcher Eberhard sich aussprach, bannte des Greises leidenschaftliche Heftigkeit. Wo er Achtung forderte und fand, hatte er zu achten.

»Ueberzeugung gegen Ueberzeugung!«, sagte er, »und der Ueberzeugung nach zu leben hat unser Ahnherr uns gelehrt. Sieh zu, wohin Du, wohin ihr mit den Neuerungen kommen werdet!« Dann erhob er sein Glas und stieß noch einmal mit dem Neffen an. »Auf die Stromberge, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft!«

[3-19] »Allezeit!«, entgegnete ihm der Schloßherr, und beide erhoben sich vom Tische, gegen einander gut gesinnt.

Es war noch zeitig am Nachmittage, als sie in den Saal eintraten. Das lodernde Kaminfeuer hatte ihn durchwärmt, aber der Schnee fiel in dicken, dichten Flocken von dem schwerwolkigen, grauen Himmel nieder. Der Wind hatte ihn schon in den beiden verwichenen Tagen gegen die Vorderseite des Schlosses getrieben, die Fenster waren wieder einmal ganz gefroren, und die einzige Messingkrone, welche in dem Saale unzerstört geblieben war, weil die einquartierten Offiziere dort ihre Mahlzeiten eingenommen hatten, gab spärliches Licht, so daß man die Bilder nur deutlicher sah, wenn die Flammen des Kamins ihren streifenden Schein über sie warfen.

Der Kaffee war aufgetragen, Tabak und Pfeifen standen für den Gast zur Wahl bereit.

»Erlaube, daß ich mich selbst versehe!«, bat der General, zog eine kurze Pfeife und einen türkischen Tabaksbeutel aus der innern Brusttasche seines Rockes, stopfte die Pfeife, und den Tabak anbrennend, sagte er, während er die ersten kleinen Wolken in die Luft blies: »Lagergewohnheiten! — aber Du!«

Eberhard sagte, daß er kein Raucher sei.

»Grade wie mein Johannes, poetische Naturen! Ihr spekulirt auf Frauendank!« — Er ging während des Sprechens in dem großen Raume auf und nieder, Eberhard ging neben ihm her.

»Wie man Kriege geführt hat ohne Pulver und Blei, das läßt sich denken«, scherzte der General, »das weiß unsereiner, der gelegentlich auch den Piken und Streitkolben im Osten gegenüber gestanden — aber eine Campagne ohne die Pfeife?«, Er lachte, blieb plötzlich stehen und sagte: »Uebrigens — wo [3-20] hast Du's her? Das ist kein Civilistenschritt; so geht ein exerzirter Mann!«

»Der bin ich auch; und viele unserer Leute sind's wie ich!«

»Ah, so! — Auch eine Neuerung! Scharnhorsts System! Es war die Rede davon an der Offizierstafel hier bei Euch am Hofe!« — Und obschon beide Stromberg, als sie die Tafel verlassen, die Absicht gehabt hatten, sich von Gesprächen fern zu halten, welche den Gegensatz zwischen ihnen abermals herausstellen konnten, befanden sie sich gleich wieder, wie es in diesen Zeitläufen kaum anders möglich war, mitten in der Politik, mitten in den Fragen, welche vorher zwischen ihnen zur Erörterung gekommen waren.

»Pariren denn die Leute hier noch bei Euch auf den Gütern?«, fragte der General.

»Von Pariren ist die Rede doch nur noch für diejenigen von ihnen, welche in unseren Häusern dienen. Die anderen kommen auf Taglohn und sind zufrieden, wenn sie lohnende Arbeit finden, da wir sie nicht mehr zu ernähren haben. Finden sie sie nicht bei uns, so gehen sie anderwärts auf Arbeit. Ich selber habe damit für sie den Anfang gemacht, und einmal zehn Mann auf das benachbarte Gut von Lorenz Darner nach Strandwiek verdungen.«

»Würde mir nicht passen. Meinem Aeltesten ebensowenig; dem Johannes, der auch von Menschenrechten und derlei Utopien spricht, schon eher. Aber wie geht's den Darners? Wie geht's den Kollmanns? Was macht die schöne Justine, die ich geholfen habe in aller Kürze unter die Haube zu bringen?«

Eberhard berichtete von den einen und von den anderen. Der General sagte, er kenne den [3-21] alten Joannu in Petersburg und versprach, die beiden ihm in Königsberg befreundeten Familien aufzusuchen. Er rühmte dabei die Schönheit ihrer Frauen.

»Der junge Darner hat klug gethan, rasch zuzugreifen«, sagte er,

»denn Justine war eine glänzende Person; und zuzugreifen ist, ich wiederhole Dir's, auch Deine Pflicht. Ihr steht hier auf zwei Augen, allein auf Dir!«

»Johannes ist ja da, wenn ich sie schließe!«, entgegnete ihm Eberhard.

»Was soll der schlechte Scherz!«, tadelte der General. »Du müßtest kein Edelmann sein, wenn Du nicht das Verlangen trügest, Dein Geschlecht, Deinen Namen fortzupflanzen und ihn Deinem Besitz, wie Deinen Besitz Deinen eigenen Nachkommen zu erhalten; und ein Mann wie Du hat ja nur zu wählen unter den Töchtern des Landes. — Jeder der Stromberge ruft Dir das zu, der hier von den Wänden auf uns niedersieht. Mach, daß Du auf die Freite gehst. Es ist jetzt Friede bei Euch im Lande, und einem Freier wie Du thut jedes Haus sich auf.«

Das Wort traf Eberhard wie der Stahl den Stein, und wie der rasch entzündete Funken flog der Ausruf über seine Lippen: »Nur daß ich kein Freier bin!«

»Kein Freier? Was soll das heißen? Du kein Freier?«

»Nein, kein Freier! Jeder der Leute hier ist ja jetzt freier als der Schloßherr! Der Besitz, der mir vererbt ist von meinen Ahnen, ist nicht mein, ist kein freier Besitz. Er ist mir übertragen, ihn für andere zu verwalten, die nach mir kommen und die auf ihm unfrei sein werden so wie ich; und diese [3-22] anderen, die ich dem Geschlechte zu liefern habe, darf ich nicht einmal erzeugen mit dem Weibe meiner Wahl. Ich habe das Weib zu suchen innerhalb einer bestimmten Kaste, auch wenn mein Herz sich anderweit gewendet. Damit ist man kein freier Mann!«

»Was muß ich hören?«, rief der General. »Das sagst Du mir, Du? — Hier unter dem Bilde unseres gemeinsamen Ahnherrn, auf dessen Brust noch das Kreuz der Deutschherren leuchtet?«

»Hätte er das Kreuz seines Ordens und das Herkommen seines Ordens höher geachtet als seine Freiheit«, fiel Eberhard ihm ein, »so wäre er nicht dem Markgrafen gefolgt, als dieser gebrochen mit dem Orden und mit dem Papstthum, seiner Ueberzeugung

nachzukommen; so lebten nicht Sie — nicht ich! — Und hier, hier an dieser Stelle, General! unter dem Bilde Eberhards von Stromberg, habe ich mit mir überlegt, mit mir gekämpft, ob es nicht an mir sei, mich frei zu machen von dem Majorate.«

»Eberhard«, rief der General noch einmal, »was soll das heißen?« Und doch war etwas in dem Neffen, dem er nicht entgegenzutreten, dem er nicht zu widerstehen vermochte.

Der Anruf brachte Eberhard zu seiner früheren Mäßigung zurück. »Ich bin kein Phantast«, sagte er, »so wenig unser Ahnherr es gewesen ist; aber ich bin ein Kind meiner Zeit, wie er's der seinen war. Das Gute wie das Ueble der Majorate habe ich neben den Vortheilen, welche sie dem Erstgeborenen und der Erhaltung des Stammes gewähren, empfunden, seit ich zu eigenem Denken gekommen bin. Zum Glück hatte ich keinen Bruder, keine Schwestern neben mir, die mir's beneiden konnten' daß ich zuerst geboren worden. Ich habe es stets verstanden, wie grade [3-23] mancher Edelmann dahin gedrängt ward, die Freiheit zu suchen, wie Lafayette über den Ozean getrieben, wie Mirabeau in die Reihen des Volkes geführt worden ist. Meine Reisen in England, in Irland haben nicht dazu beigetragen, jene Ueberzeugung in mir wanken zu machen. Persönliche Verhältnisse sind dazu gekommen, mich in ihr zu bestärken; und unsere neue Gesetzgebung, welche die Gleichheit der Stände ausspricht, macht Majorate wie das meine, die dem Besitzer gebieten, bei der Wahl seiner Frau nicht auf sie, sondern auf ihre sechzehn Ahnen zu sehen, in meinen Augen zu einer Widersinnigkeit — der mich zu unterwerfen mich empört —«

»Du liebst eine Bürgerliche und willst sie heirathen!«, sagte der General.

»Nein! Ich denke für mich jetzt nicht daran; aber so lieb dies Schloß, so werth mir unsere Erinnerungen, so heilig mir unser Name ist — an dem Majorate habe ich keine Freude.«

»Und doch ist es, wie Du mir selbst gesagt, Dein einziger Besitz, und Du hast das neu ererbte Vermögen hineingesteckt, dem Gute

aufzuhelfen«, wendete der General ihm ein.

Er hatte seine Pfeife lange schon ausgehen lassen und sich auf einen der alten Stühle gesetzt, die am Kamine standen. Die Beine weit vor sich hingestreckt, die Arme über der Brust verschränkt, das feste, wetterdurchfurchte Antlitz von dem Flackerschein des Feuers beleuchtet, blickte er dem Neffen, der ihm gegenüber saß, prüfend und mit tiefem Ernst ins Auge.

»Und Du bringst es nicht in Anschlag«, sagte er, da Jener schwieg, »Du bringst es nicht in Anschlag, daß das Majorat an sich Dir eine Stellung giebt?«

[3-24] »Ich hoffe und trachte darnach, mir eine solche durch mich selber zu verdienen.«

Der General schüttelte verwundert das Haupt.

»Du könntest es ertragen, einen andern an Deinem Platze, einen andern im Besitz Deines Schlosses zu sehen?«

»Mit voller Seelenruhe! und um so leichter, da es ja immer nur ein Stromberg sein könnte, da Sie oder einer meiner Vettern hier residiren würden!«, setzte er hinzu.

»Ah, da habe ich Dich!«, rief der General; »da tritt der Sinn in Dir hervor, an dem ich irre zu werden begann. Du schlägst nicht aus der Art! Wie könntest Du auch wollen, daß Deine Kinder nicht geboren würden unter diesem Dache, nicht aufwüchsen unter den Augen und in der Erinnerung an ihre Ahnen —«

»Täuschen Sie sich nicht in mir, mein Onkel, denn ich will Sie nicht täuschen. Wer weiß, wann das Leben uns wieder einmal zusammenführt! Ich möchte nicht, daß Sie besser oder daß Sie schlechter von mir dächten, als ich es verdiene nach Ihrem Sinne.« — Er schwieg eine kleine Weile, dann sagte er: »Ich lege großen Werth darauf, einen Ahnherrn gehabt zu haben, der zu den Freien gehört in seiner Zeit! Aber weil wir Freie gewesen sind seit vielen Jahrhunderten, weil der Komthur von Balga, unser Ahn, wie ein Freier selbstwillig gehandelt hat in seiner Zeit, so drängt mich mein Verlangen, ihm gleich zu sein nach den Anschauungen meiner Zeit. Es widerstrebt mir, gebunden, gehindert, unfrei in

meinem Handeln zu sein durch den Willen eines Mannes, der wahrscheinlich ein anderer gewesen sein würde, hätte er im sechzehnten Jahrhundert die Entwicklung voraussehen können, welche die Mensch[3-25]heit in dem achtzehnten und neunzehnten genommen hat. Ich bin manchmal herumgegangen in diesem Saale mit dem Gedanken, daß ich mich glücklicher fühlen würde, könnte ich fortgehen, allein mit meinem Namen und den edlen Erinnerungen unseres Hauses, frei und auf mich selbst gestellt, statt mit Jahren voll Arbeit und voll Opfern einen Besitz ertragfähig zu machen, der als letztes und höchstes Opfer von mir die Beschränkung meines freien Willens fordert. Ich liebe und ehre dieses Haus — aber das Majorat verleidet mir seinen Besitz.«

Es entstand eine lange Pause. Der General erhob sich, Eberhard folgte seinem Beispiel.

»Es giebt Gedanken«, sagte der General mit warnendem Tone, »die man sich nicht eingestehen, Worte, die man nicht aussprechen soll, denn das gesprochene Wort hat eine weitreichende und zeugende Kraft. Ich will vergessen, was ich von Dir gehört, vergiß auch Du es!«

»Ich schäme mich des Gedankens nicht, mein Onkel, und nehme keines der Worte zurück, die ich gesprochen. Ich habe hier meine Schuldigkeit gethan, und werde sie weiter thun. Das ist Alles!«

»Und wenn Dein Wort gewirkt hätte in mir, wenn der Versucher an Dich heranträte?«

Ein tiefer Ernst lagerte sich auf Eberhards Stirne, aber er sah ruhig zu dem Onkel hinüber, dessen dunkles Auge bannend auf ihm ruhte.

»Was wollen Sie mich verstehen machen?«, fragte er.

Und wieder hielt der General inne wie Einer, der vor einem großen Entschlusse mit sich selbst zu Rathe geht. — »Ich habe Dich gefragt«, hob er darnach an, »wie würde es Dir sein, wenn die Versuchung heranträte an Dich! Aber Du trittst [3-26] als der Versucher an mich heran. Du hast es von mir gehört, Johannes ist

verlobt mit einer Riefenhausen, mit einem Mädchen von altem, vollbürtigem Geschlecht. Du hast ebenso von mir vernommen, daß ich ein Gut für ihn zu kaufen, es zum Majorat zu machen denke —«

»Ich bitte, mein Onkel, vollenden Sie!«, mahnte Eberhard, als Jener zögerte.

»Nun denn«, rief der General, »wenn Du frei sein willst von dem Zusammenhang mit unseres Ahnherrn Willen — ich fordere keine Antwort von Dir jetzt in dieser Stunde — aber die Möglichkeit dafür ist da! — Ziehe Dein neu ererbtes und das Dir ebenfalls persönlich vererbte Vermögen Deiner Mutter aus dem Gute zurück. Ich zahle sie Dir beide aus; und tritt Waldritten an Johannes ab. Dann bist Du frei und das Majorat kommt in gute Hand. Friedrike Riefenhausen ist eine reiche Erbin, Johannes ein Edelmann im höchsten Sinne des Wortes, Dir in Gesinnung ähnlicher als ich. Er kann für das Gut alles Nothwendige thun. Ihm wird es auch nicht widerstreben, freie Leute um sich zu haben und unter Euren Gesetzen zu leben. — Ueberlege es! Ich habe nichts gesagt, wenn Du es nicht gehört zu haben wünschest, aber überlege es Dir!«

Der Gedanke war Eberhard nicht neu. Er hatte in seiner Leidenschaft für Dolores an einen solchen Ausweg selbst gedacht, ohne die Möglichkeit zu sehen, wie er ihn einschlagen könne; nun ein Anderer, der Nächstberechtigte, ihn auf denselben hinwies, blickte er auf ihn wie auf etwas ihm Neues, wie auf ein ihm fremdes und doch verlockendes, ersehntes Ziel. Seine Gedanken wirrten sich durcheinander. Die festen Mauern befingen ihn und schienen ihm doch zu [3-27] wanken, der Wind, der gegen die Fenster anschlug, der Eulenschrei, der sich eben vernehmen ließ und den er an jedem Abende zu vernehmen gewohnt war, wenn das Feuer vom Kamin die Fenster erhellte — es sprach Alles zu ihm. Schattenhaft stiegen Erinnerungen um Erinnerungen in ihm auf, wie die Nebel aus dem Thale um den Wanderer sich zusammenziehen auf der Höhe. Alte Ueberlieferungen, neues Erleiden, seiner Eltern geheiligte und geliebte Gestalten, das Bild der heiß begehrten Geliebten — Alles, Alles sah er mit einem Male

vor sich; und das Elend, das er hier angetroffen unter den Leuten, das Wenige, das er mit dem Aufgebote seiner ganzen Kraft und Mittel zu dessen Linderung gethan, der Knabe der Braun'schen, der ihm entgegenlief, wo immer er den Herrn erblickte, sein alter Amtmann, es stürmte Alles, Jedes, sein Recht fordernd, auf ihn ein.

Gestellt zwischen die Vergangenheit seines Hauses und die Zukunft des Landes und des Volkes, zwischen die Weltanschauung seiner Vorfahren und seine aus dem eigenen Leben gewonnenen Ansichten, richtete sich sein Blick fest auf das ideale Ziel, welchem die Augen der Besten unter seinen Zeitgenossen zugewendet waren, und was er gedacht, war er zu thun bereit.

»Mißdeuten Sie mein Schweigen nicht!«, hob er an, aber der General ließ ihn nicht weiter sprechen.

»Im Gegentheil«, sagte er, »wir wollen Beide von der Sache schweigen. Das ist geboten für Dich wie mich. Ich würde gering von Dir und schlecht denken von mir, könntest Du eine Entscheidung wie die geforderte ohne reifliches Erwägen treffen. Und man soll von mir nicht sagen, ich hätte einen unseres Hauses fortgedrängt von seinem ihm angeborenen [3-28] Besitz. — Laß Deinen Amtmann kommen. Wir taugen im Augenblick zu zweien nicht für einander.«

»Er kennt Waldritten seit mehr als dreißig Jahren«, sagte Eberhard, »und er hängt daran, als wäre es sein eigen.«

»Das ist gut!«, entgegnete der General, »für jetzt kommt es aber darauf an, ob er zu einer Partie zu brauchen ist — l'Hombre oder Whist zu Dreien, gleichviel, und ob man bei Dir einen Punsch zu brauen versteht. — Morgen sehen wir uns hier um, wenn's Dir gefällt. Du begleitest mich dann, ebenfalls wenn's Dir gefällt, nach der Stadt, und ehe ich Königsberg verlasse, giebst Du mir Antwort. — Für Johannes steh' ich ein.«

Drittes Kapitel

Sie ritten am Morgen durch das Gut. Eberhard betraf sich einmal auf dem Gedanken, mit solcher Empfindung müsse man von der Erde, vom Leben scheiden im festen Glauben an eine andere, bessere Welt. — Der General that die Fragen eines umsichtigen, praktischen Wirthes und Geschäftsmannes; der Amtmann, welcher sie begleitete, rühmte die Aufopferung, mit welcher der Herr Baron hier eingeschritten sei und Rath geschafft habe. Er sagte, die Leute wären zwar keine Leibeigenen mehr, aber sie wären dem Herrn eigen mehr wie je! —

Die Leute! — Sie lagen Eberhard schwer auf dem Herzen. Jeder, der an ihm vorüber kam, jede Frau und jedes Kind grüßte ihn, wartend auf das [3-29] Wort von seinem Munde, dessen er sie nie entbehren ließ, und er sprach es auch heute. Aber es that ihm wehe — und doch stand er fest in seinem Entschlusse.

Er hatte wenig geschlafen in der Nacht, doch die Stunden waren ihm nicht verloren gewesen. Er hatte Alles erwogen, berechnet, durchdacht; sein Kopf war frei, sein Wille klar, wie der Weg, den er sich zurecht gelegt; und die Wehmuth, die ihn beschlich bei dem einen Anlaß oder bei einem andern, die hatte er zu besiegen. Er war fertig geworden mit einem größern Schmerz.

Am Abend war man in der Stadt. Der General war in einem Gasthof abgestiegen, Eberhard in seine Wohnung gegangen. Er hatte versprochen, den Onkel holen zu kommen, der noch zu Kollmann, zu seinem ehemaligen Quartiergeber, fahren wollte.

Es war die Zeit des Nachtessens, als sie das Haus Kollmanns erreichten. Der General ließ sich melden.

»Tausendmal willkommen!« hörten die beiden Stromberg ihnen

von der oberen Flur entgegenschallen, während sie die Treppe hinaufstiegen.

»Einquartierung!«, scherzte der General und die beiden älteren Männer schüttelten sich mit Freuden die Hände. Aber ein Blick auf den Lehnsessel, von dem aus sonst die Hausfrau am Theetisch geschaltet, machte die Lücke fühlbar, die hier der Tod gerissen. Es zuckte durch Kollmanns Gesicht; der General legte ihm die schwere Hand auf die Schulter.

»Es ist überall wie in der Schlacht, verehrter Freund! Es hilft nichts, sich das Herz weich zu machen. — Schließt Euch, heißt es, und vorwärts! Der Sohn ist ja da! Madame Göttling«, er küßte ihr galant die Hand, »ist zu meiner Ueberraschung [3-30] ebenfalls hier, und wir, mein Freund, sind ja auch zur Stelle.«

»Aber ohne Dienerschaft und ohne Bagage!«, fiel John ihm ein, und der Vater, der inzwischen seiner Rührung Meister geworden war, wiederholte die Bemerkung.

Der General sagte, daß er im Gasthofe Quartier genommen, Kollmann wollte davon nichts hören.

»Sie werden mir doch nicht den Glauben aufdrängen wollen, daß Sie nur auf Befehl und aus Noth bei mir fürlieb genommen!«, sagte er, und als er dann vollends erfuhr, daß der General noch mehrere Tage in Königsberg zu verweilen denke, nahm er dessen Aufenthalt in seinem Hause als ein Ehrenrecht für dasselbe wie für sich in Anspruch, und man kam überein, daß er am nächsten Morgen die Zimmer wieder beziehen sollte, die er früher inne gehabt hatte. Zugleich ward Eberhard ersucht, das Kollmann'sche Haus, so lange es der General beehre, als dessen Haus zu betrachten und in demselben ein und aus zu gehen nach seinem Belieben.

Ohne daß er viel zu fragen nöthig hatte, erfuhr der General während des Tischgespräches, was er über seine Freundin Justine, über die kluge Gewandtheit des Generalkonsuls, dem er zu so frühem Ehrenamte die Wege gebahnt, über Darners ganzes Haus nur zu wissen wünschen konnte; und daneben ließen einzelne

Mittheilungen und Bemerkungen, die man Eberhard machte, ihn erkennen, daß dieser weniger mit den Darners im Verkehre stehen mußte, als er es vorausgesetzt hatte.

Als sie, verlockt von dem Sternenlicht des klar gewordenen Himmels, den Rückweg nach der obern Stadt gemeinsam zu Fuße zurücklegten und der Arm des Generals in dem seines Neffen ruhte, sagte er: [3-31] »Du hast mir reinen Wein eingeschenkt über Dich, Deine Ansichten, Dein Vorhaben; Dein Vater könnte Dir nicht mehr guten Willen entgegenbringen als ich, Deine abweichenden Ansichten nicht mehr respektiren als ich. Eines steht noch zurück! Es ist etwas in Deiner letzten Vergangenheit, das Dich bestimmt hat, mit ihr zu brechen, und es müßte mich Alles täuschen oder es hängt mit der Darner'schen Familie zusammen. Was ist vorgegangen zwischen ihr und Dir?«

Eberhard hatte keinen Grund, der bestimmt gestellten Frage auszuweichen. »Ich habe mich von den mir werthen Menschen zurückgezogen, weil ich Dolores, die eine der Töchter, liebte und nicht daran denken konnte, sie heimzuführen. Mein Majorat und Darners Vorurtheile gegen den bevorzugten Adel standen mir im Wege; indeß Frank Darner ist mein nächster Freund, und ich hoffe, ich habe seines Vaters Achtung für mich.«

»Das ist also der Grund, der Dir das Majorat verleidet hat!«, rief der General, seinem Vorsatz untreu, nach welchem von der Angelegenheit zunächst nicht die Rede sein sollte. Aber Eberhard war das willkommen.

»Ja und nein!«, sagte er, »nehmen Sie es, wie Sie wollen. Die eigene herbe Erfahrung hat eine lang gehegte Erkenntniß in mir befestigt. Ich habe mir oft die Worte wiederholt, die Goethe in seinem neuen, wunderbaren Werke ausgesprochen hat:

»Vernunft wird Unsinn,
Wohlthat Plage,
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,

Von dem ist leider nie die Frage.«

[3-32] »Ich habe Goethe gesehen zu Erfurt im Theater und bei den Hoffesten in Weimar«, unterbrach ihn der General — »Du sprichst vom ›Faust!‹«

»Ja«, erwiderte der Baron, »vom Faust; und ich hoffe, wenn es mir möglich würde, mich zu beweiben, wenn ich Kinder hätte, sie sollen den Ausruf nie zu thun haben: ›Weh dir, daß du ein Enkel bist!‹ Sie sollen nicht gebunden sein an die Erkenntniß meiner Zeit, sondern frei sein, zu schalten und zu walten in der ihren.«

Es war ihm lieb, daß die Nacht sie umgab, daß der General die heiße Röthe nicht sah, die er aufsteigen fühlte in seine Wangen und seine Stirne überfliegen.

»Und nun«, sprach er, »da wir bei der Sache sind, die Ihnen und mir in verschiedener Weise am Herzen liegt und die uns nicht zur Ruhe kommen lassen wird, ehe sie entschieden, lassen Sie uns zu diesem Punkte kommen. Ich trete von dem Majorat zurück, trete es an Sie und Ihre Erben ab, das steht fest bei mir.«

»Und was denkst Du zu thun?«, fragte der General und blieb mitten auf dem Platze vor dem Gasthof stehen, den sie während dessen erreicht.

»Ich habe Alles überlegt. Ich stamme vom Lande«, sagte er, »ich will wieder eigenen Grund und Boden haben, die Scholle bauen und wissen, wohin ich gehöre. Wenn Sie mir das Erbe der Comtesse Elmenreich und mein Muttererbe auszahlen, kann ich unter den jetzigen Zeitverhältnissen hier oder in Lithauen einen bescheidenen Landsitz erwerben, da wir, was ich für mich wünsche, in Lithauen schon lange eine landständische Verfassung haben. Einen solchen Besitz kann ich bewirthschaften lassen und im Staatsdienst, in der Regierung, meine Laufbahn fort[3-33]setzen. Ich diene dem Staate gern, man hält mich auch für brauchbar und macht mir gute Aussichten. Um mich, mein Onkel, sorgen Sie sich nicht! Ich finde meinen Weg.«

Einen Moment zögerte der General, dann reichte er Eberhard

die Hand.

»Sei's denn! Du weißt, was Du willst, und bist ein ganzer Mann. Aber mein Johannes soll Dir und uns keine Unehre machen an dem Platze, den Du um Deiner Ueberzeugung willen aufgiebst nach des Ahnherrn Beispiel! — Wir wollen sehen, die Sache hier zu ordnen, so weit es eben möglich ist. Die Darners und Kollmann werden uns nöthig dabei sein, Frank als Generalkonsul voran.«

Sie standen an des Gasthofs Schwelle. »Wenn Du Wünsche hast, besondere für Dich, wenn Du zulässige Reservate zu machen denkst, so theile sie mir mit.«

»Sie werden unschwer zu erfüllen sein. Die Gräber meiner Eltern zu pflegen, werde ich Johannes nicht erst ans Herz zu legen brauchen. Daß er meinen Amtmann, unsern treuen Diener, nach dessen Wunsch im Dienste behält, ihn, wenn er dienstunfähig wird, ebenso wie seine Frau, nach meiner Maßgabe mit mir versorgt, versteht sich von selbst; und ebenso, daß ich die Bilder meiner Eltern mit mir nehme, daß ich mir ein paar andere aus der Reihe des Geschlechts kopiren lassen darf. Das ist Alles!«

»Und Alles zugestanden, mein Sohn und Freund!«, rief der General.

So schieden sie. Alle Beide mit sich und dem Andern zufrieden.

Während dessen saß Kollmann mit seinen beiden Hausgenossen noch behaglich beisammen.

[3-34] »Heute sind einmal zwei unserer guten alten Sprichworte recht erfreulich an uns zur Wahrheit geworden«, sagte Madame Göttling. »Unverhofft kommt oft! und: Je später am Abend, je schöner die Gäste! — Wie vortrefflich er aussieht, der General! Und welch schöner Mann der Assessor ist! — Es ist doch etwas um die alten adeligen Geschlechter.«

»Adelige Geschlechter!«, rief John. »Redensarten! Ich habe, weiß Gott, nichts gegen den Adel, denn er hat mich mein Leben lang in Nichts gehindert und ich habe ihm Nichts geneidet, denn es war uns hier, an Vaters und Mutters Seite, wohl in unserer Haut. Aber sehen Sie sich Lorenz Darner, sehen Sie sich den Frank an;

würde denen ein Freiherrn- oder ein Grafentitel nicht auf den Leib passen wie der Rock, der für sie gemacht ist? — Das Leben in frischer Luft, die Möglichkeit, von früh auf die Beine über ein Pferd zu werfen, sich in Wind und Wetter, in Regen und Sonnenschein frei auszuleben, frei die Welt und die Menschen kennen zu lernen und sich selbst zu vertrauen — das ist's, womit der Mensch sich hebt. Und Lorenz Darner hat vorgesorgt! Seine Enkel sind geborene Grundbesitzer, sind Landleute. Sie finden auf dem Lande, was er für sich auf dem Wasser gefunden, Freiheit, sich auszuleben. In der Enge der Städte, in der Dunkelheit der Komptoirs verphilistert sich der Mensch und die beste Rasse.«

Es kam nicht oft, daß John sich in des Vaters Beisein so entschieden aussprach, allein Kollmann ließ diesmal den Ausfall ohne Widerrede gelten, weil er ihn als gegen die Ueberschätzung der adeligen Geschlechter gerichtet betrachtete. Er bemerkte nur, John sei wieder einmal in die Darner-Bewunderung gerathen, und dies Vergnügen könne man ihm lassen.

[3-35] »Ich glaube übrigens«, sagte John, »Sie müssen auch in die Bahn der Vergnügungen einlenken, Vater, und die Anwesenheit des Generals giebt dazu den bequemsten Anlaß.«

»Sie meinen«, kam die Göttling ihm zu Hilfe, »Herr Kollmann sollte endlich wieder einmal eine Gesellschaft, ein Mittagbrod geben, dem General zu Ehren —«

»Und die Darners einladen!«, fiel Kollmann ein.

Weder der Sohn noch Madame Göttling gaben ihm darauf Antwort; sie hielten es für gerathener, daß er sich entschied.

»Da wir dort gewesen sind, und da wir vor ihrer Abreise bei ihnen das Frühstück eingenommen«, »sagte er zögernd, »gehört sich's wohl! Und der General war ja ein Anbeter von Justine, und sie werden ihn natürlich fetiren in den beiden Häusern.«

»Das versteht sich von selbst!«, warf John ein.

»Wie wär's mit übermorgen?«, fragte Kollmann Madame Göttling.

Sie entgegnete, er habe nur zu befehlen.

»Also übermorgen!«, entschied Kollmann nun, »aber zu unserer gewohnten Zeit. Schicken Sie morgen zu den beiden Darners. Sie können schreiben, daß der General heute gleich zu uns gekommen ist — und laden Sie auch Konsul Armfield und seine Frau und den Bankdirektor mit der Frau ein. Ganz im Stile meiner seligen Frau, daß es an nichts fehlt, an nichts!«

Madame Göttling versicherte, sie werde ihr Bestes thun, und John sagte: »Die Mutter würde die Erste sein, sich darüber zu freuen und es Ihnen und mir zu gönnen, Vater, daß wieder Leben in das Haus kommt, das zu ihrer Zeit so gastfrei war. Wir haben ja hier bis jetzt wie in La Trapp gelebt [3-36] und«, er lachte, »ich habe ja noch keine grauen Haare und noch keine Frau!«

»Und noch die Bernsteinpacht nicht sicher!«, wendete der Vater ein; aber er klopfte John auf die Schulter, und die Beiden, die ihn kannten, sahen, daß er guter Laune war.

Viertes Kapitel

Ehe er sich am nächsten Tage in die Sitzung begab, ging Eberhard zu seinem Onkel. Seine Fachkenntnisse gaben ihm an die Hand, welche gerichtlichen und anderweiten Schritte zu thun wären, um das Geschäft zwischen ihm und dem General so weit vorzubereiten, daß es abgeschlossen werden konnte, wenn von Rußland aus die Zahlung geschehen sein würde, nach welcher das Majorat abgetreten werden sollte. Aber da man deshalb nicht Estafetten in Bewegung setzen, sondern den gewöhnlichen Postverkehr walten lassen wollte und da auch die Entlassung des Baron Johannes aus dem russischen Unterthanenverhältniß, wie dessen Naturalisirung in Preußen zu betreiben waren, ehe er das Majorat antreten konnte, so blieb Eberhard zunächst noch im Vollbesitze seiner Rechte, und es war vorauszusehen, daß das Neujahr und die ersten Monate des kommenden Jahres vorübergehen würden, ehe Johannes, dessen Hochzeit nach der Heimkehr des Generals vollzogen werden sollte, in das Schloß von Waldritten einziehen würde.

Während seine Ordonnanz die Sachen des Generals zu Kollmanns bringen ließ, begab er selber sich zu [3-37] Darners und ward wie von nahen Angehörigen empfangen. Man hatte es eben erst durch die Einladung von Kollmann erfahren, daß er angekommen sei, daß man ihn dort sehen werde; man legte auf ihn für einen der nächstfolgenden Tage Beschlag, und Justine gab ihn erst frei, als er erklärte, einer Geschäftsberathung mit den beiden Männern zu bedürfen.

Die Besprechung währte eine geraume Zeit. Die Darners boten Rath und Dienste an, wie sie gefordert wurden; beide äußerten,

wie es Geschäftsleuten geziemt, kein Erstaunen, keine Meinung über Eberhards Entschluß. Sie hatten es nur mit einer Thatsache und der Möglichkeit ihrer Ausführung zu thun.

Als der General sie verlassen hatte und sie sich auf dem Wege nach der Börse befanden, sagte Darner plötzlich: »Sonderbar! Man macht doch immer neue Erfahrungen!«

»Sie denken an Stromberg?«, bemerkte Frank. »Ich kenne ihn genau und ich habe es immer behauptet, er ist ein seltener Mensch, von hohem, edlem Sinne.«

»Gut, daß Du Dich nicht in ihm geirrt hast. Es werden es ihm nicht Viele nachthun. Es spricht sich gut und leicht von dem großen Gedanken der Freiheit und der Gleichheit, aber ihre Nothwendigkeit so lebhaft zu empfinden, daß man sie sich erringt mit Aufopferung aller seiner Vorurtheile, das ist viel für einen, der Knechtschaft, der Unfreiheit nie erduldet und Vortheil gezogen hat von der Ungleichheit. Wer an sich selber Ernst macht mit der Ausführung seiner Ideale, den hat man nicht einen Ideologen oder einen Schwärmer zu schelten, dem hat man nachzuleben — Wenn Du ihn siehst, sag's ihm in meinem Namen.«

[3-38] »Sie werden ihn, wie ich von dem General vernommen, Morgen bei Kollmann treffen!«

»Um so besser! Inzwischen können von den Strombergs und durch Dich die ersten Schritte hier gethan sein und man kann weiter zusehen!«

Es war dann auf dem Wege nicht mehr von Eberhard die Rede. Die eigenen und die Stromberg'schen Geschäfte wurden betrieben, wie es gefordert war.

Am folgenden Tage verlief das Mittagbrod bei Kollmann für die Betheiligten erfreulich, denn als sollte die gute Stimmung noch erhöht werden, war an dem Morgen der Kontrakt über die Bernsteinpachtung von der Regierung für John unterzeichnet worden, und Frank und Justine genossen die achtungsvolle Zuvorkommenheit, mit welcher Darner den Baron behandelte, als einen persönlichen Erfolg. Nur Eberhard, obschon nicht

unempfänglich für Darners Antheil an ihm und seinem Entschlusse, kam nicht zu der Heiterkeit und Aufgeschlossenheit, welche die Anderen beseelte. Seine Stirne war nicht hell und sein Gespräch zurückhaltend.

Er konnte Virginie nicht sehen, ohne daß ihm Dolores fehlte. Er konnte mit ihr, die ihm zur Rechten an der Tafel saß, nicht frei verkehren. Seine Frage nach Madame Joannu's Ergehen, die Antwort, welche er von Virginie erhielt, war ein Komödienspiel, das Beide als solches belästigte; und John, der voll froher Hoffnung war, nahm die schöne Nachbarin mit Freuden in Beschlag für sich.

Da man sich zeitig versammelt hatte, blieb man natürlich für den Abend nicht beisammen. Eberhard entfernte sich zuerst. Er sagte, daß er nothwendige Arbeit vor sich habe, und man hatte ihm das zu glauben, Darner aber, der ihn den ganzen Mittag [3-39] nicht aus den Augen gelassen, fragte sich, da er ihn so verschlossen gefunden: »Sollte er es doch bereuen?«

Er blieb dadurch nur noch mehr mit Eberhard beschäftigt und noch spät am Abend, als er allein in seinem Zimmer, wie das seine Art war, seinen Gedanken nachhing, ehe er die Ruhe suchte, kehrten diese Gedanken zu Eberhard zurück.

Ohne ermessen zu können, welch wesentlichen Einfluß die Bekanntschaft mit ihm und seinem Schicksal, der Verkehr mit ihm und Frank auf den jungen Edelmann gehabt, hatte er lange die Erkenntniß gewonnen, daß der Mensch, sogar eine so in sich gefestigte Natur wie er selbst, sich wandelt und wandeln muß, daß er sich nicht unbedingt selbst und nicht unbedingt frei entwickelt, sondern daß er erzogen, bestimmt und gewandelt wird durch die ihn umgebenden Verhältnisse, durch den jeweiligen Zustand der Gesammtheit, den hervorzubringen der Gewaltigste wie der Schwächste mitwirkt.

Wenn er zurückblickte auf die Pläne, mit denen er sich seit Jahren getragen, die in nicht zu ferner Zeit verwirklicht zu sehen er für möglich gehalten noch in den Tagen, in welchen er seinen Sohn zu sich berufen, so mußte er sich eingestehen, daß die

Umgestaltung der politischen Welt und der europäischen Machtverhältnisse, welche sich inzwischen vollzogen, die Verwirklichung jener Pläne in weite Ferne rückte, wenn sie überhaupt möglich war. Er sagte sich, daß die Stimmung der Menschen im Allgemeinen sich gegen eine neue Macht, wie er sie erhofft, gegen die Herrschaft des großen Geldbesitzes, sich jetzt ebenso auflehnen dürfte wie gegen jede unbedingte Herrschaft, da sie unter den unseligen Folgen einer solchen zu kämpfen und zu leiden hatte; und daß dem Einzelnen [3-40] also nichts übrig bleibe, als sich den Blick frei zu halten über die Entwicklung des Allgemeinen, und mit möglichster Voraussicht in die Zukunft, an dem gegebenen Platze das im Augenblick Mögliche, vom Augenblick Geforderte zu thun.

Diese, wie seine ganze bisherige Weltanschauung, hatte sich in ihm durch seine eigenen Erfahrungen und oft durch die Nachwirkung irgend eines vor ihm zufällig gesprochenen Wortes gebildet, das in ihn geworfen worden, wie das vom Wind verstreute Samenkorn, und in dem fruchtbaren Boden, den es gefunden, rasch zum Baume erwachsen war.

Heute hatte er ein solches Wort vernommen, als der General ihm und seinem Sohn den ganzen Vorgang zwischen ihm und Eberhard ausführlich mitgetheilt. Es waren ein paar Goethe'sche Verse gewesen, deren Eberhard sich bedient und die der General wiederholt. Sie hatten Darner überrascht und tief ergriffen.

Jetzt, da er Eberhards abermals gedachte, klangen sie wieder in ihm an. Er hatte sie nicht vollständig behalten, mochte auch nicht darnach fragen, obschon er mit Sicherheit annehmen konnte, daß sie Frank und Justinen geläufig sein würden; aber ihr Inhalt kam ihm nicht aus dem Sinn und der Ausruf: »Weh dir, daß du ein Enkel bist! Vom Rechte, das mit uns geboren ist, von dem ist leider nie die Frage!«, hatte sich ihm eingeprägt.

Denn grade das, das hatte er seinerzeit, wer weiß wie oft, gedacht. Das war lebendig in ihm gewesen in den Tagen seiner Knechtschaft. Das hätte er dichten können und müssen, hätte die

Natur ihn zum Dichter geschaffen. Er hatte ihn empfunden, den Abscheu und den Haß gegen ein angeerbtes Joch. Mit Gewalt hatte er sich daraus befreit!

[3-41] Wenn die Unfreiheit und der Zwang, die auf Eberhard gelegen, auch anderer Art gewesen waren, als jene, unter denen er zu leiden gehabt, Zwang war Zwang, und Eberhard that recht, wenn er sich frei machte von demselben, wenn er ihn nicht fortpflanzen wollte auf seines Blutes Erben, wenn er sie frei wissen wollte wie sich. — Jetzt war Eberhard sein Mann! Auch den Dichtern hatte er gerecht zu sein, die solche Gedanken in solcher Form als Gemeingut hineinschleuderten in die großen Massen ihrer Zeitgenossen.

Er hatte sie bisher zu gering geschätzt, die Dichter, das hatte ihm schon Eberhard an Arndts Beispiel dargethan. Er hatte auch noch vom Leben zu lernen; und schrankenlos wahr gegen sich selbst, gestand er sich es ein: es war das zweite Mal, daß ihm eine Lehre gegeben ward von denen, die jünger waren als er, die er nach anderen Seiten an Einsicht überragte.

Er hatte in dem Bewußtsein seiner Kraft und seines redlichen Willens die berechtigte Gewalt des einzelnen, des Vaters, des Familiengründers innerhalb seiner Familie überschätzt. — In der Zeit, in welcher die Völker in Masse sich zu erheben begannen aus eigener Machtvollkommenheit, gegen die Willkür, konnte es nicht fehlen, daß in der Familie im kleinen sich das Gleiche wiederholte. Nun, da die Herrschenden zu ahnen begannen, daß sie mit ihren Völkern zu rechnen hätten, wenn sie dieselben zu gemeinsamem Eingreifen bereit finden wollten in der Stunde der Noth, nun hatte Jeder in seinem Hause mit dem Einzelnen und seiner Eigenart und seinen daraus entspringenden Bedürfnissen ebenfalls zu rechnen.

Darner hatte es nicht vergessen und sich seine [3-42] Lehre daraus gezogen, wie Frank ihn an seine persönlichen Rechte gemahnt an dem Geburtstag seines Sohnes. — Jetzt zeigte ihm Eberhard, wie unertragbar das sich forterbende Joch der Familiengewalt unter Verhältnissen dem Einzelnen werden könne,

und daß in der Familie, wie in den Staaten, unumschränkte Gewalt zwar für eine gegebene Zeit Knechtschaft erzwingen und Knechte erzeugen könne, daß aber die Auflehnung gegen dieselbe nicht ausbleibt, und daß endlich das Joch abgeworfen wird, wenn zur Plage geworden, was einst Wohlthat gewesen sein konnte.

Darner durfte sich sagen, daß jede neue Erkenntniß ihm ein Kapital gewesen sei, welches er in seiner Handlungsweise fruchtbar gemacht. Die Herrschaft, welche er in der liebenden Fürsorge über die Menschen, die er in die Welt gesetzt, zu üben als seine Aufgabe und Pflicht angesehen, durfte nicht mehr eine unbedingte bleiben, wenn sie ihre Selbstständigkeit zu brauchen verstanden und begehrten. Er hatte sich erzogen und gebildet und sie erzogen; er hatte sie und sich an ihnen weiter fort zu entwickeln in dem Geist und nach den Bedürfnissen der Zeit, die heraufgekommen war seit den Tagen seiner Jugend und seiner Knechtschaft. Er hatte sich zu finden in die Bedingungen dieser Zeit, in welcher jede Kraft herangezogen werden wollte und sollte zu freier, sich bethätigender Wirkung für die Gesammtheit, für das Ganze.

Er sah ruhig in seine Vergangenheit zurück, denn wie er es vor der Verlobung von Dolores gegen Justine ausgesprochen, man hat nichts zu bereuen, wenn man in dem gegebenen Falle nach seinem besten Wissen gehandelt hat; man hat nur seinen Irrthum zu beklagen.

[3-43] Es kam auch kein Wort über seine Lippen von dem Kampfe und der Neuerung, welche Eberhards Entschluß in ihm hervorgerufen hatte; aber wie er in den von ihm unvergessenen Tagen seiner Jugend, von denen er mit den wachsenden Jahren immer mehr zu sprechen liebte, Nachts auf dem Schiffe stehend, in tiefem Sinnen und Brüten hinausgeschaut gen Osten, dem dämmernden Schimmer des neuen Tageslichtes entgegen, so sah er jetzt, ein Mann auf den Höhen des Lebens, sinnend in die Zukunft hinein, bereit zu jedem Werke, das der neue Tag von ihm erfordern konnte.

Fünftes Kapitel

In Königsberg sauste der Wind des beginnenden Novembers winterlich kalt durch die Straßen und trieb den Regen vor sich her, welcher dem Schneefall gefolgt war und der ersten Schlittenbahn ein rasches Ende gemacht hatte. — In Venedig glitten die Gondeln sanft durch die Kanäle, und mit dem zweiten November war der Tag aller Seelen, die Erinnerungsfeier an die Todten, herangekommen.

In allen Kirchen riefen die Glocken die Lebenden zum Beten für die Todten. Auf den Marmorplatten des Fußbodens knieten sie in den Kirchen, vor und zwischen den hunderten von Lämpchen, welche die einzelnen Grabsteine erhellten, daß es anzusehen war, als lockten die frommen Wünsche und Erinnerungen die erloschenen Lebensflammen aus dem kalten Gestein empor zu neuem Erstehen. — Auf den Wegen und Plätzen wandelten die Menschen umher, der Herzenspflicht zu folgen; durch alle Kanäle zogen die Gondeln [3-44] nach der Todteninsel, zum Kirchhof von S. Michele hinaus, und in allen Gondeln saßen ernste und stille Menschen, alt und jung, arm und reich, mit Todtenkränzen oder mit einem kleinen grünen Zweig in Händen, sie niederzulegen auf die Gräber der vor ihnen Hingeschiedenen, die dort ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten.

Es war seit Wochen der erste stille Tag, den Dolores in ihrer neuen Heimat verlebte. Wie im Fluge war die Zeit nach der Entfernung der Ihren an der jungen Frau vorübergerauscht, in buntestem zerstreuenden Lebensgenuß.

Freilich war Venedig nicht mehr die gewaltige Republik, die es gewesen, auch nicht mehr die Stadt, in welcher die Fürsten und die

Vergnügen Suchenden aus aller Herren Länder sich zu frohem und ausschweifendem Lebensgenuß zusammenfanden, bevor es unter die französische Herrschaft gekommen war. Aber die Lebenslust steckte den Venetianern doch noch im Blute; das fröhliche Geldausgeben, das bel spendere war ihnen immer noch eigen. Die Nachkommen der fürstlichen Geschlechter, von welchen viele durch den Handel emporgekommen waren, hielten noch in großer Weise Haus in ihren Palästen. Der glänzende Hofhalt Eugen Beauharnais', die große Zahl junger französischer Offiziere und Beamten, die dort ansässig geworden waren und deren Frauen die leichte Sitte und den leichten Ton, wie die ganze französische Lebensführung von Paris nach Venedig mit hinübergebracht, machten, da man sich grade einmal eines Friedenszustandes in Oberitalien zu erfreuen hatte, Venedig doch wieder zu einem Orte, an welchem, begünstigt durch die Natur und die Eigenart der Stadt, man sich mit Bewußtsein dem verlockenden Reiz des Augenblickes überließ.

[3-45] Jeder Tag brachte ein Fest, jeder Tag brachte Neues für Dolores. Die leidenschaftliche Zärtlichkeit ihres Gatten, seine Freude an der Bewunderung, welche die Männer ihrer Schönheit zollten, sein Verlangen, sie immer neu und immer reicher zu schmücken, Aufsehen mit ihr zu erregen, wo er mit ihr erschien, im Theater oder in den Gesellschaften der schönen Welt, hielten sie beständig in Athem und in Erregung.

Wenn Polydor nicht in seinem Geschäfte oder im Klub war, der sich nach englischem und französischem Muster, halb als Vergnügungs- halb als politisches Institut gebildet hatte, war er meist bei Dolores; und die Zeit, in welcher er fern von ihr war, nahmen die Besuche, die man ihr machte oder die sie zu erwidern hatte, fast ganz in Anspruch.

Die Stille, die Feier des Allerseelentages stimmten sie ernsthaft, und es war ihr eine Erquickung, als sie, den eifrigen Händen und Berichten ihrer französischen Kammerjungfer endlich entronnen, sich niederlassen konnte in der überdachten Halle, welche sich an

der Vorderseite des ersten Stockes in dem reinen Stil des Palastes hinzog.

Der Himmel war leicht bewölkt, der Kanal und die Lagunen, in welche sie neben der Punta della Salute hinaussah, wie ein Spiegel glatt und klar; und zurückgelehnt in den mit persischem Teppiche behängten Polstersitz, sah sie, erfreut durch die Milde der Luft und die sie umgebende Stille, ruhebedürftig in die Ferne hinaus. Sie hatte es gar nicht gewußt, wie sie die Ruhe nöthig hatte, wie müde sie sei.

Immer, so lange sie denken konnte, war der Blick in die Ferne und auf das Wasser ihr eine Lust und Erquickung gewesen. Und unter welch verschiedenen Umgebungen hatte sie dieselbe genossen! Unter den Palmen der Havanna als spielendes Kind, an den [3-46] Ufern des Genfersees, am Strand der Ostsee hatte sie die großen, weiten Wasserflächen vor Augen gehabt; und selbst an den Fenstern des geliebten Vaterhauses war der Pregelstrom vorübergezogen, und immer und überall war Virginie mit ihr gewesen, überall!

Hier in Venedig — heute — war sie allein! Es war schön auch hier! Das Alleinsein ruhte sie aus, aber es machte sie traurig. Alle die Schwarzgekleideten da unten hatten hier Lebende und Todte, hatten hier Erinnerungen an gute und böse Tage. Sie? — Sie hatte keine. Sie war hier in der Fremde! Sie hatte Niemand!

Sie sprang auf. Wie ein Stich fuhr es ihr durch die Brust, als sie sich auf dem Gedanken, auf so schwarzem Undank betraf, in dem Hause ihres Mannes, der sie liebte, der jeden ihrer Wünsche zu errathen strebte, um ihm die überschwänglichste Erfüllung zu gewähren. Undankbar war sie niemals gewesen!

»Wenn er es ahnte!«, sagte sie sich, und in dem Bestreben, den Gedanken zu verscheuchen, wiederholte sie ihn und sie konnte ihn nicht bannen. Er stand vor ihr, fest und deutlich, als wäre er emporgestiegen, ein unheimlich Gespenst, auf den breiten, hohen Marmortreppen, die hinaufführten aus dem Wasser, durch das Viereck des weiten Lichthofes, zwischen dessen Quadern das

feuchte, moosige Grün hervorwuchs, hinauf durch die säulengetragenen Hallen, bis hin zu ihr, sie aufzuschrecken aus ihrem Herzensfrieden, mitten in den Freuden, in denen sie lebte.

Sie hatte sie angestaunt, als sie sie zuerst erblickte, diese für Festzüge gemachten königlichen Treppen, die Hallen, die Flucht der Zimmer, welche durch alle vier Flügel des Palastes in einander griff; aber wenn [3-47] die Dämmerung und die Nacht sich in ihnen lagerten, wenn der Schein der Lampen, die in den großen eisernen Laternen am Hauptportale hingen und auf den Absätzen der Treppen brannten, flackernd die verwitterten antiken Heldengestalten im Hofe und die Fresken in den Hallen traf, daß bald hier, bald dort ein Kopf plötzlich aus dem Dunkel auftauchte, sie fremd mit großen Augen anzusehen und ebenso schnell wieder zu verschwinden, so kam ein Schauer über sie. Die Leere, die Fremde machten ihr bange, daß sie erst wieder frei aufathmete, wenn sie sich in den kleinen Gemächern befand, welche Polydor in dem einen Flügel des Hauses sich zur Wohnung mit ihr eingerichtet hatte.

Manch liebes Mal hatte sie sich zurückgesehnt in die Stuben, die sie mit der Schwester getheilt; manch liebes Mal, wenn die Kammerjungfer sie so lange in ihrem Ankleidezimmer vor dem Spiegel festgehalten, daran gedacht, wie bald sie ihr Haar zusammengenestelt, wie schnell sie das Kleid übergeworfen und das Band und die Schleife um die Taille geknüpft hatte in dem Vaterhause, und wie sie doch den Menschen damit gefallen hatte, Polydor und allen, allen!

Und wieder stiegen ein Gedanke und ein Schatten vor ihr auf, die sie nicht gerufen, vor denen sie erschauerte; und sie hatte sie klopfenden Herzens von sich zu scheuchen.

Wie war er mit einem Male so lebendig vor ihr! Sie sah seine ernsten Augen, seinen ruhigen, in die Seele dringenden Blick. Sie hörte seine Stimme! Sie vernahm sie wieder, die letzten Worte, die er zu ihr gesprochen, als sie sich vor ihm ihrer Rührung über die Geburt ihres Neffen geschämt: »Sie sind kein Kind mehr, aber das

Weib, wie es [3-48] aus des Schöpfers Hand gekommen in seiner reinen Heiligkeit! Weinen Sie Ihre Freudenthränen ohne Scheu! Die sammeln die Engel und flechten sie Ihnen einst als Kranz in Ihr Haar!«

Und die heißen, großen Thränentropfen stürzten ihr aus den Augen, und es waren nicht Freudenthränen, es waren Thränen eines unsagbaren Schmerzes. Nicht über den schönen kleinen Lorenz weinte sie. Sie weinte über sich!

Wie es über sie gekommen, ob es in ihr so lange geschlafen, ob die Trauer um die Todten, um die, die nicht mehr waren, es in ihr erweckt — sie wußte es nicht. Aber es war da! Sie auch hatte zu trauern um Eine, die nicht mehr da war, zu trauern um sich selbst!

Sie war nicht mehr das Weib, das er angebetet, nicht mehr das Weib, die Jungfrau voll heiliger Reinheit! Sie war das Weib eines Andern geworden. — Und sie mußte Den vergessen, der sie in ihrer Unschuld angebetet, wenn sie nicht noch elender werden wollte, als sie sich in dieser Stunde fühlte, wenn sie nicht ganz abfallen wollte von sich selbst und von der Dolores, die er geliebt.

In ihrer Versunkenheit hatte sie es nicht gemerkt, daß eine Gondel gelandet war an dem Traghetto des Palastes. Der laute Schall des Klopfers, der am Portal ertönte, schreckte sie auf. Der Diener meldete: »Donna Serafina, die Frau Marquise von Beauvrignon!«, und ihm auf dem Fuße folgend, trat die hochgewachsene, majestätische Frau in die Halle, während Dolores erschreckend und eilig ihre Augen trocknete, ihrem Gaste entgegenzugehen.

Die Marquise war eine berühmte Schönheit, eine jener stolzen, prächtigen Erscheinungen, die noch hinreißender werden, wenn sie über die erste Jugend[3-49]blüthe hinaus sind. Ihre Mutter, von welcher sie die Schönheit geerbt, war eine Venetianerin und als Frau eines Gesandten der Republik nach Paris gekommen. Dort war Serafina geboren und aus dem Kloster, in welchem sie erzogen worden, mit sechszehn Jahren in die Welt getreten, um an den vierzigjährigen Marquis von Beauvrignon verheirathet zu werden.

Er war ein Freund und Verwandter des hingerichteten Generals Beauharnais gewesen, hatte in Folge davon eine Rolle gespielt, seit Josephine Beauharnais die Gattin Napoleons und Kaiserin geworden; und mit Eugen nach Venedig gekommen, hatte Beauvrignon dort eine hervorragende Stellung im Rathe desselben eingenommen, als ihn ein plötzlicher Tod ereilt und die schöne Marquise zur Wittwe gemacht.

Reich von Hause aus, als schön und geistreich gefeiert von der Pariser Gesellschaft neben den berühmtesten Frauen unter dem Konsulat, neben Frau von Recamier, neben den schönen Schwestern Bonaparte's, und nicht strenger gegen sich als die andern Frauen ihrer Zeit, hatte sie in Venedig bald den Thron als Meisterin des guten Tones und Geschmacks fast ohne ihr Zuthun eingenommen, und sie hatte ihr Scepter aufrecht erhalten auch nach dem Tode ihres Gatten. Mit achtunddreißig Jahren war sie von einer Schaar von Verehrern umringt, für die es eine Sache des Ehrgeizes war, von der Marquise Serafina der Beachtung oder gar der Auszeichnung werth gefunden zu werden.

Polydor hatte schon zu Lebzeiten ihres Mannes für ihren erklärten Günstling gegolten, bis er diese Bevorzugung mit einem jungen Polen, dem zweiten Sohn eines Grafen Vranitzki, zu theilen gehabt, welcher auf der großen Reise, die jeder junge Mann [3-50] von Stande zu machen hatte, einige Monate in Venedig verweilt, und dann von den in Galizien gelegenen Gütern seines Vaters wieder nach Venedig zurückgekehrt war, um sich in der Nähe der Marquise, in dem dunklen Glanze ihrer Augen zu sonnen. Das hatte zu einem Zerwürfniß zwischen ihr und Polydor geführt, obschon sie fortgefahren, sich zu sehen.

Die Eingeweihten des Kreises wollten behaupten, daß Polydor sich nur aus Liebesverdruß verheirathet habe; daß er der Marquise habe beweisen wollen, wie er sie entbehren und verschmerzen könne. Indeß wenn dies auch vielleicht der ursprüngliche Grund gewesen war, welcher ihn geneigt gemacht, auf die Freiheit seines Junggesellenlebens zu verzichten, so hatte doch Dolores es ihm

angethan, und seine Leidenschaft für sie war ihm von Herzen gekommen.

Auch war die Marquise, als Polydor sie zu seiner Hochzeit eingeladen, dieser Einladung gefolgt und hatte, als er ihr seine Erwählte vorgestellt, mit gewohntem guten Geschmack sofort ihre Stellung gegenüber ihrem Anbeter und seiner Frau genommen.

Sie hatte Dolores auf das Freundlichste begrüßt, sich erboten, ihr in der Fremde mit ihrem Rath zur Hand zu sein, da sie ja eine Einheimische und eine Frau sei, welche ihre Mutter sein könne, denn ihre beiden in Spanien im Felde stehenden Söhne seien älter als Madame Joannu; und die Marquise war nie bestrickender, als wenn sie lächelnden Mundes und süßen Blickes sich als eine alte Frau bezeichnete.

Polydor hatte ihr versichert, er habe es von ihrer Freundschaft für ihn nicht anders von ihr erwartet; Darner hatte ihr für die Güte gegen seine Tochter dankbar die ihm gebotene Hand geküßt, und Dolores war von ihr eingenommen worden durch das erste Wort.

[3-51] Für Darner aber war der Name der Marquise kein fremder gewesen. Sein venetianischer Geschäftsfreund, bei dem er sich seiner Zeit um die persönlichen Angelegenheiten Polydors erkundigt, hatte eines mehrjährigen, aber gelösten Liebesverhältnisses zwischen Polydor und einer nicht mehr jungen Frau der großen Welt erwähnt, deren Namen er ihm genannt. Darin hatte für Darner kein Anlaß gelegen, auf die geplante Verbindung zu verzichten. Die Begegnung mit der Marquise hatte ihm aber doch zu denken gegeben, und als er am Abschiedstage seine Tochter zum letzten Male umarmt, hatte er ihr gesagt: »Frage hier in der Fremde Niemand um seinen Rath als Deinen Mann und Dein Gewissen; und spricht dies nicht klar zu Dir, so frage Dich, was Dein Vater Dir zu thun gebieten würde, und darnach handle. Wer Dritte um Rath fragt, will in der Regel dasjenige von ihnen gerathen bekommen, was das Gewissen ihm zu thun verbietet.«

Danach hatte Dolores sich gehalten, aber der Verkehr mit der Marquise war ihr lieb geworden und diese fühlte sich einerseits

durch die Hingebung der jungen Frau geschmeichelt, während andrerseits gegen ihren eigenen Willen der Verkehr mit Polydor wieder wachsend an Reiz für sie gewann. Sie verstand es obenein, Jeden neben sich an den Platz zu stellen, der ihm behagen, an welchem er ihr dienen konnte. Eine so unschuldige Schönheit wie Dolores war eine Anziehungskraft für jeden Salon und eine absichtliche Nebenbuhlerschaft hatte man von ihr nicht zu gewärtigen. Die Gesellschaft, Polydor an ihrer Spitze, der Serafina's Gegnerschaft für seine Frau befürchtet, fand es ihrer würdig, daß sie ohne kleinlichen Neid mit dem neuen Ehepaar verkehrte; und Niemand bedachte es, wie die lange Gewohnheit engsten [3-52] Vertrauens sich der Marquise wieder bemächtigte, wie das Verstehen mit halbem Blick und halbem Wort ihr die Nähe Polydors wieder lieb machte, und wie es ihr angenehm war, sich von Dolores in Polydors Beisein immer auf das Neue gelobt und bewundert zu finden. Sie liebte Dolores dafür, denn ihre Verbindung mit Polydor hatte zu lange gewährt, als daß sie sie vergessen konnte; und die sichere Ruhe, mit der er ihr entgegentrat, reizte doch wieder ihre Eitelkeit auf. Sie mochte es machen, wie sie wollte, sie war immer in ihrem Sinne mit den beiden Eheleuten beschäftigt und sie sah sie viel, denn ihre Zuvorkommenheit forderte von Polydor die Anerkennung derselben.

»Da bin ich wieder, mein Kind!«, rief sie, als Dolores ihr in dem Saal entgegenging. »Ich komme frühzeitig wie die Aurora, die hier von der Decke auf uns niederschaut. Es sind die Todten, die uns heute vor Tag herausgerufen; ich habe in Santa Maria Formosa und in den Frari meinem Manne, meinen Eltern und deren Ahnen ihr Opfer gebracht; aber ich sterbe vor Hunger! Lassen Sie mir eine Chokolade bringen!«

Und Dolores betrachtend, welche die Glocke zog, zu befehlen, daß man die Marquise bediene, setzte sie hinzu: »Wie denn, meine Schöne, was soll das bedeuten? Sie sind nicht in Trauer, wie der Tag es fordert? Und Sie haben geweint, geweint, daß Ihre Lider

roth sind? — Was haben Sie? — Aber vor Allem kleiden Sie sich um; man darf Sie heute nicht im farbigen Kleide sehen! — Gehen Sie! — Ich erwarte Sie und bekomme inzwischen meine Chokolade!«

Dolores gehorchte und war nach wenig Minuten wieder da, um der Marquise das Frühstück selbst zu [3-53] reichen, das man inzwischen für sie hereingetragen hatte.

»Und nun, da Ihre Augen wieder trocken sind«, hob die Marquise an, »was hat's gegeben?«

»O, nichts, Signora! Ich bin heute einmal vom Heimweh überfallen, daß ich mich nicht dagegen wehren konnte. Er war stärker als ich«, sagte Dolores, die sich wieder gesammelt hatte. »Es muß der Trauertag sein. Ich konnte mich des Weinens nicht erwehren.«

»Und sonst nichts?«, fragte Serafina und heftete ihre dunklen Augen auf die junge Frau, daß diese, wahrhaft bis in die tiefste Seele, den Blick nicht ertragen konnte, und flammende Röthe sich über sie ergoß.

»Sehen Sie!«, rief Serafina mit jener feinen, abwehrenden Fingerbewegung, der die Italienerinnen einen so verschiedenen Ausdruck zu geben wissen. »Sehen Sie wohl! O, mich täuscht man nicht! Eine kleine Ehestandsscene, nicht wahr? Der abscheuliche Polydor! Noch in den Honigwochen! Aber was wollen Sie, sie sind sich alle gleich! Man muß ihnen nicht den Gefallen thun, sich darüber zu betrüben.«

Dolores betheuerte, daß die Marquise sich irre, daß nicht das geringste Mißverständniß vorgekommen sei zwischen ihr und ihrem Manne.

Serafina lächelte dazu.

»Das nennt man gut erzogen sein!«, sagte sie, »und ich lobe Sie für ihre Verschwiegenheit, mein Kind! Aber ausbleiben wird das ja nicht; und uns erzieht man ja nicht für die Welt und die irdische Liebe, man erzieht uns für das Kloster und die himmlische Liebe. — Gehen Sie! Sie suchen auch noch auf der Erde und in der

Gesellschaft die unwandelbare Liebe und das Glück!« [3-54] Dolores hatte ihr mit Bangen zugehört. Sie besorgte, irgendwie verrathen zu haben, was, ihr selbst verborgen, in ihr nicht erloschen war. Es klang aus den Worten der Marquise ein Etwas an ihr Ohr, dem sie zustimmen mußte, von dem es sie gelüstete, mehr zu hören, mehr zu erfahren, obschon sie nicht danach zu fragen wagte.

»Man hängt ja so sehr an der Heimat, an den Seinen, an den Erinnerungen«, sagte sie, um doch etwas zu sprechen, »und doppelt in der großen Ferne!«

Und wieder traf sie Serafina's warmer und doch fester Blick.

»Ob man daran hängt, ob man sich in der Welt wie in der Fremde fühlt? Ich will Ihnen sagen, mein Kind, wie es ist und wie es jeder von uns ergeht, jeder, die man in die Welt schickt aus dem Vaterhause oder aus dem Kloster. Fragen Sie, welche Frau Sie wollen. Es erlebt es jede. Man erzieht uns als weißgeflügelte Tauben, rein, rein wie die Engel des Himmels! Und eines schönen Tages kommt man uns sagen: ›basta, bell angiol mio! Jetzt gehe und amüsire Dich, mein Täubchen, in dem Lande der Falken und der Geier, und sieh zu, wie Du Dich aus der Affaire ziehst!‹«

»O«, rief Dolores, »das ist ein furchtbares Bild! Nein, Signora, so ist es nicht, so kann's nicht sein! Polydor ist ja so gut, so voll Liebe für mich, daß ich oft denke —«

Die Unterhaltung war abwechselnd italienisch und französisch geführt worden, da die Marquise des Deutschen nicht mächtig war. Auch Polydor sprach nicht mehr deutsch mit seiner Frau, denn das Französische war ihm gewohnter; und doch vermißte die junge Frau das Deutsche. Es war ihr in das Herz gewachsen, als wäre es ihre Muttersprache.

[3-55] »Woran denken Sie?«, fragte Serafina, da Dolores inne hielt.

»Wie ich seine Liebe verdienen soll und was ich thun kann, ihm zu gefallen«, entgegnete Dolores, und das Schuldbewußtsein in ihrem Innern machte ihren Ausdruck noch wärmer erklingen.

Serafina sah sie voll Verwunderung an. »Aber Sie kommen ja

wirklich wie aus einer andern Welt! Sie sind wirklich ein Engel!«, rief sie und sie meinte es ehrlich mit den Worten, denn die Unschuld der jungen Frau hatte sie wieder einmal gerührt. Sie ergriff deren Hand. Eine Erinnerung an lang vergangene Zeiten, an die Tage ihrer eigenen frühesten Jugend bewegte sie. Ihr Schweigen beunruhigte Dolores.

»Ich habe etwas gesagt, was Sie vielleicht recht kindisch finden!«, hob sie an.

»Kindisch?«, rief die Marquise in ganz verändertem Tone. »Kindisch! — Ach, unser Erlöser hat es ja ausgesprochen: ›So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen!‹ Ich war auch ein Kind wie Sie, und Sie werden eine Frau werden wie ich, denn Sie sind schön wie ich! Aber der Weg ist lang, ist nicht immer heiter und selbst seine Rosen haben scharfe Dornen! Sie können ja nicht die kleine Pensionärin bleiben neben einem Mann von Welt wie Polydor. Sie dürfen es nicht bleiben, wenn Sie ihn sich erhalten wollen. Er muß Sie bewundert sehen, um sich Ihrer immer auf das Neue zu erfreuen. Er muß Sie täglich neu zu erobern haben, denn alle Männer sind auf das Erobern, auf den Kampf gestellt. Und je mehr Sie ihn lieben, je beständiger, um so weniger verrathen Sie es ihm; denn alle Männer hassen das Einerlei, alle verlangen nach Wechsel; was sie mit Sicherheit [3-56] besitzen, hat keinen Werth für sie. Auch in der Liebe verlockt sie das Glücksspiel, und je gewagter, um so mehr!« — Die Marquise sprach aus ihrer Ueberzeugung und von Herzen.

Dolores hatte die Hände in den Schooß sinken lassen und schüttelte langsam das Haupt.

»Ich habe Sie erschreckt, armes Kind!«, sagte die Marquise, »aber wozu hat man seine Erfahrungen, als um denen, mit welchen man es gut meint, so viel man kann, die Schmerzen und die Enttäuschungen zu ersparen, die man erlitten hat.«

»O gewiß, ich fühle es, Sie meinen's gut mit mir«, wiederholte Dolores, »aber ich kann nicht scheinen, was ich nicht bin, kann nicht verbergen, was ich fühle —«

»Sie müssen es lernen! Alles, alles will gelernt sein!«

Dolores schüttelte noch einmal traurig den schönen Kopf. Was sollte aus ihr werden, wenn Polydor, die Welt, die Männer dem Bilde glichen, das die Marquise vor ihr enthüllt? — Und mitten in ihrer rathlosen Angst flammte wieder die feste Ueberzeugung in ihr auf: Eberhard war kein solcher Mann! Und die Thränen stürzten ihr aus den Augen und haltlos warf sie sich der Marquise an die Brust, als Polydor dazu kam.

»Man muß Glück haben! Gut, daß ich mich beeilte!«, rief er. »Alles, was ich verehre und liebe, auf einem Fleck! Welch ein Glücksstern leuchtet diesem ernsten Tage?« Er sah jedoch sogleich, als er die Hand der Marquise küßte, daß sie sein Kommen nicht erwartet hatte, und er sah die Thränen seiner Frau. Die Marquise kam seinem fragenden Blick gewandt zuvor.

»Stellen Sie sich vor, mein Freund«, sagte sie, [3-57] »ich bin schon seit einer Stunde hier, habe mich hier bei Ihnen förmlich zum Frühstück festgesetzt, um Ihrer Frau das Heimweh zu vertreiben, das der Allerseelentag ihr erweckt hat. Weshalb lassen Sie sie auch allein an solchem Schwermuth brütenden Tage? — Aber Sie haben immer Glück gehabt! Welch eine himmlische Seele ist Ihre Frau! — Eine Tochter wie diese, und ich wäre die beste, die glücklichste der Mütter, mein ganzes Leben würde ein anderes geworden sein!«

»Und welche Tochter würden Sie erzogen haben, meine schöne Freundin!«, gab ihr Polydor zurück, ohne daß sein Mißtrauen beseitigt worden wäre. Die Marquise ließ die galante Bemerkung auf sich beruhen, theilte Polydor ein paar politische Nachrichten mit, die sie zufällig erhalten, man tauschte noch ein paar Stadtneuigkeiten mit einander aus, dann küßte die Marquise Dolores, und empfahl sich, von Polydor begleitet.

Als er wieder zu seiner Frau zurückkam, sprach er: »Laß uns mit einander ehrlich sein, mein Engel! Was hat es gegeben zwischen Dir und Madame Serafine? Hast Du wirklich Heimweh gehabt und hast Du's ihr geklagt?«

»Ja«, sagte Dolores, »ich bangte mich nach der Schwester und dem Vater. Ich hatte geweint — und so hat sie mich gefunden.«

»Und dann?«, fragte er weiter.

»Dann hat sie mir gesagt, das müsse jede Frau erleben, wenn sie ihr Vaterhaus verlassen, und hat mir davon gesprochen, daß die Welt uns hart machen müsse, und daß die Männer gar nicht begehrten, geliebt zu werden, daß sie unserer Liebe sehr bald überdrüssig würden.«

»Ah, da habe ich sie!«, rief Polydor mit einer [3-58] Heiterkeit, welche Dolores wohl that. »Da hab' ich sie! — Die trübselige Männerverachtung der verlassenen Ariadnen! Tröste Dich, mein Schatz! — Madame hat nicht immer so von uns gedacht; Madame wird alt, findet, daß ihr Reich zu Ende geht, und neidet Dir Deine Jugend — vielleicht ein bischen auch Deinen Mann! Denn wozu Dir auch verschweigen, was Andere, und vielleicht sie selbst, Dir einmal erzählen könnten? Dein Mann, ehe er Dich kannte, hat mitgezogen an dem Triumphwagen der Unvergleichlichen, vor dem jetzt die jüngere Kohorte der Cavalieri serventi den Dienst versieht! Aber nicht weinen, Dolores! Das verbitt' ich mir! Die Thränen nehmen den Schmelz der Jugend von den Wangen und —«

»Ich soll schön sein!«, fiel Dolores ihm ins Wort, bemüht, auf seine Stimmung einzugehen. »Die Marquise sagt, das willst Du!«

»Das ist ein vernünftig Wort!«, scherzte er.

»Ja! Du sollst schön sein, man soll Dir huldigen, Du sollst Dich mit mir Deines Lebens freuen, und wenn sie Dich bewundern, dann lachst Du — und fliegst in meine Arme.«

Er breitete sie ihr entgegen, sie reichte ihm die Hände.

»Wie das gut klingt, ganz anders, als aus dem Munde der Marquise! Sie muß schon Trauriges erfahren haben.«

»Und deshalb kommst Du nicht in die Arme Deines Mannes? Deshalb stehst Du neben mir, als wärest Du nicht mein?«

Sie zögerte einen Augenblick, dann gab sie nach. Als aber ihr Kopf an seiner Schulter ruhte, sagte sie: »Polydor, wir wollen nicht mehr zur Marquise gehen, ich mag sie nicht!«

[3-59] »Was fällt Dir ein? Wir sollen die Marquise nicht wieder sehen? Närrchen! Willst Du sie glauben machen, daß ich ihren Einfluß auf Dich fürchte? Nein, mein Kind! — Man bricht auch nicht mit einer Tonangeberin, mit einer Frau von Einfluß! Und den hat sie, in der Gesellschaft wie am Hofe; und am wenigsten, da sie heute ihr Wort für Dich gefunden hat. Eine Tochter, wie Du, das wäre ihr höchster Wunsch! Den wird sie jetzt wiederholen, überall! Man wird es bewundern, Dich bewundern, sie bewundern! Wir werden wie die Engel im Himmel mit einander leben! Was willst Du mehr, Dolores?«

»Nichts, nichts, denn Du bist so gut!«, sagte sie unter seinen Küssen.

Aber sie wollte doch nicht von ihr weichen die schwere Last des heute in ihr klar und fest gewordenen Bewußtseins, daß die Erinnerung an Eberhard zwischen ihr und Polydor stehe, daß sie ihn nicht vergessen habe, daß sie mit seinem Bilde im Herzen eines andern Weib geworden, daß zu schweigen und froh zu scheinen fortan ihre Pflicht war. Eine Pflicht, deren Erfüllung sie erniedrigte vor sich selber und vor ihm.

Womit hatte sie dies Geschick verschuldet? Wie hatte der Vater, ihr Vater, sie dazu verdammen können?

Und man pries sie glücklich, man beneidete ihr Los!

Sechstes Kapitel

Polydor war keiner von den Männern, die sich einen Eingriff in ihre Verhältnisse gefallen lassen. Es war ihm gelungen Dolores zu erheitern, und er [3-60] hatte sie absichtlich nicht gefragt, was Serafine ihr sonst noch erzählt, was sie die Unerfahrene gestehen machen. Wissen aber wollte er es, und schon am folgenden Abende ließ er sich, bevor er sich von seinem Klub nach Hause begab, nach dem Palaste fahren, welchen die Marquise als Familienerbe besaß.

Sein Gondelier kannte den Weg. Er war ihn lange genug alltäglich und zu jeder Tageszeit gefahren, und Polydor kannte die Stunden seiner Freundin.

Den blond gelockten Joseph Vranitzki hatte er spielend im Klub zurückgelassen. Er durfte also hoffen, Serafine um diese Stunde allein zu finden, und wie ihm aus der Ferne der Schein des Lichtes aus dem kleinen Zimmer entgegenleuchtete, in welchem sie nur ihre Vertrautesten empfing, glitt ihm mit seinem Lächeln ein Seufzer über die Lippen, und das Sprichwort kam ihm in den Sinn, das Serafine bisweilen zu gebrauchen liebte: »tout casse! tout lasse! tout passe!«

Sie war auch vorüber die Zeit, in welcher das Herz ihm geschlagen, wenn er dies Licht ihm winken sehen, wenn er die Treppen hinaufgestiegen war und die Thüre des kleinen Heiligthums neben ihrem Schlafgemach sich geöffnet hatte, in welchem Serafine nach altfranzösischer Sitte sich aufzuhalten gewohnt war.

Er hatte sie sehr geliebt, hatte, wie er es jetzt nannte, viel Liebe, viel Zeit und auch viel Geld an sie verschwendet, um jeder ihrer Launen genug zu thun; und er gestand sich’s ein, es hätte nur an

ihr gelegen, ihn länger noch zu fesseln. Indeß er hatte sich nicht über die Grille zu beklagen, in der sie, mit ihm kokettirend, sich jetzt Joseph zugewendet. Er hatte sie mit gleicher Münze bezahlt. Er hatte sich verheirathet, die holdseligste Frau gewonnen; sie konnten jetzt Beide, Polydor sowohl als Serafine, nichts [3-61] Klügeres, nichts Schicklicheres thun, als durch den eingegangenen freundlichen Verkehr ihre Vergangenheit verleugnen und heiligen; obschon in der Gesellschaft, in welcher sie sich bewegten, Niemand ihnen nachtrug, was gang und gäbe in ihr war.

»Die Frau Marquise ist zu Hause!«, sagte der Thürsteher aus alter Gewohnheit, ohne Polydors Frage abzuwarten, und zog die Glocke, welche den Kammerdiener nach dem großen Eingang rief. Wenige Augenblicke später — und Polydor stand, wo er vielhundertmal gestanden, vor dem griechischen Ruhebett, auf das der gedämpfte Schein einer Lampe niederfiel und Serafine reichte ihm wie sonst die schöne Hand entgegen.

Es war Frühling gewesen, als er sich vor seiner Reise nach Rußland von ihr in diesem traulichen Raum verabschiedet; jetzt war der Winter vor der Thür. Es hatte sich mehr gewandelt seitdem, als nur die Jahreszeit; aber wie sie jetzt zum ersten Male hier sich wieder allein beisammen fanden, fühlten sie es Beide, ihre Rechnung mit einander war noch nicht abgeschlossen. Serafine hatte sein Kommen nicht erwartet; er sagte sich, er hätte es besser unterlassen. Ihre beiderseitige Weltgewandtheit kam ihnen zu Hilfe.

»Soll ich Sie loben oder schelten, Polydor?«, fragte sie, während er den altgewohnten Sessel an ihrer Seite wieder einnahm.

»Thun Sie mir gegenüber immer, was Ihnen gefällt, und Sie werden das gethan haben, was ich wünsche!«, entgegnete er mit all seiner Feinheit. »Aber wofür wollen Sie mich loben, wofür könnten Sie mich schelten?«

»Ich lobe es, daß Sie endlich einmal wieder, zum ersten Mal nach Ihrer Heimkehr, zu stiller Stunde [3-62] den Weg zu mir gefunden. Ich tadle Sie, weil Sie mir eine Stunde zuwenden, die

Ihrer Frau gehört, denn sie wird sich bangen; und Sie haben jungen, weichen Herzen gar so viel zu ersetzen. Sie müssen nie vergessen, daß sie jung ist, und Geduld haben mit ihrer Jugend. Ich war des häufigen Alleinseins lang gewohnt, als ich hierher verpflanzt wurde.«

Der Rückblick auf sich selbst war ihr unwillkürlich gekommen. Polydor ging daran vorüber. »Geduld?«, rief er, »die hat ja die Liebe immer!«, und nach einem Einfall suchend, der sie Beide ablenkte von dem Wege, auf den sie zu gerathen drohten, sagte er lachend: »Ich glaube, ich hätte eigentlich beide Schwestern heirathen müssen, um Beide vollkommen glücklich zu machen! Es muß etwas Geheimnißvolles sein in der Liebe von Zwillingsgeschwistern!«

»Was ist nicht geheimnisvoll in aller Liebe?«, entgegnete sie ihm, und Beide schwiegen. Polydor konnte sie in diesem Augenblick nicht fragen, was zu erfahren er gekommen war. Serafine war unentschlossen. Sie standen Beide vor einer Erklärung, Polydor nicht wissend, ob er sie vermeiden oder herbeiführen solle. Es legte sich wie leise, sanfte Schlingen um ihn, und er fürchtete dieselben, denn er hatte nicht den Wunsch, sich in ihnen aufs neue zu verfangen. Die Marquise war erregter als er.

»Es rührt mich, daß Sie hier sind!«, sagte sie. »Ich hatte Sie lange — und dann nicht mehr erwartet! Ich verstehe mich selbst nicht Ihnen gegenüber; wie könnte ich also hoffen, dass Sie mich noch verstehen werden, daß Sie’s auch nur wollen! Und doch müssen wir darnach trachten, uns zu verständigen.«

[3-63] »Habe ich Ihnen je den Anlaß gegeben, meinen guten Willen für Sie zu bezweifeln?«, fragte er, und mehr und mehr kam die Stimmung über ihn, mit der er sonst an dieser Stelle ihr gegenüber gesessen hatte; denn Serafinens Rührung ergriff auch ihn, wie sehr er sich dagegen sträubte.

»Nein, niemals!«, entgegnete sie ihm fest und mit raschem Entschlusse setzte sie hinzu: »Ich habe es Ihnen ja auch nie verborgen, daß mir der Verkehr mit Ihnen, Ihre Ergebenheit —

nun, um es auszusprechen — Ihre Liebe ein Glück gewesen sind, daß Sie mir gegeben, was ich vorher nicht besessen, was mein vom Leben ganz enttäuschter, so viel älterer Mann mir nie hatte gewähren können. — Nun sind Sie der Mann einer andern geworden. Was wäre da natürlicher, als daß ich dieser andern, die obenein so jung, so schön ist, Ihre Liebe neidete! Und — das ist's, was ich ein Geheimnißvolles nenne — ich bin entzückt von Ihrer Frau! Ich liebe Ihre Frau! und begreifen Sie das, Polydor? Ich möchte, daß Sie Dolores so glücklich machen, wie ich vielleicht mit Ihnen geworden wäre, hätte das Leben uns jung und frei einander gegenüber gestellt. Ja, ich bin wirklich besser, als ich mich geglaubt! Ich fange an, sehr gut von mir zu denken.«

Daß sie die letzten Worte scherzend sprach, machte ihn, da er sie kannte, an den Ernst ihrer Aussage von sich glauben. Er wußte nur zu wohl, wie sehr sie seine Liebe getheilt und welch ein Glück sie ihm gewesen war. An wem aber lag die Schuld, daß es geendet?

»Gewiß, Marquise!«, rief er, »Sie haben Grund, das Beste von sich zu denken, nur lassen Sie mir wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich dies stets gethan; in diesem Falle jedoch —«

[3-64] Zweifeln Sie an mir!«

»Ein Spielzeug, dessen man überdrüssig geworden, mißgönnt man einer andern nicht!«, sagte er, und wie er es ausgesprochen, verdroß es ihn, daß er ihr jetzt noch seine Kränkung eingestanden. Auch nützte sie den Vortheil; denn das Spiel der Koketterie war ihr zur andern Natur geworden und sie verfiel ihm, selbst wenn sie es nicht suchte.

Sie hob den Kopf auf dem schlanken Nacken in die Höhe. »Schmeichler!«, sprach sie, »Sie möchten mich glauben machen, daß Sie mir noch grollen, an der Seite Ihrer Frau; denn nur ein grollendes Herz macht solchen Vorwurf! Aber ich bin nicht mehr so eitel; und auch Ihre Frau —«

Sie brach mitten in der Rede ab und sagte danach: »Ich hatte wohl recht, Ihre Frau zu warnen, ihr zu sagen —«

»Was haben Sie ihr gesagt?«, fuhr Polydor eifrig auf, denn das

eben war es ja, was er hatte wissen wollen.

Sie erzählte ihm ihre ganze Unterhaltung mit Dolores. Es stimmte bis auf die Worte mit demjenigen überein, was er von dieser vernommen, nur daß die Marquise ausführlicher war. Zum Schlusse sagte sie dann: »Dazu ist es traurig für Ihre Frau, daß sie eine Protestantin ist!«

»Was wollen Sie damit sagen und was thut das zur Sache für sie und für mich?«

»Mehr, als Sie denken!«, entgegnete ihm ernst die Marquise. »Ich, ich war, als man mich hinausstieß in die große Welt, gläubig von ganzem Herzen, und ich habe Ihnen oft gesagt, welch ein Segen Kaplan Meson, der uns auch noch hierher begleitet, mir gewesen ist durch mein ganzes Leben, bis die Gleichgültigkeit meines Mannes gegen das religiöse [3-65] Bedürfniß des Menschen und Ihre Freigeisterei mich dem tiefen, rechten Glauben abwendig gemacht. Ich besaß mein Gewissen, meinen Rath, meinen Beistand und Tröster an dem treuen, milden Freunde; und der Marquis hat ihn mir nie mißgönnt. Im Gegentheile, er hat ihn hochgehalten wie ich! — Zerstören Sie den frommen Glauben nicht in Ihrer Frau, wenn sie so glücklich ist, ihn noch zu besitzen. Ich würde ihn bezahlen mit jedem Preis, wenn ich ihn wiederfinden könnte.«

Polydor hörte nur eins in ihren Worten: sie wollte ihn nicht aufgeben. War das Eitelkeit in ihr, war es Liebe? War es Eitelkeit oder Liebe in ihm, daß er dies mit Freuden fühlte? — Er fing an, das Letztere zu glauben; denn so, wie sie es in diesem Augenblick gethan, konnte nur ein verirrtes Herz sich vergreifen in der Wahl der Mittel; und ihre Schönheit strahlte noch in dem ganzen Glanze. Sie war noch dieselbe, in deren Bann er so lange gelebt. Aber auch er war noch derselbe, und sie sollte das wie er empfinden.

»Marquise«, sagte er, »der Heros unserer Zeit verleitet Sie, seinem Beispiele zu folgen. Wenn Napoleon die Glocken läuten und das Tedeum singen läßt in Notre Dame, so gilt die Kirchlichkeit einem Friedensschlusse, dem ein neuer Feldzug auf anderem Gebiete folgen soll. Sie mahnen mich an die Kirche, an Ihre, an die

religiösen Bedürfnisse meiner Frau; Sie wollen, scheint mir's, Ihren Frieden mit mir machen. Ich stehe Ihnen zu Befehl, nur haben Sie die Gnade, offen gegen mich zu sein. Haben Sie Vranitzki aufgegeben? Sagen Sie mir ehrlich, was Sie bewegt und was Sie wollen!«

»Jetzt nichts mehr!«, sagte sie und ihre Stirn flammte auf in Zornesröthe. »Ich hatte mich ge[3-66]täuscht in der Absicht, welche ich Ihrem Besuche zugeschrieben, und ich wiederhole Ihnen jetzt die Frage: Was wollen Sie von mir jetzt und zu dieser Stunde? Wem wollten Sie zu nahe treten, mir oder sich? — Der Zorn erstickte ihre Stimme.

»Ich kam«, sagte er, »in keiner Absicht, die Sie kränken konnte. Ich wünschte, mir und meiner Frau das Wohlwollen zu erhalten —«

Ihre Heftigkeit ließ ihn nicht vollenden. — »Und deshalb mahnen Sie mich an Joseph? Deshalb thun Sie, als ob Sie sich mit ihm auf die gleiche Linie stellten, als ob er mir je ein Ersatz für Sie gewesen wäre? — Nein! Seien Sie ehrlich, Polydor, wie ich es bin! Sie waren gekommen, Ihren Frieden mit mir zu machen, da Sie zu Ihrem Erstaunen sehen, daß ich Sie genug geliebt, Ihnen Ihr neues Glück nicht zu mißgönnen! Und nun, da ich Ihnen dies eingestehe, wechseln Sie die Rolle. Nun möchten Sie mich glauben machen, daß ich Sie aufgegeben — um mir nicht dafür danken zu müssen, daß ich Ihnen das Unrecht nicht nachtrage, das Sie an mir gethan!«

Auch Polydor verließ seine Ruhe. »Unrecht? Welchen Unrechts könnten Sie mich zeihen?«

»O«, rief die Marquise, »Sie haben nie an mir und an meiner Liebe für Sie gezweifelt! Aber Ihre große Eitelkeit oder Ihre Eifersucht, nennen Sie es wie Sie wollen, mißgönnte mir« — sie zuckte mit den Schultern — »die kleine Eitelkeit, die Schminke, welche ein so junger Verehrer wie Joseph für eine Frau ist, die mehr Jahre zählt als er! — Und er ist ein so guter, harmloser Mensch mit seinen fünfundzwanzig Jahren und seinen naiven Reiseerlebnissen. Aber es gefiel Ihnen, den Beleidigten zu spielen,

weil Ihre Liebe für mich erkaltet war. Sie zogen sich [3-67] zurück. Ich war zu stolz und hatte kein Recht, Sie zu halten, als das, welches Ihre Liebe mir eingeräumt. Und welche Frau, die sich achtet, mag einen Mann erinnern an dies Recht! — Sie wollten frei sein — und Sie sind's! Sie sind glücklich mit einer Ihrem Alter angemessenen Frau — ich freue mich des! — Aber«, und sie richtete sich ihm gegenüber hoch empor, »muß ich deshalb die Kränkung hinnehmen, die Sie mir eben angethan? — Muß ich auf den Freund verzichten, der Sie mir gewesen sind, noch ehe Sie mich liebten? Wollen Sie den Argwohn aufkommen lassen, zu welchem thörichtes Gerede Ihre Frau nur zu leicht verleiten könnte, daß Sie mir und sich mißtrauen?«

Es war nur zu viel Wahrheit in ihren Worten. Er fühlte es, seine und ihre Liebe waren nicht erloschen. Die Flamme konnte auflodern in dem nächsten Augenblick. Hart konnte er nicht mit ihr sein, undankbar noch weniger. Wenn er ihr nicht zu Füßen sinken wollte, mußte er sie verlassen.

Er erhob sich, sie that das Gleiche. »Ich muß fort, Marquise!«, sagte er. »Aber lassen Sie uns heute nicht scheiden, ehe wir frei geworden sind und Herr über unsere Zukunft. Es ist so alltäglich und so elend, daß — Liebe und Leidenschaft in Uebelwollen enden, die Zuschauer in der Arena zu ergötzen. Sind auch wir dazu gezwungen, ihnen dieses Schauspiel zu bereiten? Ich werde nie vergessen —«

»Vergessen? Nein, nichts, nichts will ich vergessen, und auch Sie sollen und dürfen nichts vergessen!«, sagte die Marquise, und die Thränen, die sie zurückhielt, machten ihre Stimme zittern. » Sollen wir uns selbst berauben? Ist Glück nicht Glück gewesen, weil es endlich war, wie Alles in dieser endlichen Welt? — Nein, Polydor, Sie sollen nichts ver[3-68]gessen! — Man hat sie gekannt und besprochen, die Leidenschaft, die wir füreinander gehegt! — Mögen sie die Freundschaft ehren lernen, die uns erblühen soll auf jenem heißen Boden!«

Polydor war erschüttert bis ins Herz; seine Sinne waren in

Aufruhr, sein Gesicht blieb ruhig.

»Sie haben Recht, Marquise«, sagte er, »wir wollen nichts vergessen, am wenigsten diese Stunde! Leben Sie wohl, meine Freundin, leben Sie wohl, Serafine!«

Sie gaben einander die Hände und er ging davon. — Die Marquise warf sich auf ihr Ruhebett.

»Ich kann ihn, er kann mich nicht missen!«, schluchzte sie; »und ich trage die Schuld, denn ich kannte die Männer und ihn — und ihn hab' ich geliebt! Arme Dolores!«

Aus seiner Gondel sah er zu ihrem Fenster noch einmal empor. Wie anders war Alles gekommen, als er es erwartet hatte, als er es gewollt. Es war ein Empfinden, das ihn schwindeln machte.

Er besaß die lieblichste, unschuldigste Frau; Serafine, die gefeiertste Schönheit, war ihm noch zu eigen. Wer konnte sich solchen Glückes rühmen?

Und zum ersten Mal verwünschte er seine Erfolge und die Frauen und sich selbst; zum ersten Male fehlte ihm der Leichtsinn, der ihm sonst nie gefehlt. — Er scheute sich vor dem reinen Auge seiner Frau.

Siebentes Kapitel

In Venedig, wie überall, wo es eine Gesellschaft giebt, welche sich als die schöne oder die große Welt zu bezeichnen liebt, hat diese große, schöne Welt ihre [3-69] Liebhabereien und Launen, wie alle große Herren und alle schönen Frauen; und wie solche hebt sie immer ihre Günstlinge eine Zeit lang auf den Schild, und macht sie zum Gegenstande ihrer Bewunderung, bis sie eines schönen Tages plötzlich einen Makel an ihnen entdeckt, neben dem alle bisher gepriesenen Vorzüge in den Staub sinken.

In dem Winter, welcher der Heirath Polydors folgte, waren es die Marquise, Dolores und Polydor, die alles Interesse und alles Wohlwollen für sich in Anspruch nahmen, weil es etwas so Ungewohntes war, daß Liebende, die einander untreu geworden, sich wieder zusammenfanden, daß die verlassene Geliebte die Beschützerin der rechtmäßigen, makellosen Frau des Ungetreuen wurde, daß die junge Frau dieser gefährlichen Beschützerin in Liebe anhing, daß ihr Mann sich mit so feiner Rücksicht für Beide zwischen ihnen zu bewegen wußte, daß beide Frauen voll seines Lobes waren.

Man weidete sich an dem ungewohnten Schauspiel und man beobachtete es, um zu entdecken, wo sich etwa ein Mangel, ein Riß, der Anfang eines Zerwürfnisses zeigen möchte. Man sprach von ihnen, man suchte beide Frauen auf, und als Dolores im Beginn des neuen Jahres zum Karneval ihre Säle für die Gesellschaft öffnete, war man erstaunt, zu sehen, wie ihre mädchenhafte Schüchternheit sich rasch verloren, wie sie an Sicherheit gewonnen, wie viel sie, absichtlich oder unbewußt, von der Haltung der Marquise angenommen hatte. Ihr ruhiger Blick

hatte beobachten gelernt; sie wußte zur rechten Zeit zu lächeln, sie kleidete sich vortrefflich, verstand zu sprechen und zu schweigen. Niemand hatte erwartet, daß sie sich so schnell in eine Frau von Welt verwandeln [3-70] würde, und Niemand erkannte den Grund dieser Veränderung klarer und bewußter als sie selbst.

Ja, sie wußte zu sprechen und zu schweigen; zu sprechen mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit gegen sich selbst; zu schweigen mit ebenso fester Selbstbeherrschung gegen ihren Mann und in ihren Briefen gegen die Ihren.

Ihr Vater, ihre Geschwister, hatten es gut mit ihr gemeint, als sie, bestrebt, sie von einer hoffnungslosen Liebe zu heilen, sie zu der Heirath mit Polydor überredet. Es waren Gehorsam und Liebe gegen ihren Vater, es war ein unfreiwilliger Selbstbetrug gewesen, und doch eine Unwahrheit gegen Polydor, als sie, von seiner Liebenswürdigkeit und Leidenschaft bestrickt und hingerissen, geglaubt, Eberhard vergessen, und Polydor freien Herzens lieben zu können. Das war ihre, nicht seine Schuld gewesen. Sie hatte ihm nichts vorzuwerfen, was sie nicht selber traf. Sie waren Beide schuldig gegen einander, jedes auf die Weise, welche seiner Vergangenheit entsprach.

Beide waren sie mit einer andern, nicht erloschenen Liebe im Herzen ihre Ehe eingegangen; und wie es sie auch schmerzte, den Einfluß, die Gewalt zu erkennen, welche die Marquise immer noch auf Polydor ausübte, so sagte sie sich doch in ihrer Ehrlichkeit: »Würde es mir anders ergehen, wenn Eberhard in meiner Nähe lebte? Kann ich doch nicht aufhören, an ihn zu denken, sein Bild im Herzen zu tragen, obschon er mir so fern ist und meiner vielleicht vergessen hat, seit er mich die Gattin eines Anderen weiß?«

Aber diese Erkenntniß half ihr nicht gegen das niederschmetternde Bewußtsein des Ehebruchs, in dem sie lebte; wie ihr die Leichtfertigkeit kein Trost war, mit welcher rund um sie her die Menschen sich nach Landessitte in ähnlichen Verhältnissen bewegten. Oft, [3-71] wenn sie zurückdachte an ihr Vaterhaus und

an Eberhard, kamen eine Herzensangst, ein Gefühl der Erniedrigung über sie, daß sie hätte fliehen, fliehen mögen, fort von ihrem Manne, von Venedig, fliehen vor sich selbst. Aber wohin? zu wem?

Zu ihm? — Was sollte ihm und bei ihm das Weib eines Andern, das er nicht erwählt, als es frei und seiner werth gewesen war?

Zu ihrem Vater? — Worüber hatte sie sich bei ihm zu beschweren? Polydor blieb sich ihr gegenüber immer gleich an Zärtlichkeit und Rücksicht; er dankte ihr für ihr Bestreben, sich ihm angenehm zu machen, sein Haus seinen Wünschen gemäß zu führen, seinen Willen zu thun. Die Marquise war immer bemüht, sie gelten zu lassen, wenn schon es sich von selbst verstand, daß ihre Erfahrung, ihre Weltklugheit, ihr langer Verkehr mit Polydor diesen bei ihr finden ließen, was Dolores ihm nicht zu bieten hatte. — Konnte er doch Dolores auch nicht ersetzen, was Eberhard ihr gewesen, was er ihr noch in dieser Stunde war. Mit der eigenen Untreue im Herzen hatte sie sich auch bei ihrem Vater nicht über die Untreue ihres Mannes zu beklagen.

»Frage allein Dein Gewissen um Rath«, hatte ihr Vater ihr gesagt, als er von ihr gegangen war, »und wenn Dich das im Stiche läßt, so frage Dich, was Dein Vater Dir zu thun heißen würde!« — Sie hatte sich das oft gefragt und sich mit schwerem Herzen die Antwort darauf gegeben.

Sie hatte auszuharren und Polydor zufrieden zu stellen, was ihr ja gelang; aber er gewann dadurch in ihren Augen nicht, daß er die Liebe gar nicht ahnte, deren ihre Seele fähig war, und daß er sie also auch nicht entbehrte, daß er mit so wenigem zufrieden war.

[3-72] Sie hatte keine Wahl. Sie mußte sich zu zerstreuen, zu übertäuben suchen; sie mußte lächeln, um nicht zu weinen in bitterem Schmerz; sie mußte verzweifeln oder hoffen — worauf? — das wußte sie freilich selber nicht; nur hoffen!

Die Welt um sie her war lauter Lust und Freude, trotz der Kriegsnachrichten, die wieder in ihr ertönten. Man feierte die Siege des Kaisers in Spanien, Feste folgten den Festen. Die vornehme

Gesellschaft, das leichtherzige Volk der Lagunenstadt, sie alle lebten am Tage den Tag, jeder Tag bot reichen Wechsel, anregenden Genuß. Sie mußte vorwärts mit den Anderen!

Achtes Kapitel

Dolores schrieb allwöchentlich nach Hause. Die Briefe, welche sie den Ihren in die Heimat sendete, schilderten ihr Leben in seiner ganzen Farbigkeit. Wie Lichtstrahlen drangen sie durch die Trübe des Herbstes, durch die mit Eisblumen dicht befrorenen Fensterscheiben in die Zimmer und in die verlangenden Herzen der Leser; und da auch Polydor, wenn er schrieb, voll des Lobes seiner Frau und seines Eheglückes war, konnte Niemand an der Zufriedenheit der Beiden zweifeln oder daran denken, daß diese lichten Bilder an der jungen Frau auf dem dunkelsten Hintergrunde vorüberzogen. Da sie stets der Liebling der Familie gewesen war, vernahm man von ihrem Glück und ihrer Lust mit doppelter Befriedigung; wie sehr sie auch abstachen von den Sorgen, von der Stimmung, mit denen man sich in Preußen trug, [3-73] von der ernsten Arbeit, zu welcher Alle sich immer mehr zusammenfanden.

Die Siege Napoleons, die man in Venedig feierte, verwünschte man in Preußen. Dafür ward jede Kunde über die in Spanien fortdauernde Empörung gegen die Fremdherrschaft als eine Freudenbotschaft begrüßt. Während Napoleon in Italien die Herrscher der verschiedenen Länder wie die Figuren auf einem Schachbrett von ihren Plätzen entfernte und auf andere versetzte, hatte man in Preußen den von Napoleon erzwungenen Rücktritt des großen Patrioten, des Freiherrn von Stein, mit Empörung empfunden; und die Achtserklärung, welche Napoleon aus dem von ihm unterjochten Frankreich gegen den deutschen Edelmann und Bürger zu erlassen wagen durfte, hatte auch in dem langmüthigsten deutschen und preußischen Bürger die Ueberzeugung wach gerufen, daß diesen Zuständen ein Ende

gemacht werden müsse, und das bald!

Jedes Auge, das sich zu dem Könige erhob, wo immer man seiner ansichtig wurde, fragte ihn: »Wie lange noch?« — Jeder Blick der Königin sagte dem Volke: »Ich fühle und dulde mit Euch!« — Und Aller Augen waren auf Oesterreich gerichtet, wohin der Freiherr sich geflüchtet hatte, wo die starken, offenen Rüstungen es verkündeten, daß man entschlossen sei, den Kampf gegen Napoleon noch einmal aufzunehmen.

Da es diesem nicht gelungen war, die Engländer auch aus Portugal zu vertreiben, rächte er sich an ihnen, indem er das Absperrungssystem noch mit erhöhter Strenge handhaben ließ; und der Handel von allen auf dem Kontinent mit Napoleon unfreiwillig verbundenen Ländern und Völkern ward dadurch reichlich so schwer geschädigt als der englische. [3-74] Aber wie sie dem Handelsstande und der Industrie wieder zu nahe trat, so rief die Gewaltmaßregel auch die Thatkraft der von ihr Betroffenen wach. Da die Preise aller überseeischen Produkte noch viel theurer als bisher, selbst für den Begüterten fast unerschwingbar geworden waren, kam der Landhandel von Indien und China durch Rußland wieder sehr in Schwung, weil er nicht so kontrolirbar als der Seehandel war, und die russische Regierung ihm Vorschub leistete. — Die Chemie, die Technik, der Landbau fingen an, lebhafter als bisher auf Ersatz für das Fehlende innerhalb des Landes zu denken. Weil das Geld knapp war, that man sich zur Anlegung von Fabriken zusammen, zu deren Leitung man Werkführer kommen ließ, die im Auslande gearbeitet hatten; und wo das Haus Darner mit seinem Kapital an diesen von ihm angeregten Unternehmungen betheiligt war, fiel die Oberaufsicht Frank anheim, weil der Vater von der inzwischen in Kraft getretenen Stadtverwaltung durch die Bürger in Anspruch genommen wurde.

Es war mit diesem neuen Zugeständniß der Regierung, mit der Einführung der Städteordnung der Geist der neuen Zeit, die man in Preußen heraufzuführen trachtete, in der ganzen Bürgerschaft noch

mehr gekräftigt worden. Bis in die untersten Klassen hatten die Leute sich als Bürger fühlen lernen; und die Ausgleichung, welche die Aufhebung der Adelsvorrechte begonnen, vollendete zwischen den höheren Ständen, zwischen dem Adel, den Beamten, dem Militär, die Städteordnung, welche die Einheit der Bürger in der Stadtverwaltung feststellte.

Als man im Herbste zu den Wahlen geschritten, hatte man sofort gewünscht, einen eingesessenen Kaufmann zum ersten Vertreter, zum Oberbürgermeister der alten Handelsstadt zu machen, und in den Kreisen [3-75] der Regierung, der Bankverwaltung, hatte man dabei wohl an Lorenz Darner gedacht. Indeß die alte Kaufmannschaft mochte sich nichts vergeben, mochte nicht glauben machen, daß sie in sich nicht den rechten Verwalter für die Stadtangelegenheiten zu finden wisse, sondern genöthigt sei, einen Fremden, einen Emporkömmling zu ihrem Oberhaupte zu machen. Darner anderseits fühlte sich nicht geneigt, seine unbeschränkte Freiheit durch die Uebernahme eines von der Gemeinde besoldeten Amtes beeinträchtigen zu lassen. Er durfte nicht daran denken, sich in so wechselnden und bedenklichen Handelsverhältnissen so sehr von seinem eigenen, weitverzweigten Geschäfte abzuwenden, wie die Oberleitung der städtischen Angelegenheiten es erfordert haben würde.

Es ward also einem andern der Königsberger Kaufleute die Ehre zuerkannt, der erste Oberbürgermeister der Hauptstadt Preußens zu werden; aber eine fast einstimmige Wahl berief Darner zum ersten der unbesoldeten Stadträthe; und der freien Anerkennung seiner Mitbürger ein Ehrenamt zu danken, das war nach seinem Sinne, nach dem Sinne, den er aus jenen Ländern in sich aufgenommen, in welchen den Völkern schon früher eine Mitwirkung in der Landesregierung und damit ein mehr oder weniger ausgedehnter Einfluß auf ihre eigenen Angelegenheiten eingeräumt worden war.

Daß ein Mann von Kollmanns altem Ansehen unter den Stadträthen nicht fehlen konnte, verstand sich von selbst; und die

kollegialische Stellung, in welche die beiden Männer dadurch traten, glich den Rest der Verstimmung aus, die Kollmann noch gegen Darner im Herzen getragen haben mochte. Dazu verlieh der russische Landhandel dem ursprünglich auf russische Produkte gestellten Kollmann'schen Geschäfte [3-76] ein neues, schwungvolles Leben. John kam mit seiner Bernsteinpachtung auch zu wachsendem Erfolg. Er sah sich, wie jeder wohlgestellte junge Mann, von den Familien, welche Töchter oder Angehörige zu versorgen hatten, mit Beflissenheit gesucht, und Beide, Kollmann wie sein Sohn, konnten dem Reize nicht widerstehen, den der Umgang mit zufriedenen, mit glücklichen Menschen gewährte, wie man sie in Frank und Justine, in Darner und seiner Tochter in nächster Nähe hatte.

Kollmann hatte seine würdige Ruhe wiedergewonnen, seit die schwere Sorge um die Aufrechterhaltung seiner Firma und die Mißempfindung von ihm genommen waren, von einem Manne nicht nur überflügelt, sondern beleidigt worden zu sein, dem er zuerst die Hand geboten und die Wege geebnet hatte. Darner und Frank aber beruhten zu sehr in sich, und hatten zu viel Arbeit vor sich, um rückwärts blicken und abrechnen zu mögen, wo das Mehr oder Weniger des Verschuldens gelegen. Ruhe und freier Weg für Alle war's, was sie begehrten. Dessen genoß man jetzt in den beiden Familien, und Madame Göttling hatte ihren Antheil daran, denn das Behagen, das Justine und Virginie in ihren Häusern zu bereiten verstanden, wie das, welches in dem ihr jetzt anvertrauten Haushalt wieder zu herrschen begann, schrieb sie sich und ihrem Einfluß zu; und es war Niemand da, welcher der wackern, bewährten Frau diese Genugthuung nicht gönnte.

So war nach den letzten sturmbewegten Jahren eine Art von Windstille über die Provinz und in die Stadt gekommen; und es war ein großer Tag, als der Magistrat der Stadt Königsberg zum ersten Male als solcher von dem Könige empfangen wurde. Aber trotz der huldreichen Ansprache, welche der [3-77] König dieser neuen Behörde hatte angedeihen lassen, war eine Anzahl ihrer

Mitglieder nicht befriedigt vom Schlosse zurückgekommen; denn kein Wort in der Rede des Königs hatte auf die Möglichkeit hingedeutet, daß in den politischen Verhältnissen des Landes auf einen Wechsel zum Guten zu hoffen sei. Man hatte nicht bedacht, daß keiner der fürstlichen Bundesgenossen Napoleons sich als freier Herr in seinem ihm belassenen Lande fühlen konnte, daß also auch dem ohnehin schwer entmuthigten Könige die vorsichtigste Zurückhaltung geboten war; daß ein unzeitig gesprochenes Wort den Krieg und die Vernichtung der Monarchie, soweit sie noch bestand, zur Folge haben konnte. Obschon im Augenblicke keine Feinde in der Provinz vorhanden, war die Fremdherrschaft nicht damit vorüber.

Im Allgemeinen jedoch sah man gefaßten Sinnes in die Zukunft. Das Volk als solches war selbstständiger, selbstbewußter, ernsthafter geworden. Man hatte erfahren, welchen Leiden man stehen könne, und daran seine Kraft zum Leisten ermessen lernen. Man war der Trübsal müde, wollte einmal gemeinsam in Freude aufathmen; und da man seit jener Sylvesternacht, für welche Kollmann den gewohnten Kaufmannsball ermuthigend durchgesetzt, kein öffentliches Fest mehr gefeiert, so beschlossen die Stadtverordneten und der neue Magistrat, bald nach dem Mittagbrode, daß die Männer vereint, einmal wieder einen Ball in den Sälen des Kneiphöfischen Rathhauses zu veranstalten, bei welchem die verschiedenen, jetzt durch die neue Städteordnung als Bürger gleichgestellten Stände sich zum ersten Male zusammenfinden sollten.

Familien des Adels, des Militärs, der königlichen und städtischen Beamten, der Professoren und [3-78] der Kaufmannschaft waren zur Theilnahme aufgefordert, hatten die Einladung angenommen. Verschiedene Personen des königlichen Hofhaltes hatten ihr Erscheinen ebenfalls zugesagt, und die dem Königspaare nahe befreundete Fürstin Hedwig, welche, seit der Hof nach Preußen gekommen war, in dem Hause der reich begüterten und gebildeten Familie des jüdischen Bankiers Lindheim gewohnt, hatte

es durch Vorstellungen bei den Festgebern erreicht, daß man den Lindheims und noch einer anderen geachteten jüdischen Familie und ein paar angesehenen jüdischen Aerzten eine Einladung hatte zugehen lassen.

Da Noth und Elend von Allen, ohne Unterschied des Ranges und des Glaubens, gemeinsam getragen worden waren, sollten auch Dank und Freude gemeinsam zum Ausdruck kommen; denn ausgesprochen oder unausgesprochen lebte in allen Verständigen und Denkenden die Ueberzeugung, daß Gemeinsamkeit das Heil der Zukunft bedinge und »Einer für Alle, Alle für Einen« die Losung sein müsse.

Es war ein erschütternder Augenblick, in welchem man an dem Abende die Festsäle im Rathhause öffnete. Sie sahen schöner, feierlicher aus als zur Zeit jenes Sylvesterabends, an welchem Frank und Justine einander zum ersten Male begegnet waren. Alles war neu hergerichtet: die frisch gemalten Wände, die großen Spiegel, die Vergoldungen. Von den Decken strahlten die Wachskerzen der Kronleuchter ihr helles Licht hernieder, die kolossalen Stuckgestalten, welche das Gewölbe trugen, sahen wie vordem in den Saal hinunter mit den großen, weit geöffneten Augen, mit denen sie hinabgeblickt auf die langen Reihen der Betten, auf all die Hunderte und Hunderte, die hier sich in verzweifelndem Schmerz gewunden, die hier ihr Leben ausgehaucht und die man zu [3-79] den Fenstern hinausgeworfen in die harrenden Leichenkarren, um Platz zu schaffen für andere Kranke. Die schönen rothen Vorhänge, die rothbeschlagene Estrade, all die erneute Herrlichkeit konnte diese Erinnerung nicht zurückdrängen, und selbst die fröhlich erklingende Musik, welche von dem Balkon des Orchesters die Eintretenden begrüßte, hatte etwas Befremdliches in dem Raume, in welchem so viel Leiden sich in bangem Seufzen und Klagen Erleichterung gesucht.

Eine um die andere kamen die Frauen der Bürgermeister, der Stadträthe, auf das Beste geschmückt, in dem sie hebenden Gefühl ihrer neuen Würde in den Saal, um gleichsam als Hausfrauen die

Gäste zu empfangen; aber die meisten von ihnen hatten hier mit linder Hand und weichem Herzen die Leidenden gepflegt. Auch sie hatten also mit Bangen den ersten Eindruck zu überkommen. Erst als der Saal sich ganz gefüllt, als man die altbekannten Gesichter, die alten Freunde, die neu hinzugekommenen Theilnehmer des Festes zu begrüßen hatte, als die Fürstin Hedwig, von dem Oberbürgermeister geleitet, in reichster Hoftracht in den Saal eintrat und Aller Augen sich nach ihr wendeten, da ihre Schützlinge, die Lindheims, ihr auf dem Fuße folgten, trat die Gegenwart in ihre Rechte.

Die Fürstin hatte, seit sie dem Hofe nach Königsberg gefolgt war, eine Rolle in der Stadt gespielt. Einem alten, töchterreichen und durch Schönheit seiner Frauen berühmten preußischen Adelsgeschlechte entstammt, hatte sie einen beträchtlich älteren schlesischen Magnaten geheirathet, war nach glücklicher Ehe zur Wittwe geworden und hatte in den Jahren vor dem Kriege, in den Kreisen der Berliner schöngeistigen Männer und Frauen verkehrend, in großer Gunst [3-80] bei Hofe, eine vermittelnde und sehr besondere Stellung in der dortigen Gesellschaft eingenommen, die sie in den beschränkteren Verhältnissen von Königsberg ebenso aufrecht zu erhalten gewußt.

Jedermann kannte sie von Ansehen, überall griff sie, wo es zu helfen galt, mit großem Sinn entschlossen ein, und sie kannte auf die Weise auch eine ganze Anzahl der auf dem Balle anwesenden Frauen, denn sie war ihnen in den Hilfsvereinen begegnet. Madame Armfield, Madame Göttling waren ihr ebensowenig fremd als Justine und viele Andere. Sie erhoben sich, als die Fürstin sich ihnen nahte, und sie ließ es sich angelegen sein, jede von ihnen mit freundlichem Worte zu begrüßen, während ihr schöner Sohn an Frank und an Baron Stromberg herantrat, der natürlich auch zu den Geladenen zählte. Der junge Fürst war mit ihnen in dem wissenschaftlichen Vereine seit dessen Gründung bekannt geworden.

»Meine Herren«, sagte er, »ich erscheine vor Ihnen als

Botschafter und Bittsteller im Namen der Fürstin. Auf Sie Beide ist ja Verlaß, wo es sich auf Bekämpfung von Vorurtheilen und um unsere Zwecke handelt. Wir haben also auf Sie gerechnet. Die Fürstin hat die Lindheims durchgesetzt; damit ist sie für deren Behagen und Aufnahme verpflichtet.«

»Sie wissen, Durchlaucht«, fiel Frank ihm ein, »daß ich zu Ihren Diensten bin; indeß ich glaube nicht, daß Sie in dieser Gesellschaft für irgend einen der geladenen Gäste einen Mangel an Rücksicht zu befürchten haben.«

»Wer denkt daran!«, entgegnete der Fürst, »aber es ist ein Unterschied zwischen Mangel an Rücksicht und Entgegenkommen. Führte ich eine der Lindheim'schen Damen zum Tanz, so könnte man sagen«, — [3-81] er lachte herzlich — »wir zahlten damit einen Theil der uns von ihnen erwiesenen Höflichkeiten ab. — Also veranlassen Sie einen der angesehenen Kaufherren, einen der Stadträthe, Madame Lindheim in die Polonaise zu führen. Dann erlauben Sie es mir, Baron! daß ich Sie der Mademoiselle Lindheim vorstelle, und stellen Sie, Herr Darner, der Sie ja die Herren von der Börse her kennen müssen, den jungen Lindheim Ihrer Frau Gemahlin oder Ihrer Demoiselle Schwester vor. Der zweite Sohn, der Doktor, findet schon eine Partnerin, die ihm gern folgt; und die ganze Familie macht dann unter unserem Schutze ihre joyeuse entrée in die Gesellschaft. Uebrigens«, fügte er, auf das Neue lachend, hinzu, »färben sie nicht ab! Die Flora ist ein ganz reizendes Mädchen; und wir führen in ihnen auch ein Stück der neuen Zeit herauf!«

Die letzten Worte trafen den Baron. Es war nicht allzu lange her, daß er seine Großtante, die Gräfin, zu vertheidigen gehabt, als sie sich in ihrer Portechaise zum Empfang nach dem Schlosse begeben und die rohe Menge sie mit dem Rufe: »Da kommt die alte Zeit, die alte Zeit!« spottend verfolgt. Jetzt galt es, einem jungen, fremden Mädchen geknechteten Stammes einen ähnlichen Dienst zum Zeichen der neuen Zeit zu leisten, und er stand keinen Augenblick an, dem Fürsten zu willfahren, während Frank sie

verließ, seinen Auftrag bei den Stadträthen auszurichten.

Er fand Kollmann mit seinem Vater und ein Paar der anderen Herren beisammen. Man hatte eben verabredet, welche Damen die Herren zu dem Ehrentanz zu geleiten hätten, und während sie ihre Blicke über die Estrade schweifen ließen, sagte Kollmann mit einem Seufzer:

[3-82] »Als wir den letzten Ball hier gaben, saß meine gute Frau noch auf dem Platze, den jetzt die Lindheim inne hat, und Sie, Herr Kollege Darner, stellten ihr und Justinen Ihren Sohn vor, der eben angekommen war. Wir haben viel erlebt seitdem und —«

Franks Dazwischentreten und sein rasch vorgebrachtes Ansuchen der Fürstin, unterbrachen ihn in seinen Erinnerungen.

»Das ist stark!«, rief er, »wirklich stark! Es hat doch am Ende Alles seine Grenze und man muß des Guten überall nicht zu viel thun, wie die Lindheim mit ihrem Diamantenkram! Man muß vorsichtig sein diesen Leuten gegenüber, denen ohnehin der Kamm nur zu leicht schwillt und die die Hand nehmen, wenn man ihnen den kleinen Finger bietet. Die Lindheim ist ja eine schöne Frau; mit dem feuerfarbenen Turban und den Diamanten sieht sie aber heute wie die Fee Carobosse aus! Ich danke für die Ehre! Ich führe die Frau Kanzlerin.«

Währenddessen hob der Musikdirektor seinen Taktstock. Die ersten vollen Accorde der Polonaise durchflutheten den Saal. Es war keine Zeit zu verlieren, wenn man den Wunsch der Fürstin erfüllen wollte, die sich der Stadt in den Zeiten der Noth wie eine eingeborene Bürgerin bewährt hatte.

»Vertritt Du mich bei Frau von Wildenauer« — sie war die Gattin des Gouverneurs von Königsberg — sagte Darner kurz entschlossen zu dem Sohne; »da sie jung ist, wird sie sich den Tausch gefallen lassen!«

Und während der Oberbürgermeister, der weltmännischen Weise weniger Herr als Darner, sich mit Uebertreibung vor der Fürstin verneigte, sich von ihr die Ehre der Polonaise erbittend, trat Darner aufrecht [3-83] in aller Höflichkeit an Madame Lindheim

heran, sie nach dem Vortritt der vornehmsten Frauen in die Reihe des Tanzes zu führen.

Sie trug sich und die lange Schleppe ihres Sammetkleides und ihren Turban und die Last ihrer Brillanten, deren es allerdings etwas zu viele waren, mit dem Anstand einer gebildeten, des Reichthums gewohnten Frau. Aber trotz der Klugheit und dem Takte, welche die Personen ihrer Bekanntschaft ihr nachrühmten, verrieth das Blitzen ihrer dunklen Augen deutlicher, als es ihr lieb sein konnte, die Genugthuung, welche sie fühlte, als sie an Darners Arm sich zum ersten Mal in diesem Saale und in einer solchen Gesellschaft befand. Als sie dann gar, bei einer der Durchgangstouren, ihrer Flora an des Barons Seite ansichtig wurde und ihren Louis sah, der die schöne Justine zur Partnerin hatte, ward es ihr schwer, ihren Kindern nicht freudig zuzunicken und es ihrem Kavalier zu verschweigen, welche Freude ihr Mutterherz erfüllte, welche Plane ihre lebhafte Einbildungskraft an diese Stunde knüpfte. Sie segnete den König und die Königin, welche durch die neue Gesetzgebung und durch ihre Huld den Bann brechen helfen, unter welchem sie, wie alle ihre Glaubensgenossen, bisher auch in der Königsberger bürgerlichen Gesellschaft gelebt. Hätte sie Hymnen dichten und singen können, sie hätten die Fürstin Hedwig gefeiert, der sie das Glück dieser Stunde verdankte.

Als die Polonaise beendet war, trat die Fürstin an der Stelle aus, an welcher Virginie saß, und ließ sich, den Darners ihre Dankbarkeit zu beweisen, neben dieser nieder, deren sie sich wie Justinens vom Schlosse her entsann, wo die Schönheit der Darner'schen Damen ihr Auge zuerst auf sie gelenkt.

[3- 84] »Und Sie haben die Polonaise nicht mitgemacht?«, fragte sie.

»Ich war für dieselbe engagirt und mein Tänzer ist nicht gekommen!«, entgegnete sie.

»Welche Pflichtvergessenheit!«, scherzte die Fürstin, »dafür müssen Sie Rache nehmen.«

»Durchaus nicht, Durchlaucht! Mein Tänzer wird von seinem

Posten nicht fortgekonnt haben, und so hatte ich ihn auf dem meinigen zu erwarten.«

»Von seinem Posten? Welchen Posten bekleidet denn der Herr?«

»Da ist er!«, rief Virginie, als der Hauptmann, ohne auf die Fürstin zu achten, mit dem Ausruf: »Was werden Sie von mir gedacht haben, Mademoiselle Darner?!« ihr den guten Abend bot.

»Daß Sie Dienst hatten!«, sagte Virginie und reichte ihm die Hand, die er schüttelte.

»Ja«, sagte er, »ich hatte für einen Kameraden, der krank geworden ist, einen Rapport zu machen und konnte Sie nicht mehr benachrichtigen. Sie sind für den Schleifer wohl nicht mehr frei?«

»Doch, Herr Hauptmann!«, antwortete sie und wurde über und über roth, als sie es sagte.

Die Musik lud zu dem neuen Tanze ein, das junge Paar entfernte sich.

Die Fürstin lächelte. Es war ihr zweifellos, daß sie in den Beiden zwei Liebende vor sich gehabt; aber die Art und Weise, in welcher sie sich begegneten, war ihr aufgefallen. Es war nicht Sitte, daß junge Leute verschiedenen Geschlechtes sich wie Kameraden die Hände gaben und schüttelten; und der Ton, in welchem sie zu einander gesprochen, verrieth auch nichts von der sonst üblichen Galanterie.

Inzwischen hatte der Baron Justine zum Tanze abgeholt, die Paare wiegten sich anmuthig in den [3-85] Bewegungen des Schleifers, die Fürstin hatte ihren Ehrenplatz in der Mitte der Estrade wieder eingenommen, und in gebührendem Wechsel waren die Veranstalter des Festes, wie die Männer und Frauen, welche der Fürstin in den Kreisen des Hofes und der Gesellschaft vorher bekannt geworden, beflissen, sich ihr verehrend in das Gedächtniß zu rufen.

Die Fürstin nahm dies gerne an. Von Natur lebhaft und zu gefallen bestrebt, erfreute sie die Huldigung, die man ihr gewährte, und ein Jeglicher hatte sich ihrer Liebenswürdigkeit zu rühmen. Vor Allen aber waren es die Darners, die sie auszeichnete, indem

sie sie neben sich festhielt.

Weil sie selber eben so warmherzig als eigenartig, und gewohnt war, sich überall in ihrer Eigenart gehen zu lassen und geltend zu machen, hatte Alles, was sie über Lorenz Darner vernommen, von Anfang an ihr Achtsamkeit erregt. Da sie nahe beieinander in derselben Straße wohnten, hatte sie die Familie nicht mehr aus dem Auge verloren, nachdem, wie erwähnt, die Frauen ihr im Schlosse durch ihre Schönheit aufgefallen; und es geschah auf ihren ausdrücklichen Wunsch, daß Baron Stromberg, ein gern gesehener Gast in ihrem Kreise, ihr nach der beendeten Polonaise Lorenz Darner und seinen Sohn vorstellte.

»Meine Bekanntschaft mit Ihnen beginnt nicht erst heute, Herr Darner«, sagte sie, »denn daß man miteinander spricht, macht ja die Bekanntschaft nicht allein. Mancher Charakter aus längst vergangenen Tagen und mancher unserer fern von uns lebenden Zeitgenossen ist uns ja viel bekannter und geistig werther als ganze Reihen von Menschen, mit denen wir alltäglich in Berührung kommen. Sie kenne und schätze ich —«

[3-86] Sie hielt inne, schien sich auf Etwas besinnen zu wollen, und Darner fragte:

»Seit wann, durchlauchtige Fürstin?«

Sie lachte mit dem Freimuth, der einen ihrer Reize ausmachte, und ihrer Unnahbarkeit sicher, rief sie:

»Ich wollte vor Ihnen glänzen mit einem geschichtlichen Datum aus unserer jüngsten Zeit, aber derlei ist einmal meine Stärke nicht! Ich kenne Sie seit dem Feste, das Sie, wie Baron Stromberg mir erzählte, gegeben haben, die Aufhebung der Leibeigenschaft zu feiern, und seitdem schätze ich Sie auch!«

Der Schmeichelei wenig zugänglich, machte Darner die offen ausgesprochene Anerkennung der schönen fürstlichen Frau dennoch Vergnügen.

»Es freut mich«, entgegnete er, »daß Sie überhaupt Antheil an mir nehmen, und ich habe dafür dem Herrn Baron zu danken. Ich war mit meinen Erinnerungen bei jenem Ereigniß lebhaft

betheiligt.«

»Ach«, rief die Fürstin, »ich weiß, ich weiß das Alles! Baron Stromberg hat mich damals davon unterrichtet. Und an solche Dinge und an Männer wie Sie muß man sich halten, sich aufrichten, sich mit ihnen, mit den Gleichdenkenden, zusammenthun, wenn man nicht verzagen will in unserer Zeit. Ich werde oft eine Schwärmerin gescholten und ich nehme den Vorwurf als Ehrentitel an wie ihrer Zeit die Geusen, denn« — unwillkürlich streifte ihr Blick Madame Lindheim — »meine schwärmerischen Gedanken sind mein Schmuck! Schwärmer wie der Baron und wie Sie, ja Sie! Herr Darner, haben auch schwärmen müssen, um Ihren Weg zu machen, sind meine Bundesgenossen!«

»Von Ihnen, durchlauchtige Fürstin«, entgegnete ihr Darner, »als ein Bundesgenosse angesehen zu werden, könnte mich stolz machen; indeß vertrauen [3-87] Sie nicht zu sehr auf meine Schwärmerei. Sie wird in sehr festen Schranken gehalten durch Ueberlegungen, durch Berechnungen, deren wir uns nicht entschlagen dürfen; und jedenfalls war der Boden, auf welchem in mir der Drang nach freier Bethätigung erwachsen ist, weit mehr mit Selbstsucht getränkt als bei Ihnen.«

Die Fürstin blickte ihn betroffen an, jedoch Darner hatte gewußt, was er mit dieser kühl gegebenen Antwort wollte. Es war das erste Mal, daß er in gesellschaftlichem Verkehr einer Fürstin und einer so ungewöhnlichen Frau gegenüberstand; aber er hatte sofort erkannt, wie sie in spielender Laune ihn zu fesseln, aus Gewohnheit Herrschaft über ihn zu gewinnen strebte, wie sie sich der Herablassung bewußt war, mit welcher sie ihn behandelte; und er wollte ihr es darthun, daß Herablassung nur demjenigen gegenüber angebracht ist, der sich als einen Tieferstehenden empfindet.

Der Fürstin Klugheit verstand das augenblicklich und sie richtete sich darnach.

»O«, sagte sie, »wenn Sie trotz der Schwärmerei, die kein Strebender entbehren kann, an dem Boden der Wirklichkeit

festhalten, so verlieren Sie dadurch in meinen Augen nicht. Schwärmerei, die der Wirklichkeit nicht Rechnung trägt, ist eine Montgolfiere, dem Zufall überantwortet; und da ich Grundbesitzerin und Familienmutter bin, halten auch mich sehr feste Bande an der Wirklichkeit fest und ich zweifle, daß ich mit all meinem Idealismus so weit gehen würde, als hier unser Freund, der Baron, so hoch ich seine Ansicht achte! Aber«, setzte sie hinzu, den Gegenstand der Unterhaltung mit Willkür wechselnd, »als ich Ihre Damen zum ersten Male sah, waren es ihrer Drei!«

»Ich habe die eine meiner Töchter nach Venedig [3-88] verheirathet!«, bemerkte Darner, dem die Klugheit der Fürstin und die Biegsamkeit ihrer Gedanken Vergnügen machten.

»Glauben Sie, daß ich das nicht ebenfalls weiß?«, fiel die Fürstin ihm ein. »Erstens gehören Sie zu den Königsberger Familien, denen die allgemeine Achtsamkeit zugewendet ist, und zweitens ist einer meiner jüngeren Verwandten, der Sohn einer meiner Schwestern, ein Neffe von mir, ein liebenswürdiger junger Graf Vranitzki, ein großer Bewunderer Ihrer Frau Tochter.«

»Ich entsinne mich«, entgegnete Darner, »dem Herrn Grafen in dem Hause der Frau Marquise von Beauvrignon begegnet zu sein.«

»Erinnern Sie sich«, wandte die Fürstin sich an Eberhard, »des reizenden Wortspiels, das er neulich in dem Briefe machte? Ich las es Ihnen vor.«

»Sie hatten die Gnade!«, sagte Eberhard, dem die Wendung der Unterhaltung nicht erwünscht war.

»Da das Wortspiel, wie ich glauben muß, sich auf Madame Joannu bezieht, so darf ich Sie vielleicht bitten, es auch mir nicht vorzuenthalten!«, meinte Darner.

»Es ist reizend wie ein Madrigal und schade, daß er es nicht als solches ausgedrückt hat!«, sprach die Fürstin. »Er sagt ungefähr: ›Die schöne Dolores trägt ihren Namen in Bezug auf die sie umschwärmende Männerwelt mit Recht, nur daß die Schwerter nicht ihr Herz, sondern die Pfeile ihrer Augen die Herzen der Männer verwunden, an denen sie, als schwebte sie hoch in den

Wolken, lächelnd vorüberzieht. Sie fühlt nichts von der Liebe, die sie einflößt, und sie hat sie wohl nie gefühlt.‹ — Aber es war italienisch geschrieben und viel hübscher und viel kürzer, nicht wahr, Baron?«

[3-89] Eberhard bejahte es, Frank sah, wie ihn die Unterhaltung quälte, und suchte sie mit der auf gut Glück gethanen Frage zu unterbrechen, woher der Graf sich der italienischen Sprache bediene. Die Fürstin sagte, er spreche und schreibe alle Sprachen durcheinander, je nach Stimmung; und da man in dem Augenblick wieder zu einem neuen Tanze antrat, so daß man vor den Sitzen der Damen nicht mehr stehen bleiben konnte, ohne den Raum zu beengen, benutzte Eberhard die Gelegenheit, sich zurückzuziehen, und die Fürstin entließ auch die beiden Anderen mit der Aufforderung, sich ihr in ihrem Hause mit ihren Damen vorzustellen.

»Kommen Sie« — sie überlegte einen Augenblick — »kommen Sie nicht an einem Vormittage! Kommen Sie am nächsten Sonnabend um sechs Uhr. Ich bin dann sicher für eine Stunde frei, und ich erwarte dann auch Sie, Baron!«

»Gnädigste Fürstin, ich werde dann schwerlich mehr in Königsberg sein. Ich bin seit gestern zur Regierung nach Gumbinnen versetzt, muß sobald als möglich dem Befehle folgen, bitte aber um die Gunst, mich vorher bei Ihnen noch verabschieden zu dürfen!«

Das ward zugestanden. Die Musik erklang bereits zu den Worten, mit denen man sich trennte. Die Jugend und die Tanzlust gewannen die Oberhand. Die Fürstin verließ, von den Festgebern geleitet, den Ball. Ihre Schützlinge schwammen in dem Strom des Vergnügens fröhlich mit, unbekümmert um die Stichelreden, an denen es nicht fehlte, und die immer auf das Neue anzufachen Madame Armfield nicht unterließ.

»Willst Du auch schon fort?«, fragte Frank den Baron, als er bemerkte, daß auch dieser sich zum Aufbruch anschickte.

[3-90] »Du kannst Dir denken«, entgegnete Eberhard, »daß ich

alle Hände voll zu thun habe. Ich wäre nicht gekommen, hätte es nicht eben diesem heutigen Feste gegolten; denn abgesehen davon, daß das Patent mich zu gehen verpflichtet, fordern meine eigenen Angelegenheiten es, daß ich je eher, je lieber mich in den dortigen Verhältnissen umsehe.«

»In wie fern?«

»Die Uebergabe von Waldritten erledigt sich früher, als es vorauszusehen gewesen ist. Man macht diesseits und jenseits weniger Schwierigkeiten als wir gefürchtet. Der General zahlt mir also mein auf Waldritten stehendes kleines Vermögen schon im Februar, mein Vetter und Nachfolger wird das Gut im März übernehmen und nach seinem Bedürfen einrichten, noch ehe er seine Frau hinführt. Ich habe dann freie Hand, und im Gumbinner Kreise sind ein paar zusammengrenzende kleine Güter zu verkaufen, die man mir als in gutem Kulturstand rühmt und als nicht zu sehr vom Kriege mitgenommen bezeichnet. Könnte ich die erwerben, so hätte ich alle Aussicht, in dem Kreise, in welchem sie liegen, durch Vermittlung des Regierungspräsidenten, dem ein Paar meiner Arbeiten gefallen haben, die eben frei gewordene Landrathsstelle zu bekommen und —«

»Da wärst Du an Deinem Platze!«, sagte Frank.

»Das glaube ich auch! Ich sehne mich nach einer selbstständigen, fest begrenzten Thätigkeit, und in Lithauen ist auch für den Bund noch viel zu thun.«

»Trotzdem thut mir's leid und ist es schade, daß wir Dich verlieren, daß Du gehst.«

»Nein, es ist gut, daß ich fortkomme von hier, heraus aus Allem, was mich hier gefesselt.« — Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er: »Ich komme [3-91] noch zu Euch ins Komptoir und nehme natürlich noch Abschied von Euch Allen; aber da wir hier allein sind, beantworte mir ehrlich eine Frage: Ist Dolores wirklich glücklich?«

»Nach ihren Briefen muß ich's glauben! Sie sprechen freilich nicht von Empfindungen, sie schildern ihren Tageslauf. Wo sie

jedoch ihres Mannes erwähnt, thut sie es mit Dank. Vergiß nicht, sie sind nicht gleichen Volkes, nicht gleichen Bildungsganges; das erschwert jenes verständnißvolle Glück, das Unsereiner in der Ehe sucht. Aber auch in ihren Briefen an Virginie zeigt sie sich immer heiter. Du kannst ruhig über sie sein.«

Eberhard schwieg.

»Wem mißtraust Du«, fragte Frank, »Dolores oder meiner Wahrhaftigkeit?«

»Mißtrauen? — Nein! — Ich kann mir's nur nicht denken. Man ist eitler und selbstischer, als man es weiß, und stets geneigt, von sich auf Andere zu schließen. Aber lebe wohl! — Ich komme morgen um Eure Stunde ins Komptoir und statte Dir dann noch einmal den Dank ab für Alles, was Du mir geleistet. Der Unterricht, den Du mir ertheilt, wird mir in meinen neuen Verhältnissen, in denen ich auch Kassen zu verwalten habe, zehnfach zu Statten kommen. Und somit auf Morgen!«

Neuntes Kapitel

Eberhard war nach seinem neuen Bestimmungsorte abgegangen. An den Fenstern der kleinen Wohnung, die ihm werth geworden durch das, was [3-92] er in ihr erlebt und mit sich durchgekämpft, hing eine Tafel mit der Anzeige, daß sie zu vermiethen sei. Er hatte wieder und wieder hinaufgeblickt, als er die Brücke überschritten, um sich nach der Post zu begeben, mit der er Königsberg verlassen wollte. Das lag nun hinter ihm.

In der Stadt war trotz des Winters so viel Thätigkeit, als der Norden sie eben verstattet; dennoch konnte der Landverkehr von der Grenze die Schifffahrt nicht ersetzen. Man suchte die Speicher zu füllen, sich für alle Möglichkeiten zu sichern; allein ein weites Planen, wie es der Kaufmann zu großen Unternehmungen nöthig hat, wie es in Darners Sinn und Gewohnheit lag, war nicht verstattet. Man lebte und schaffte wie in der drückenden Stille vor einem Sturme, vor einem Gewitter, deren Ausbruch man in den drohenden Wolken zu befürchten hatte, welche von allen Seiten sich zusammenzogen, ohne daß man noch voraussehen konnte, von welcher Himmelsgegend sie zunächst emporkommen, wo sie sich entladen würden.

Wem es gegeben war, am Tage den Tag zu leben, der mochte sich damit trösten, daß die Wolken sich vertheilen, das Wetter vorüberziehen könne. Indeß die Zurückhaltung des Hofes, die kommenden und gehenden Feldjäger und Kuriere, die sich im Schlosse kreuzten, die französischen Abgesandten, die unter immer neuen Vorwänden und mit immer neuen Anträgen und Aufträgen von dem Könige empfangen werden mußten, während man sie als Aufpasser betrachtete, ließen für den Denkenden keine Zuversicht

auf friedliche Tage aufkommen; und die Unsicherheit, in welcher man über die nächsten Absichten des Hofes war, verstärkte das Gefühl des bangen Wartens, unter dem man lebte.

[3-93] Bald hieß es, der Hof werde die Provinz verlassen, um nach Berlin zurückzukehren; dann wieder wurde dies als eine Unmöglichkeit bezeichnet, so lange noch Franzosen in Danzig und in den anderen Festungen wären, da es ja undenkbar sei, daß der König seine Residenz in einem Orte aufschlagen könne, an welchem er Feinde im Rücken, Feinde vor sich habe; und wer nicht im Stande war, die Hände völlig müßig in den Schooß zu legen, wer sich nicht in Stumpfsinn bescheiden konnte, der mußte suchen, sich im Kleinen genug zu thun, mußte trachten, sich mit seinem Streben und Hoffen wieder einmal auf die Zukunft zu verlassen oder, wie die Fürstin es nannte, auf dem festen Boden der Wirklichkeit zu schwärmen.

Darner war nicht ohne Vorurtheil an die Bekanntschaft mit der Fürstin herangegangen. Das Mißtrauen gegen den Adel und die Vornehmen war ihm eingeboren, und selbst durch die gute Meinung, welche Eberhard ihm abgewonnen, noch keineswegs ganz in ihm besiegt. Als man sich dann an dem bezeichneten Sonnabend um die festgesetzte Stunde zu ihr begeben, hatte er die Seinen angewiesen, vorsichtig in ihren Aeußerungen und noch vorsichtiger in ihren Zusagen zu sein, wenn irgend eine solche von ihnen gefordert werden sollte.

»Kleidet Euch«, hatte er zu der Tochter und zu der Schwiegertochter gesagt, »wie zu jedem anderen Besuch. Macht der Fürstin aus der Ferne Eure Verbeugung, damit Ihr es womöglich vermeidet, ihr die Hand küssen zu müssen.«

»Aber sie ist doch eine Fürstin und eine so herablassende Frau!«, gab Justine zu bedenken.

»Sie ist nicht die Königin, die Landesmutter; und einer Fürstin, welche wie diese ihren Ruhm [3-94] darin sucht, die Gleichheit der gebildeten Menschen innerhalb der Gesellschaft behaupten zu wollen, huldigt man am Besten, wenn man sich zu ihrer Ansicht

bekennt, das heißt, sich so verhält, daß sie sich nicht herabzulassen hat, um sich mit den Anderen auf gleichem Boden zu befinden. Ist sie wirklich so freien Sinnes, als sie sich zu zeigen liebt, so müssen ihr Menschen, die sich frei fühlen wie sie, die Willkommenen sein. Ich habe sie nicht gesucht, sie hat den Schritt gethan; so hat sie mich und die Meinen als das, was wir sind, in Freiheit und Unabhängigkeit aufzunehmen. Richtet Euch darnach!«

Eine Stunde später öffnete der Diener der Fürstin ihnen das Zimmer derselben. Obschon sie es zu nutzen gehabt, wie es sich ihr geboten, hatte sie es doch im Verlauf der Zeit nach ihren Bedürfnissen umgemodelt. Keines der Möbel stand, wie es die Gewohnheit mit sich brachte, und doch schien Alles an seinem rechten Platz zu sein.

Die eine Fensterecke stellte für sich ein kleines Schreibzimmer dar; in der andern hatte man zwei Sopha so gegen einander gerückt, daß in ihrem Dreieck ein kleiner Theetisch Platz gefunden. Vorhänge von einem schweren, einfachen Stoff verhüllten die Fenster und hingen vor der Thüre herab, die sich nach der Hausflur öffnete. Das Zimmer war nur mäßig erhellt.

Im Eintreten sahen sie, wie die Fürstin sich vom Schreibtisch erhob und den Armleuchter, der ihr gedient, selbst nach dem Theetisch hinübertrug, und hörten, daß sie dem Diener den Befehl gab, den Prinzen herbeizuholen. Das alles brauchte nur einen Augenblick; dann wendete sie sich zu Darner und den Seinen.

»Seien Sie mir willkommen allzumal!«, sagte [3-95] sie, »und lassen Sie uns hoffen, daß wir uns neulich zu guter Stunde begegnet sind!« — Sie nöthigte danach Darner, auf einem Sessel ihr zur Seite Platz zu nehmen, wies die Uebrigen mit schöner Handbewegung an, sich niederzulassen, wie es sich eben machte; und in der Ruhe, in der ernsten Haltung, in der dunklen und fast strengen Tracht erschien sie nicht nur den Frauen und seinem Sohne, sondern auch Darner schöner und fürstlicher als in der glänzenden Kleidung bei dem Lichtgefunkel des Ballsaals, und in der sprühenden Lebendigkeit, in welcher sie sich dort gezeigt.

Das schwere schwarze Gewand schmiegte sich fest an ihre Gestalt, aus dem Stuartkragen sah der schlanke weiße Hals nur wenig hervor, und das braune, auf der Stirne leicht gelockte und oben auf dem Haupte zu einem kronenartigen Kranze eng zusammengeflochtene Haar, war ihr ein schönerer Schmuck als die Edelsteine, die sie an jenem Abende in demselben getragen hatte.

»Wundern Sie sich nicht«, sagte sie zu Darner, »wenn ich Sie gleich mit der Frage angehe, ob Sie nichts Neues erfahren haben. Die Unthätigkeit, zu der man verdammt ist, macht die Stunden so langsam hinschleichen. So oft die Glocke an der Thüre erklingt, meint man, es müsse etwas geschehen sein, man müsse eine Kunde, eine erwünschte Botschaft erhalten; und ist der Tag vorüber, so legt man sich mit derselben Sorge, die man bisher getragen, mit demselben Schmerz zu Bett, um am nächsten Morgen mit der gleichen sorgenden und hoffenden Frage zu erwachen. — Wissen Sie an der Börse, in der Stadt nichts Neues?«

»Nichts, durchlauchte Fürstin, als was die Zeitungen berichten und was von den Nachrichten [3-96] sich verbreitet, welche der Hof und die Behörden erhalten. Dem Handel sind die Lebensadern derart unterbunden, daß von einem Verkehr nach außen kaum die Rede sein kann, und daß man einander also wenig zu berichten hat.«

Währenddessen war der Prinz bei seiner Mutter erschienen und hatte sich zu Frank und den beiden Frauen gesellt. Man war auf den neulichen Ball, auf die kleinen Ereignisse des Tages zu sprechen gekommen. Es ward dabei unwillkürlich verschiedener Personen aus der bürgerlichen Gesellschaft gedacht, und es erwies sich, daß die Fürstin in den Verhältnissen derselben, namentlich aber in denen der Darner'schen Familie, wirklich vollständig unterrichtet war, wie sie es auf dem Feste behauptet hatte.

Der Diener reichte den Thee herum, die jungen Leute setzten sich zusammen, Darner und die Fürstin blieben einander allein überlassen.

»Sie können sich nicht vorstellen«, sagte die Fürstin, »wie oft

ich mir in den letzten Jahren gewünscht habe, ein Mann zu sein, wie oft ich gedacht habe, die Natur vergreife sich bisweilen und setze eine Männerseele in einen Frauenkörper. Ich bin nicht auf das Warten angelegt, und doch ist Warten die Bestimmung der Frau! Warten, ob sich Jemand findet, der sie heirathet; abwarten, in welche Lebenslage er sie führt; warten und immer warten! und nirgends ein Wollendürfen, ein Thun nach freier Wahl! Als mir vor dem Jahre Baron von Stromberg Ihre Lebensgeschichte erzählte, wie er sie von Ihrem Sohne und von Ihnen erfahren, kamen Sie mir beneidenswerth vor, und ich wünschte schon damals, Sie kennen zu lernen, um Sie wie heute zu fragen: »Wie ertragen Sie dies Warten in Schmach und [3-97] Knechtschaft, zu dem wir alle gezwungen sind, zu dem die Welt verdammt ist?«

»Wie Sie Durchlaucht! mit Ueberwindung meiner eigenen Natur, mit dem Bestreben, mich in den Gedanken zu finden, daß die Gesammtheit in der Zukunft ausführen wird, was die vorahnende, planende Phantasie des Einzelnen in der kurzen Spanne Zeit vielleicht nicht zu erreichen vermag, die wir ein Menschenleben zu nennen gewohnt sind.«

»Also Ergebung in den Willen Gottes?«

Darner schwieg.

»Sprechen Sie Ihr letztes Wort aus. Ich bin zu denken gewohnt und nicht schreckhaft.«

Darner sah sie prüfend an, dann sagte er:

»Ohnmacht vor einem Unbegreiflichen, neben dem Bedürfniß der Lebenskraft, sich zu bethätigen, so lange sie währt.«

Die Fürstin verstummte. Das ausgesprochene Wort übte seine zwingende Gewalt über sie aus. Sie faltete unwillkürlich ihre Hände.

»Ich glaube an Gott und an seine Vorsehung!«, sagte sie mit bewegter Stimme.

»So zerstören Sie den Glauben nicht in sich, wenn Sie eine Stütze in ihm finden, und zerstören Sie ihn in Niemand, den er trägt.«

»Und wie halten Sie es mit den Ihren?«, fragte die Fürstin.

Und abermals zögerte Darner, ihr zu antworten. Endlich sagte er:

»Es ist eine Beichte, die Sie von mir verlangen, Durchlaucht, und ich weiß nicht, wie ich dazu komme, sie vor Ihnen abzulegen. Aber auch das ist ein Zeichen der Zeit, daß Sie, die auf den sogenannten Höhen des Lebens geborene Frau, von mir, dem als [3-98] Höriger geborenen Knechte, eine solche Beichte als maßgebend verlangen.«

»Die Erzväter und der Erlöser waren Kinder des Volkes!«, fiel die Fürstin ihm in das Wort.

Er beachtete es nicht, und mit dem ganzen wuchtigen Ernste seiner Person sagte er:

»Ich habe in diesen drei letzten Jahren, durch äußere Umstände und innere Erfahrungen bestimmt, eine völlige Wandlung in mir zu erleben, und darnach eine Wandlung in meiner Handlungsweise durchzuführen gehabt. — Ich hegte den Gedanken, daß eine großartige Vereinigung des Kapitals, des Kaufmannsstandes, dahin führen könnte, der Welt den Frieden zu erhalten. Der Gedanke war insofern ein Irrthum, als auch er auf die Herrschaft eines einzelnen Standes, auf eine einseitige Macht gebaut war. Das maßlose Verderben, das die Macht in eines Menschen Hand über die Welt heraufbeschworen, hat mir die Gefahr aller einseitigen Herrschaft klar gemacht. Was ich darnach an Baron Eberhard Stromberg erlebt, hat mich bedenklich gemacht über die unbedingte einheitliche Gewalt selbst innerhalb der Familie.«

»Und Ihre jetzige Weltanschauung, worauf läuft sie hinaus?«, unterbrach ihn die Fürstin, mehr und mehr von ihm angezogen.

»Auf das Schaffen jedes Einzelnen an seinem Platze zu einem Zusammenwirken Aller; auf möglichst freie Entwicklung der Anlagen jedes Einzelnen für eine gemeinsame Bethätigung. Auf —«

»Auf die Lehren des Christenthums«, rief die Fürstin, »oder auf die Grundsätze der Revolution, auf Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit?«

»Ja und nein, nach beiden Lehren hin. Sind wir doch auf beiden Wegen ein Ende vorwärts gegangen.«

»Und werden wir weiter gehen?«

[3-99] »Ich glaube, ja!«

»Auf welche Weise?«

»Wer vermag das vorauszusehen?«

»Als der«, fiel die Fürstin ein, »der Alles weiß, der Allwissende, der Sonne, Mond und Sterne führt die gewiesene Bahn!«

Darner neigte ruhig das Haupt.

»Sie wollen mich nicht stören in meiner Zuversicht!«, sagte die Fürstin.

»Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, durchlauchtige Fürstin, daß das ferne von mir liegt.«

»Und Sie denken deshalb nicht geringer von meinem Verstande!«

»Im Gegentheil, ich denke groß von Ihnen!«

»Und ich von Ihnen!«, sagte sie und reichte ihm die Hand. Er neigte sich, sie ihr in freier Huldigung zu küssen; und Beide waren sie ergriffen und Einer für den Anderen gewonnen.

Darner erhob sich. »Die Stunde ist verflossen«, sagte er, »welche Sie uns zugestanden hatten. Es ist Zeit, daß wir Sie verlassen.«

Auch die Fürstin hatte sich erhoben. »Ein Wort noch!«, sagte sie. »Das Nächste an seinem Platze thun, heißt, wenn ich Sie recht verstehe, für uns: Niederwerfung der Fremdherrschaft, Erhaltung und Erhebung Preußens, dessen Bürger ja auch Sie sind. Mein Sohn, der Ihre, Baron von Stromberg haben einander im wissenschaftlichen Verein kennen lernen.« Sie hielt inne, er verstand den Grund dafür.

»Ich kenne die Grundsätze und Absichten des Vereins, die öffentlich eingestandenen wie die in engen Kreisen ausgeübten, und ich fördere sie, so weit es an mir ist!«

»Sie sind Mitglied des Tugendbundes!«, sagte die Fürstin freudig.

[3-100] »Nein, Durchlaucht! Den Zweck des Bundes, sich und

Andere fähig zu machen für den Dienst des Vaterlandes, sich Opfer aufzuerlegen, sich zu beschränken in jedem Sinne, um Mittel zur Hand zu haben in der Stunde, in der man ihrer bedürfen wird, den billige ich, dem diene ich; der Name des Bundes ist mir zu aristokratisch, zu anspruchsvoll, oder zu romantisch, wenn Sie wollen«, setzte er einlenkend hinzu: »Wir leben nicht mehr in den Zeiten der Ritter ohne Furcht und Tadel, die sich in Bündnisse zu sondern und als eine erhabene Brüderschaft hinzustellen hatten. Wir haben ohne Redensart das Unsere für unseren Zweck zu thun. Das ist unsere Pflicht; und weil unser Vortheil es erheischt, ist es keine besondere Tugend. Mag die Phantasie der Jugend ihre Freude an dem flimmernden Paniere haben, unter dem sie sich ihrer Pflicht unterzieht — für einen Tugendhelden bin ich nicht gemacht. Ich wünsche für Alle, was ich für mich begehre: Freiheit für den Handel, Frieden für die des Friedens bedürftige Menschheit — und darin finde ich eine besondere Tugend nicht!«

»Es ist etwas Großes um die Wahrheit!«, rief die Fürstin.

»Ueberschätzen Sie auch diese nicht, durchlauchtige Fürstin«, wendete Darner ihr ein; »in diesem Falle war sie auch nur ein Mittel zum Zweck. Ich durfte Ihre Zeit länger nicht beanspruchen!«

Er gab den Seinen ein Zeichen, die Fürstin hielt ihn länger nicht zurück.

»Ich sehe Sie bald einmal in Ihrem Hause«, sagte sie, »ich komme, Ihnen zu danken für Ihren heutigen Besuch.«

Sie reichte Justinen die Hand, die sie ihr küßte, und ebenso that auch Virginie.

[3-101] Als sie sich draußen in der Hausflur befanden und der Prinz, der sie geleitet, sich entfernt hatte, sagte Justine:

»Verzeihen Sie, Vater, ich konnte nicht anders!«

»Die Frau verdient es«, entgegnete er ihr kurz, »sie ist eine große Natur!«

Zehntes Kapitel

Für Eberhard gab es in seinem neuen Wirkungskreise der Arbeit vollauf, und seine eigenen Angelegenheiten wollten auch sofort in Angriff genommen sein.

Die bevorstehende Abtretung seines Majorats hatte innerhalb seines Lebensbereiches von sich sprechen machen, und meist Tadel gefunden. Diejenigen, welche sich ihm am günstigsten erwiesen, schalten ihn überspannt, während eifrige Protestanten ihm die Absicht unterlegten, zur katholischen Kirche überzutreten, wie es in jenen Tagen von verschiedenen Edelleuten und Schriftstellern geschehen war.

Von seinem höchsten Vorgesetzten darum befragt, hatte er, ohne auf die bestimmten Thatsachen eingehen zu dürfen, sich dahin geäußert, daß eigene Erfahrung ihn gegen eine solche forterbende Beschränkung der persönlichen Freiheit eingenommen habe; und der Präsident, der ihn gern übernommen, hatte sich weiter nicht darüber ausgesprochen, sondern ihm nur gerathen, den beabsichtigten neuen Ankauf nicht zu unterlassen, weil es dem Manne einen würdigen Halt verleihe, wenn er eigenen Grund und Boden unter den Füßen, und auf diesem die Verpflichtung habe, für das Gedeihen der dort Eingesessenen mit einzutreten.

[3-102] Eberhard benutzte also den ersten freien Tag, die Fahrt nach den, zwei Meilen von seinem neuen Aufenthaltsorte belegenen, Gütern zu unternehmen. Der Winter war auch in Lithauen hart gewesen, aber die Sonne wärmte schon wieder, als er in der dritten Woche des Februar sich auf das Pferd warf, die beiden Güter Großrasten und Kleinrasten in Augenschein zu nehmen, die seit einigen Jahren vereinigt worden waren, und jetzt

unter dem gemeinsamen Namen Rasten zum Verkaufe standen.

Das Land war leicht gewellt, sein ganzer Weg zog sich an einem der Flüßchen hin, aus denen der Pregel sich bildet; und wohin immer er kam, sah er einen schönen Volksschlag, hörte er deutsches Wort. Wenn ein Reiter oder ein Gefährt an ihm vorüberkam, waren es Thiere von guter Zucht, deren man sich bediente; denn das Hauptgestüt des Landes war in der Nähe, und das Sprichwort des alten Reitervolkes, daß jeder rechte Lithauer mit einem Pferdezaum in der Hand zur Welt komme, schien auch unter den aus Oesterreich ihrerzeit eingewanderten Salzburgern, die Preußen gastlich aufgenommen, als sie aus Oesterreich vor der religiösen Verfolgung geflohen waren, noch seine Geltung zu behaupten.

Zwei Brüder Wildauer, der eine mehr, der andere weniger begütert, hatten sich einst hier am Wasser, am Fuß eines Hügels, der, ganz mit Eichenwald bedeckt, das Thal zu seinen Füßen gegen den Nordost schützte, mit ihren Familien festgesetzt, und dem Lande, das sie erworben und getheilt, in dem sie nach langem Wandern die neue Heimat gefunden, den Namen von Großrasten und Kleinrasten beigelegt. Sie waren von Anfang an gut vorwärts gekommen. Ihre Nachkommen hatten im langen Laufe der Zeit [3-103] beträchtliches Vermögen erworben, hatten andere größere Güter gekauft; und während es jetzt in Preußen in seinen verschiedenen Provinzen, im Handel und im Beamtenstande Wildauers gab, die alle von jenen eingewanderten Salzburgern abstammten, zählten ein Paar von ihnen zu den reichsten Grundbesitzern, zu den tüchtigsten Landwirthen im Gumbinner Kreise, und hatten Ruf erlangt auch durch die Zucht von veredelten Pferden, die sie betrieben. In dem letzten Jahrzehnt aber hatte Niemand von der Familie mehr in Rasten gelebt. Es war durch einen Verwalter bewirthschaftet worden, und als guter Rechner hatte der Besitzer Sorge dafür getragen, die Schäden, welche der Krieg hier so wie aller Orten dem Lande und den Gebäuden zugefügt, soweit es angezeigt war, ausgleichen zu lassen; gewiß,

daß diese Auslage sich im Fall des Verkaufes einbringen werde.

Die Sonne war schon früh am Tage aus dem Gewölke hervorgekommen, der Wald über Rasten funkelte mit seinen beschneiten und gefrorenen Bäumen in ihrem Lichte, als Eberhard sich ihm nahte; und wie er dann um die Westseite des Hügels herumkam, lag das Wohnhaus plötzlich vor ihm. Es war sechs Fenster breit, hatte die Hausthüre in der Mitte, die Fenster zeigten sich breit und hoch genug, das Erdgeschoß wohl unterkellert, das obere Stockwerk niedriger als das untere. Nirgends ein Zierat, nirgends ein Schmuck, außer zwei neu aufgestellten steinernen Vasen auf den Pfosten des Gartenthores zur linken Seite des Hauses. Ein freundliches Haus, wie es in jeder Vorstadt jedes beliebigen Ortes an seinem Platze gewesen wäre; aber freilich, an Waldritten durfte man dabei nicht denken.

Eberhard hatte den Tag seiner Ankunft gemeldet, um sicher zu sein, daß er den Inspektor zu Hause [3-104] treffen, das Gut in Augenschein nehmen, die Bücher und die es betreffenden Papiere einsehen könne.

Der Inspektor, ein noch junger Mann, kam ihm entgegen. Er war unverheirathet, eine ältere Frauensperson hielt ihm das Haus. Mit ländlicher Gastlichkeit lud er den Baron ein, sich zuerst zu erfrischen nach dem Ritt in der kalten Luft.

Er nahm ihm selbst das Pferd ab und rief einen Burschen herbei, es fortzuführen.

»Sie können es ihm ruhig überlassen, Herr Baron, er ist bei den Pferden hergekommen und Alles ist in Ordnung in den Ställen!«, sagte er. »Wir haben, wie wir das französische Gesindel nur wieder los waren, erst für die Pferde und das Vieh gesorgt und dann fürs Haus. Sie werden die Ställe und Wirthschaftsgebäude ganz im Stande finden, mit dem Hause freilich ist kein großer Staat zu machen.«

Eberhard erwiderte, darauf komme es auch zunächst nicht an. Er sah, wie der Bursche seinem Pferde eine Decke überwarf, die er aus dem warmen Stall geholt, und es langsam auf der Sonnenseite

des Hofes hin und wieder führte. Dann begab er sich mit dem Inspektor in das Wohnzimmer. Das schlichte Frühstück stand bereit, ward schnell verzehrt, und die Besichtigung des Gutes begann in allen seinen Theilen.

Eberhard fand die Verhältnisse günstiger noch, als er sie hatte erwarten dürfen. Ein paar Stunden gingen darüber hin. Nach der Wanderung mit dem Inspektor aßen sie zu Mittag, dann ging es an die Einsicht der Bücher, der Dokumente. Die letzteren waren in Ordnung, die ersteren erwiesen sich als gut geführt. Eberhard wußte, was er wissen mußte, und wollte den Rückweg bei Zeiten antreten, um vor der Dunkelheit nach der Stadt zu kommen.

[3-105] Der Inspektor hatte ihn für kurze Zeit verlassen. Eberhard ging langsam durch die Stuben, die, vorn durch den Hausflur getrennt, nach hinten durch das größte Gemach des Hauses, das Gartenzimmer, zusammenhingen; aber auch dieses war nicht groß, nicht hoch. Er maß es mit den Augen. Das Bild seines Ahnherrn, das er kopiren lassen wollte, war außer allem Verhältniß zu dem Raume; selbst die Bilder seiner Eltern, die mitzunehmen er sich vorbehalten, waren schwer in ihm unterzubringen, wenn sie nicht unvortheilhaft erscheinen sollten.

Wie er sich darauf betraf, daß ihn dies beschäftigte, wie er überlegte, ob er die Bilder seiner Eltern nicht in den beiden Ecken des Saales aufstellen könne, mußte er über sich selber lächeln, und er vermochte doch nicht, sich zu tadeln. Alte Gewohnheit und Ehrfurcht und Liebe vor der Vergangenheit seines Geschlechtes, fielen in seinem Empfinden in eins zusammen; und wie er Mühe hatte, Waldrittens hier nicht vergleichend zu gedenken, so hatte er Mühe, es sich vorzustellen, daß er sich mit diesem Gute festbinden solle an den Landestheil, mit welchem keine Erinnerungen ihn verknüpften, der ihm und in welchem er fremd war, er und sein Name. — Die enge, ärmliche Wohnung in Königsberg hatte ihm nie die Seele eingeengt. Dies Haus umfing ihm den Sinn, und er öffnete trotz der Kälte, die hereindrang, die Flügel der Thüre, um hinauszusehen in den Garten, der sanft hinanstieg nach dem

Walde, in den er auslief.

»Also hier!«, sagte er zu sich selber, während er nach raschem Umblick die Thüren wieder schloß, als der Inspektor ihm melden kam, daß sein Pferd vorgeführt sei und ihn erwarte.

Er half danach dem Baron dienstwillig in den [3-106] mit Schnüren und Brandenbourgs verzierten grünen Jagdrock; und wie dann auch die Wirthin in den Flur hinaustrat und Eberhard ihnen beiden für die Aufnahme und die gut gegebene Auskunft gedankt hatte, setzte er hinzu:

»Ich denke, ich bin wohl nicht zum letzten Male hier gewesen und wir sehen uns wieder. Ich schreibe heute noch an Herrn Wildauer, ziehe in der Stadt noch die nöthigen Erkundigungen ein, und es sollte mir recht sein, erwiesen die Verhältnisse sich so, wie sie mir erschienen sind, und könnten wir uns verständigen, Herr Wildauer und ich.«

Der Inspektor ging im Gespräch neben dem Pferde des Barons noch bis zum Thor des Hofes mit, das er ihm selber öffnete; dann gab Eberhard dem Pferd die Sporen und ritt davon. Aber schon nach wenigen Minuten hielt er noch einmal an und blickte nach dem Hause zurück.

»Das ist eine Welt, das ist Deine Welt!«, sagte er zu sich selbst, und getheilt zwischen Berechnungen und sehr wechselnden Empfindungen, ritt er in raschem Trabe nach der Stadt, die er noch zeitig genug erreichte, um den Justizkommissarius aufzusuchen, welchen der Besitzer von Rasten mit dem Betrieb des Verkaufes beauftragt hatte. Er war Eberhard auch von Seiten seiner jetzigen Vorgesetzten und Kollegen als ein zuverlässiger Mann bezeichnet worden.

Alles in der Angelegenheit fand sich, wie die Angaben gelautet hatten, es war im Grunde nur zuzugreifen; und als Eberhard dann Abends die Sache mit all ihren Folgen für seine Zukunft noch einmal in sich erwogen hatte, kam er zu dem Entschlusse, dasjenige, was er thun wollte, auch sofort zu thun und die Anzeige zu machen, daß er Rasten kaufen, daß er das Gut übernehmen

werde, sobald [3-107] er sein Stammgut dem künftigen Majoratsherrn überantwortet habe, daß auch der Zahlungstermin, den man ihm vorgeschlagen, ihm genehm sei.

Wie er das niedergeschrieben hatte und seinen Namen unterzeichnen wollte, hielt er plötzlich inne. Sie lag ihm so fest und sicher in der Hand, die Unterschrift: »Eberhard von Stromberg-Waldritten.«

Damit sollte es nun vorbei sein ein für allemal; und wie man ein Gewand anversucht, das man nie vorher getragen, mußte er es mit dem Namen versuchen, der künftig ihn von den anderen Strombergs als Merkzeichen zu unterscheiden hatte.

»Von Stromberg-Rasten!«, sagte er halblaut vor sich hin; aber fremd, wie der Klang sein Ohr berührte, mißfiel er ihm doch nicht. »Von Stromberg-Rasten! Eberhard von Stromberg-Rasten!«, wiederholte er. Dann unterschrieb er einfach seinen Namen ohne die bisherige Zufügung des Erbsitzes. Der über seine Zukunft entscheidende Schritt war nun gethan.

Vier Wochen später erfolgte die Zahlung der Kaufsumme für Rasten durch das Haus Lorenz Darner, dem der General die Ablösungssumme für Waldritten zugewiesen; und Eberhard erbat und erhielt von seinem Präsidenten einen verlängerten Urlaub für die Osterzeit, um während desselben Waldritten seinem Vetter zu übergeben und die Uebersiedlung der Gegenstände zu besorgen, die er von Waldritten nach Rasten mitzunehmen dachte.

Die Ostern fielen in dem Jahre nach dem Frühlingsanfang in die letzten Tage des März, und es konnte also auch im nordischen Preußen wieder einmal die Rede von grünen Ostern sein. Die Zweige des Buschwerkes und der Birken schimmerten schon grünlich, hie und da drängten die haarigen grauen [3-108] Knospen aus ihnen hervor, und der Rasen begann sich unter dem Sonnenlichte neu und frisch zu färben.

Obschon es Eberhard nicht leicht fiel, hatte er seinem Nachfolger den Vorschlag gemacht, ihm Waldritten persönlich zu übergeben. Er wünschte damit den Leuten, die seinem Geschlechte

durch die letzten Jahrhunderte eigen gewesen waren, sein Verhältniß zu dem Wechsel so weit als möglich begreiflich zu machen; er wünschte ihnen den neuen Besitzer nicht als einen Fremden, oder als einen ihm und ihnen feindlich Gesinnten darzustellen, und zugleich sie dessen Wohlwollen zu empfehlen.

Er war also mit Baron Johannes übereingekommen, daß dieser seinen Weg von der Grenze über Gumbinnen nehmen, Eberhard abholen, und daß man dann die Reise nach Waldritten gemeinsam fortsetzen solle. Johannes stellte sich denn auch rechtzeitig in Gumbinnen ein, und ohne Aufenthalt machten die beiden Vettern sich auf den Weg.

Sie hatten einander nie zuvor gesehen, waren aber in den letzten Monaten durch einen lebhaft geführten brieflichen Verkehr einander näher getreten, und der General hatte nicht zu viel gesagt mit der Behauptung, daß sie sich in ihren Anschauungen begegnen, daß sie sich mit einander verständigen würden.

Baron Johannes war jünger als Eberhard, war wie dieser eine schöne, stattliche Erscheinung, und gleich bei dem ersten Begegnen machten Beide die sie anmuthende Bemerkung, daß die Stammeseinheit in ihren Figuren wie in ihren Zügen und in ihren Farben ganz unverkennbar war.

Wie es sich für den reichen Edelmann geziemte, hatte Baron Johannes in seinem eigenen Wagen mit Postpferden die Reise gemacht; aber obschon man von [3-109] Gumbinnen zeitig abgefahren war, hatte man Königsberg doch nicht früh genug erreichen können, um an die Fortsetzung der Fahrt nach Waldritten zu denken, das Eberhard, als wäre es noch sein eigen, den Vetter in gutem Lichte erblicken lassen wollte. Man hatte sich also entschlossen, in Königsberg zu nächtigen, und da die Stunde es zuließ, machte Eberhard seinem Vetter den Vorschlag, ihn noch am Abend in das Darnersche Haus zu seinem Freunde Frank zu führen, und somit zugleich die Bekanntschaft zwischen ihnen als Geschäftsleuten und Gutsnachbarn zu vermitteln.

In Franks Behausung angelangt, erkundigte Eberhard sich, ob

die Herrschaft anwesend und zu sprechen sei, und verlangte auf die bejahende Antwort, mit seinem Begleiter gemeldet zu werden.

»Ach«, rief der Diener, »haben Sie nur die Gewogenheit, sich heraufzubemühen, Herr Baron, die Herrschaften werden ja so glücklich sein!«, und des Sprichworts gedenkend: »So der Herr, so der Knecht«, ließ Eberhard den jungen Menschen vorangehen und folgte ihm sofort.

Er hörte, oben angelangt, die Frage, ob Herr Baron Stromberg empfangen werden könne, vernahm von Franks Munde den Bescheid: »Mit offenen Armen!«, und dem Worte folgte die That im nächsten Augenblick. Auch Justine, die sich angenehm überrascht von ihrem Platze erhoben hatte, trat, ihren Lorenz auf den Armen, den beiden Edelleuten froh entgegen.

Baron Johannes war bald vorgestellt; Lorenz, in seiner Kraft und Größe und um seiner klugen Augen willen, gebührend bewundert, hatte ohne Scheu den beiden Fremden die Hand gegeben, bevor die Mutter ihn hinausgetragen hatte; und Fragen und Antworten über Waldritten und über Rasten, Er[3-110]kundigungen nach den beiderseitigen Angehörigen und nach den gemeinsamen Bekannten gingen in schnellem Wechsel von Mund zu Mund, während Justine den Thee bereitete.

Die Fremden erfuhren, daß Darner in einer Sitzung der Kaufmannschaft sei, weil man ein Gesuch an die Regierung berathe, das einen erleichterten Grenzverkehr betreffe. Baron Johannes entgegnete darauf, daß man in Rußland schwerlich werde auf derartige Wünsche eingehen können, weil französische Emissäre die Ostgrenze Rußlands beobachteten, um den Handel und die Einfuhr englisch-indischer Produkte zu verhindern, daß man in Rußland sich bereits in dieser Beziehung gegen unstatthafte französische Verlangnisse zu wehren habe; und ehe man sich des versah, befand man sich auch hier wieder auf dem Pfade der öffentlichen Angelegenheiten, inmitten der Unsicherheit und der Sorgen, deren sich zu entschlagen nicht mehr möglich war.

Johannes gab den Gedanken, welche sich bei der Wendung der

Unterhaltung auch in den Anderen regten, zuerst den Ausdruck.

»Es ist etwas Fürchterliches darin«, sagte er, »daß nirgends in der Welt mehr dem Menschen ein erfreuliches Beruhen in dem eigenen Glück gegönnt ist, daß man überall von Großthaten reden hören muß, die man verabscheut, und von immer neuen Kriegen, welche uns eine wahre Sehnsucht nach der spießbürgerlichen Ruhe einflößen, in der man Herr über sich selber ist. Und es ist kein Ende abzusehen, denn die Unternehmungen folgen immer rascher auf einander und gehen immer mehr ins Weite.«

»Jeder Stand, oder sagen wir jeder Lebensberuf«, sagte Frank darauf, »macht nach seinen Erfahrungen sich sein eigenes Urtheil über die Menschen [3-111] und ihr Thun und Treiben zurecht. Wenn wir Kaufleute Kaufleute vor Augen haben, die sich mit gesteigerter Hast in immer neue gewagte Unternehmungen einlassen, so befestigt das keineswegs das Vertrauen zu ihnen und zu ihrem Fortbestehen.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Johannes, »und beziehen Sie das auf Napoleon?«

»Ja«, sagte er. »Die Finanzen Frankreichs sind ganz und gar zerrüttet, die Steuereinnahmen im Voraus durch angestellte Agenten verwerthet, die bedeutendsten Finanzleute des Handelsstandes, wie Ouvrard und seine Genossen, deren Rath und Verbindungen oft ausgeholfen, sind von der Regierung für Handlungen zur Rechenschaft gezogen, die sie selbst veranlaßt hat; und die Hilfe, welche die erzwungenen spanischen Subsidien bringen sollten, bleibt aus. Sie können nur aus den Kolonien herbeigeschafft werden, und England hindert das Auslaufen der Schiffe aus den transatlantischen Häfen. Frankreich kann nichts dagegen thun, denn seine Seemacht ist zerstört. Im Westen ist also für Napoleon kein Ausweg offen. Das wird und muß ihn also —«

»Nach Osten treiben?«, fragte Eberhard.

»Ja! Wenigstens ist mein Vater dieser Ueberzeugung.«

Es entstand eine kleine Pause, das Wort war ins Gewicht gefallen.

»Du hast mir einmal hier in diesem Zimmer«, sagte Eberhard darnach, »als Du mich in die Kunst der Buchführung einweihtest, von Deines Vaters Ansichten über den Einfluß gesprochen, welchen der Handelsstand mit seinem Geldbesitz auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse auszuüben vermöchte, wenn er sich als Stand zusammenthäte. Hält er noch fest an dieser Ansicht?«

[3-112] »Die Idee hat durch die Wandlungen und Erfahrung der letzten Jahre eine veränderte Gestalt in ihm gewonnen, und sie findet doch wieder ihre Bestätigung eben in des Kaisers Fall. Es will nicht mehr gehen mit den neuen Anleihen; und der Krieg muß ihm das Kriegen, Siegen und Erobern möglich machen, bis er sein Ziel, die Weltherrschaft erreicht, oder —«

»Wenn es erreichbar ist«, schaltete Eberhard ein.

»Seine Heere stehen ja schon wieder auf deutschem Boden«, fuhr Frank fort, »und die letzten Nachrichten, welche wir in diesen Tagen bei Anlaß einer der selten gewordenen Estafetten von unseren Geschäftsfreunden aus Paris erhalten haben, sprechen von seinem bevorstehenden Abgang zur Armee. In Oesterreich ist man zum Kampf bereit; in Italien sieht man, wie mein Schwager schreibt, ebenfalls den größten Umgestaltungen entgegen.«

»Und welche Nachrichten haben Sie von Ihrer Frau Schwägerin?«, erkundigte sich Eberhard, dem diese Frage auf den Lippen geschwebt, seit er den Raum betreten. Er hatte sie an Justine gerichtet, da die beiden Anderen mitten in ihrer Unterhaltung über die neuesten Ereignisse waren.

Justine hatte die Frage erwartet.

»Dolores schreibt einmal in jeder Woche«, sagte sie, »und hat immer viel zu melden, denn ihr Leben vergeht in einem beständigen Wechsel. Sie sind dort schon in einem so vollen, sommerlichen Frühling, daß es sie an ihr Geburtsland mahnt; und seit der Rausch der Neuheit und die Rastlosigkeit des Karnevals vorüber sind, kommt doch auch wieder die hiesige nordische Heimat, und kommen auch wir allmälig ihr wieder in den Sinn und zu unserem Recht.«

[3-113] »Sie sind eifersüchtig?«, fragte Eberhard, sehr zufrieden mit sich, daß er zu der Freiheit gelangt war, in solcher Weise von Dolores zu sprechen.

»Eifersüchtig? Wie können Sie das denken? Wir haben es ja zu segnen, wenn ihr Mann, wenn ihr jetziges Leben sie ganz gefangen nehmen; aber — es urtheilt zuletzt ein Jeder nach sich selber. Es lag bisher für mich etwas Unbegreifliches in ihrer völligen, ausschließlichen Hingabe an ihre neuen Verhältnisse. Ich stand jedoch mit dieser Verwunderung allein. Mein Mann fand Dolores' Weise durchaus in der Ordnung, denn jeder Mann erwartet ja«, setzte sie scherzend hinzu, »daß wir nichts mehr denken und lieben sollen als nur ihn. Virginie hat ihre Erfahrungen noch nicht gemacht; und unser Vater hält sich wie überall an die Thatsachen.«

Eberhard war ein guter Beobachter, und wie hätte er's nicht sein sollen bei einem Gegenstande, der ihm so sehr am Herzen lag. Er kannte Justine. Sie war keine von den Frauen, welche die Lust am Sprechen gegen ihren Willen fortreißt. Sie war ernsthaft gewesen in der Antwort, die sie ihm gegeben, hatte ihn dann mit der allgemeinen scherzenden Bemerkung über die Männer abzulenken getrachtet; aber er mußte wissen, was sie ihm nachträglich vorenthalten zu wollen schien; und mit der Bestimmtheit, welche eine ebenso bestimmte Antwort erheischt, fragte er, was sie von der Zurückhaltung ihrer Schwägerin denke.

Justine war inzwischen mit sich einig geworden, ohne gleich die rechte Form zu finden für das, was sie ihn wissen lassen wollte.

»Mein Gott«, hob sie an, »was ich nicht verstehe oder vielmehr was mir so auffällt, das ist —« [3-114] sie stockte und sagte dann schnell: »Sie wissen es ja, ich habe Frank aus leidenschaftlicher Liebe geheirathet und er mich auch, und ich habe kein so glückliches Vaterhaus zu verlassen gehabt als meine Schwägerin; trotzdem hielt der gewohnte Bann mich an sich fest; und obgleich es an unserem ersten Ehetage zu einem Zwiespalt zwischen unsern beiderseitigen Familien kam, bei dem ich von ganzer Seele zu meinem Manne und den Seinen stand, kamen doch in allem

meinem Glück bisweilen Augenblicke, in denen es mich verlangte, die Tante, den Onkel zu sprechen —«

»Und Dolores?«, fiel ihr Eberhard mit wachsender Spannung ein.

»Nie ein Wort des Sehnens, kein Rückerinnern an einzelnes glückliches Beisammensein in allen ihren Briefen! Sie sind freundlich für uns Alle; liebevoll, mit einer Art von Religiosität für unsern Vater, aber —«, und wieder hielt sie inne und sagte dann: »Vielleicht ist's doch nicht recht, daß ich mit Ihnen davon spreche, grade mit Ihnen!«

»Und mit wem denn sonst?«, entgegnete ihr Eberhard. »Wer ist außer Ihnen tiefer betheiligt an dem Schicksal von Dolores als eben ich? Leider stehen wir ja vor Thatsachen, die nicht zu ändern sind. Weshalb aber wollen wir Komödie miteinander spielen? Wir sind Beide zu gut, und die Sache ist zu ernst dazu. Meines Schweigens dürfen Sie so sicher sein wie meiner Liebe!«, setzte er mit einem Ernst hinzu, der in seiner Einfachheit etwas Feierliches hatte.

»Aus dem Jenseits würde ich mich sehnen nach der Erde und den Menschen, die ich auf ihr geliebt!«, stieß Justine hervor, als Virginie in das Zimmer trat, einen Brief in ihrer Hand.

[3-115] Die beiden Stromberg erhoben sich, Frank mit ihnen, um Baron Johannes seiner Schwester vorzustellen, während Virginie, Eberhard die Hand reichend, ihn fröhlich willkommen hieß.

»Der Diener kam gleich, mir Ihre Ankunft zu melden«, sagte sie, »da er wußte, daß sie ein freudiges Ereigniß für uns Alle ist; ich hatte Posttag.«

Eberhard meinte, das klinge ganz kaufmännisch.

»Nein, nur schwesterlich«, entgegnete sie ihm; »aber diesmal«, sie hielt ihm den Brief hin, »sehen Sie, Herr Baron, diesmal ist der Brief ein Buch geworden, ein ganzes Buch! Ich hatte der Schwester von unserer Bekanntschaft mit der theuren Fürstin Hedwig zu erzählen —«

Und die Fürstin Hedwig und ihre Güte und ihre Liebenswürdigkeit, und des Vaters Verehrung für sie, und ihr

Wohlgefallen an Virginie, und, wie diese es Eberhard im Geheimen vertraute, ihre Aufnahme in den Tugendbund, blieben der Mittelpunkt der Unterhaltung, bis die beiden Gäste sich entfernten, noch bevor Darner von seiner Sitzung heimgekommen war.

Als dann auch Virginie sie verlassen hatte und Frank mit seiner Frau allein war, fragte er:

»Was hast Du mit Eberhard gehabt in Eurem Zwiegespräch?«

»Eine Erklärung, die ich geflissentlich herbeigeführt, obschon Du sie vielleicht nicht gutheißen wirst.«

»Du wirst immer räthselhafter«, meinte Frank, »denn Du pflegtest doch sonst nicht absichtlich gegen meine Meinung zu handeln.«

»Wahrhaftig nicht«, betheuerte sie, »aber es giebt ja Fälle, in denen Männer und Frauen so verschieden empfinden, daß jeder von ihnen genöthigt ist, sich in ihnen nach seinem Ermessen genug zu thun; [3-116] und da Ihr Alle an den Briefen von Dolores es nicht merkt oder nicht merken wollt, wie sie sich gar nicht traut, zurückzudenken, und weil ich es auch von Anfang an grausam gefunden habe, daß man es Eberhard verborgen, wie blutenden Herzens sich Dolores von ihm losgerissen —«

»Grausam gegen wen?«, fragte Frank mit Strenge.

»Gegen Dolores mehr noch als gegen ihn. Soll ihm denn der Trost genommen werden, daß Dolores seiner Liebe werth gewesen? — Soll er sie gering schätzen bei der Vorstellung, daß sie in jedes Mannes Armen glücklich zu sein vermocht, daß der Luxus und die Weltlust, welche sie umgeben, ihr Ersatz geworden sind für ihre und seine Liebe? Ich bewundere Dolores, denn ich bin fest überzeugt, daß sie nicht glücklich ist; und er soll sie bewundern und lieben können wie bisher. Das Glück muß ihm und ihr verbleiben!«

Sie hatte das mit großer Lebhaftigkeit gesprochen, Frank breitete ihr die Arme entgegen.

»Also Du findest, daß ich recht gethan!«, rief sie, indem sie sich seiner Umarmung hingab.

»Nein, aber es giebt Unrecht, um dessen willen man den Menschen liebt, der es begangen; und ein solches ist das Deine.«

»So hätte ich dem Bundesgenossen nicht die Wahrheit sagen sollen, die ihm Wohlthat sein mußte? Was ist's mit unserem Bunde, unserer Tugend, wenn wir nicht zu einander stehen?«, sprach sie, sich vertheidigend.

»Was Du gesagt hast, hast Du gesagt!«, erwiderte ihr Frank, »und soweit es Eberhard betrifft, tadle ich Dich nicht. Aber hüte Dich, Dolores anzurufen auf dem Wege, den sie sich vorgezeichnet hat, oder ihre Augen nach Richtungen hinzulenken, nach [3-117] denen sie nicht sehen will. Wenn Du sie bewunderst und liebst, und ich bin gewiß, sie verdient das Beides, so liebe sie, wie sie sich giebt. Sie weiß am besten, was ihr frommt.«

Justine gab sich, da sie sich aufgeregt, nicht gleich für überwunden.

»Das heißt«, sagte sie, »überlaß sie ihrem Schicksal!«

»Nein! es heißt, überlasse sie sich selbst, bis sie es anders fordert.«

Und wieder einmal war es Justinen, als blickten sie des Vaters Augen an, als spräche seine Stimme zu ihr; und sie liebte den Blick und den Ton, wenn sie ihnen in Frank begegnete, und liebte ihren Mann nie mehr und tiefer, als wenn er ihr gegenüber im Rechte war, und sie ihren Herrn in ihm erkannte.

Elftes Kapitel

Sie waren durch die nothwendigen Geschäfte länger in Königsberg aufgehalten worden, als sie es erwartet, und es war am Nachmittage, gegen den Sonnenuntergang hin, als Eberhard und Johannes das Schloß von Waldritten aus der Ferne erblickten.

»Was für ein Bau ist das?«, rief Johannes, von der Größe und der Schönheit desselben überrascht.

»Ja, sie verstanden ihr Handwerk in jener Zeit. Es sitzt sich fest und warm darin«, entgegnete ihm Eberhard, aber der Ausruf seines Vetters und der Anblick des Schlosses waren ihm durchs Herz gegangen. Er hatte es immer gern gesehen, wenn das [3-118] Abendroth hinter dem Thurme erglänzte, wenn die letzten Sonnenstrahlen in den Fenstern widerschienen und die Dohlen und Krähen auf den obersten Firsten ihre Nester suchten, die sie inne gehabt und in denen sie gesessen wie die Strombergs in dem Bau.

Es sah besser aus auf den Feldern und im Dorfe als an dem Tage, an welchem Eberhard nach seinen Reisen heimgekehrt war in seiner Väter, in sein Schloß.

In sein Schloß! Noch fünf Tage war es sein. Am zweiten Tage nach Ostern ging sein Reich zu Ende.

Die Zäune und Hecken waren aufgerichtet, kein Stall, kein Haus waren jetzt ohne Dach. Die Pflüger kamen mit kräftigen Thieren von der Arbeit zurück. Er hatte sich knapp beholfen, sich viel versagt, um es wieder so weit zu bringen in Waldritten. Das war seine Schuldigkeit gewesen, und er war zufrieden, daß er sie gethan. Es blieb ja immer der Stammsitz des Geschlechtes, es kam dem Vaterland zu Gute.

Von dem nahen Kirchthurm läuteten die Glocken zum

Charfreitag ein. Die Frauen putzten die Scheiben der kleinen Fenster noch vor Dunkelheit, und scheuerten vor den Thüren die Eimer und die Kessel. Ueberall wendete man sich nach dem Wagen hin, überall zogen die Männer die Mützen von den Köpfen, nickten ihm die Frauen zu, ward ihm ein guter Abend gewünscht.

Wie er an das Haus der Braun vorüberkam, ließ sie die Wanne, die sie in der Hand hatte, zu Boden fallen, und mit einem Satz an den Wagen heranspringend und sich festhaltend an dem Schlage, rief sie:

»Herr Baron, Herr Baron, es ist ja wohl nicht wahr?«

[3-119] »Ist der Junge gesund?«, fragte er statt der Antwort.

»Ja, hochgüt' Herr!«

»Schick Sie mir ihn morgen«, sagte er, während der Wagen rasch fortfuhr und sie zurückließ.

Vor der Thüre des Schlosses erwarteten ihn der Amtmann und seine Frau. Sie verneigten sich tief; man sah ihnen an, was sie bedrückte.

Eberhard ging durch das Erdgeschoß die breite Treppe nach dem großen Saale hinauf. Er wollte fortkommen über die ersten Eindrücke, und der Stolz des Besitzers regte sich auch noch in ihm. Johannes sollte den schönen Anblick, den der Saal gewährte, und die weite Aussicht, welche er aus dem Mittelfenster bot, noch im besten Lichte genießen.

»Hierher!«, rief er, und wie sie durch die Reihe der Bilder schritten, wie sie in dem vorspringenden Erker standen, bemächtigte sich ihrer Beider die Gewalt des Augenblicks.

»Mögt Ihr hier dauern und glücklich sein!«, sagte Eberhard.

»Gott ist mein Zeuge, daß ich weiß, was Du in diesem Augenblicke thust und was ich übernehme.«

Sie schüttelten einander die Hände, Johannes umarmte Eberhard.

»Werde kein Fremder in diesem Hause«, bat er; »komm oft zu uns, zu sehen, daß wir's hier halten in Allem, wie sich's geziemt für uns Strombergs überall; in Waldritten wie in Garwinden und wie

bei Dir in Rasten.«

Und noch einmal schüttelten sie sich die Hände, dann wendete Eberhard sich der Thüre zu, durch die der Amtmann eintrat.

»Nun, Wernicke«, sagte er, »da sehen Sie den neuen Majoratsherrn, einen Stromberg vom Scheitel [3-120] bis zur Sohle. Sie werden es leichter haben mit Baron Johannes als mit mir. Er ist hergekommen bei der Landwirthschaft, hat die Mittel, sie im Großen zu betreiben, bringt eine neue junge Herrin in das Haus und wird hier dauernd leben.«

Der Amtmann wollte sprechen, die Stimme versagte ihm. Nur die Worte brachte er hervor:

»Ich bin ein alter Mann, Herr Baron.«

»Und ein alter, treuer Diener unseres Hauses«, schaltete Johannes ein. »Baron Eberhard hat mir gesagt, daß ich, ein Fremder hier zu Lande, mich auf Sie und Ihren Rath verlassen kann, und ich weiß das zu schätzen. Ich denke, wir sollen zufrieden mit einander sein.«

Der Amtmann versicherte, er wolle sein Bestes thun. Die Frau wurde auch herbeigerufen; die Zimmerreihen in Eile noch durchwandert, dann blieben die Vettern für sich allein.

Sie hatten verabredet, am nächsten Tage die Kirche nicht zu besuchen, um durch ihre Anwesenheit die Andacht nicht zu stören, aber sie erreichten ihre Absicht damit nicht. Unruhig richteten die Augen der Gemeinde sich nach dem mit Glasfenstern wieder neu versehenen Chor, auf welchem die in der Kirche eingepfarrten adeligen Gutsbesitzer ihre Plätze hatten; denn in der ganzen Umgegend wußte man es, daß Waldritten einen anderen Herrn bekomme, und auf dem Wege zur Kirche und bei dem Herumstehen vor der Thüre auf dem Kirchhof, hatte sich die Nachricht verbreitet, daß gestern der neue Herr gekommen sei.

Sie hatten in Waldritten und überall in den letzten Jahren Herren von aller Art gehabt: Russen und Franzosen, Bayern und Württemberger. Heil hatte ihnen keiner von ihnen gebracht; und nun verließ sie der rechte Herr, unter dem sie wieder vorwärts

[3-121] gekommen und unter dem sie frei geworden waren, und den neuen — wer kannte den?

Es war ihnen nicht wohl dabei zu Muthe.

»Man muß ihn nur erst sehen«, sagte Steppuhn. »Der Kutscher vom Schloß hat's von des Amtmanns Kathrine gehört; er ist jung und ist reich und bringt Frau und Kinder mit und wird Winter und Sommer da bleiben, im Schloß bleiben.«

»Im Winter auch? Das wär' schon gut«, meinte eine von den Frauen, »da giebt's denn doch auch Arbeit und fällt was ab.«

Der lange Karl warf den Kopf nach hinten und auch den Hut.

»Das Beste an der Sache ist, daß Unsereiner es auch so machen kann.«

»Was denn?«, fragte Steppuhn.

»Gehen, wenn er will! — Und ich für mein Theil, ich bin ledig. Ich komm' ohn' das im nächsten Monat unter die Soldaten, und nachher wird man ja sehen.«

Sie machten sich ihre Gedanken darüber, Jeder auf seine Weise, und der Krug war noch voller als sonst nach der Kirche, und sie blieben auch länger dort sitzen.

Währenddessen hatte die Braunsche ihrem Jungen noch einmal das Gesicht gewaschen und die Hände, hatte ihm einen kleinen Rosmarintopf zu tragen gegeben, und war mit ihm ins Schloß gegangen.

Da sie sagte, daß der Herr sie befohlen, ward sie gleich zu ihm gebracht. Er war oben in seinem Arbeitszimmer mit Zusammenlegen von alten Briefschaften beschäftigt und allein. Die Mutter blieb mit dem Jungen an der Thüre stehen.

»Komm her«, rief er ihm entgegen, »Du bist ein gut Ende gewachsen; und es ist zu sehen, Dir [3-122] thut jetzt kein Finger mehr weh. Thust Du auch sonst gut, zu Haus und in der Schule?«

Der Junge regte sich nicht.

»Da!«, stieß er endlich hervor, streckte die beiden Arme aus, und reichte dem Baron den Blumentopf hin.

»Soll das für mich sein?«, fragte Eberhard.

»Hochgüt' Herr«, hob die Mutter an und traute sich näher heran. »Es ist so damit gegangen. Alles hatten sie ja zerschlagen in unserem Haus. Hochgüt' Herr haben's ja gesehen. Der Topf war stehen geblieben im Winkel, und wie ich drüber kam und wollt' ihn wegwerfen, weil's auch nur ein Scherben war, da war er ausgeschlagen — und da hab' ich ihn gezogen die ganze Zeit — und — und —« Sie fing zu weinen an, trocknete die Augen mit der Schürze und sagte schluchzend: »Es ist denn doch was von hier.«

Eberhard wurden die Augen feucht.

»Und hier soll's bleiben!«, sagte er. »Pfleg' Sie den Topf weiter, und wenn's Sommer und so weit sein wird, trag Sie ihn in den Garten auf meiner Mutter Grab, und im Herbst nehme Sie ihn wieder nach Hause und in Obacht. Hier ist ein Thaler, und wenn Sie den Topf gut pflegt, soll der Herr Amtmann Ihr alle halbe Jahre wieder einen geben.«

Sie küßte die Hand, die ihr das Geld gereicht hatte.

»Und hochgüt' Herr kommen nicht mehr wieder?«

»Ganz gewiß, und Ihr werdet es so gut haben bei dem Herrn Baron wie bei mir. Er ist von unserer Freundschaft und ein guter Herr, sonst wär' ich nicht gegangen. Sag Sie das auch den Anderen Allen.«

[3-123] »Gottes Segen!«, sagte sie, nahm den Jungen bei der Hand und ging davon.

»Komme, was kommen mag«, sprach er zu sich selber, als sie fort war, »Zeit und Stunde rennt auch durch den rauhsten Tag.« — Und durchlebt sein wollten diese Tage, und das mit festem Herzen.

Der Pfarrer, der Küster, der Kantor, der den Schulmeister machte, die Gutsbesitzer, die man Ostern in der Kirche traf, Alle gingen sie ihn mit der gleichen Frage an, Alle sprachen sie ihm das Bedauern aus, daß er sein Erbe, die Gegend, sie verlasse; und da es nicht darnach angethan war, Jedem von ihnen seine wahren Beweggründe preiszugeben, erklärte er, daß der Krieg sein Vermögen schwer geschädigt, daß er nicht die Mittel habe, die Güter in den geforderten Kulturzustand zu bringen und daß er sie

also dem reicheren Verwandten abtrete, dem sie ohnehin anheimfallen würden, wenn er ohne Erben stürbe.

Damit beruhigte man sich, denn das war verständlich. Der Amtmann zeigte sich in gleichem Sinne förderlich, und die ernste Freundlichkeit des neuen Herrn nahm für ihn ein und machte die Hoffnung rege, daß man Gutes von ihm zu erwarten habe.

Der Arbeit gab es genug für Eberhard, und die Besuche auf den Edelsitzen in der Nachbarschaft wollten um Johannes willen ebenfalls gemacht sein. Eberhard drängte es, fort zu kommen, und doch war es ihm, wo er ging und stand, als hefteten seine Füße sich auf den Boden und seine Augen an jeden Gegenstand, den sie berührten. Als jedoch am Tage nach dem Feste die Dokumente von den betreffenden Behörden vorgelesen worden waren, zuckte die Hand nicht, mit der er seinen Namen unterschrieb; aber wie aus tiefstem Innern stieg der Gedanke in ihm auf, so müsse der Mensch empfinden, der sich los[3-124]reißt von dem Leben im festen Glauben an ein Auferstehen. Jetzt gehörte er sich ganz allein an.

Als Gast seines Vetters ließ er die Maße nehmen von den Bildern seiner Eltern und von des Stammherrn Bild, das in voller Größe für Rasten kopiren lassen zu können, er nicht gehofft. Es erwies sich, daß er die Höhe desselben überschätzt, und Johannes sagte:

»So gönne es mir, daß ich’s hier für Dich kopiren lasse und es Dir bringe, sobald Du das Bild und mich dort brauchen kannst. Der Geist des Hauses folgt Dir ja ohnehin von selbst.«

Das Zartgefühl des neuen Herrn hatte Eberhard zu erleichtern getrachtet, was ihn nothwendig erschüttern müssen. Es war ihm eine Genugthuung, daß er Waldritten dem neuen Herrn freien Sinnes gönnen konnte, daß er einen Freund zurückließ in dem alten Sitz.

Er schlief wenig in der letzten Nacht. Er war in jenes wache Träumen gerathen, das sich in Fragen an die Vergangenheit verliert und an die Zukunft.

Wie hätte es anders sein können, wenn Darners Sinn sich früher

schon gewandelt, wenn er die Hoffnung hätte hegen können, mit Aufopferung des Majorats sich die Geliebte zu gewinnen. Aber die Wie und Wenn hatten ihn nur zu peinigen die Macht, sie änderten nichts an seinem Geschick und an dem ihren. Und doch! Er erschrak vor sich selbst, als er sich des Gedankens bewußt ward — es tröste ihn, daß sie nicht glücklich sei, daß er sich nicht in ihr getäuscht, daß er sie lieben konnte als das Ideal des Weibes.

Er erwachte nach kurzer Rast beim ersten Hahnenschrei. Im innern Hofe wurde es lebendig. Er kleidete sich an und ging hinunter, als es völlig Tag [3-125] geworden war. Aus dem Pferdestalle kam ihm der lange Karl entgegen, den der Amtmann seit dem Neujahr auf den Hof genommen und zum Reiseknecht gemacht hatte.

Er trat festen Schrittes an den Baron heran.

»Gnäd'ger Herr«, sagte er, »das soll mir unser Herrgott nicht umsonst gethan haben, daß ich just hier vor Ihnen stehe. Ich hab' was auf dem Herzen, gnäd'ger Herr.«

»Du willst heirathen?«, fragte Eberhard.

»Gott bewahre, ich komme ja den nächsten Monat fort. Nein, das nicht.«

»Nun, was sonst?«

Trotz seiner entschlossenen Manier stockte Karl.

»Ich weiß nicht, ob ich's mir herausnehmen darf, gnäd'ger Herr, — aber — gnäd'ger Herr, die Frau Baronin hat mich holen lassen, wie ich klein war, weil die Mutter mich reinlich gehalten, und —«

»Wir haben gespielt zusammen im Garten und auf dem Hof«, half ihm Eberhard ein, der an der Verlegenheit des Menschen zu merken anfing, wo hinaus er wollte.

»Ja, grade!«, nahm Karl nun schnell das Wort. »Arbeiter werden der gnäd'ge Herr ja dort auch brauchen, und gehen können wir ja nun, — und — gnäd'ger Herr, ich — ich möcht' nicht fort von Ihnen — nehmen Sie mich mit, ich steh' meinen Mann!«

Eberhard hatte Mühe sich zu halten, die treuen Augen in dem

ehrlichen Gesichte erquickten ihm das Herz.

»Ja«, sagte er, »Du stehst Deinen Mann und Du sollst Deinen Willen haben, jedoch heute noch nicht. — Es darf nicht das Beispiel gegeben werden, daß Einer von Euch, die Ihr meine Leute gewesen seid, den jetzigen Herrn verläßt. Bleib hier und [3-126] thue Deine Arbeit, bis Du unter die Soldaten mußt. Bist Du ausgedient, so melde mir's und dann sollst Du zu mir kommen. Bis dahin rede nicht davon. Das ist das Erste, was ich Dir befehle. Achte Dich darnach, und es freut mich, daß Du mit mir gehen willst. Adieu!«

»Schön Dank, — ich rede nichts, — schön Dank, gnäd'ger Herr, es ist gut!«

Er ging in den Stall zurück, Eberhard hinaus zu seiner Eltern Grab.

Ein paar Stunden später fuhr er von Waldritten fort, Johannes blieb im Schlosse. Alt und Jung hatten sich aufgestellt vor den Häusern, der Amtmann und seine Frau waren nicht die einzigen, die weinten. Von allen Ecken und Enden riefen sie ihm ihr Adieu zu, und der Braunsche und die anderen Jungen liefen neben seinem Wagen her, so weit ihr Athem langte.

Bevor sie die Ecke erreichten, hinter welcher das Schloß vor dem Blick des sich Entfernenden verschwand, richtete er sich im Wagen noch einmal auf.

Es war ein Segen in seinem Herzen für das alte Haus; denn die Güte, mit welcher seine Ahnen hier gewaltet unter ihren Leuten, war aufgegangen in diesen Tagen in der Treue und der Liebe, die ihm das Herz erhoben und schwer gemacht beim Scheiden.

Er hatte jetzt die gleiche Güte und Treue zu üben als ein freier Mann auf seinem kleinen Eigenthum, und zu sehen, was dort für ihn und Andere zu schaffen, was zu erreichen sein werde in einer Zukunft, die noch in tiefem Dunkel lag für das gesammte Land.

Zwölftes Kapitel

Seit vielen Wochen hatte Dolores jede Kunde von den Ihren entbehrt. Der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich hatte den Postverkehr durch das südliche Deutschland fast gänzlich unterbrochen. Die Posten waren geplündert worden. Selbst Handelsestafetten nach Italien hatten vom Norden ihren Weg über und durch Frankreich nehmen müssen, und die gewaltigen Ereignisse, welche die Napoleonischen Bulletins der Welt in rascher Folge zu verkünden hatten, nahmen jeden Menschen und vor allen jeden in irgend einer Weise an dem Gange der öffentlichen Dinge Betheiligten, dermaßen in Beschlag, daß man darüber das kleine, eigene, alltägliche Erleben weniger als sonst beachtete.

Napoleon war siegreich bis in Oesterreichs Hauptstadt vorgedrungen, der Kirchenstaat dem französischen Kaiserthum einverleibt, der Papst als Gefangener nach Frankreich abgeführt. Diese Gewaltthat erregte in allen katholischen Landen einen Schrei der Empörung; und selbst in Venedig, wo man es doch bereits erfahren, was es mit der Entsetzung des Staatsoberhauptes und der Umgestaltung eines Staatswesens auf sich habe, war die Aufregung, von den Gläubigen getragen und von der Geistlichkeit genährt, für die Regierung drohend, trotz der Bajonette, über die sie zu gebieten hatte.

Es war am Ende des Mai, als endlich die von Norden kommende Post, unter den Sachen, welche sich in einer der süddeutschen Hauptstationen angesammelt hatten, unter den Eingängen für das Haus Joannu, den Brief mitbrachte, den Virginie vor zwei Monaten an die Schwester gerichtet.

[3-128] Am Abende vorher hatte man Unruhen in Venedig gefürchtet. Man hatte das Innere der Kirchen wie an einem Charfreitag in Trauer hüllen wollen und die Behörden hatten sich dem widersetzt. Die Massen, die sich vor den Kirchen angesammelt, waren zerstreut worden, aber man übersah es, daß die Gläubigen in Trauerkleidern zu der Messe gingen; und das dumpfe Schweigen, die scheuen, gedrückten Mienen, denen Dolores selbst bei ihrer Dienerschaft zu begegnen hatte, wirkten ebenso niederschlagend auf sie, als die Sehnsucht nach Briefen und als der bleierne Scirocco, der über Venedig lag.

Kein Wimpel an den Schiffen regte sich, kein Luftzug erhob sich, die Schwüle zu durchbrechen; selbst die Tauben, die vom Markusplatze hinausflogen nach dem Wasser, bewegten sich langsamer in der schweren Luft als sonst, und die Dünste, welche in der Nacht von den Kanälen aufgestiegen waren, lagerten noch über denselben, daß man die Gebäude an dem andern Ufer nur wie in weiter Ferne vor sich sah.

Dolores hatte schon seit geraumer Zeit die Frische ihrer Farbe, die anmuthige Rundung ihrer Wangen und Formen eingebüßt. Man hatte es bemerkt, und die Frauen hatten ihr freundlich dabei zugelächelt, hatten ihr Muth eingesprochen, wenn sie ermattet geschienen, und hatten es ihr als Schüchternheit gedeutet, wenn sie den Zuspruch einfach mit der Erklärung abgewiesen, daß sie nichts zu hoffen, nichts zu fürchten, daß sie sich nur an das fremde Klima zu gewöhnen, und die Folge des ihr eben so fremden, raschen Lebens während des Karnevals zu tragen habe.

Polydor war nicht der letzte, der das veränderte Aussehen seiner Frau gewahrte. Er hatte einen der erfahrensten Aerzte von Padua kommen lassen; der [3-129] Arzt hatte zu einer Luftveränderung gerathen, aber Polydor konnte ebensowenig daran denken, sich jetzt von seinen Geschäften, als seine junge Frau von sich zu entfernen; und er sah es mit zärtlicher Sorge, wie die alltägliche Fahrt nach dem Lido, die er meist selber mit ihr unternahm, und der mehrstündige Aufenthalt auf demselben, die

Farbe in das holde Antlitz, die Fröhlichkeit nicht wiederkehren machte in ihr Lächeln.

»Nun, Dolores«, rief er ihr entgegen, als er an dem genannten Tage, mit dem Brief ihrer Schwester in der Hand, zu ihr auf die Galerie hinaustrat, »da bringe ich Dir frische Luft! Ein Brief —«

»Von Hause?«, fiel sie ihm ein und langte, sich rasch erhebend, hastig nach demselben.

Polydor hielt ihn zurück.

»Von Hause?«, wiederholte er; »ist Dein zu Hause denn nicht hier, bei mir, in Deines Mannes Haus?«

»Gewiß, aber — ich bitte Dich, Polydor, gieb mir den Brief«, rief sie mit nervöser Ungeduld, »gieb ihn her! Tag' und Nacht hab' ich nicht Ruh' gehabt vor Sehnsucht. Ach, Du weißt nicht, was es heißt, so fern zu sein von Allem, was man liebt.«

Er hatte es mit dem Zurückhalten des Briefes auf eine Neckerei abgesehen; aber die Nachricht von dem Zusammenbruch eines französischen Hauses, der ihn mit einem beträchtlichen Verlust bedrohte, hatte ihn aufgeregt, und der Ausruf von Dolores reizte ihn.

»Von Allem, was man liebt?«, sprach er ihr nach; »das ist etwas stark und viel gesagt mit wenig Worten. — Da hast Du Deinen Brief!«

Er legte ihn auf den Tisch und wendete sich zum Gehen.

[3-130] »Polydor«, sagte sie erschrocken, »wie kannst böse darüber sein? Ich bedachte nicht, was ich sagte.«

»Und so verriethst Du Dich und gabst der Wahrheit die Ehre«, entgegnete er ihr kalt.

»Vergieb mir, Polydor, es war nicht so gemeint«, bat sie noch einmal.

»Vergeben? Ich habe Dir nichts zu verzeihen. Ich beklage nur Dich und mich, und will Dich nicht weiter stören. Lies Deinen Brief von Hause, damit Du Nachricht hast von Allem, was Du liebst.«

Er verließ sie, sie blieb wie angewurzelt stehen. Sie begriff nicht, wie er das harmlos gesprochene Wort ihr so zum Vorwurf

machen könne, und der Gedanke, daß er Streit mit ihr gesucht, verwirrte sie und erzürnte sie zugleich. Sie hatte sich ihm zu fügen, sie hatte Alles zu thun, was in ihren Kräften stand, um ihm zu gefallen; er jedoch hatte auch sie gelten zu lassen in ihrem Empfinden. Sie war nicht sein Kind, sie war seine Frau; und wenn er sich die Treue, mit welcher er an seiner Freundschaft für die Marquise hing, zur Ehre rechnete, wenn die Gesellschaft, in welcher sie lebten, es rühmte, daß die Marquise sie mit solcher Wärme aufgenommen, wie durfte ihr Mann es ihr verargen, daß sie mit fester Treue an den Ihren hing, wie konnte er es ihr versagen, ihre Vergangenheit, ihr Familienleben in das seine aufzunehmen, da sie ihm das Gleiche gewährte? Er hatte ihr kein Opfer gebracht; er hatte ihr aber auch nicht zu danken für den Gehorsam, mit dem sie sich dem Willen ihres Vaters gefügt. Es war auch nicht seine Schuld gewesen, daß sie geglaubt, vergessen und ihm ganz zu eigen werden zu können; gelten jedoch mußte er sie lassen, wie sie ihn. Sie hatte sehen lernen in Venedig; und ihr Vater war nicht da, sie zu be[3-131]schützen, wenn ihr Mann ihr Unrecht that wie heute. Sie war allein auf sich gestellt und auf die Liebe, die ihr Polydor noch stets bewiesen. Von seiner Liebe mußte sie das Recht begehren, das er sich zuerkannte, ein Wesen für sich selbst zu sein, trotzdem, daß sie die Seine war.

Sonst hätte ein solcher Vorgang, solches Denken und Erwägen ihr die Thränen in die Augen gebracht; heute richtete sie das Haupt dabei empor, das Herz klopfte ihr heftiger, aber sie fühlte sich frischer, wohler, als sie den Brief erbrach.

»Es ist die Luft von Hause!«, sagte sie zu sich selbst und flog mit frohen Augen von Zeile zu Zeile, von Seite zu Seite. Was der Vater gesprochen, wie der Lorenz sich aufgerichtet, wie Justine ihn gelehrt, auf das Bild von Dolores zu zeigen, wenn man ihn frage, wo die Tante sei, und wie er neulich »Lora da!« gerufen. — Wen konnte das hier freuen? Aber sie beglückte es. Von jedem Besuche, den man gemacht, von jedem Gaste, den man empfangen, von dem Kleinkram des täglichen Lebens zu hören, wie er zwischen den

Häusern Kollmann und Darner, zwischen der guten Göttling und zwischen ihnen, sich immer reger neugestaltet, das machte sie heiterer als die Feste um sie her. Die Stuben im Vaterhause waren so viel traulicher als ihre großen Säle. Die Wege vor den Thoren, die Spazierfahrten, der Ritt zu Vieren vor die Stadt hinaus — wie köstlich, wie lebenspendend waren sie im Vergleich zu den still hingleitenden Fahrten in den Kanälen, zu dem Blick hinaus in das weite, weite, öde Wasser. — Ach, sie hatten sie beneidet, sie beneideten sie noch, um die Herrlichkeit und Schönheit der Stadt und der Natur, in welcher sie lebte; und in wie mancher Abendstunde hatte es sie darnach verlangt, nur einmal wieder das [3-132] Rollen der schweren Wagen durch die Straßen, das Pferdegetrappel und den Schall zu vernehmen, mit welchem der Wind die Aeste der großen Wallnußbäume schüttelte, wenn er von Westen kam, daß sie anschlugen bis an die Fenster von des Vaters Zimmer.

Es war ja schön in Venedig, aber unnatürlich blieb ihr dies Leben in dem Wasser doch.

Und sie las und las. Von den Besuchen des Hauptmanns schrieb Virginie, der ihr ein fester, treuer Freund sei, zu dem sie offener rede als zu Frank, weil dieser doch alles Justinen wieder sage; und wie der Hauptmann gar nicht schön mit ihr thue, worauf John gelegentlich verfalle, weil er vielleicht glaube, sich durch sie für Justine entschädigen zu müssen; und wie sie ihm das unschuldige Vergnügen gönne, da er ja ein so guter Mensch sei.

Von Allem und Jedem berichtete sie; aber Dolores suchte in all dem Erzählen nach dem Namen, den sie nennen zu hören begehrte; und er kam nicht und kam nicht, und es war nichts zu finden in dem ganzen langen Briefe, das sie auf ihn hätte deuten oder beziehen können.

Da mit einem Male hieß es: »Ich will aber schließen, denn Du weißt nun Alles; und sie kommen mir eben sagen, daß Baron Stromberg mit einem Vetter auf der Durchreise bei Justinen vorgesprochen und zum Thee ist. Lebe mir denn wohl, mein

anderes Selbst, und denke an uns wie wir an Dich, mit frohem Herzen; denn es geht uns Allen gut und wir thun jeder, was er kann, wie's sich gehört und wie unser Vater es fordert! Und damit, meine Lora, auf Wiedersehen, wenn's auch wohl so bald nicht sein wird, denn die Welt hängt ja wieder voll Kriegsnachrichten wie der Himmel bei uns voll Wolken, [3-133] die Du wohl kaum mehr kennst in Deinem Sonnenlichte!«

Sonnenlichte! — Dolores hatte den Brief in der Hand und sah die letzten Zeilen mit starrem Auge an, als müßte der Name, den man nicht gegen sie genannt, seit sie die Heimat verlassen, jetzt, da er schwarz auf weiß vor ihren Augen zu lesen stand, auch Gestalt gewinnen und zu ihr sprechen, und ihr sagen, ob er ihrer noch gedenke, ob sie ihm nicht im Traum erscheine wie er ihr, ob er wisse, wie unverändert sie sein Bild im Herzen trage. Aber die todten Lettern schwiegen, und das Sonnenlicht erhellte ihr das Dunkel nicht.

Sie las den Brief noch einmal und las die Briefe des Vaters und Justinens. Sie waren alle voll Güte und voll Liebe, und doch halfen sie ihr nicht.

Unter den Wolken, unter denen sie in der Heimat lebten, waren sie in froher Eintracht beisammen; unter den Wolken lebte Eberhard, den Virginie ihr, Dolores fühlte das, nur in Uebereilung genannt; und sie, Dolores, hatte in dem Sonnenlichte, von dem die Schwester redete, Niemand, den sie allein besaß. Bitten sollte sie, wo sie in ihrem Rechte war, werben mit Selbstverleugnung um den eigenen Mann?

Es waren Vorstellungen, die ihr das Herz empörten. Wie eine Buhlerin erschien sie sich, indem sie sich wehren sollte gegen eine Nebenbuhlerin; und selbst auf die Bilder ihrer Liebsten, auf des Vaters, auf der Schwester und auf des Geliebten Bilder, fiel der Schatten ihres zornigen Schmerzes. Sie trugen Alle, wie ihr Mann und wie sie selbst, Schuld an ihrem Unglück, ihrem Leiden. Warum hatte sie sich gefügt, warum ihr Herz gutwillig betrogen?

[3-134] Sie hatte in stummem Brüten lange dagesessen in dem

kleinen Zimmer, in dem sie sich mit den Erinnerungen an die Heimat, an die Ihren umgeben. Die Sonne, die Herr geworden über die Nebel des Scirocco, brannte durch die hohen Bogenfenster. Ihre Wangen glühten, die Stirne schmerzte sie, das Athmen ward ihr schwer.

Sie stand auf, um das Frische zu suchen. Ihr Blick streifte im Vorübergehen einen der großen Spiegel; aus seinem von Meisterhand gemalten, von Genien durchzogenen Geranke, blickte ihr Bild sie an.

»So jung, so schön — und unglücklich«, fuhr es ihr durch den Sinn, »und ein langes Leben vor mir voll immer gleicher Pein! — Unmöglich!«, rief sie, und als schleudere der laute Ruf sie wie ein Zauberwort von der ihr gewohnten Bahn, setzte sie hinzu: »Das kann, das trag' ich nicht!«

Sie war auf den Balkon hinausgetreten. Unten am Traghetto landete die kleine Gondel, deren ihr Mann sich bediente, wenn er allein ausfuhr. Sie blickte hinab, es stieg Niemand heraus.

Die Kammerfrau, nach der sie schellte, war gleich zur Hand.

Fragen Sie Sandor, wohin der Herr gefahren«, gebot sie.

Der Herr sei der Frau Marquise begegnet, meldete der Gondelier, habe ihn zurückgesendet und die Herrschaften hätten, wie er vernommen, die Weisung nach dem Lido gegeben.

Dolores überlegte nicht lange.

»Die große Gondel soll herabgelassen werden. Bringen Sie mir den Schleier, den Fächer und die Mantille und machen Sie sich fertig. Lazar soll uns begleiten.«

[3-135] Ihre Lippen preßten sich zusammen, es war ein gewaltsamer Entschluß, der in ihr rang. Untergehen oder sich untreu werden? — Untergehen oder sich beugen, um sich zu behaupten? — Warum wollte sie es besser haben, als die Anderen, besser sein? — Und war Polydors Verlangen, sie ausschließlich ihm zugewendet zu wissen, nur Selbstsucht und nicht auch Liebe, die einzige Liebe, die für sie in ihrer Nähe lebte, die Liebe, auf welche sie angewiesen war?

Wenige Ruderschläge hatten das Boot an die Treppe gebracht. Der Diener öffnete die Thüre, die in die Halle hinausführte, die Kammerfrau war bereit. Der Schleier, die Mantille waren bald umgeworfen. Dolores stand auf des Traghettos Rand.

»Nach dem Lido!«, befahl sie, während sie sich beugte, in die Gondel einzutreten, und mit sanftem Ruderschlag folgten die Gondeliere dem Befehl.

Dreizehntes Kapitel

Polydor hatte, nachdem er seine Frau verlassen, die Thüre kaum hinter sich geschlossen, als er sich die vorhergegangene Scene, die er herbeigeführt, zum Vorwurf machte. Er wollte zurückkehren, wollte einlenken, ausgleichen. Sie hatte so bleich vor ihm dagestanden mit den dunklen Augen, so angegriffen; und was hatte sie im Grunde Uebles gethan? Er schonte sie sonst gern. Aber wie er sich dazu anschickte, vermochte er sich nicht dazu zu bringen. Zum bloßen Krankenwärter, zum barmherzigen Bruder war er nicht gemacht; und es war eben geschehen. Ein zufälliges Wort, der Augenblick, hatten ans Licht gebracht, was er in sich getragen, ohne es sich einge[3-136]stehen zu wollen. Er wußte woran Dolores krankte. Dolores liebte ihn nicht.

Und wie er dem Gedanken Raum gegeben, hätte er ihn in sich zurückdrängen mögen um jeden Preis; denn nicht geliebt zu werden von einem Weibe, dem er sich hingegeben in voller Gluth der Leidenschaft, das war eine Kränkung, eine Schmach, die er zu vergessen trachten mußte, wenn er nicht irre werden wollte an sich selbst, wenn er … Er mochte nicht aussprechen, was er dachte, was ihm auf den Lippen schwebte.

Was war ihm Dolores, wenn sie ihn nicht liebte, ihn, um den andere, glänzendere Frauen sie beneideten, den eine Serafine nicht entbehren, dessen Verlust sie nicht verschmerzen konnte?

Es war hoher Mittag; er mußte sich zur Börse bringen lassen. Gondel um Gondel fuhren an ihm vorüber. Es saßen höhere Offiziere darin, es war ein unruhiges Treiben überall. Zwei Kriegsschiffe, von Neapel kommend, waren am Morgen eingelaufen, sie hatten Truppen an Bord, die nach Illyrien gehen

sollten.

Die Börse war stark besucht, das Geschäft war still. Niemand konnte an irgend eine Unternehmung denken, denn die Nachrichten, welche die verschiedenen Häuser erhalten hatten, kreuzten und widersprachen einander. Man erwartete neue Bulletins von Wien, Estafetten von Augsburg. Es war nicht zu sagen, woher es gekommen, aber das Gerücht hatte sich verbreitet, Napoleon habe eine Niederlage erlitten.

Polydor verließ die Börse, ohne seiner Aufregung Herr geworden zu sein. Er fühlte sich berechtigt in seinem Zorn und konnte die Empfindung doch nicht unterdrücken, daß er Dolores Unrecht gethan. Er war empört über sie und hatte Mitleid mit ihr. [3-137] Er hatte sich nie gegenüber einer andern Frau in einem solchen Zwiespalt mit sich befunden als eben jetzt.

»Als ob ich zwanzig Jahre alt wäre und ein schwärmerischer Thor!«, sagte er spottend zu sich selbst, da er sich auf dem Gedanken betraf, heimzukehren, um eine Erklärung mit ihr zu suchen. Was war denn zu erklären zwischen ihnen? Was hatte er ihr vorzuwerfen? — Ihre Willigkeit ihm zu gefallen, ihre Zuvorkommenheit gegen seine Wünsche, ihr Gehorsam blieben sich immer gleich. Sie hatte kein Auge, kein Ohr für die Huldigungen, mit denen die Männer ihr nahten, aber sie hatte auch kein Herz für ihn.

Der Anruf eines Gondeliers unterbrach ihn in den unerfreulichen Gedanken. Die Gondel, welche er führte, nahte sich der seinen, sein Gondelier folgte jenem Anruf. Sie kannten Beide ihren Dienst. Unter dem luftigen Zelte, das in dieser Stunde das Dach der Gondel ersetzte, winkte ihm die Marquise grüßend mit der schönen Hand. Die Gondeliere legten die Gondeln aneinander.

Das frohe, helle Auge seiner Freundin fiel wie ein Sonnenstrahl in den Mißmuth Polydors.

»Wie geht’s, meine Theure und wohin?«, fragte er, sich hinüber zu ihr neigend.

»Ich wollte zu Ihrer Frau und dann hinaus nach dem Lido.

Wranitzki, der vorhin im Hafen war, sagt, es wehe draußen frisch. Ich verlangte Luft zu schöpfen, und wollte Dolores mit mir nehmen.«

»Sie ist beschäftigt, versunken in Familienbriefen«, gab er ihr zur Antwort.

»So stören wir sie nicht und kommen Sie mit mir.«

Polydor hatte diese Antwort erwartet, denn schon seit Monaten war er wieder an den alten engen [3-138] Verkehr mit der Marquise gewöhnt; und wie sie ihn, so konnte auch er sie wieder nicht entbehren.

Er schickte seine Gondel heim und nahm in der ihren an ihrer Seite Platz.

»Hat die liebe Kleine gute Nachrichten erhalten?«, fragte Serafine.

Polydor antwortete, er habe seine Frau verlassen, bevor sie ihren Brief erbrochen.

»So kann ich Ihnen Neuestes erzählen von Ihrem Schwiegervater.«

»Sie, von meinem Schwiegervater? Und wie kommt das?«

»O, nicht durch Zauberei. Der Graf hat einen Brief empfangen von der Fürstin, der er neuerdings wieder einmal geschrieben und hat ihr von seinem hiesigen Leben, von dem Verkehr mit uns, von der Schönheit Ihrer Frau gesprochen. Darauf hat sie ihm geantwortet, und — machen Sie sich immer auf ein Wunder, auf merkwürdige Möglichkeiten gefaßt.«

»Ich bin heut ungeduldig, Serafine.«

»Ungeduldig? — weshalb das?«

Polydor stockte, dann sagte er:

»Eine Scene, die ich mit meiner Frau gehabt, ist mir auf die Nerven gefallen. Ich bin zum Räthselrathen heut nicht aufgelegt. Was wollen Sie mich wissen machen?«

»Nun denn, ich könnte wie Madame de Sévigny sagen: ›Je vous le donne en un, en deux etc‹. Aber ich will Sie und Ihre Nerven schonen. — Josephs Tante ist vollkommen beherrscht, vollkommen

entzückt von Ihrem Schwiegervater und hat in Ihrer Schwägerin —«

»In Madame Frank?«, unterbrach er die Rede.

»Nein, in Mademoiselle Virginie einen Charakter entdeckt, wie sie ihn in einem so jungen Mädchen [3-139] auch noch nicht gesehen. Graf Joseph sagte heute lachend, es wäre ein Geniestreich, dessen er seine Tante fähig glaube, aus Gefallen an der Originalität ein changement de position zu machen, und ein Leben als Madame Darner zu probiren.«

Polydors Brauen zogen sich zusammen.

»Der Graf wird witzig«, sagte er, »und er kann das brauchen; nur ersuchen Sie ihn, wenn ich bitten darf, seinen Witz nach Seiten spielen zu lassen, in denen er mich nicht berührt.«

Serafine schüttelte den Kopf.

»Sie sind unverbesserlich!«, meinte sie. »Wie würde unser Leben sich gestalten, wäre ich so selbstisch und so unduldsam als Sie. Aber in diesem Falle setzen Sie den Theil der Nachricht, der Sie die Stirne runzeln macht, auf meine Rechnung. Es war ein Scherz, ein schlechter Scherz vielleicht; allein die Gegenstücke finden sich dazu in unserer Zeit. In der That aber ist die Fürstin voll Bewunderung für Herrn Darner. Sie hat ihm von ihren Angelegenheiten, von ihren Gütern gesprochen, von den Steinkohlenlagern, die man auf denselben wie auf denen des Grafen Wranitzki gefunden haben will; und — das eben schreibt sie dem Grafen — Herr Darner hat ihr zugesagt, sobald wir friedlicheren Zuständen entgegengehen, ihre Güter zu besuchen, ihre Angelegenheiten in die Hand zu nehmen.«

»Das würde viel werth sein für die Fürstin wie für den Grafen, denn mein Schwiegervater thut nichts halb«, sagte Polydor und schwieg darnach.

Die Marquise hielt das nicht lange aus.

»Aber um des Himmels willen, mein Lieber, was haben Sie heute?«, rief sie. »Ich erschöpfe meine ganze Liebenswürdigkeit Sie zu zerstreuen, und Sie schmollen mit mir, weil vielleicht die Kleine

übler [3-140] Laune gewesen ist und Sie ein wenig ennuyirt hat.«

»Ja«, fuhr Polydor auf, als sei er froh, es aussprechen zu können, »ja, diese Sehnsucht nach den Ihren, diese sich ewig gleiche sanfte Schwermuth lähmen mich.«

»Sie ist krank, mein Freund!«, begütigte die Marquise.

»Nein, sie macht sich krank und mich mit dazu durch ihre Schwäche.«

»Und sie hat doch in dieser Schwäche, mehr als sie weiß und als Sie glauben, Macht über Sie gewonnen«, schaltete Serafine ein. »Wer trägt die Schuld daran? Sie haben die arme kleine Frau verwöhnt und verargen ihr das nun. Das ist sehr männlich, und doch ungerecht.«

Polydor konnte es selbst in seiner heutigen Verfassung nicht vertragen, seine Frau von einem Andern tadeln, und noch weniger sein Verhalten nicht gebilligt zu hören.

»Wie hätte ich es anders können?«, sagte er. »Sie war ein Kind! Ihre Unschuld, ihre Hingebung —«

»O«, unterbrach ihn Serafine, »als ob ich ihn nicht kennte, den Reiz, in einem offenen, jungen Herzen zu lesen, sich zu verjüngen in der Jugend. Sie wollten das nicht verstehen damals! Was Sie entzückte, sollte mich nicht freuen; und Gott weiß es, ich habe den Grafen nicht verwöhnt, er ist selbstlos mir ergeben wie ein Sohn.«

Sie wußte, was sie mit der Behauptung gewollt und gewagt. Heute, in der Stimmung, in welcher sie Polydor gefunden, kam es auf eins heraus. Er mußte es wieder einmal hören, und er schwieg dazu. Der Stachel brannte ihm in der Wunde.

[3-141] »Zum Erziehen bin ich nicht gemacht!«, sprach er bitter.

»So müssen Sie es lernen, lieber Freund. Ueberlassen Sie Ihre Frau nur ein wenig mehr sich selbst, und sie wird Sie entbehren. Wäre es möglich an Reisen zu denken, so würde ich sagen, schicken Sie sie einmal in sicherer Begleitung zu kurzem Besuch in ihre Familie zurück, und sie wird nach dieser kurzen Zeit als eine Gewandelte wieder in Ihren Armen sein. Sie haben sie angebetet wie eine kleine Heilige, die sie ist. Sie muß es lernen, daß die

Männer nicht lange anbeten, sondern geliebt sein und froh sein wollen mit dem Weibe ihrer Wahl. Es ist deutsche Sentimentalität darin, und«, setzte sie lachend hinzu, »dafür sind Sie nicht der Mann, mein Freund! Doch sprechen wir nicht mehr davon! Und beiläufig, da wir von deutschem Wesen reden und Sie ja des Deutschen mächtig sind: Was ist es mit den Leiden des jungen Werther? — Seit der Kaiser zu Erfurt mit Herrn von Goethe davon gesprochen, redet alle Welt vom Werther; auch der Graf nennt den Roman ein Werk ganz ohne Gleichen! Ich müsse ihn lesen, behauptet er.«

Es machte ihn heute Alles ungeduldig. Dies geflissentliche Abspringen von dem, was ihn beschäftigte, diese Wendung des Gespräches zu einer Sache, die Serafine vom Zaune brach, mißfielen ihm mehr als Alles.

»Was es ist mit Werther, was er ist? Es ist ein Jüngling, der sich erschießt aus Liebe zu eines Andern Braut.«

»Sich? Welche Thorheit, dem Bräutigam so gefällig zu sein!«, lachte die Marquise. »Und das kann ein Napoleon bewundern? Wie komisch! Man war nicht so gefällig gegen ihn. — Ah, da ist [3-142] ja wieder unser Graf, er ist also doch gekommen; und irre ich nicht, so ist das hinten Ihre Gondel; vielleicht Ihre Frau!«, rief sie, als die Gondel des Grafen an dem Lido landete, während die große Gondel Polydors aus der Ferne von der andern Seite dem gleichen Platze zusteuerte.

Der Graf half ihr aussteigen, die Männer begrüßten einander wie gute Freunde.

Als Polydor stehen blieb, seine Gondel zu erwarten, flüsterte die Marquise dem Grafen zu:

»Helfen Sie mir Frieden stiften. Es hat ein Mißverständniß gegeben zwischen den Beiden. Joannu ist in einer abscheulichen Laune, und die Kleine thut mir leid. Beschäftigen Sie sie, seien Sie liebenswürdig, mir zu Liebe.«

Er verneigte sich zustimmend, sie wendete sich mit der Frage an Polydor, ob sie seine Frau erwarten sollten.

»Das würde Sie ermüden; gehen Sie immer voran, wir folgen Ihnen!«, sagte er. Er wollte keinen Zeugen haben bei dem Begegnen mit Dolores.

»Also bei Lafour?«

»Wie es Ihnen gefällt, meine Freundin«, antwortete er, und die Beiden gingen nach dem Kaffeehause, das ein Franzose in einem leichten Pavillon auf dem Lido errichtet. Es ward viel besucht von der schönen Welt um diese Stunde.

Polydor schritt unmuthig auf und nieder, bis die Gondel herangekommen war und er seiner Frau die Hand bot. Sie reichte ihm beide Hände hin, er beachtete es nicht.

»Daß ich Dich gleich hier finde, soll mir ein gutes Zeichen sein!«, sagte sie, ohne daß er ihr Antwort darauf gab. Er bot ihr den Arm, sie fortzuführen. Die Dienerschaft blieb in der Gondel zurück.

[3-143] »Die Luft war Dir wohl zu drückend im Palast?«, fragte er, als sie ein paar Schritte auf dem weichen Boden hingegangen waren.

»Nein, was mich drückte, war Deine Unzufriedenheit mit mir. Ich kann es nicht ertragen, in Unfrieden zu leben mit dem einzigen Menschen, der mir hier lebt, mit meinem Manne. Sage nicht wieder ›Palast‹, denn ich weiß Polydor, was Du mir damit sagen willst.«

»Es ist an Dir, ihn anders zu bezeichnen, wenn Du es anders fühlst, und nicht meine Schuld, wenn Du mein Haus nicht als Deine Heimat ansiehst«, gab er ihr zurück. »Aber was brachte Dich hierher?«

»Das Verlangen, Dich zu sprechen.«

Er fragte, woher sie gewußt, daß er nach dem Lido gefahren; sie erzählte es ihm.

»Du hast dabei nur wieder einmal nicht bedacht, was Du damit gethan hast. Es ziemt sich nicht, die Dienerschaft, meinen Gondelier, um etwas zu befragen, das zu berichten ich ihm nicht befohlen!«, tadelte er; denn er wollte sie bestrafen. Er hatte sie zu erziehen, darin hatte die Marquise recht, und er hatte dies aus

Zärtlichkeit versäumt.

»Was habe ich denn damit verbrochen?«

»Du zwingst die Leute zu dem Verdachte, Dich für eifersüchtig zu halten, mir aus Eifersucht hierher gefolgt zu sein.«

Dolores zuckte zusammen. Die bittere, zornige Stimmung, das Verlangen, sich gegen Polydor zu behaupten, die sie zu Hause aus Scheu vor Kampf und Leid in sich niedergekämpft, wallten wieder in ihr auf. Sie zog ihren Arm aus dem seinen, und ihm mit einem Blick ins Auge sehend, den er niemals an ihr wahrgenommen hatte, fragte sie:

»Und wenn ich eifersüchtig wäre?«

[3-144] »Als ein Beweis Deiner Liebe würde es mich freuen!«, antwortete er ihr. Allein die fest gestellte, nackte Frage hatte ihn überrascht. Er hätte sie ihr nicht zugetraut.

Sie ließ sich nicht damit abweisen.

»Du spielst mit mir«, sagte sie, »und ich meine es ernsthaft. Ich weiß, daß Du die Marquise nicht lassen willst, weil ich Dir nicht ersetzen kann, was sie Dir bietet und was ich nicht besitze. Ich bin nicht geistreich, keine Frau von Welt. Ich werde das auch niemals werden. Das muß Dir aber klar geworden sein beim ersten Blick; und daß ich einen Andern vor Dir geliebt, das wußtest Du, denn Du hast es mir ausgesprochen in dem Briefe, in dem Du um mich geworben hast. Kannst Du mir's nicht gönnen und verzeihen, daß ich an meinen schuldlosen Erinnerungen und an den Meinen hänge —«

»Dolores«, rief er voll Erstaunen über sie, »was soll das, wohin willst Du kommen?«

»Zur Klarheit, und wenn's sein kann, Jeder zu seinem Recht; denn auch ich habe ein Recht, ich fühl's!«, rief sie mit leuchtenden Augen. »Wir stehen hier unter Gottes freiem Himmel, Polydor! wie vor seinem Altar. Ich bin Dein und bleibe es, wie ich's Dir geschworen, wenn ich Dir genüge, wie ich einzig sein kann; kann ich das nicht —«

»Du verlangst, daß ich mit der Marquise breche«, fiel er ihr ein,

wider seinen Willen beherrscht von der Gewalt der Wahrheit in der Frau, von welcher Serafine wie von einem Kinde gesprochen, das er eben noch durch Tadel erziehen zu müssen geglaubt.

»Nein, denn das wirst Du nicht thun!« Sie hielt inne vor dem Gedanken, der plötzlich in ihr aufstieg; jedoch ihre Empfindung riß sie fort. »Kannst Du mich nicht lassen wie ich bin, genügt es Dir nicht, daß [3-145] ich mich begnüge mit der Liebe, die Du mir zuwendest —«

»Dolores, nicht weiter!«, gebot und warnte Polydor. Es war vergebens.

»Ich bin nicht glücklich, Du bist es nicht!«, fuhr sie in gleicher Erregung fort, »sende mich zurück zu meinem Vater!«

Ihre Leidenschaft brachte ihn zur Besinnung. So, ebenso allein hatte er mit ihr gestanden am Strand vor ihres Vaters Haus im Norden, als sie sich ihm zugesagt für alle Zeit. In Treue hatte sie ihr Wort gehalten. Er? — Sie sprach von ihrem Recht. Sein Recht, des Mannes Recht und ihres, waren nicht das Gleiche in seinem Sinne; aber in dem Einen hatte sie recht: er hatte sie zu nehmen, wie sie war, sie zu behandeln, zu versöhnen nach ihrem Sinne. Und sie war schöner noch in ihrem stolzen Schmerz, als er sie je gesehen in ihrer sanften Ruhe.

Sie war von ihm zurückgetreten und hatte sich auf eine der Bänke gesetzt. Er setzte sich neben sie. Sie beachtete es nicht, sah nicht, daß auch er erschüttert war. Darauf kam es ja auch nicht an. Er hatte einzustehen für sie Beide, für ihre Zukunft, für die seine, und zu verhüten, daß die Marquise nicht noch mehr erfuhr, als er ihr heute in seinem Unmuth unklug verrathen hatte. Es galt, einen Fehler soweit möglich auszugleichen, fortzukommen über den Augenblick und Dolores zu beruhigen, wie es ihrer Natur entsprach. Er mußte sich zusammennehmen; das war ihm eben recht.

»Wundere Dich nicht, wenn ich geschwiegen«, sagte er endlich. »Es hat mich gelähmt, Dein Wort, das nie hätte gesprochen werden sollen von Dir zu mir, das zu verschmerzen ich Mühe haben werde.

[3-146] Ich darf Dich nicht zu Grunde gehen, mich nicht beirren lassen durch solche unheilvolle Ueberspannung.«

Sie hörte seine Worte, ohne sich zu ihm zu wenden. Die Arme müde auf den Schoß gesenkt, die Hände gefaltet, sah sie hinaus in die Ferne über das Meer.

»Dolores, höre mich und sieh mich an!«, gebot er. »Es ist hart gewesen, was zwischen uns zur Sprache gekommen ist, und es ist doch gut, daß es geschehen. Es hat über und in uns gelegen lange schon, schwer lastend wie die Luft vor einem Erdbeben; und wie die Quellen versiegen vor einem solchen, drohte die Liebe in uns zu versiegen. Die Gefahr ist vorbei.«

Sie sah ihn an, als verstehe sie ihn nicht. Er fühlte, daß er noch nicht den Ton getroffen, der ihr eingänglich machen sollte, was er ihr zu sagen hatte. Ein paar Minuten gingen darüber hin; sie fielen Beiden schwer.

»Wir müssen verständig werden; nicht Du allein, ich auch, das ist's, was uns fehlt!«, hob er aufs Neue an. »Wenn ich bisweilen über Deine Schwärmerei gescherzt, Dich der Ueberspanntheit angeklagt, so war es ernster damit gemeint, als ich es Dir zeigte, weil ich Dich nicht tadeln, Dich nicht irre machen wollte an den Menschen, an dem Leben. Du solltest wie ein Kind hinwandeln unter Rosen —«

»Ich habe sehen lernen, daß sie Dornen haben, und habe sie gefühlt!«, klagte Dolores seufzend.

»Du willst Klarheit und Wahrheit und erschrickst vor ihr, und willst sie nicht nehmen, wie sie ist. Indeß ich wiederhole Dir's, ich habe mich anzuklagen, nicht nur Dich. Der Zauber Deiner Kindlichkeit hat mich schwach gegen Dich gemacht, Dein überspannter Idealismus hat auf mich zurückgewirkt. Wir müssen [3-147] ablassen von dieser falschen Romantik. Wir sind nicht Engel, nicht Gebilde dichterischer Phantasie, wir sind Menschen wie die anderen, wir leben das Leben aller Menschen in einer menschlichen Verbindung, in der Ehe, und kein Mensch, keine menschliche Verbindung ist vollkommen, ist unwandelbar.«

Die Ruhe, mit welcher er zu ihr redete, gewann Herrschaft über sie. So ernsthaft hatte er nie zu ihr gesprochen; seine Bestimmtheit mahnte sie an ihren Vater, und daß sie ihn gezwungen, sie nicht mehr als ein Kind, sie zu behandeln, wie es einer Frau gebührte, hob sie in ihren eigenen Augen.

Er nahm ihre Hand, sie entzog sie ihm nicht mehr.

»Hast Du es je empfunden«, fragte er, »daß meine Liebe, meine Leidenschaft für Dich erkaltet sind? Was hast Du gewünscht, das zu gewähren mich nicht gefreut? Wenn es überspannt war, mein Verlangen, Dir Ersatz sein zu wollen für Alles, wenn es selbstisch war — ein Mangel an Liebe war es nicht. Und Du vermochtest mir zu sagen: »Sende mich zurück?« — So leicht könntest Du von dem Manne scheiden, dessen Weib Du bist, so gering achtest Du die Ehe, die Treue, die Du mir gelobt für gute und für böse Stunden?«

»Um Gottes willen Polydor, nicht weiter!«, flehte sie, ihr Gesicht vor ihm verhüllend in den Händen.

»Sei unbesorgt, ich nehme Dich nicht beim Worte. Allein, wie willst Du's machen, daß ich Dir wieder glaube, daß ich nicht in jedem Augenblick denke: »Sie ginge lieber von mir fort«. — Und ich kann Dich nicht lassen.«

»Vergieb, vergieb!«, rief sie, sich zu ihm neigend.

»Laß das, es hilft mir nicht. Es wäre lächerlich, auf offener Straße eine Scene! Also dahin ist es gekommen zwischen uns!«

1[3-148] Er erhob sich, sie that desgleichen.

»Sollen wir nach Hause?«, fragte sie.

Polydor besann sich.

»Nein, nicht nach Hause.« Er rief nach der Gondel. »Um die Punta herum und wieder hierher zurück, aber schnell!«, befahl er.

Eine geraume Zeit ging damit hin. Sie sprachen wenig mit einander und nur gleichgültige Worte.

»Bist Du ruhig geworden?«, fragte er sie darnach, deutsch redend, um nicht verstanden zu werden von seinen Leuten. Sie gab ihm die Hand, er küßte sie ihr.

»Die Marquise und der Graf erwarten uns bei Lafour; wir wollen

dort unsern Kaffee trinken. Fordere sie auf, mit uns gemeinsam nach Hause zu fahren, mit uns zu speisen, uns in das Theater zu begleiten. Wir sind im Augenblicke besser mit Anderen als allein. Nimm Dich zusammen, sei liebenswürdig. Mit gutem Willen wird es wieder gut.«

Dolores hatte zu gehorchen. An seinem Arme trat sie in das Café ein. Der Graf, der neben der Marquise unter dem weit ausgespannten Zeltdache saß, kam ihnen entgegen. Das Café war voll Offiziere, voll schöner Frauen, voller Leben und voll fröhlicher Musik. Man rückte zusammen, der Graf bot neben Dolores seine ganze Beredsamkeit auf, Dolores hielt ihm nach besten Kräften Stand. Die Marquise plauderte in gewohnter Weise, es kamen Dritte hinzu, die Zeit rückte vorwärts. Als man sich zum Fortgehen anschickte, machte Dolores die gebotene Einladung, die angenommen ward, und der Abend verging, wie Polydor es vorgeschrieben. Er war mit sich zufrieden und mit seiner Frau. Die Marquise ließ Beide nicht unbeachtet und war vorsichtig in ihren Worten.

Im Theater fielen den Fremden die beiden [3-149] schönen Frauen in derselben Loge auf. Einer der neapolitanischen Marineoffiziere, der neben ihnen saß, erkundigte sich nach ihnen. Der Befragte nannte ihre Namen mit dem Zusatze, es sei eine feste, wohlgeordnete partie quarrée. Die Marquise hatte es vernommen; sie war zufrieden, daß Polydor es nicht gehört, der sehr mit seiner Frau beschäftigt war.

Man machte noch einen Gang durch die Straßen und über den Markusplatz, nachdem man das Theater verlassen. Polydor führte die Marquise, Dolores ging an des Grafen Arm.

»Sie haben Ihren Frieden gemacht mit Ihrer Frau«, sagte die Marquise.

Er hatte die Bemerkung vorausgesehen.

»Ich habe die Erfahrung gemacht«, gab er ihr zur Antwort, »daß ich sie als Charakter unterschätzt und daß ich sie dadurch gehindert, sich zu entwickeln. Ich habe den Altersunterschied

zwischen mir und ihr, zwischen Ihnen und ihr nicht genug in Betracht gezogen. Wen man als Kind behandelt, der geräth in Gefahr, ein Kind zu bleiben; und Dolores ist doch zu einer reifen Frau geworden. Sie hat mich erfreut und überrascht.«

Es war das erste Mal, daß Polydor die Marquise an ihr eigenes Alter mahnte; sie wußte, was das zu bedeuten hatte, errieth, was vorgegangen war, und verstand sich darnach zu achten.

Man trennte sich bald darauf. Es war lange nach Mitternacht, als das Ehepaar sein Haus erreichte. Auf dem Wege durch die Galerie, die zu ihren Zimmern führte, blieben sie stehen.

In voller Pracht schwebte der Mond in dem lichten Gewölk über den Wassern. Selbst das Auge, das an diese Schönheit gewöhnt war, ward davon gefesselt. Die tiefste Stille herrschte ringsumher. [3-150] Man meinte den Hauch der Luft vernehmen zu können, die frisch und kühlend herangezogen kam.

»Ist's nicht, als wäre all die Herrlichkeit nur für uns Beide da?«, fragte Polydor und legte seinen Arm um seine Frau.

»Ja, schöner habe ich Venedig nie gesehen«, gab sie, tief aufathmend, ihm zur Antwort.

»Und Du wolltest von mir gehen!«, sprach er und hob ihr Antlitz empor, daß das helle Mondlicht voll ihre Stirne umglänzte. Sie neigte es und barg es an seiner Brust.

Vierzehntes Kapitel

Die Nachrichten von der Niederlage Napoleons, welche an dem Abend in Venedig als unbestimmtes Gerücht verbreitet waren, hatten sich bestätigt. Die Schlacht bei Aspern war geschlagen, aber die Schlacht von Wagram hatte die Scharte ausgewetzt. Ein Waffenstillstand gab die zweite Niederwerfung Oesterreichs kund. Die Aufstände, welche sich in verschiedenen Theilen Norddeutschlands gegen die Fremdherrschaft erhoben, waren ebenfalls verunglückt, ihre Führer geflohen oder todt.

Wer in Preußen nicht in der Arbeit selbst seine Befriedigung zu finden und sich mit Planen für ferneres Schaffen an seinem Platze, über die Pein der Ohnmacht fortzuhelfen vermochte, in welche die Welt Napoleon gegenüber im Augenblick versunken zu sein schien, richtete seine Augen wieder wie nach dem Unglück der Jahre sechs und sieben auf das Walten der göttlichen Weisheit, oder stürzte, sich mit seiner Lebenslust und Verzweiflung in den erschöpfenden [3-151] Genuß des Tages. Kirchliche Frömmigkeit, frömmelnde Prophezeiungen, Bekehrungen und ausschweifender Leichtsinn gingen neben einander her, ohne jene Zahl von festen Herzen zu beirren, welche an den endlichen Sieg des Rechtes über die Gewalt, an die Wiederauferstehung der niedergeworfenen, geknechteten Völker glaubten, wenn diese sich in sich selbst erhoben, jeder Einzelne mit sich selbst beginnend.

Der königliche Hof war noch fortdauernd in Königsberg, aber man sah ihn immer weniger. Der Königin stand ein neues Wochenbett bevor. Man sprach davon, daß ihre Gesundheit durch Leid und Sorgen angegriffen sei.

Darner hatte seine Familie wieder nach Strandwiek

hinausgeschickt, und als die Hitze des Juli herangekommen war, hatte er der Fürstin Hedwig den Vorschlag gemacht, es mit einem Aufenthalt am Meere in seinem Hause zu versuchen. Sie war allein. Der Fürst war nach Schlesien gegangen, zu sehen, ob an eine Rückkehr auf die Güter zu denken sei; und da die königliche Familie in den letzten Jahren mehrfach die Gastfreundschaft ihrer bürgerlichen Unterthanen angenommen, fand die Fürstin um so weniger ein Bedenken, dem Beispiel derselben zu folgen, als Darner und die Seinen eine Ehre darin setzten, die ihnen zugeneigte Fürstin bei sich zu empfangen, während es diese bei ihrer Sinnesweise reizte, es einmal mit dem Landleben in einer Kaufmannsfamilie zu versuchen.

Es bedurfte bei der Art, in welcher Darner zu leben gewohnt war, nur geringer Vorkehrungen, um der Fürstin ein angenehmes Unterkommen in Strandwiek zu bereiten; um so weniger, als sie an ihre Zusage die ausdrückliche Bedingung geknüpft, daß man um ihretwillen keine Aenderung in dem Haushalt [3-152] treffen solle; und Darner war der Mann, ihr darin zu willfahren.

Er hatte sie und ihre Kammerfrau, denn andere Bedienung hatte sie nicht mitnehmen wollen, in seinem Wagen, mit seinen Pferden selbst hinausgebracht. Virginie hatte das Regiment wie schon im verwichenen Jahre in der Hand, und die Fürstin, welche es entbehrt hatte, in freier Luft zu leben, seit sie aus Schlesien vertrieben, dem Hof nach Preußen gefolgt war, versicherte, nie ein solches Wohlgefühl empfunden zu haben als an dem ersten Abende in Strandwiek, da die Seeluft sie voll und frisch umwehte.

Darner war in die Stadt zurückgekehrt, nachdem die Fürstin sich eingerichtet. Er und sein Sohn kamen, wie sonst immer, nur für den Sonntag hinaus, wenn der Vater sich nicht um der Fürstin willen und um selber das Meer zu genießen, einen längeren Aufenthalt gestattete; und grade das Gleichmaß der Tage, dessen sie hier genoß, erquickte die Fürstin.

Gewohnt, auf dem Lande zu leben, sich selber zu beschäftigen und einen Theil ihrer Zeit ihrem großen, weitverzweigten

Briefwechsel zu widmen, blieb ihr doch noch reichliche Muße zum Verkehr mit den beiden Frauen, die sich in demselben wie in eine neue Welt versetzt empfanden.

Sie hatten natürlich gemeint, ihrem Gaste das Räderwerk des Haushaltsbetriebes so fern als möglich halten zu müssen; sie sahen jedoch zu ihrem Erstaunen, daß die Fürstin in demselben so gut und mit mehr Erfahrung als Virginie und Justine Bescheid wußte. Sie empfanden es aber mit gleicher Verwunderung, wie leicht und beiläufig sie, nach ihren zufälligen Aeußerungen, diese Dinge abzuthun gewohnt sein mußte; wie wenig sie bei Gesprächen verweilte, welche [3-153] die beiden und die sämmtlichen Frauen ihrer Bekanntschaft, in aller Ausführlichkeit zum Gegenstande langer Unterhaltungen machten; wie leicht sie kleine Verdrießlichkeiten nahm, wie geringen Werth sie auf ihr Behagen und ihre Bequemlichkeit legte.

An einem Sonnabend, bald nachdem Darner, und diesmal ohne den Sohn, den die erwartete Ankunft eines russischen Fürsten in der Stadt zurückgehalten hatte, nach Strandwiek hinausgekommen war, hatte Virginie mit der Wirthschafterin, die sich eben in der Milchkammer befand, eine Abrede zu treffen. In der Thüre derselben sah sie die Fürstin stehen, welche mit der Frau von der Milchwirthschaft sprach, und ihr dabei Rath gab, wie sie es mit der Milch für Lorenz zu halten habe, über welche Justine am Morgen Klage geführt hatte.

»Aber, Durchlaucht!«, rief Virginie, »wissen Sie denn Alles? Und um solche Kleinigkeiten kümmern Sie sich auch?«

»Kleinigkeiten?«, wiederholte die Fürstin, »die Erhaltung und die Gesundheit eines Menschenwesens sind keine Kleinigkeiten, weder für seine Mutter noch für die Welt.« — Und da, während sie das aussprach, Justine herankam, Lorenz im Gehbande behutsam haltend, legte die Fürstin die Hand auf den stark entwickelten Kopf des Knaben und sagte: »Wer will sagen, ob in solchem kleinen Schädel die Keime zu Heil, zu Unheil liegen, ob Gott der Welt einen Apostel, einen Befreier oder eine Geißel in solchem Wesen

sendet, für seine und für ferne Zeit. Ich bin eine gute Protestantin, aber die Anbetung der katholischen Kirche für die Mutter und das Kind, die fühle ich ihr nach; und in das Menschliche übertragen ist sie erst recht erhaben und geheimnißvoll, erst recht ein Mysterium.«

[3-154] Die Fürstin hatte das gesprochen, während sie in ruhigem Fortschreiten nebeneinander hergingen, ihre Begleiterinnen hatten die Worte mit Verständniß aufgefaßt. Virginie sagte:

»Es ist so schön, Durchlaucht, wie Sie das Kleinste immer auf das Größte bringt. Wenn man nur wüßte, wie man dazu kommt.«

Die Fürstin lächelte.

»Ein Rezept kann man Ihnen allerdings dazu nicht geben. Es ist vielleicht Sache der Gewohnheit, nicht zu lange an sich und an dem Einzelnen haften zu bleiben, und dadurch den Blick für das Allgemeine frei zu behalten.«

Es war verabredet, daß Darner, wenn er den gewohnten Ritt durch das Gut gemacht, mit den Frauen in dem Pavillon auf der Düne zusammentreffen sollte, unter dessen Dach man in den Stunden des Sonnenunterganges gern verweilte. Dorthin lenkten die Frauen also ihren Schritt.

Die Wärterin mit dem Knaben wurde fortgeschickt, die Fürstin nahm wie die Anderen die Arbeit zur Hand, und Alle hielten sich an dieselbe, da man im Herbste unter dem Vorgang der Königin, eine große Lotterie zum Besten der städtischen Armen zu veranstalten beabsichtigte, und so viel Gaben als möglich dafür zusammenbringen wollte.

»Sie werden es vielleicht sehr kleinlich von mir finden, Durchlaucht«, begann Justine nach einer Weile, »aber mir geht es mit meinem Denken grade entgegengesetzt wie Ihnen. Ich komme immer von dem Allgemeinen gleich auf das Persönliche, auf mich und das mir Nächste zurück. Ist das Selbstsucht?«

»In gewissem Sinne allerdings, aber mehr noch die Folge davon, daß die Frauen sich es als ein Verdienst anrechnen, wenn sie sich in dem engen [3-155] Gedankenkreis ihres Hauses ganz und gar

vermauern. In Ihres Mannes und vollends in Ihres Schwiegervaters Nähe dürften Sie nur in den Fehler nicht verfallen; denn namentlich der Letztere sieht die Dinge stets im Großen an.«

Justine wurde roth. Die Fürstin, die es gut mit ihr meinte und gut von ihr dachte, hatte ihr die Wahrheit nicht vorenthalten mögen, fragte also, sie zu begütigen, sofort, was ihr denn bei jener allgemeinen Bemerkung Persönliches in den Sinn gekommen sei.

»Ach! ich dachte, mit einem Kinde würde auch Dolores glücklicher sein; und in allen ihren Briefen suche ich immer nur nach der Nachricht, daß sie Hoffnung darauf hätte.«

Es lag nichts Auffallendes in der Bemerkung für die Fürstin. Weil weder Justine noch Virginie je zuvor einer Frau von ihrer Bedeutung begegnet waren, hatte sie, ohne es zu suchen, bald eine große Herrschaft und einen bestimmten Einfluß auf Beide gewonnen; und eben weil sie nicht gewohnt waren, viel von sich und ihren Angelegenheiten abzusehen, hatte sie von ihnen über ihre und der ganzen Familie Verhältnisse bald in aller Ausführlichkeit erfahren, was ihr nach den früheren Mittheilungen von Eberhard nicht bekannt gewesen war.

»Man hat es immer zu beklagen«, hob die Fürstin an, nachdem sie sorgfältig die Maschen ihrer Arbeit abgezählt und die beiden zusammengehörenden Theile bemessen, »man hat es immer zu beklagen, wenn ein paar in Liebe zu einander passende Menschen nicht verbunden werden können; aber seit ich in das Leben der bürgerlichen Frauen tiefer hineingesehen, habe ich es doch bestätigt gefunden, daß sie Alle mit viel mehr Ansprüchen an Glück, an Liebesglück [3-156] erzogen werden als wir anderen, und namentlich als die Frauen auf und an den Thronen. Das Glück deckt nicht für jedes Mädchen so gefällig den Tisch wie für Sie, Madame Justine.«

Justine meinte, ohne Hindernisse und ohne Kampf wären sie und ihr Mann doch auch nicht an ihr Ziel gelangt.

»Grade so viel davon«, meinte die Fürstin, »um »das Liebesmahl damit noch köstlicher zu würzen. — Was wissen Sie in der

behaglichen Ebene, in welcher es Gott gefallen, Ihnen Ihren Platz zu bestimmen, Großes von dem Los der Frauen? Wer hat die Königstochter von Württemberg gefragt, ob sie den geschiedenen Schiffslieutenant Hieronymus Bonaparte liebte? Wie man die Fürstentöchter früher dem Kloster überwies, wenn man sich ihrer entledigen wollte, so überweist man sie jetzt, gern oder ungern, den jeweiligen politischen Zwecken, zu Nutzen des Hauses und des Landes. Sie haben nicht zu wählen, sondern sich zu ergeben, und Mütter zu werden von Kindern, deren Väter sie nicht lieben. Das ist kein kleiner Zwiespalt für ein reines Herz; wünschen Sie ihn für Dolores nicht!«

»Schrecklich«, stieß Justine hervor, »daran habe ich nie gedacht!« — Die Arbeit ruhte in ihrer Hand, die Fürstin wiegte bedeutungsvoll das Haupt, häkelte aber ruhig fort.

»Und Sie, Durchlaucht, haben Sie aus Liebe geheirathet?«, fragte Virginie plötzlich, die tadelnde Miene der Schwägerin nicht achtend.

»Nein, aber ich that den Schritt nicht ungern!«, antwortete die Fürstin, ohne die Frage als eine unberechtigte zurückzuweisen.

Es war nicht das erste Mal, daß ihre jungen Gefährtinnen die Fürstin um irgend etwas aus ihrem [3-157] Leben befragten, und da sie sich für eine Weile zur Gemeinsamkeit mit ihnen entschlossen, hatte sie ihnen gelegentlich auch aus freiem Antrieb Dies und Jenes aus ihrer Vergangenheit erzählt, um ihnen nicht als eine Fremde gegenüber zu stehen und Zutrauen zu beweisen, wo es ihr entgegen gekommen war.

Doch als sie die Worte eben erst gesprochen hatte, kam Darner, der unten vom Pferde gestiegen war, die Düne herauf, und gesellte sich zu ihnen. Man begrüßte einander, und bemerkend, daß die Fürstin mitten in ihrem Sprechen inne gehalten, fragte er, wovon die Rede gewesen sei.

»Von einer Vernunftheirath«, sagte die Fürstin.

»Die gut ausgefallen ist, wie ich vermuthe«, meinte Darner.

»Würde man sonst der Jugend davon sprechen?«, scherzte die

Fürstin.

»Ach«, rief Virginie, »wenn Sie doch diesmal ein wenig langsamer geritten, oder länger auf dem Felde geblieben wären, Vater! Die Frau Fürstin war eben dabei, uns von ihrer Heirath zu erzählen.«

»Soll ich dieser Mittheilung nicht gewürdigt werden, so will ich mich, wenn auch ungern, Euch zum Opfer bringen«, bedeutete er.

»Bleiben Sie, bleiben Sie in Gottes Namen! Ihre junge Welt hat heute von mir so viel Wahrheit und Vernunft zu hören bekommen, daß Sie Ihre Freude daran haben würden; und was ich noch zu erzählen habe, ist eigentlich nur der Beleg für das, was ich vorher gesagt habe, die Probe auf das Exempel; denn etwas Einfacheres als meine ganze Lebensgeschichte kann es gar nicht geben.

»Wir waren acht Kinder in meinem Vaterhause, sieben Schwestern und ein Bruder. Das Stammgut war nicht groß, der Name um so größer. Wir hatten, [3- 158] um dem äußeren Anstand zu genügen, uns im häuslichen Leben immer sehr beschränken müssen, und als unser Vater seine Augen schloß, ging natürlich das Gut, das auch ein Majorat war, auf meinen Bruder über. Der wollte und sollte heirathen, des Namens wegen. Die Mutter durfte ihm nicht zur Last fallen mit der Schaar von Schwestern, von denen ein Paar zum Glück wenigstens das Familienerbe der Schönheit besaßen.

Unsere Aelteste, die wirklich wie eine Juno aussah, fand an einem Grafen Wranitzki, dem Vater von Joseph Wranitzki, der jetzt in Venedig lebt, einen würdigen Mann. Die Zweite versorgte die Gnade des Königs in einem der Fräuleinstifte; sie ist jetzt Aebtissin desselben. Wir fünf Anderen hatten mit unserer guten Mutter in Königsberg zu leben wie wir konnten, und zu warten, was werden würde — warten!

Ich habe es Ihnen an dem ersten Abende, an dem Sie bei mir waren«, fuhr sie, sich an Darner richtend, fort, »freimüthig eingestanden, daß das Warten nie meine starke Seite gewesen ist, daß ich jeden Mann beneidet, der aus sich selber etwas machen

und werden konnte. Achtzehn Jahre lang hatte man mich wie ein Kind behandelt, sieben Jahre des Wartens hatten mich für mein Gefühl zum alten Fräulein gemacht; und nun sollte ich warten und warten bis an mein Lebensende — aber worauf? Ich hatte und besaß nichts als mich selbst; wir Alle hatten nichts zu thun im Hause, und was konnte ein armes gräfliches Fräulein denn auch thun, als Hofdame oder Stiftsdame werden, oder verkümmern, wenn kein Mann es haben wollte?

Da kam vor fünfundzwanzig Jahren am Johannistage unser Onkel, Fürst Peter, von einer Reise [3-159] aus Rußland heimkehrend, durch Königsberg und auch in unser Haus. Er hatte die älteste Schwester meines Vaters zur Frau gehabt, war Wittwer seit zehn Jahren und kinderlos. Am nächsten Tage kam er wieder, am folgenden ebenso. Er sah, wie es bei uns stand; und als er mich am vierten Tage nach seiner Ankunft einmal durch einen seltenen Zufall allein im Wohnzimmer traf, denn wir waren mit meiner Mutter sechs Gräfinnen in der kleinen Wohnung, fragte er mich plötzlich: ›Was thun und treiben Sie denn eigentlich, mein Kind?‹ — ›Nichts! wir haben ja Alle nichts zu thun.‹ — ›Das muß traurig sein,‹ bemerkte er. — ›Im höchsten Grade,‹ versicherte ich. — Er schwieg einen Augenblick, sah mich an, wollte wissen, wie alt ich sei, ich gab ehrliche Antwort. ›Könnten Sie sich entschließen, mit mir zu gehen?‹ fragte er danach. Ich sagte: ›Von Herzen gern!‹ Denn der Onkel war ein Fürst, ein reicher Standesherr, wir hatten von ihm immer nur das Beste gehört. Es war der Stolz der Familie, ihn zu den Ihren zählen zu dürfen. Ich meinte, er begehre mich in seinem Hause zu repräsentiren, und war höchlich erfreut über diese Aussicht. Er mochte an meiner schnellen Entschlossenheit erkennen, wie ich seinen Vorschlag angesehen hatte, und setzte deshalb hinzu: ›Mißverstehen Sie mich nicht; ich möchte, Sie würden meine Frau.‹ Ich glaubte, er scherze, und darum verletzte es mich. Ich fand mich zu gut und zu alt zu solchem Scherze.

Der Fürst war sechzig Jahre, das wußte ich; er war eine hohe

Gestalt, man sah ihm den Fürsten und den Adel der Gesinnung an. Gereizten und bekümmerten Gemüthes, wie ich war, entgegnete ich ihm: ›Wenn Sie mich kennten, Durchlaucht, würden Sie mich nicht mit solchem Scherze kränken; unsere [3-160] Armuth ist nicht meine Schuld. Finden Sie einen Platz für mich in Ihrem Hause oder wo es sei, in Nord oder Süd, an dem ich nützen und mir helfen kann; und Sie sollen sehen, ob ich gehe.‹

Das Gefühl der Demüthigung hatte mir, ohne daß ich's hindern konnte, die Thränen in die Augen gebracht. — ›Weinen Sie nicht, Hedwig‹, sagte der Fürst, ›aber seien Sie ehrlich, denn ich meine es ehrlich, und mit Ehrlichkeit ist für uns Beide, wie ich hoffe, Heil zu finden. Sie sehen, ich bin kein junger Freier; Sie wissen, ich wohne tief im Lande und ich liebe es, fern vom Geräusch der Welt zu leben. Wie bald und in welcher Weise das Alter mit seinen Beschwerden mir nahen wird, wer will das sagen? Wir haben gut mit einander gelebt, Ihre Tante und ich, und ich weiß Neigung und Vertrauen zu schätzen, zu erwidern. Sie haben‹ — jetzt kann ich's schon sagen«, unterbrach die Fürstin sich selbst, — »›Sie haben ein schönes, offenes Gesicht, Sie sind gewiß eine wahrhafte Natur. Wollen Sie es mit mir wagen, wollen Sie meine Frau werden und mit mir gehen, Hedwig?‹«

»Und Sie sind gegangen!«, sagte Darner, und seine Augen begegneten mit froher Zustimmung den ihren.

»Ja, mein Freund! und ich hätte es zu segnen gehabt, auch wenn der Himmel mir den Sohn nicht geschenkt, der jetzt mein Stolz und meine Freude ist. Siebenzehn Jahre sind mir an meines Mannes Seite in nie getrübtem Frieden und in schönem Verständniß vergangen. Wir haben viel Gutes gemeinsam gefördert auf den Gütern. Ich war zweiundvierzig Jahre, als er schied, und habe fortgearbeitet in seiner Weise, und unsern Sohn in seinem Sinne geführt bis jetzt, da er volljährig geworden. — Was man [3-161] Liebe nennt im Sinne der Romantik, das habe ich allerdings nicht gekannt, aber auch nicht entbehrt; denn es ist ja nicht Jeder, wie die Franzosen es nennen, von dem Holze, aus dem man die

großen Leidenschaften macht; aber ich war vollständig befriedigt durch die Zufriedenheit und das Glück meines Mannes. Ich habe ihn verehrt und geliebt. Ich hatte einen bestimmten Zweck, eine Aufgabe im Leben, die ich in freiem Willen übernommen — und das ist Glück, das war Glück für mich.«

»Ja«, rief Virginie, »das ist's, das meine ich auch, einen bestimmten, frei übernommenen Beruf, und an dem halten.«

Die Fürstin, der Vater und Justine sahen sich an und der Vater sagte:

»Die Frau Fürstin wird sich, wie ich vermuthe, durch Deine lebhafte Zustimmung sehr geschmeichelt fühlen.«

Virginie erschrak, stand auf und küßte die Hand der Fürstin, die ihr freundlich die heißerglühte Wange streichelte.

»Tadeln Sie sie nicht, Herr Darner! was so ehrlich von Herzen kommt, thut immer wohl. Aber welchen Beruf, meine Liebe, haben Sie sich erwählt, wenn man Sie fragen darf?«

»Für meinen Vater zu leben!«, erklärte sie.

»Bis ich anders über Dich verfüge!«, bedeutete sie dieser, und überdeckte damit die gleichzeitig gesprochenen Worte der Fürstin:

»Das lobe ich, denn die Eltern haben nicht nur Pflichten gegen ihre Kinder, sie haben auch Forderungen an dieselben; und für einen Vater wie den Ihren zu leben, das ist eine schöne Aufgabe und eine Pflicht.«

[3-162] »Wenn und so lange er es begehrt«, schaltete Darner ein, »denn die erste Kindespflicht ist der Gehorsam, wie er der sicherste Beweis der Liebe ist.«

Die Fürstin mochte es, da Darner die Sache ernsthaft nahm, zu keiner Erörterung kommen lassen, aber ihre Anwesenheit gab Virginien Muth.

»Ich bin ja auch gehorsam, lieber Vater«, sagte sie. »Sie haben mich hier, als wir zum ersten Male draußen waren, zu Ihrer Hausfrau ernannt, und als wir dann von Venedig zurückgekommen sind, und Sie Franks und unsern Haushalt gesondert haben, haben Sie mich in meinem Amt bestätigt und —«

Des Vaters fest auf sie gerichtetes Auge fing an, sie unsicher zu machen; die Fürstin kam ihr zu Hilfe.

»Und da haben Sie sich gelobt, es treu zu verwalten, und das thun Sie. Man kann sich keine bessere Hausfrau wünschen.«

Das Lob der Fürstin, Justinens Erstaunen über ihren Muth dem Vater gegenüber, und jener Drang sich durchzusetzen, der ihr im Blute lag, kamen zusammen, sie vorwärts zu treiben, während die Erinnerung sie hob, daß sie sich im Gedanken an ihre Mutter opferfreudig gegen den Vater, und im Gehorsam gegen dessen Ansichten ehrenhaft gegen den Hauptmann betragen hatte.

Da man in den Kreisen ihres nächsten Umgangs über sie als über eine Ausnahme von der Allgemeinheit der Mädchen zu scherzen und zu spötteln liebte, wollte sie beweisen, wie sie das nicht anfocht, wie es ihr vielmehr gefiel, nicht zu sein wie alle Anderen, nicht ihr ganzes Heil und Hoffen auf das Heirathen zu setzen; und die stark ausgeprägte Selbstständigkeit der Fürstin, der ersten Frau von Bedeutung, die ihr [3-163] vorgekommen war, stellte ihr ein Ideal vor die Seele. Eine innere Stimme, der sie nicht zu widerstehen vermochte, sagte ihr: »Jetzt oder niemals — also jetzt.«

»Ich bin sehr glücklich, Durchlaucht!«, sprach sie fest und mit leuchtenden Augen, »wenn es mir gelingt, Sie in unseres Vaters Haus nicht allzu viel vermissen zu lassen, und es ist sehr gnädig von Ihnen, wenn Sie meinen guten Willen anerkennen; aber das ist es nicht.«

Sie wurde Allen räthselhaft mit dem Aufwand ihrer Kraft; und der Vater, welchem der Vorgang in Gegenwart des fürstlichen Gastes in jedem Sinne mißfiel, sagte:

»Genug, Virginie, kurz und gut, was soll das Alles und was willst Du?«

»Sie dafür entschädigen, daß unsere Mutter Sie verlassen, daß Sie um unsertwillen mit uns allein geblieben sind.«

»Virginie, was fällt Dir ein?«, rief Darner, höchlich betroffen und seinem Ohr nicht trauend.

»Nichts, Vater, nichts, was ich nicht längst gedacht. — Als Dolores gar nicht lassen wollte von ihrer Liebe und nichts hören wollte von der Heirath, da habe ich's ihr gesagt und mir geschworen, daß wir Beide Ihnen Ersatz sein müßten für unsere Mutter. Da hat Dolores sich gefügt, und als Sie Vater, mich dann geheißen, ich sollte Ihre Hausfrau sein, da habe ich in meinem Herzen mir und Ihnen Treue geschworen bis ans Ende — und Sie werden mich nicht von sich geben!«

Sie warf sich, denn sie hatte ihr Aeußerstes gewagt, dem Vater an die Brust, er zog sie fest an sich.

»Keine Uebertreibung!«, stieß er hervor, aber er küßte sie auf die Stirne, drückte ihr die Hand und[3-164] sagte danach, sich wehrend gegen seine Rührung: »Lassen Sie uns aufbrechen, durchlauchtige Frau! und verzeihen Sie das Rührspiel, das meine Tochter Ihnen hier unerwartet aufgeführt. Kommen Sie, Frau Fürstin, wenn's gefällt.«

Er bot ihr den Arm, sie verließen den Pavillon.

»Man hat Sie zu beneiden um das Kind!«, sagte die Fürstin, als sie fern genug waren, von den Zurückgebliebenen nicht gehört zu werden. »Welche Liebe, welche Selbstständigkeit von einem Mädchen ihres Alters!«

Darner, mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, ging auf das Lob nicht ein.

»Wäre sie ein Mann, so wollte ich mich ihres Eigenwillens freuen, jetzt aber —«

»Brechen Sie ihn nicht!«, mahnte warnend die Fürstin. »Wissen Sie — und wer kann's wissen als der, der sie geschaffen — was er mit ihr vorhat? Wissen Sie, ob nicht einmal die Stunde kommt, in welcher Sie es segnen, daß dieses Mädchens Herz sich Ihnen ganz geweiht hat?«

»Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen in dieses Gebiet nicht zu folgen vermag. Meine Kinder sind zunächst meine Geschöpfe —«

»So gönnen Sie ihnen auch das, was unser aller Schöpfer uns allen zugesteht, den Gebrauch der Vernunft und des freien

Willens.«

»Innerhalb des von ihrem Schöpfer ihnen vorbestimmten Weges«, setzte Darner hinzu.

Rede und Gegenrede waren einander schnell gefolgt. Obschon die Fürstin seine Weltanschauung kannte, betrachtete sie die Aeußerung derselben in diesem Falle wie einen Spott, und zugleich wie eine Abwehr gegen ihre Theilnahme für Virginie. Darner hatte das gefürchtet und es doch nicht lassen können, [3-165] sich auch gegen diese von ihm so hochgehaltene Frau in seiner Weise zu behaupten.

»Zum Vorschein kommt es doch einmal!«, klang es in der Fürstin; jedoch der geringschätzende Gedanke war in ihr kaum aufgestiegen, als sie ihn sich selber vergessen zu machen wünschte, denn sie war damit von sich und ihrer Menschenschätzung, wie von der Schätzung dieses Mannes abgefallen. Darner aber fühlte sich ihr gegenüber noch schuldiger. Er war ihr und dem Gastrechte und damit sich selbst zu nahe getreten. Es war der erste Mißklang zwischen ihnen. Allein der Fürstin edler Sinn und ihre weltgewandte weibliche Leichtigkeit hatten sich zurechtgefunden, während Darner noch nach dem Worte der Ausgleichung suchte; und den Faden der Unterhaltung schnell wieder aufnehmend, um keine Pause eintreten und die Störung nicht fühlbar werden zu lassen, knüpfte sie an seinen Ausspruch mit der Bemerkung an:

»Der Schöpfer, der uns den Weg vorzeichnet, ist allwissend und allweise; sind Sie das? — Und daß ich es ehrlich sage, ich glaube, in dieser Sache sehe ich tiefer und klarer als Sie, denn ich sehe mit einem Frauenauge in ein Frauenherz.«

Die Feinheit, mit welcher sie es ihm ersparte, sich zu entschuldigen, entzückte ihn. Das Herz ging ihm davor auf.

»Sie wissen es, Durchlaucht«, sagte er, »ich bin, ein einsamer Mann, durch lange Jahre einen einsamen Weg gegangen. Der sänftigende und erleuchtende Blick einer Frau wie Sie ist nie bisher in mein Leben gefallen. Mit Allem, was ich für sie gethan, habe ich meinen Töchtern die wachsame, weiche Liebe des Mutterherzens

nicht ersetzen können. Lassen Sie Virginien meine Herbheit, meine Härte nicht entgelten.«

[3-166] »Ich bitte Sie, kein weiteres Wort davon! Macht man's der Eiche, die jedem Sturm gestanden, zum Vorwurf, daß ihre Rinde nicht wie die der Platane glatt und farbig ist, daß ihre Aeste sich nicht wie die der Birke beugen?«

»So sagen Sie mir, Durchlaucht! was denken Sie von Virginie, was glauben Sie von ihr?«

»Ich glaube, daß sie bei dem Anschein der Ruhe einen fanatischen Zug in sich trägt und daß es ihr ernst ist mit ihrem Gelöbniß. Wie ich jedoch das Frauenherz kenne, ist sie über sich hinausgehoben durch ein Opfer, das sie bereits gebracht hat. Hat sie vielleicht eine Liebe gehegt und überwunden?«

»Daran hab' ich nicht gedacht«, entgegnete ihr Darner, »möglich wäre es.« — Sie schwiegen Beide eine kleine Weile, bis Darner sagte: »Ich will sie darum befragen.«

»Ohne Strenge«, bat die Fürstin.

»Ich werde denken, Sie wären neben mir, durchlauchte Frau, und gestatten Sie mir, Ihnen zu berichten, was ich erfahre. Ich habe nie einen Vertrauten gehabt, nie Rath gefordert — ich war mir immer selbst genug —«

»Und viel für Andere!«, lobte ihn die Fürstin.

»Nur nicht unfehlbar«, sagte er, und das Wort entrang sich seinem stolzen Herzen schwer.

»Wer könnte es sich auch wünschen, allwissend, unfehlbar zu sein, wenn er nicht wie Gott einsam in sich selbst beruhend, zugleich allmächtig ist. Lassen Sie es sich gefallen wie wir Alle, ein irrender Mensch unter irrenden Menschen zu sein. Es ist oft schwer genug und doch das Leichtere.«

Sie hatte das Letzte scherzend sagen wollen, es mißlang ihr. In ernstem Schweigen erreichten sie das Haus.

[3-167] Bevor sie in dasselbe eintraten, blickten sie noch einmal zurück nach dem Weg, den sie gekommen, und auf welchem Justine und Virginie, nachdem sie im Pavillon die Arbeiten

zusammengeräumt, ihnen in geringer Entfernung gefolgt waren.

Der Anblick, der sich ihnen darbot, hielt sie fest. Es war später geworden, als sie geglaubt. Die Sonne war schon zur Hälfte in das Meer versunken, dessen dunkelblaue Wogen in ihrem flammenden Scheine leuchteten; der ganze Himmel funkelte in goldenem Licht, das hoch im Zenith in rosigem Schimmer verfloß, so daß selbst die weißen, in raschem Fluge dahinschießenden Möwen in Farbenschöne erglänzten, während die Luft frisch und frischer zu wehen begann.

»Welch eine Herrlichkeit ist das, und wie danke ich sie Ihnen; diese Schönheit, diesen Abend vergesse ich nicht!«

»Auch ich nicht, Durchlaucht.«

»Ich hoffe, er hat uns zu rechten Freunden gemacht!«, sagte sie.

»Für immer!«, bekräftigte er.

Fünfzehntes Kapitel

Bleibe!«, sagte Darner zu seiner Tochter, als am Abende die Fürstin sich nach ihren Zimmern zurückzog und auch Justine sie verlassen hatte.

Sie konnte nicht zweifeln, worauf es abgesehen war. Es hatte schon auf dem Wege vom Pavillon nach Hause zwischen ihr und Justinen Erörterungen darüber gegeben, wie der Vater Virginiens unnöthig herbeigeführte Erklärung aufnehmen und ob sie ihm [3-168] nicht grade den Anlaß geben würde, an die Verheirathung auch dieser Tochter schneller zu denken, als es sonst vielleicht unter den gegenwärtigen Umständen der Fall gewesen sein würde. Virginie hatte sich auf die Zustimmung der Fürstin gestützt, Justine eingewendet, daß die schlichte Erzählung der Fürstin über die Art, in welcher sie sich verheirathet, dem Vater Virginien gegenüber einen Beweis dafür liefern würde, wie auch eine Vernunftheirath zu großer Befriedigung werden könne. Virginie hatte sich durch das Alles nicht einschüchtern lassen.

»Ich bin nicht Dolores!«, hatte sie gesagt. »Der Vater hat nicht nöthig, mich vor krankhaftem Hinsiechen zu bewahren wie unsere arme Turteltaube, und bin keine arme Gräfin, die nicht weiß, was sie mit sich machen soll. Ich bin gesund und zufrieden und habe meinen Beruf —«

»Und Du hast keinen Wunsch, keine unbefriedigte Sehnsucht?«, hatte Justine eindringlich gefragt.

»Hältst Du mich darum für geringer als Euch?«, hatte Virginie entgegnet. »Vielleicht bin ich, wie die Fürstin heut es nannte, nicht von dem Holz der großen Leidenschaften. Dolores hat das doppelte Theil davon bekommen.«

Justine hatte weiter nicht in sie gedrungen. Jetzt, da der Vater ihr zu bleiben befahl, flüsterte Justine ihr im Fortgehen schwesterlich zu, daß sie sie noch erwarten wolle. Virginie lehnte es ab und fragte, als jene die Thüre hinter sich zugezogen, den Vater, das Klopfen ihres Herzens nicht beachtend, was er zu befehlen habe.

»Ich habe Dir nichts zu befehlen, denn Du bist aufmerksam auf das Nothwendige und thust Deine Schuldigkeit; darum will ich mit Dir wie mit einem verständigen Menschen sprechen. Setze Dich zu mir.

[3-169] »Du hast Dir das Wohlwollen der Fürstin erworben, und das freut mich, denn sie ist ebenso großdenkend als einfach, ebenso fein empfindend als umsichtig und tüchtig; sie hat meine Meinung von den Frauen erhöht, und das soll Dir zu Gute kommen. Ohne ihr Fürwort würde ich Dein heutiges Heraustreten als eine Unschicklichkeit getadelt haben, denn man hat kein Recht, sich und seine persönlichen Angelegenheiten Fremden nach Belieben aufzudrängen; und ich würde es Dir verwehrt haben, an meine Erlebnisse mit Eurer Mutter zu rühren, oder mir gegenüber von Lebensplanen, von Eiden zu sprechen, die ich Dir nicht vorgezeichnet habe.«

»Verzeihen Sie mir, Vater! Sie haben mich zu Ihrer Hausfrau ernannt, und ich war glücklich, als Sie das thaten, denn das war Alles, was ich wünschte.«

»Und damals hast Du Dir das thörichte Gelöbniß der Ehelosigkeit gethan, ohne daran zu denken, ob ich’s billige?«

»Nein, schon vorher, Vater.«

Er fragte, wie sie darauf verfallen sei.

»Ich habe es heute ja vor Ihnen und der Fürstin ausgesprochen«, antwortete sie, und fügte dann noch hinzu, wie sie durch Madame Göttling zu dem Gedanken gekommen, und wie er seitdem ihr immer mehr ins Herz gewachsen sei.

»Du sprichst davon, Dein Glück neben mir zu finden, mich nicht verlassen zu wollen. Weißt Du Niemand, um dessen willen Du es

thätest, mit dem Du glücklicher werden könntest als in dem Hause Deines Vaters?«

Sie schlug den Blick zu Boden.

»Sei wahrhaft, Virginie, denn die Frage ist ernsthaft. Wenn heute der Hauptmann hinträte vor Dich!«

[3-170] »Er hat's gethan einmal, aber ich wußte, daß Sie mich ihm nicht geben würden. Das habe ich ihm gesagt, und daß ich's ihm gesagt, das hat ihm Zutrauen zu mir gegeben, und ich habe es zu ihm.«

»Fahre fort«, gebot der Vater, da sie schwieg.

»Das ist Alles zwischen ihm und mir.«

»Und Dein Gelöbniß? — Sprich es ganz aus, wie bist Du dazu gekommen?«

»Ich hatte, seit die Göttling das gesagt, es immer schon im Herzen getragen, Vater, immer! Dann hat Frank einmal mit dem Hauptmann und mit Eberhard zu Ihnen davon gesprochen, daß ein Sohn die Ehrenschuld seines Vaters mit großen Opfern getilgt, und Sie haben das eine Pflicht genannt, die zu erfüllen sich von selbst verstehe. Das habe ich empfunden, denn so ist's mit uns, mit Dolores und mit mir. Wir haben unserer Mutter Ehrenschuld zu tilgen. Sie hat sich hingegeben an ihren Gott, der ihrer nicht bedarf, denn er ist unsterblich und wird nie altern; und sie hat Sie verlassen, der ja nicht ewig jung bleiben wird — und darum muß ich bei Ihnen bleiben. Fragen Sie die Fürstin, die wird sagen, daß ich muß! — Unsere Mutter hatte ihren Glauben, ich den meinen; und der Glaube — und Sie, lieber Vater — sind mein Halt, mein Stolz! — Ach«, — sie war immer lebhafter geworden, hatte immer schneller gesprochen, bis sie mit dem Ausruf endete: »Sagen kann ich es ja doch nicht, aber es ist so, und — ich gehör' zu Ihnen — fragen Sie die Fürstin!«

Er ließ sie zur Ruhe kommen und er hatte auch Ueberlegung nöthig. Ihre Liebe, die Kraft ihrer Natur erfreuten sein Vaterherz, und der Rath der Fürstin, diese Natur nicht zu brechen, ihr Zeit zu der ihr angemessenen Entwicklung zu gewähren, be[3-171]gegnete

nach dieser Unterredung auch seiner eigenen Ansicht.

Plötzlich, noch ehe er ihr geantwortet, stand sie mitten in ihrer Erregung auf, ein Licht von dem Tisch am Fenster fortzutragen, weil der soeben aufgestiegene Nachtwind die leichten Vorhänge gegen dasselbe herantrieb.

Der kleine Zug entging ihm nicht und bestätigte ihn in seiner Meinung. Als sie zu ihm zurückkam, reichte er ihr die Hand.

»Deine Liebe für mich ist mir eine Freude und ein Lohn«, sagte er, »und ich will Dir vertrauen. Du sollst Deinen Willen haben und bei mir bleiben; aber Dein Gelöbniß lasse ich nicht gelten, denn der Sinn des Menschen, auch des festesten, wandelt sich im Leben durch das Leben. Wer weiß, ob Eure Mutter es nicht bereut, gegen das Recht und gegen die Natur gehandelt zu haben. Du sollst, ich wiederhole es Dir, für mich leben und ich will mich Deiner freuen; und Du sollst mir's sagen, wenn es Dir nicht mehr genügt, allein für Deinen Vater zu leben, wenn Deine Liebe Dich zu einem andern Manne zieht und es Dich verlangt, seine Gattin, Mutter seiner Kinder zu werden. Ich vertraue auf Deine Vernunft; Du sollst Deines Glückes Schmied sein!«

»Und Ihre Hausfrau, geliebter Vater, Ihre Madame Virginie!«, rief sie lachend, um in ihrem Lachen ihre Rührung zu verbergen. »Und ich komme überall mit, auch auf Reisen nehmen Sie mich mit.«

»Keine Versprechungen!«, warnte der Vater, ihr das Gelock von der Stirne streichend, das sich aus dem Stirnbande gelöst.

»Darf ich es der Fürstin sagen?«

»Du hast ihr zu danken, denn sie hat Dir das Wort bei mir geredet. Mache ihrem Vertrauen Ehre [3-172] und dem meinen. Es ist ein Großes, was ich Dir zugestanden.«

»Ich weiß es, Vater«, sagte sie, und obschon sie es vorhin abgelehnt, eilte sie, nachdem der Vater sich entfernt, noch zu Justine, ihr Herz vor der Treuen auszuschütten, ihr, wie sie es jubelnd nannte, zu verkünden, daß sie Besitz genommen von sich selbst, und was vorgegangen war zwischen ihr und zwischen ihrem

Vater.

Trotz dieses langen Aussprechens konnte sie den Schlaf nicht finden. Die Rede, welche der Vater an seinem Tisch gehalten an dem Tage, an dem er die Aufhebung der Leibeigenschaft gefeiert, fiel ihr immer wieder ein. Sie war jetzt eine Freigelassene. Wie der freie Mann unter seinem König und unter dem Gesetz einzustehen hat für sich und für sein Thun, so hatte sie jetzt für sich in neuer Weise einzustehen vor ihrem Vater, und sie fühlte sich ihrer sehr gewiß. Hätte sie das Alles nur gleich auch dem Bruder sagen können und Dolores und dem Hauptmann und auch der Göttling, die es immer noch nicht vergessen konnte, wie weltfremd sie aus der Pension in ihren Schutz gekommen war. Sie hatte der Treuen viel zu danken; aber der Fürstin, der Fürstin Alles.

Es war eingeführt, daß sie sich am Morgen, während die Fürstin ihr Frühstück einnahm, zu ihr verfügte, sich nach ihrem Befinden und nach ihren Wünschen für die Einrichtung des Tages zu erkundigen; und Virginie segnete es, daß ein Sonntagsmorgen vor ihr lag, an welchem die Fürstin zeitiger sichtbar wurde, weil sie den Gottesdienst in dem benachbarten Pfarrdorfe nicht zu versäumen liebte.

Sie fand die Fürstin schon fertig, für die Fahrt zur Kirche angekleidet, am Kaffeetische sitzend; und [3-173] ohnehin gewohnt, am Morgen ihr die Hand zu küssen, warf sich Virginie ihr heut zu Füßen, da sie's that.

»Kind, was soll das?«, fragte die Fürstin.

»Ihnen danken von Herzensgrund! Der Vater war so gut. Ohne Sie hätte ich's zu sagen nie gewagt, ohne Sie hätte er es nie gebilligt.«

»Und jetzt, was ist denn jetzt geschehen?«

Virginie erzählte der Fürstin, was sie am Abende vorher der Schwägerin vertraut, die Fürstin hörte ihr ernsthaft zu. Als sie geendet, sprach sie:

»Es ist bei Ihres Vaters Sinnesart ein großes Zugeständniß, das er Ihnen gemacht hat, und wie immer hat er mit großem Sinn und

weitem Blick nichts Halbes gethan. Nun machen Sie etwas aus sich, damit Sie und er etwas an Ihnen haben und damit Sie, wenn Sie einmal in die Ehe treten, Ihrem Manne in sich mehr darbringen als eine gewöhnliche Frau.«

»Durchlaucht, wie macht man das?«

»Wie ich es Ihnen neulich schon gesagt. Brauchen Sie Ihren Verstand zum Unterscheiden dessen, was wichtig, was unwichtig ist, und nehmen Sie sich selbst nie wichtig, wenn Ihr Dasein nicht für Andere wichtig ist. — Es ist thöricht, sich das Leben mit Geringfügigem zu erschweren, und ein erhebendes Gefühl, sich sagen zu können: Ich setze alle meine Kraft ein für etwas Nothwendiges, Großes, Gutes. Fordern Sie die Meinung der Anderen nicht leichtsinnig gegen sich heraus, halten Sie sich an dem, was die Allgemeinheit sich als Sitte festgestellt hat; aber achten Sie die fremde Meinung gering, wo Sie ihr entgegenzustreben haben, um dem Gewissen, um der Stimme nachzuleben, die Gott dem Menschen als sein göttlich Theil neben der Vernunft und dem freien Willen in das Leben mitgegeben hat; und [3-174] rotten Sie jedes Vorurtheil mit Stumpf und Stiel in sich aus, denn es zerstört das Beste in uns wie der Teufelszwirn das beste Wiesenland. Haben wir doch in jedem Menschen unser aller Schöpfer zu lieben, und in jedem das zu schätzen, was er aus sich, für sich und andere gemacht hat. Denken Sie überall daran!«

Sie brach ab, und auf ihr ernstes Antlitz kehrte die Freundlichkeit zurück, die es fast immer umspielte.

»Das soll heute unsere Morgenandacht gewesen sein!«, sprach sie und horchte auf, da eben die Uhr an dem Wirthschaftsgebäude die achte Stunde schlug.

»Es wird Zeit, daß Sie den Wagen kommen lassen«, bemerkte sie.

»Durchlaucht, für mich bedarf es heut der Kirche nicht!«

»Wir bedürfen ihrer Alle«, entgegnete die Fürstin, »uns an unsere Zusammengehörigkeit zu mahnen, und in unseren Tagen mehr denn je. Lassen Sie den Wagen kommen, Liebe!«

Virginie wollte gehorchen, blieb aber stehen.

»Ich kann’s nicht sagen, Durchlaucht«, hob sie an. »Nur das Eine! Ich habe Sie verstanden, Durchlaucht, und will’s beherzigen und bethätigen, wie ich kann, nur — tief unter Ihnen wie ich stehe — ziehen Sie Ihre Hand nicht von mir.«

»Tief unter mir? Und das nennen Sie mich verstehen? Alle neben einander, Alle mit einander, Jeder für Alle, Alle für Eines! Dies ist unsere Losung. — Und nun kommen Sie!

[3-175]

Sechzehntes Kapitel

Einen vollen Monat hatte der Aufenthalt der Fürstin in Strandwiek gewährt, als ihr Sohn ihr schrieb, daß ihrer Heimkehr nach Schlesien nichts mehr im Wege stehe, daß er in acht Tagen, Ende August, nach Preußen kommen werde, sie heimzuholen, wo sie sich auf dem gräflich Rothenstein'schen Schlosse treffen und der Hochzeit des Erbsohnes beiwohnen könnten, bei der zu erscheinen die Fürstin sowie der Prinz versprochen.

Man hatte sich der Nachricht insofern gefreut, als sie bestätigt, daß jener Teil von Schlesien von den Franzosen geräumt worden war; aber Justine und vor Allen Virginie dachten mit Bedauern daran, von der Fürstin getrennt zu werden, die ihnen erst den Sinn dafür erschlossen, was eine Frau als Gutsherrin für die Kultur der Eingesessenen und des Hausgesindes im Allgemeinen leisten, und welch einen Antheil an der Förderung des Gemeinwesens und des ganzen Landes sie dadurch bewirken könne.

Es war nach jener Unterredung mit Virginie nie wieder zu einem ähnlichen Gespräch zwischen der Fürstin und ihren jungen Hausgenossinnen gekommen, ihr ganzes Wesen jedoch war ein beständiges Beispiel, dem nachzutrachten die Anderen sich bemühten, weil es schön war; und der Ausspruch, den sie einmal beiläufig gethan, daß jedes Haus, welches von einer gebildeten, wohlwollenden Frau geleitet werde, eine Erziehungsanstalt für alle Mitglieder desselben sei, wurde von den beiden Schwägerinnen an jedem Tage als eine Wahrheit empfunden. Der Fürstin Weise war die schlichteste. Sie war nicht herablassend, sie erhob die Menschen zu sich, die dafür empfänglich [3-176] waren, und nie zuvor hatte Jemand einen solchen Einfluß auf Darner ausgeübt als

sie.

So mochte man denn natürlich nicht daran denken, sich von der verehrten Frau eher zu trennen, als es unerläßlich war. Darner willigte also, als in etwas Selbstverständliches, darein, daß die Seinen, die nahezu drei Monate in Strandwiek gewesen waren, gleichzeitig mit der Fürstin in die Stadt übersiedelten. Sie wünschten noch in ihrer Nähe zu sein, während sie sich von dem Königspaare, von ihren zahlreichen Verwandten und Umgangsgenossen verabschiedete und dabei noch einige Tage in dem Lindheim'schen Hause lebte, um es damit der Familie darzuthun, wie es ihr lieb sei, noch einmal neben den Personen zu weilen, die sie durch die ganzen Jahre mit so großer Bereitwilligkeit beherbergt hatten.

Virginie hatte es sich, da man in nächster Nachbarschaft wohnte, von der Fürstin erwirkt, für diese letzten Tage sie an jedem Morgen wie in Strandwiek aufsuchen zu dürfen, um sich zu erkundigen, ob sie von dem Wagen ihres Vaters Gebrauch zu machen wünsche, oder was man ihr sonst noch leisten könne. Am dritten Tage nach der Ankunft in der Stadt war sie mit der Nachricht nach Hause gekommen, daß die Fürstin am Nachmittage mit ihr auszureiten denke. Auf dem Lande war das fast regelmäßig geschehen, und wenn die Männer dort gewesen, hatte immer einer derselben sie begleitet. Virginie hatte als Ziel des Rittes das eine Meile von der Stadt am Pregel gelegene Schloß Holstein vorgeschlagen, die Fürstin hatte das gebilligt und Darner hatte erklärt, daß er mit ihnen reiten würde.

»Und wo werdet Ihr bleiben?«, erkundigte sich John Kollmann, der mit Justine und deren Knaben unter dem Schatten der Linden auf dem Wolme saß, [3-177] als Virginie mit ihrer Botschaft heimgekehrt war. »Kommt Ihr vielleicht in den Logengarten?«

»Frage meinen Mann«, entgegnete sie. »Es wäre freilich das Gescheidteste, wir führen auch hinaus und Du und der Onkel kämet mit uns. Ihr sähet dann die Fürstin doch auch noch einmal.«

John sagte, sein Vater könne nicht dabei sein, da er für den

Abend die gewohnte Kartenpartie mit dem Doktor und Konsul Armfield im Logengarten verabredet habe, ging jedoch gleich in das Comptoir, Franks Meinung einzuholen, der sich mit Justine einverstanden erklärte; und da man keinen Posttag hatte, konnten sowohl Frank als John die von der Fürstin bestimmte Stunde einhalten.

Als Darner mit der Tochter vor das Lindheim'sche Haus kam, wohin er die Pferde bestellt, sah er einen Soldaten des Kürassierregiments mit einem Schimmel vor demselben halten. Als man danach ihn und Virginie in das Zimmer der Fürstin führte, fanden sie einen von deren Anverwandten, einen Major von Wetterau, bei ihr, dem sie früher schon bei ihr begegnet waren.

»Sie sollen es nicht zu schwer mit uns haben, Herr Darner«, sagte sie, »ich habe heute für einen zweiten Kavalier gesorgt; mein Vetter wird uns begleiten. Da ich übermorgen abreisen will, muß ich diese letzten Tage mit meinen Freunden auszunützen suchen, denn das Scheiden ist sicher und das Wiedersehen nicht.«

Sie war während des Sprechens an das Fenster getreten, weil sie die Pferde kommen hörte, und hinaussehend bemerkte sie, daß vor Darners Hause Justinens Wagen hielt.

»Kommt Ihre Schwiegertochter auch hinaus? Das ist hübsch und paßt, wie Sie eben gehört haben, recht in meine Absicht.«

[3-178] »Mein Sohn und meine Schwiegertochter«, entgegnete Darner, »wollen sich, im Vertrauen auf Durchlauchts gewohnte Güte, diese Gelegenheit, Sie zu sehen, nicht entgehen lassen, und meine Schwiegertochter hat auch dem jüngeren Kollmann den Vorzug verschaffen wollen, sich Ihnen zu empfehlen.«

»O«, rief die Fürstin, »so sind Sie ja nur zu Dreien, das trifft sich gut! Nicht wahr, Herr Darner, Sie haben nichts dagegen, wenn ich Virginie bitte, noch einmal hinüber zu gehen und Madame Justine zu ersuchen, daß sie mir Mademoiselle Feldheim mitnimmt. Sie ist mir heute den ganzen Morgen bei meinem Zeltabbrechen so liebenswürdig zur Hand gewesen, daß ich ihr die Lustfahrt mit uns zur Erholung gönne. Nicht wahr, Ihre Tochter darf gehen, und ich

schicke zu Madame Feldheim, Flora zu benachrichtigen.«

»Gewiß«, versetzte Darner, »nur erlauben Sie, daß ich zu den Meinen gehe, ich komme schneller vorwärts als meine Tochter in dem Reitkleide.«

Die Fürstin fand das richtig; Darner wußte, weshalb er sich persönlich dem Auftrag unterzog.

Die Zumuthung der Fürstin war ihm nicht unerwartet, wenn schon in diesem Augenblick überraschend gekommen. Er hatte es seit jenem Ballabende mehrfach zu erfahren gehabt, daß sie ihr Vorhaben nicht aufgegeben, die Lindheims mit seiner Familie und, wie sie es vorauszusetzen schien, dadurch auch mit der übrigen kaufmännischen Gesellschaft in Verkehr zu bringen. Jedesmal, wenn sie ihn und die Seinen zum Thee zu sich geladen, hatten unter den anderen Gästen nie ein paar von den Lindheims gefehlt, und sie war namentlich unter den jungen Edelleuten ihrer Verwandtschaft auf kein Widerstreben gegen diesen Verkehr gestoßen, da deren Standes[3-179]genossen in Berlin für eine solche Neuerung das Beispiel gegeben, wo nicht allein die Fürstin Hedwig, sondern auch andere Frauen der vornehmen Welt in nahe Beziehungen zu jenen geistreichen jüdischen Frauen getreten waren, deren Gesellschaft von den bedeutendsten Männern gesucht ward.

Anders verhielt es sich mit den patrizischen Kaufleuten in Königsberg. Sie hatten bisher eine Gesellschaft für sich gebildet, hatten mit dem Adel, dem Militär und der Beamtenwelt wenig Zusammenhang gehabt, und selbst jetzt, wo sich während der Kriegsjahre und während des Aufenthaltes der Königsfamilie in Preußen diese Zustände geändert, hatte Niemand daran gedacht, sich auch den Juden zu nähern, bis die Fürstin Hedwig in das Lindheim'sche Haus gezogen war. Die ererbte Abneigung gegen den fremden Volksstamm hatte sich durch das rasche Emporkommen desselben in der Handelswelt, durch die Bedeutung, welche die Stieglitz, die Rothschild gewonnen, und selbst durch die wachsenden Erfolge Jakob Lindheims nicht

vermindert, sondern eher noch erhöht.

Darner war in der gleichen Abneigung erwachsen.

Als ein geknechteter Höriger war er sich doch besser und vornehmer erschienen als der Handelsjude, der hausirend und Felle verkaufend das Mecklenburger Land durchzogen. Später, als ein durchgebildeter Mann, hatte er das Verhalten der christlichen Staaten, vornehmlich der deutschen, gegen die Juden in ihrer ganzen Ungerechtigkeit erkannt; aber mit sich und seinen Angelegenheiten beschäftigt, hatte er sich nicht berufen gefühlt, für sie besonders einzutreten. Er hatte sich selber geholfen, sie halfen sich ebenso auf ihre Weise; das war ihr Recht, wie es das seine gewesen war. Wo er mit ihnen im Handel zu thun [3-180] gehabt, hatte er sie benutzt und ihnen gedient wie seinen anderen Geschäftsfreunden, ohne sich um ihre persönlichen Verhältnisse zu kümmern; und erst als Lindheim zur Zeit der Noth in Königsberg mit größter Freigebigkeit und Hilfsbereitschaft es den Reichsten gleich gethan, war Darner in eine Art von persönlichem Verhältniß zu ihm getreten.

Wie dann die Fürstin Madame Lindheim in den Frauenverein gezogen, die Königin sie empfangen hatte, und nachdem Darner mit der Fürstin näher bekannt geworden war, hatte er sich Lindheim zum öfteren genähert. Als nun die Fürstin jetzt mit der bestimmten Forderung an ihn herangetreten war, ihr in ihrem Vorhaben zur Seite zu stehen, kam ein Zorn gegen sich selber in ihm auf, daß er gewartet habe, bis eine Frau ihn daran gemahnt, was grade ihm zu thun gebührte. Dazu waren die Beharrlichkeit der Fürstin, die Entschlossenheit, mit welcher sie noch in der letzten Stunde ihren Plan durchzusetzen, ihrer Ueberzeugung Geltung zu verschaffen strebte, recht nach seinem Sinne. Sie machten ihn noch mehr zu ihrem Bundesgenossen. Wer sich befreit, mußte Andere befreien helfen — denn Befreiung, im Kleinen wie im Großen, war die Losung.

Er lächelte, indem er daran dachte, daß ein Mann wie er, eine Frau wie die Fürstin eine Bedeutung daran knüpften, ob ein

wohlerzogenes, hübsches Judenmädchen eine Spazierfahrt mitmachte oder nicht. Und doch hatte auch das seine symbolische Bedeutung; aber er wurde ebenso schnell wieder ernsthaft im Hinblick auf sich selbst und auf das Wollen und Können des Menschen.

An den Weltfrieden hatte er gedacht! — Weil er für sich viel erreicht, hatte er Alles erreichbar geglaubt. Durch großartige kaufmännische Verbindungen [3-181] hatte er Einfluß auf die Gestaltung der politischen Ereignisse zu erreichen für möglich gehalten; und in diesem Augenblicke kämpfte er gegen ein Vorurtheil, das den Frieden und die Eintracht störte zwischen Mitbürgern derselben Stadt, zwischen Nachbarn derselben Straße — ein Kampf in einem Glase Wasser, dem doch auch begegnet werden mußte, denn die Fürstin hatte recht gehabt mit dem Ausspruch, den Virginie ihm berichtet: »Was ist klein, was ist groß, sofern es einem Menschen zu gute kommt?« Und in seinem Innern setzte er hinzu: »Oder der Unvernunft entgegenarbeitet und dem Vorurtheil.« — Er hatte des Letzteren auch sein Theil gehabt. Jetzt war es überwunden.

Schnell, wie zuckendes Wetterleuchten waren diese Gedanken, einander folgend und sich auflösend ineinander, in den wenigen Minuten, welche die beiden Häuser von einander trennten, ihm durch den Kopf gegangen.

Justine trat eben mit ihren Begleitern auf den Wolm hinaus, als der Vater die Treppe zu demselben hinanstieg.

»Haben Sie etwas vergessen oder zu befehlen?«, fragte Frank in Dienstbeflissenheit, da er den Vater unerwartet zurückkommen sah.

»Nichts, mein Sohn, aber laß den Wagen halten vor dem Lindheim'schen Hause. Mademoiselle Lindheim wird mit Euch fahren.«

»Mit uns«, fragte Justine, »die Flora Lindheim? Sie scherzen, Vater!«

»Das hätte die gnädige Frau von Ringking nicht wirkungsvoller

ausgerufen, hätte man ihr gesagt, daß Lorenz Darner oder Deines Franks Mutter eine Spazierfahrt mit ihr machen sollten!«, antwortete ihr der Vater; und sich zum Fortgehen wendend sagte [3-182] er zu Frank: »Steigt gleich ein, wir wollen zusammen aufbrechen, und Justine soll vernünftig sein.«

»Sie ist's ja, Vater; sie erstaunte nur John zu Ehren, wie ich sie kenne.«

»So soll sie sich schämen, und mag er davon bleiben, wenn er's für nöthig findet.«

»Dazu ist er doch zu gescheidt und das Gegenüber zu hübsch!«, lachte Frank, der mit diesen Vorurtheilen wie mit manch Anderem fertig geworden war, während er in Holland gearbeitet, denn grade er hatte immer mit den Männern der Lindheim'schen Familie, noch vor der Vermittlung durch die Fürstin, sich auch außerhalb der Börse und des Geschäftes freundlich berührt.

Während dann der Major und Darner der Fürstin und Virginie in die Sättel halfen und sich zu Pferde setzten, waren die Anderen eingestiegen. Die Reiter, von den Reitknechten gefolgt, ritten voran, Frank stieg vor dem Lindheim'schen Hause aus, den Gast aufzunehmen. Der Wagen folgte den Reitern, die in der Straße Schritt zu halten hatten. Die Nachbarn, von dem Pferdegetrappel aufmerksam gemacht, kamen an die Fenster und auf die Wolme hinaus. Madame Lindheim sah es mit stiller Freude. Sie nickte und nickte noch einmal nach dem Wagen hinunter, Justine und ihre Flora zu grüßen.

»Gott erhalte die Fürstin!«, sagte sie, als sie das Fenster verließ und der stattliche Zug ihrem Auge entschwand.

Siebzehntes Kapitel

Im Logengarten hatten die drei Herren ihr Whist beendet und saßen mit Madame Göttling und der Konsulin Armfield unter einer der gedeckten Hallen beim Abendessen, als John in der besten Laune herankam.

»Da ist er«, rief Madame Armfield, »da ist er! — Und nun erzählen Sie weiter, denn daß Sie eine große Partie, eine Kavalkade mitgemacht, das habe ich hier schon berichtet. Ich kam grade um die Ecke, als Sie in die Lizentstraße hinauskamen, und ich erzählte ihnen hier, wie prächtig sie Alle sich ausgenommen, Darner mit der Fürstin, Mademoiselle Virginie mit dem Major, der Generalkonsul mit der Frau, Sie der Flora Lindheim gegenüber, deren Augen leuchteten wie die Feuersäulen, oder was sonst vor ihnen daherzog auf ihrem Wege in das gelobte Land. Was hat's denn heut Besonderes gegeben?«

»Ein kleines Abschiedsfest für die Fürstin Hedwig!«, sagte John, den Spott der Uebelwollenden nicht beachtend. Er erzählte darauf, wie Darner am Mittag einen seiner Leute mit Blumen, Früchten, Wein und Backwerk hinausgesendet, wie der Wirth im Gasthause sich geschickt erwiesen, und wie man die paar Stunden draußen auf die angenehmste Weise zugebracht. »Selbst sein Segelboot hatte Darner hinaus kommen lassen«, schloß er, »so daß wir noch eine halbstündige Wasserfahrt gemacht und einen Abend gehabt haben, der schöner gar nicht sein konnte.«

»Und wie benahm sich Flora auf dem Wasser, wo Moses bekanntlich keine Balken gezogen hat?«, scherzte der Doktor mit dem landläufigen Ausdruck.

»Spotten Sie über Flora nicht, sie ist ein [3-184] reizendes

Geschöpf«, versicherte John, »klug und naiv zugleich, und ihre Manieren lassen nichts zu wünschen übrig. Sie hat an mir einen Verehrer gewonnen.«

»Und weiter nichts?«, fragte der Doktor.

»Nun«, fiel Madame Armfield ein, »für das erste Mal ist das genug. Fortsetzung folgt.«

Madame Göttling bemerkte, ihre Pflegetöchter — sie liebte es, Justine und Virginie, wenn es sich thun ließ, mit diesem Namen zu bezeichnen — ihre Pflegetöchter, die Beide vorsichtig in ihrem Urtheil wären, hätten eine gute Meinung von den Lindheims, und das Urtheil der Fürstin falle doch besonders in das Gewicht.

Kollmann, der dem leichten Gerede bis dahin schweigend, aber nicht mit Gefallen zugehört, trank sein Glas aus und sagte, während er es langsam wieder füllte:

»Die Fürstin in Ehren, sie ist eine vortreffliche Frau; indeß es ist nicht vom Uebel, daß sie uns verläßt. In Berlin, in der großen Gesellschaft der Residenz, in der schon von Friedrichs des Großen Zeiten her viel Fremdländisches und viel Philanthropisches seinen Spielraum gefunden, und bei sich in der Einsamkeit ihres Schlosses, ist die Fürstin aber doch mit ihrer Art von Ausgleichung der Standesunterschiede, mit ihrer allgemeinen Menschenliebe, besser an ihrem Platze als hier bei uns. Unsere Verhältnisse sind dazu zu fest in sich gefügt. Wir lassen's, denke ich, beim guten Alten, bleiben für uns und lassen die Anderen, Darner und wem es sonst gefällt, ihre Wege haben.«

»Mein Gott«, rief Madame Armfield, »das hört ja Alles wieder von selber auf, wenn die Fürstin fort ist und nicht mehr, wie Schillers Göttin der [3-185] Freude, als Tochter aus Elysium, beständig das große Lied singt, daß alle Menschen Brüder werden. — Menschenliebe wo sie hingehört, überall wo Noth ist! aber nicht in der Gesellschaft. Herr Kollmann zum Beispiel würde sich mit all seiner Humanität doch auch zwei Mal besinnen, ehe er den Bekehrer spielte und eine Lindheim heirathete.«

»Wer weiß?«, entgegnete John, dem es des Scherzes zu viel

wurde, da ihm schon die Bemerkung seines Vaters empfindlich gewesen war. »Jedenfalls, Frau Konsul, lassen Sie mich außer dem Bereich Ihrer Betrachtungen und Beispiele.«

Der Konsul, der oft in der Lage war, die Mißgriffe seiner Frau in solchen Dingen auszugleichen, legte sich ins Mittel, indem er Jakob Lindheim als einen durchaus rechtschaffenen und wohlunterrichteten Mann bezeichnete, und der Doktor fällte ein ebenso günstiges Urtheil über den Charakter und die ärztliche Tüchtigkeit seines jungen Kollegen, des Doktor Julius Lindheim. Damit war die Sache erledigt, und nur die Bezeichnung der Fürstin, als Tochter aus Elysium, ward als ein vortrefflicher Witz wiederholt, belacht, und in dem Kreise von Madame Armfield festgehalten, auch nachdem die Fürstin Königsberg verlassen hatte.

Sie fehlte Allen, welche mit ihr in Berührung gekommen waren.

Für Virginie und Justine blieben das Wesen der Fürstin wie ihre Ansichten die Richtschnur; auch die beiden Darner, Vater und Sohn, kamen in ihren Gesprächen gern auf sie zurück, und im Lindheim'schen Hause wurden sie und ihr treffliches Bild, das sie als ein Zeichen des Dankes ihren Schützlingen zurückgelassen hatte, mit einem Kultus verehrt, daß Doktor Lindheim einmal scherzend den Vorschlag gemacht, [3-186] das I. H. S. V. der Jesuiten, das: »In diesem Zeichen werden wir siegen«, über demselben anzubringen.

Die Ernte war im ganzen Lande in vollem Gange gewesen, als die Fürstin zu der Begegnung mit ihrem Sohn nach Westpreußen gekommen; und auch in Lithauen hatte sie begonnen, während Eberhard zum ersten Mal die Sommerferien auf seinem Gute verlebte.

Der Gutskauf hatte sich in jedem Betrachte bewährt. Eberhard war zum Landrath seines Kreises gewählt und damit in die ihm zusagendste und zugleich in diesen Zeiten zu einer bedeutungsvollen Thätigkeit gekommen; und klein, wie der Besitz ihm Anfangs erschienen, war er ihm lieb geworden, weil er ihn unter seiner Hand und seinen Augen sich heben sah.

Festhaltend an der verständigen Handlungsweise seines Vorgängers, hatte er damit begonnen, einige junge Pferde aus guten Gestüten des Landes zu kaufen, die Wiesen zu trocknen und einzuzäunen, den Stall zu vergrößern und nach den besten Vorbildern, wenn auch mit bescheidenem Material, für die Pferdezucht einzurichten; und erst nachdem das Nothwendige und Ertragversprechende, so weit es möglich, beschafft worden, war er daran gegangen, sich das Haus nach seinem Sinne einzurichten.

Es war ein heller Sonntagsmorgen, als er gegen die Mittagsstunde hin in der großen Gartenstube, die er sich zum Wohn- und Arbeitszimmer eingerichtet, vom Schreibtisch aufstand und, die Angelegenheit durchdenkend, über die er zu entscheiden hatte, in die offene Thüre des Gemaches trat.

Die großen alten Linden beschatteten das Zimmer und die beiden Bänke, die draußen rechts und links [3-187] an der Thüre standen. Es freute ihn, daß die Franzosen ihm die Linden nicht umgehauen hatten, denn es sah hübsch aus, wenn er so zwischen den beiden schmalen Blumenbeeten, die sich zu beiden Seiten des Weges hinzogen, nach der Höhe hinauf sah in den Wald, durch dessen Laub die Sonnenstrahlen hindurchhuschten, ihr gaukelndes Licht verstreuend hier und dort. Vor dem Eingang in das Zimmer hatte er ein paar schöne Rosenstöcke in den Beeten, die Lieblingsblumen seiner Mutter, pflanzen lassen; und wie der Geruch der Reseda und der Levkojen ihn so warm und voll umströmte, wendete er sich unwillkürlich nach dem Bilde seiner Mutter hin, als wolle er sie fragen, ob es ihr gefalle und ob er es ihr recht gemacht in seinem Hause.

Die Stube war lange nicht so klein, als sie ihm erschienen war an dem Tage, da er sie zuerst betreten. Die Bilder seines Vaters, seiner Mutter, standen in den beiden Ecken der Fensterseite und stumpften sie für das Auge gefällig ab. Seine Bücherschränke, sein Schreibtisch, die einfachen Stühle, das schlichte Sopha, die rothen Vorhänge dienten eben ihrem Zwecke. Es ließ sich gut leben, gut arbeiten in der Stube; und mochten Andere darin erlebt haben, was

sie wollten, es hatte keinen Zusammenhang mit ihm. Wie ein Ansiedler auf Neubruchland kam er sich vor. Was ihn in Waldritten umgeben, hatten Andere für ihn geschaffen zum Nutznießbrauch, zum Vererben auf Andere. Was ihn hier umgab, was er hier erleben, hier noch leisten würde, das war einzig sein, das schuf er für sich und Andere. »Welche Andere?«, fragte er sich, und er konnte sich des Gedankens nicht erwehren: »Hier hätte es sich gut leben lassen in trauter Stille mit dem holdseligen Geschöpfe; hier in der einfachen ländlichen Stille [3-188] würde Dolores glücklicher gewesen sein als in ihrem venetianischen Palaste.« Und er klagte Darner an, und sich nicht minder, daß er sich zu spät befreit, daß er nicht Alles an Alles gesetzt.

»Sonntagsträumereien!«, sagte er halblaut zu sich selber und hatte sich eben wieder vor seinem Schreibtisch niedergelassen, als es an seine Thüre klopfte und der Kutscher hereintrat.

»Nichts für ungut, Herr Landrath«, hob er an, »aber der Herr Inspektor ist, wie der gnädige Herr wissen, nach der Stadt geritten, und draußen ist ein Mann, der von den Krümpern kommt …«

»Von den Krümpern?«, fragte der Landrath, rasch den Zusammenhang errathend, »schick' Er ihn herein.«

»Ein großer, langer Mensch«, fügte der Kutscher hinzu, »ich sagte, er möchte warten, aber er hörte nicht darauf. Der Herr kenne ihn, sagt er.«

»Ich weiß, ich weiß, schick Er ihn nur her!«, rief Eberhard, und gleich darauf machte der Kutscher, den die Neugier verlockte, für den langen Karl die Thüre auf.

Die Hosen in die thrangeschmierten Stiefel gesteckt, den Tuchrock fest bis zum Halse zugeknöpft, den Zwerchsack, der sein Hab und Gut enthielt, über Brust und Rücken von der Schulter zur Hüfte gehängt, und die Mütze in der Linken, blieb er, militärisch grüßend, dicht an der Thüre stehen.

»Willkommen, Karl, da bist Du ja!«, rief Eberhard ihm entgegen, aufstehend und an ihn herantretend.

»Zu Befehl, Herr Baron!«

»Du hast Dich herausgemacht«, sagte dieser, mit Wohlgefallen bemerkend, wie die kurze militärische Dienstzeit den langen Karl gemodelt hatte. »Bist Du jetzt frei?«

[3-189] Zu Befehl, Herr Baron, da sind meine Papiere!«

Er zog sie aus der Brust hervor und reichte sie ihm hin. Eberhard sah sie durch; sie enthielten seinen Entlassungsschein, einen Paß für die Reise und einen Brief des Amtmanns aus Waldritten für Eberhard.

»Du bist zu Hause gewesen, sehe ich, und es steht dort gut.«

»Ganz gut, Herr Baron, und sie lassen alle grüßen. Es geht Keinem was ab, und die junge Frau vom neuen Herrn sieht nach Allem und hilft aus. Aber grüßen lassen sie doch — und …« Er kam mit dem, was er sagen wollte, nicht zu Stande, sondern wiederholte: »Und sie lassen grüßen.«

»Das freut mich, und Du bleibst also hier und kommst mir gelegen; wir sind mitten in der Ernte und brauchen Hände. Der Herr Inspektor kommt am Abend wieder, melde Dich bei ihm. Du sollst beim Hofmann untergebracht werden. Halte Dich auch hier ordentlich wie in Waldritten und im Militär, damit Du Waldritten Ehre machst.«

»Zu Befehl, Herr Baron!«

Eberhard gab ihm einen Thaler auf die Hand, ließ den Hofmann kommen, ihm die nöthige Weisung zu ertheilen, und schickte Karl dann mit ihm fort. — Er hatte das treuherzige Gesicht mit Vergnügen wiedergesehen, das ihm von seiner Kindheit redete; und selbst die Aussprache und den Tonfall des heimischen Samlandes hatte er gern wieder einmal gehört. — Seinem Grundsatz getreu, hatte Eberhard sich auch in seiner neuen Stellung und in seinem neuen Hause auf das Nothwendige beschränkt. Nun wollte er, wenn die Ernte beendet sein würde und Karl, der immer gut zu Pferde gewesen, sich, wie es [3-190] vorauszusehen war, gut anließ, ihn zu seinem Reitknecht und Bedienten machen; und wieder einmal an dem Beispiel Karls erkennend, wie auch eine geringe Schulung dem ungeschulten Manne körperlich und geistig Haltung

zu geben vermögen, knüpfte er, mit allen seinen Gedanken immer nur auf das eine Ziel gerichtet, sofort einen neuen Plan an die Ankunft seines einstigen Spielkameraden.

Sie hatten als Kinder Soldaten gespielt. — Wenn die Erntearbeit gethan war, sollten Soldatenspiele bei ihm in Rasten für die Sonntagnachmittage eingerichtet werden für die Männer. Drei Stunden weniger im Kruge, drei Stunden Exerzieren unter Karls Leitung und seiner eigenen gelegentlichen Aufsicht, waren ein doppelter Vortheil, konnten zur Nachahmung reizen. Daß die Behörden solch ein Unternehmen in der Form, in welcher er es einzuleiten dachte, gut heißen würden, dessen war er sicher; und ihm war das unausgesetzte stille Arbeiten für die Zukunft die Lebensaufgabe geworden, die er sich gestellt.

Stilles Thun, schweigendes Gedenken, das war die Losung geworden für das ganze Land und namentlich für die Ostprovinzen, seit noch vor dem Ende des Jahres die königliche Familie sie, nach mehr als dreijährigem Aufenthalt in denselben, verlassen und ihre Residenz wieder nach Berlin verlegt hatte.

Das Scheiden des Königspaares war ohne Gepränge vor sich gegangen. Der König hatte seine Behörden und auch den Magistrat und die Stadtverordneten, die Königin den Frauenverein noch einmal empfangen. Gemeinsame Leiden, gemeinsames Hoffen verbanden den Herrscher und sein Volk. Aber das Hoffen war in dem Volke, und namentlich unter [3-191] den Gebildeten des Volkes auch jetzt wieder leidenschaftlicher, thatfordernder und zuversichtlicher als in der Seele des Königs.

Die Gewalt, mit welcher Napoleon nach dem Wiener Frieden über das ganze europäische Festland bis tief nach Asien hinein gebot, konnte freilich die sich bescheidende Zurückhaltung des Königs erklärlich, das feste Hoffen des Volkes unberechtigt erscheinen lassen, wenn nicht die feste Zuversicht, daß dem rechten Wollen, dem rechten, beharrlichen Thun das Vollbringen und der Erfolg doch zuletzt nicht fehlen können, von den hervorragenden Geistern, von den großen Herzen, von den

Staatsmännern, Dichtern, Denkern, und von den Tüchtigen in allen Ständen lebendig erhalten worden wäre; wenn nicht der in der Gesammtheit sich immer klarer und deutlicher aussprechende Volksgeist sich als eine Macht empfinden lernen, die sich endlich Geltung, ihr Recht und die Freiheit erzwingen würde.

Achtzehntes Kapitel

Ueber zwei Jahre waren seitdem vergangen und die Welt hatte des Unerwarteten die Fülle erlebt. Napoleon hatte seine erste Gemahlin verstoßen, eine österreichische Kaiserstochter geheirathet, den Sohn, den sie ihm geboren, zum König von Rom ernannt. Sein Bruder hatte die Königskrone von Holland niedergelegt, dem Herzog von Oldenburg war sein Land genommen worden, um Frankreich abzurunden, und den Interessen Rußlands war durch die Entthronung des ihm verwandten Oldenburgers und [3-192] durch die Begünstigung der Polen in einer Weise entgegentreten worden, daß man der russisch-französischen Freundschaft keine lange Dauer mehr verhieß.

Preußen hatte seine schöne, hochherzige Königin durch ihren frühen Tod verloren, und dies Schicksal hatte den König vollständig entmuthigt, wie warm ihm auch das Mitgefühl des ganzen Volkes bei dem Unglück entgegengebracht worden war.

Während man im Innern des Reiches an seiner Erhebung arbeitete, blieb die äußere Politik die haltloseste von der Welt. Man suchte ein neues Heer zu schaffen, das Volk kriegerisch zu erziehen; die Finanzverwaltung wurde verbessert, die Gesetzgebung vielfach freisinnig erneut, die Wissenschaften fanden Förderung; aber im Lande fragte man sich überall, wohin man steuere. Denn gleichzeitig mit den Bestrebungen, eine Alliance mit Frankreich zu schließen, dauerten die Freundschaftsverhandlungen mit Rußland immer fort, und Preußen war dahin gekommen, nach beiden Seiten hin für unzuverlässig zu gelten, von beiden Theilen, von Frankreich und von Rußland, mißachtet, und als eine gelegentliche gute Beute angesehen zu werden.

Es war am letzten Abend des Jahres 1811, und noch im Sommer dieses Jahres war wieder ein schweres Geschick über die Stadt Königsberg hereingebrochen. Eine furchtbare Feuersbrunst hatte die ganzen am linken Pregelufer gelegenen Stadttheile und die Speicherseite zerstört. Mehrere tausend Menschen waren wieder obdachlos geworden wie zur Franzosenzeit bei dem Niederbrennen der Vorstädte. Der Schaden, den die Stadt und den namentlich auch die Kaufmannschaft erlitten, bezifferte sich nach mehreren Millionen Thaler; und die Frauenvereine, welche sich während der Kriegszeit gebildet, die Ein[3-193]schränkung des Luxus und der Ausgaben für denselben, zu welchen man sich damals entschlossen, hatten wieder noch größeren Anlaß, sich zu bethätigen, gefunden.

Die bürgerliche Stadtverwaltung hatte sich als ein Segen erwiesen durch die Schnelligkeit, mit welcher sie einzugreifen im Stande gewesen war. Kollmanns und der anderen alteingesessenen Königsberger Stadträthe und Stadtverordneten Kenntniß der Orts- und Personenverhältnisse war zur Bewältigung der großen Aufgabe, vor der man gestanden, ebenso nützlich gewesen wie Darners Scharfblick und Leitung, als es sich darum gehandelt, die Stadt als solche, und manch einzelnen Bürger vor dem Bankerott zu bewahren.

Darner war eben erst von einer Reise nach Rußland zurückgekehrt, als das Unglück die Stadt betroffen, und hatte dann in der Mitte des November sich abermals zu einer Reise entschlossen, welche über Paris nach England gehen sollte. Jene erste Reise hatte er, wie schon vorher den der Fürstin in Schlesien zugesagten Besuch, allein gemacht; bei der Reise nach Westen hatte er Virginie mit sich genommen.

An Feste, an den Sylvesterball der Kaufmannschaft, war in dem Jahre wieder nicht zu denken, wo man so viel Nothleidende zu versorgen hatte; aber den Tag und die Stunde ungefeiert vorübergehen zu lassen, in denen sie sich zuerst gesehen und die ersten Worte miteinander gewechselt hatten, das vermochten

Frank und Justine nicht; und da man den Vater und die Schwester zu entbehren hatte, hatten der Onkel, John und Madame Göttling es zugesagt, das alte Jahr mit ihnen gemeinsam zu beschließen, das neue gemeinsam zu beginnen. Auch den Hauptmann erwartete man, der seine Ernennung [3-194] zum Major erhalten, seit General York zum Generalgouverneur der Provinzen ernannt, und die Ausbildung der Truppen für den Felddienst die Hauptaufgabe geworden war.

Die Fenstervorhänge waren in Justinens Wohnzimmer herabgelassen, die Lichter brannten auf dem Tische, an dem sie saß, während Lorenz ihr gegenüber mit seinen Zuckererbsen spielte. In der Eßstube deckte der Diener den Tisch für das Abendessen. Seit dem Tage, an welchem vor der Abreise Darners die Tochter getauft worden, die Justine im Herbste geboren, war es das erste Mal, daß sie wieder einige Personen zum Abende geladen.

Lorenz wirthschaftete tapfer mit seinen Zuckererbsen auf dem Tische herum. »Eins, zwei, drei!«, zählte er, »die sind mein! Eins, zwei, drei — die sind für die Schwester! Eins, zwei, drei!«, zählte er fort und fort und schob, ohne der Schwester weiter zu gedenken, die Erbsen für sich in Häufchen auseinander.

Plötzlich rief er gebieterisch:

»Leg' Dein Buch weg, ich hab' genug allein gespielt.« Der Ton, der Blick, die Bewegung waren so ganz die seines Großvaters, daß es die Mutter erstaunte, so oft ihr auch diese Aehnlichkeit entgegen getreten war.

»Mußt Du denn immer Jemand haben, der mit Dir spielt? Du bist ein großer Junge, spiele allein!«, bedeutete sie ihm, um seinem Willen nicht nachzugeben.

»Ja, ich muß! Die Louise ist klein und dumm, die schläft! Dann soll die Tante kommen!«

»Die Tante kann nicht kommen, die ist ja fort.«

»Ja, in Paris! Dann will ich hin!«

»Das ist sehr weit, dahin kannst Du nicht!«

[3-195] »Ich bin ja neulich mitgegangen bis vor's Thor!«

»Es ist viel weiter, viel weiter; aber wenn Du groß sein wirst —«

»Ich bin ja groß!«, fiel er ihr in das Wort, knüpfte aber gleich die Frage daran: »Wozu ist die Tante in Paris?«

»Um die liebe Tante Dolores wiederzusehen, die mit dem Onkel Polydor auch in Paris ist!«, antwortete die Mutter ihm; und der Eintritt des Dieners, der den Besuch von Mademoiselle Lindheim meldete, verhinderte des Knaben weiteres Fragen. Die Mutter schickte ihn mit einem Kuß zu Bette, nachdem er es noch durchgesetzt, seine Zuckererbsen zusammen zu raffen; und im Hinausgehen auf Flora stoßend, rief er dieser statt des guten Abends, den er ihr bieten sollte, noch eilig zu:

»Du kannst mit mir spielen kommen, morgen, morgen! hörst Du?«

»Wie deutlich er spricht!«, rief Flora und sagte dann: »Nicht wahr, Madame Darner, Sie nehmen es nicht übel, daß ich Sie noch am Sylvesterabend überfalle? Ich wollte Ihnen noch so gern danken für all die Freundlichkeit, die Sie für mich haben; wollte Ihnen auch gern Glück wünschen zum neuen Jahre und morgen Vormittag komme ich nicht gut vom Hause ab!«

Justine bot ihr die Hand, nannte sie zu jeder Zeit willkommen. Die Art des Verkehrs und des Gespräches gab es kund, daß sie sich öfter sahen, daß es des Neuen zwischen ihnen nicht viel zu berichten gab. Flora fragte nach dem Gedeihen der kleinen Louise; die Mutter hatte das Beste davon zu sagen und meinte: »Sie können gar nicht denken, welch ein Zuwachs von Glück mein kleines Mädchen mir ist und [3-196] wie es mir noch viel mehr mein eigen erscheint, als der Junge!«

Flora verstand nicht, was sie damit sagen wollte.

»Ach, es ist im Grunde vielleicht eine Thorheit, aber wer kann für sein thörichtes Empfinden! Und da dieses mich freut, bekämpfe ich es nicht. Als mein Knabe geboren wurde, legten der Vater und der Großvater gleich auf ihn Beschlag. Er war gleich von der ersten Stunde an der Lorenz Darner, der Fortsetzer der Firma. Er

gehört — ebenso wie mir und meinem Manne, auch dem Geschäft. Für das hatte ich ihn zu nähren, haben wir ihn zu erziehen; und der Zahlensinn und das Zählen sind ihm wie angeboren. Er kommt ja auch von beiden Seiten von guten Rechnern her. Mit meiner kleinen Louise ist es jetzt ganz anders; der habe ich den Namen gegeben —«

»Nach unserer hochseligen Königin!«, schaltete Flora ein.

»Natürlich! Und wenn das geliebte kleine Wesen mich mit den blauen Augen anblickt, so denke ich: die hat mit dem Geschäfte so wenig zu thun, wie ich mit dem meines Vaters, und die soll bei mir bleiben, wenn sie den Lorenz in die Welt schicken werden, damit er seinem Namen Ehre machen lernt.«

»Bei Ihnen bleiben? — Läßt man denn die Töchter immer bleiben, wo sie möchten?«, fragte Flora.

»Sie denken an meine Schwägerin?«

»Nein, nicht an Madame Joannu!«

»An wen denn sonst?«

»An mich! Aber ich hätte es nicht sagen sollen. Verzeihen Sie, es war unbesonnen! Zu Hause, unverheirathet, werden die Eltern mich nicht behalten; und da mein Bruder, der des Vaters Compagnon ist, also hier bleiben muß und natürlich heirathen [3-197] wird, so muß ich fort; und mein anderer Bruder, der Doktor, kann auch nicht heirathen, wenn er nicht eine Frau findet, die ein Privileg hat. Es ist ja nur immer eine Heirathserlaubniß für jede jüdische Familie.«

»Ja so!«, rief Justine und sie schwiegen beide. Es war zwischen ihnen lange nicht die Rede gewesen von dem Judenthume, von der Stellung der Juden im Staate; und sie waren beide verlegen, so daß es Justine lieb war, als John sich melden ließ und die Fortführung des Gesprächs hinderte.

Er begrüßte die Cousine, und sich darnach zu Flora wendend, sagte er:

»Das heißt Glück haben, Mademoiselle! Und es soll ein gutes Zeichen für das neue Jahr sein, daß wir uns am Weihnachtsabend

gesprochen haben und uns nun bei meiner Cousine noch vor Jahresschluß zusammenfinden.«

»Am Weihnachtsabende? Wie das und wo?«, erkundigte sich Justine.

»Auf geheimnißvollste Weise! Ich traf Mademoiselle, wo Du es nicht vermuthest! — Aber ich verrathe sie nicht! Es bleibt eben ein Geheimniß zwischen uns!«

»Was ist denn da zu verrathen?«, sprach Flora. »Es war die einfachste Sache von der Welt. Unsere Wäscherin ist auch obdachlos geworden bei dem Brande. Ihr Mann ist dabei umgekommen, ihre alte Mutter in den ersten Tagen der Noth gestorben, und meine Eltern hatten sie also oben in der Stadt auf dem Tragheim in einem Hause nothdürftig mit ihren sechs Kindern untergebracht, wo sie einen Trockenplatz hat und waschen kann. Die arme Frau arbeitet über ihre Kräfte! Da haben sie mich am Weihnachtsabend hingeschickt —«

[3-198] »Und«, fiel ihr John ein, »da bin ich Mademoiselle begegnet mit ihrem Diener, der das Weihnachtsbäumchen und einen Korb voll Sachen getragen hat, habe Mademoiselle unter dem Vorwande, ihr die große Düte abzunehmen, begleitet, habe zugesehen, als sie wirklich, wirklich wie ein Weihnachtsengel Licht und Freude in das Dunkel und in die Trauer getragen, und dann sind wir unter den Klängen des Weihnachtsliedes, das vom Thurm geblasen worden, zurück gegangen —«

»Und ich habe zu Hause einen gründlichen Verweis dafür bekommen, weil ich Ihre Begleitung nicht abgewiesen, Sie mitgenommen hatte, und mit Ihnen heimgekehrt bin. Daß Sie sich den Armen so großmüthig erwiesen, hat mich nicht entschuldigt; und schicklich war's auch nicht. Die Eltern hatten Recht.«

Justine blickte von dem einen zu der andern, achtsam ihren Worten folgend. »Und das erzählst Du mir erst heute?«, sagte sie zu John.

»Ich hatte Mademoiselles Geheimniß zu bewahren!«

Justine schüttelte das Haupt. »Sie haben nie einen

Weihnachtsbaum gehabt in ihrem Hause«, sprach sie, »und sie schicken ihre Tochter, ihn hinzutragen zu denen, denen ihr Glaube ihn heiligt und die ihn entbehren! Welch eine Lehre ist das! Wie schön, wie rührend!« Sie neigte sich zu Flora und küßte sie auf die Stirne.

»Du hättest sie sehen sollen! In der Enge, in der Armuth, in der Finsterniß! Man braucht nicht blonde Locken zu haben und einen Heiligenschein, um wie ein Engel auszusehen!«, versicherte sie John.

»Nicht doch! Ach, nun laufe ich fort! Was zu viel ist, ist zu viel!«, rief Flora, und das Wort zur That machend, warf sie das kleine Entredeux über [3-199] die Schulter, gab Justine die Hand, sagte ihr und John ein rasches Lebewohl und eilte nach der Thüre.

John wollte ihr folgen, sie nach Hause führen. Sie wehrte es ihm. »Soll ich wieder einen Verweis bekommen um Ihretwillen?«, lachte sie und war entschwunden.

»Sie ist wirklich reizend!«, rief John ihr nach.

»Und Du bist gründlich in sie verliebt!«, sagte Justine.

»Gründlich!«, wiederholte er. »Sie ist Deine Nachfolgerin in meinem Herzen! Es war auch Zeit, daß ich mich wieder einmal auf mein Herz besann!«

»Aber was denkst Du Dir dabei?«

»Nichts! Ich bin vergnügt und freue mich, daß ich nicht immer und ewig an das Hauptbuch und den Bernstein und an die Befreiung von den Franzosen denke.«

»Sei vernünftig, John! Was soll daraus werden, aus Dir und aus dem Mädchen, wenn es Neigung zu Dir faßt? Es geht ja nicht!«

»Sei Du vernünftig, Madame Frank, und laß mir mein bischen zeitweilige Unvernunft! Mein ganzes liebes Leben lang bin ich von Vater und Mutter gefüttert worden mit Vernunft und Herkommen; und wie ich mich dann nach Vernunft und Herkommen in Dich verliebt, bist Du es gewesen, die mir das Beispiel gegeben hat, wie man mit Vernunft und Herkommen umspringt, hast mir den Laufpaß gegeben und nach Deinem Belieben geheirathet. Und nun

ich mich endlich einmal, ich gebe Dir das zu, gegen alle Vernunft und gegen alles Herkommen verliebe, nun kommst Du in all Deinem Glück und predigst mir Vernunft!«

»Du bist nicht leichtsinnig genug, so leichtsinnig zu sprechen und zu handeln! Und Flora ist zu schade [3-200] zu einem bloßen Spiel! Sie ist gut und ehrlich wie Virginie, klug und gebildet —«

»Durch und durch«, rief John dazwischen, »und reizend obenein! — Aber laß Dir kein graues Haar wachsen, weder um sie noch um mich, und rufe mich nicht unnöthig an. Ich bin kein Lovelace, sondern John Kollmann. Verlaß Dich auf den, und laß ihn gehen!«

Draußen schlug's acht Uhr vom grünen Thore und vom Rathhause, unten klingelte die Glocke an der Hausthüre. Man kam und ging, verschiedene Stimmen kreuzten einander, Schritte, die einander folgten, kamen die Treppe herauf. Kollmann und Madame Göttling traten ein.

»Unten bei Euch«, sagte der Onkel, »ist's zum Jahresschlusse lebhaft wie auf dem Jahrmarkt. Es ist eben eine Estafette angelangt, und der Major ist gekommen, mit einem seiner Leute hinter sich, der Wild abliefert. Da ist er selbst!«

»Und sehr erfreut, Madame, Ihre Einladung gefunden zu haben und ihr Folge leisten zu können«, bestätigte der Major, Justinen die Hand küssend, die sie ihm zum Willkomm gereicht. »Ich bin übrigens erst an diesem Nachmittage zurückgekehrt, weil ich meinen Urlaub bis auf die letzte Stunde ausnützen wollte; und ich komme heim, beladen mit Empfehlen und Grüßen von dem Freunde und mit einer Probe unserer Jagdbeute, die ich Ihnen in seinem Namen zu Füßen legen soll.«

»Es geht also gut in Rasten?«, fragte Justine, nachdem man an dem Theetisch Platz genommen, an welchem Madame Göttling aus alter Gewohnheit ihres Amtes waltete, damit Justine sich ihren Gästen ausschließlich widmen konnte; und auch der ältere Kollmann verlangte Näheres von dem Baron zu hören.

[3-201] Der Major sagte, Eberhard sei wie geboren für sein Amt.

Er sei im eigentlichen Sinne des Wortes des Landes Rath, so weit seine Verwaltung reiche. Seine Menschenfreundlichkeit habe ihm die Herzen der Leute zugewendet. Wie sonst in den besten Fällen die Leute sich mit ihren Angelegenheiten an die Geistlichen wenden, wende man sich an ihn; und die Kenntnisse, die er in der Bewirthschaftung des Landes in England und Holland, in der Schweiz gewonnen, kämen ihm und seinem Kreise ebenso zu statten, wie sein guter Sinn und seine Vaterlandsliebe ihm einen wohlthätigen Einfluß unter den Gutsbesitzern und die Anerkennung seines Oberpräsidenten eingetragen hätten, der eben noch an der Jagd Theil genommen, die man vor drei Tagen in Rasten abgehalten. Von dieser Jagd stammten der Rehbock und die beiden Feldhühner, welche er in Madame Darners Küche gesendet.

»Zu denen Sie Alle geladen sind!«, schaltete Justine ein, als Frank mit den Worten in das Zimmer trat:

»Viele Grüße und ein Prosit Neujahr! vom Vater in Paris.«

»Also die Estafette war von ihm?«, fragten sie alle auf einmal, und Kollmann setzte hinzu:

»Darf man wissen, was sie gebracht hat?«

»Gewiß!«, entgegnete Frank, Madame Göttling noch besonders begrüßend, als sie ihm den Thee hinreichte. »Zunächst natürlich Aufträge und Weisungen für uns, und dann allgemeine politische Nachrichten, die Sie morgen erfahren sollen, wenn wir wieder im Geschäft sind. Kriegsgerüchte und derlei, die die Vögel ja jetzt seit Jahren von den Dächern singen. Heute das Vergnügen, morgen das Geschäft! Und nun, ehe wir uns zu Tisch setzen, noch ein Wort von Stromberg, lieber Major! Geht's ihm gut?«

[3-202] Der Major wiederholte in Kürze, was er den Anderen bereits mitgetheilt, fügte aber noch eins hinzu.

»Stellen Sie sich vor«, sagte er, »daß Stromberg mit großer Einsicht und großem Geschick das Krümpersystem bei sich in Rasten fortsetzt und damit zur Nachahmung auf den anderen Gütern angereizt hat. Einer seiner Leute, den er von Waldritten mit nach Lithauen genommen und der gedient hat, hat ihm an den

Sonntagen seine Leute einexerzirt, daß es eine Freude ist, zu sehen, wie die Kerle sich tragen, wie sie marschiren, wie sie auf das Tirailliren, so gut sich's eben in dem Falle machen läßt, einexerzirt sind. Und die Leute sind Feuer und Flamme dabei und vergessen Essen und Trinken in dem Gedanken, daß es damit auf die Franzosen abgesehen sei und daß sie denen einmal eintränken werden, was sie hier zu Lande verbrochen. Sie singen ihr ›Heil Dir im Siegerkranz‹ und ›Eine feste Burg ist unser Gott!‹, daß es aus den rauhen Kehlen schmettert; und sie sind ein schöner Menschenschlag, diese langen Lithauer mit ihrem langen blonden Haar und den langen Reiterbeinen!«

»Er ist doch ein ganzer Mensch!«, sagte Frank voll freudigen Anerkennens.

»Ein Idealist, der ernst macht mit dem Idealismus in der Wirklichkeit!«, bekräftigte der Major, während man in die Nebenstube gegangen war und an dem gewohnten Tische Platz genommen hatte.

Die Eiskübel mit dem Champagner, den man sich in Lorenz Darners Hause bei solchen Anlässen nicht versagte, fehlten diesmal auf Franks Tafel, da man den Nothleidenden zuzuwenden hatte, was man sonst für sich selber an Ueberfluß, fröhlichen Sinns genossen. Die dampfende Bowle hatte den Champagner [3-203] zu ersetzen. Sie förderte die gute Stimmung und das Behagen ebenso wie der französische Wein.

Sie waren heiter alle mitsammen. Selbst Franks Stirne leuchtete wieder hell, und der Schatten der Sorge, den Justinens liebevoller Blick an ihm wahrgenommen, als er aus dem Comptoir heraufgekommen, war verschwunden, als die Mitternachtsstunde schlug, als Glas auf Glas dem Glück des neuen Jahres, dem König, dem Vaterlande, den Entfernten dargebracht wurde.

»Stromberg und seine Garden!«, sagte Frank und neigte sein Glas zu dem Major hinüber.

»Und die Fürstin! unsere gute Fürstin muß doch auch ihr besonderes Lebehoch bekommen!«, rief Justine. »Wäre Virginie

hier, sie würde sagen: Die Frauen werden immer vergessen.«

»Nicht in Deutschland, nicht unter uns!«, sagte der Major, und als befreite es ihm das Herz, setzte er hinzu: »Mademoiselle Virginie lebe hoch!«

»Hoch und nochmals hoch!«, schallte es nach. »Und die Fürstin!«, ergänzte Justine noch einmal.

»Die Tochter aus Elysium!«, scherzte Madame Göttling, die doch auch ihren Beitrag mit Madame Armfields Witz zu der allgemeinen Freude zahlen wollte.

»Die Tochter aus Elysium!«, wiederholte John, an Justine herantretend, und: »Die soll Pathe sein bei Flora!«, flüsterte er ihr zu.

Justine behielt das Glas in der Hand und sah ihn an, ihrem Ohr, ihrem Auge nicht trauend. »Bist Du von Sinnen? Das spricht der Punsch aus Dir!«

»Der Punsch erfindet nicht, er schwatzt nur aus!«, lachte John.

»Weiß Flora davon?«

»Kein Wort! Aber —«

»Was denn aber?«

[3-204] »Wenn Vernünftige aus Liebe Idealisten werden, machen sie, wie Euer Baron, auch mit dem Idealismus in der Wirklichkeit ernst! — Stoße an, Justine! Ich will’s auch gut haben in der Welt wie Ihr!«

»Geb’s Gott!«, entgegnete sie; »aber Dein Vater und die Ihren?« Und ihre Gläser klangen trotz Justinens Bedenken aneinander.

Neunzehntes Kapitel

Ein Uhr war vorüber. Die Gäste hatten sich entfernt, im Hause wurde es stille. Frank und Justine hatten sich die Kinder noch einmal angesehen, dann hatte Justine, als sie ihr Schlafzimmer betraten, in fliegenden Worten ihrem Manne berichtet, was sie mit John erlebt, und dabei schließlich ihrer Mahnung an den Onkel erwähnt.

»Sieh mir einer unsern John an!«, lachte Frank; »er will auch seinen wilden Hafer säen! Das gefällt mir von ihm; und dem Onkel gönn' ich die Erfahrung!«

»Er wird's nicht glauben! Es wird ihn empören!«, sagte Justine.

»Nicht mehr als mich und den Vater sein Betragen an unserem Hochzeitsmorgen!«

»Das hast Du ihm heut noch nicht vergeben und vergessen?«

»Vergeben?«, — Ja! Vergessen nicht; und man soll derlei auch nicht vergessen, weil es anzeigt, wessen man sich von einem Menschen zu versehen hat! Doch das beiseite. Ich habe noch einen Nachtisch für uns aufgespart zu unserem heutigen Feste für uns beide.«

»Einen Nachtisch?«

[3-205] »Ja, einen Brief von Virginie, der mit der Estafette mitgekommen und den ich Dir vorenthalten, denn die Neugier würde Dir nicht Ruhe gelassen, und Du würdest eine schlechte Wirthin gemacht haben zum Jahresschluß. Laß ihn uns jetzt zusammen lesen !« Er zog den Brief aus der Brusttasche, öffnete ihn und reichte ihn Justinen.

Virginie hatte ihn etwa acht Tage vor der Absendung der Estafette begonnen und in Absätzen geschrieben. Sie berichtete

zum Anfang, wie sie die Reise sehr glücklich zurückgelegt, wie sie in Amsterdam in den Häusern von Darners Geschäftsfreunden, und ebenso in Paris, mit großer Gastlichkeit empfangen worden sei, wie die Frauen sich ihr freundlich erwiesen und ihr die Sehenswürdigkeiten gezeigt, da der Vater von seinen Geschäften hingenommen worden sei; »aber«, schrieb sie, »in den beiden letzten Tagen vor der Ankunft von Dolores habe ich eigentlich nichts mehr recht gesehen oder gehört, sondern immer nur die Uhr in der Hand gehabt, und gedacht: Kommen sie denn noch immer nicht?

»Und nun sind sie da seit fünf Tagen und ich weiß nicht, was ich Euch alles und was ich Euch zuerst sagen soll, denn nun wir beisammen sind, sind wir jede erst wieder ganz sie selbst; und wir haben geweint vor Freuden und auch darüber gelacht, und haben wie zu Hause gern wieder einmal zusammen in derselben Stube wohnen wollen. Polydor, der, das muß man sagen, jedem Wunsche von Dolores nachkommt, war gleich bereit, uns mit einander zu lassen während unseres Beisammenseins; aber der Vater litt es nicht. Er sagte, es gehöre sich nicht; und gegen ihn, das wißt Ihr, lehnt man sich nicht auf.

»Wie sie aussieht? — Schön und edel wie eine Königin, wenn sie in ihrer prächtigen Kleidung unter [3-206] Menschen ist. Die Haltung unserer Fürstin ist nicht edler. — Schön, noch viel schöner als vordem; aber ich möchte sagen zum Weinen schön, oder zum Hinknieen schön, wenn sie mit mir allein ist! Wie eine Heilige sieht sie aus, mit den stillen, ernsthaften Augen, mit den geschlossenen Lippen und dem Lächeln über die Anderen, die sich abmühen um Dinge, welche ihr gleichgiltig sind wie ihr Schmuck, wie der Reichthum und die Feste, oder das Theater und die große Oper und was mich sonst verlockt. Sie sagt, das alles habe sie durch die Jahre hindurch im Uebermaß genossen; sie verlange nach nichts, als die Tage des Beisammenseins mit uns in Ruhe zu verleben.

»Polydor giebt ihr in allem nach. Er hat die feinste Aufmerksamkeit für sie, aber er ist besorgt um ihre Gesundheit;

und in der That ist sie bleich und auch schweigsam. Die Marquise von Beauvrignon hat ihm zugeredet, den Leibarzt des Kaisers für Dolores zu berathen, deren Nerven vielleicht die Bäder von Baréges, oder das Gebirge nöthig haben. Der Vater billigt das, Dolores will nicht davon reden hören. Daß sie krank ist, glaube ich selbst nicht; und daß sie nicht von Herzen glücklich ist, wußten wir ja leider schon so lange.«

Zwei Tage später hieß es: »Als wir heute allein waren, der Vater und ich und Dolores, hat er sie mit all seinem Ernst und mit all seiner Liebe gefragt, wie sie in Venedig und in ihrer Ehe leben. Sie hat ausweichend geantwortet. Da hat er gesagt, daß er die Wahrheit von ihr fordere.

»›Nun denn,‹ hat sie geantwortet, ›wenn Sie es befehlen, so gehorche ich. Hätte ich mich selbst und die Menschen und die Welt und die Ehe in der Welt, in der ich leben sollte, so gekannt wie jetzt, so wäre ich nicht Polydors Frau geworden. Aber daran [3-207] trägt er nicht die Schuld. Er liebte mich und liebt mich noch, und keine der Frauen, in deren Mitte ich lebe, hat sich weniger über ihren Mann zu beklagen als ich.‹

»Sie sprach das so ruhig, als redete sie von einer Dritten. Der Vater ließ keinen Blick von ihr; mich überlief es kalt, weil sie es so kalt aussprechen konnte.

»Wie sie das vollendet, kam mir's vor, als überlege sie, ob sie weiter gehen solle, aber der Vater sagte:

»›Das genügt mir, da ich Deiner Wahrhaftigkeit vertraue! Hast Du in Deinem Manne, in Deiner Ehe nicht voll gefunden, was Du Dir vielleicht von Glück geträumt, so hast Du Dich, wie ich sehe, mit der Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge abfinden lernen. Das ist verständig, und ich lobe Dich, wie Polydor Dich lobt und sein Glück. Aber besinne Dich, Tochter! Hast Du einen Wunsch, verlangst Du etwas, das anders sein könnte, das geändert werden könnte durch mich zu Deinem Wohl, so sprich es aus!‹

»Sie schwieg, dann küßte sie ihm die Hand und sagte:

»›Ich danke Ihnen, sorgen Sie sich nicht um mich! Sie sehen ja,

wie es ist, und so muß es auch bleiben.‹

»Darüber kam Polydor, beladen mit neuen Kriegsnachrichten, zurück. Es war schon spät am Abend; sie gingen beide, der Vater und Polydor, zu dem englischen Gesandten zu einem Nachtessen; und wie wir dann allein waren, wie Dolores sich in den Sessel warf, da wußte ich, daß mein Herz mich nicht betrogen; aber sie hat auch den Vater nicht getäuscht, obschon er ihr den Willen gelassen hat, und nicht weiter in sie gedrungen ist.

[3-208] »Ich aber habe ihr gesagt: ›So unglücklich bist Du, daß Du Dich schämst, es zu bekennen!‹ Da hat sie aufgeweint wie im lauten Schrei, und hat gerufen:

»›Laß die Todten ruhen, rufe keine Geister, denn Du kannst sie nicht bannen und nicht ich! — Du kennst die Welt, in der ich lebe, nicht! Ich habe es gelernt, zu leben in der Lüge — aber die Wahrheit lebt noch in mir! Ich habe es gelernt, meinen Mann zu theilen mit einer Andern, die mich verräth und ihn verräth, und mich abzufinden mit dem Gedanken, daß ich ihn nicht theile mit Theaterprinzessinnen, oder mit Frauen, an die zu denken Schande ist und Schmach —'

»›Dolores, um Gottes willen, reiße Dich los, komm mit uns! Ein Wort, und der Vater macht Dich frei, und Du gehst mit uns!‹ beschwor ich sie in meiner Angst.

»Sie hatte sich aufgerichtet, trocknete ihre Augen, und ihre Stimme wurde wieder ruhig.

»›Mach Dich frei!‹ sprach sie mir nach. ›Das sagst Du so hin und bist so alt wie ich und warst immer klüger als ich! Aber was weißt Du davon? Frei! — Wird man denn frei von dem Banne, den der Mann mit der Ehe über uns wirft? — Und geh mit uns! — Wohin, wozu, als was? — Soll ich bei Euch sitzen und mit Fingern auf mich weisen lassen als auf eine Frau, die von ihrem Manne grundlos fortgelaufen ist? — Oder soll ich denen in der Langgasse und am Domplatz, erzählen, was sie nicht verstehen? was sie nicht ansehen können, wie es die Leute ansehen auf dem Markusplatze? Wir sind bei uns zu Hause am Theetisch in Rührung zerflossen über

Fieskos trauernde Gemahlin, haben die Gräfin Julia tief verachtet! Bei uns in Venedig würde man lächeln über uns, und lächeln über die klagende [3-209] blasse Leonore, die es ja in ihrer Hand hat, statt eines untreuen Gemahls zehn Cicisbei zu gewinnen! Was wißt Ihr davon?‹

»Ich wollte sie unterbrechen, sie ließ es nicht dazu kommen. ›Fragt mich nicht, dringt nicht in mich, ich passe nicht mehr ins Vaterhaus! Ich brächte Euch keine Freude, keine Ehre; und so muß ich wenigstens meine Ehre wahren und bleiben, wie ich zu bleiben geschworen habe, denn Serafina beleidigt mich nicht; und thäte sie es, so würde Polydor mich gegen sie schützen! Er liebt mich auf seine Weise und handelt nach seiner Ehre! Kann er dafür, daß wir von einer andern Liebe wissen, und von wahrer Ehre und von Sitte? — Ich kann nicht mehr zurück, ich kann nicht!‹ Sie schöpfte Athem, ich stand vor ihr wie ein Kind. Ich hatte ihr nichts zu sagen!

»Sie saß eine Weile still, dann gab sie mir die Hand. — ›Mache kein Aufhebens davon zu Hause und mache Dir keine Sorge, daß auch Du mir zugeredet, Polydor zu heirathen. Du hast's gut gemeint wie Alle; aber nimm Dir ein Beispiel an mir! Heirathe nie, wenn Du's nicht von Herzen thust!‹ — ›Davor bist Du sicher!‹ antwortete ich ihr.

»›Das hoffe ich!‹ entgegnete sie und ging hinaus, sich zur Ruhe zu legen. Ich wollte sie begleiten, noch bei ihr bleiben, sie gab es nicht zu. — Und nun habe ich Euch geschrieben und Euch mein Herz ausgeschüttet, und kann mich der Thränen nicht enthalten; denn sie ist ja so jung und das Leben lang, und man soll sie leben lassen bis ans Ende in dem Wahn, in dem sie, sich aufgebend, sich zu Grunde richtet! — Ob ich es nicht doch dem Vater sagen muß?«

[3-210] Damit brach der ausführliche Bericht ab, und nur mit flüchtiger Hand waren noch die folgenden Zeilen am Morgen hinzugefügt: »Der Vater kommt eben und sagt mir, daß er eine Estafette an Frank sendet, daß ich einen Brief mitschicken könne, wenn ich geschrieben hätte, und daß wir, gegen die bisherige

Anordnung, morgen schon nach London reisen, da er früher, als er gedacht, zu Hause sein müsse. So sende ich den Brief ab, wie er ist! — Der Vater meint, er könne zum Neujahr bei Euch sein. — Auch Polydor und Dolores werden Paris bald wieder verlassen. Wir haben noch den einen Tag mitsammen — und wann und wo werde ich die Aermste wiedersehen?! — Heute mit dem Vater zu reden, ist ja unmöglich; und kann ich, darf ich es überhaupt, da der Vater sie gewähren läßt, da sie's nicht will? Wir haben einmal in ihr Leben eingegriffen, und zu ihrem Unglück! Darf man's zum zweiten Male thun?

»Aber ich muß schließen! Habt ein frohes Weihnachtsfest, einen guten Jahresanfang mit den Kindern! — Was hatte ich mir für Freude erhofft von dieser Reise, von dem Wiedersehen mit Lora! — Und wie anders werde ich heimkehren, als ich gegangen! Die traurige Gewißheit ist ja so viel schwerer als das bange Ahnen! — Lebt wohl, grüßt Alle, auch den Major, wenn er mit Euch ist beim Feste!

Die Eure Virginie.«

Justine faltete den Brief zusammen, er war Beiden tief zu Herzen gegangen. Ihr Glück machte sie das Leid der Schwester doppelt lebhaft empfinden; doch Beide waren überzeugt, daß man Dolores nicht auf die Möglichkeit einer Trennung ihrer Ehe hinweisen dürfe, so lange sie eine solche nicht begehre; daß man sie, wie der Vater es gethan, ihrem Ge[3-211]fühle folgen und den Weg gehen lassen müsse, den sie zunächst als den ihr gemäßen erachte. — »Aber«, sagte Frank, »wer hätte das in Dolores gesucht? Wer hätte erwarten können, daß aus dem sanften, kindlich schüchternen Geschöpf ein Charakter werden könne wie sie, daß sie so viel Darnerisch Blut in ihren Adern habe? — Wenn das Kind ihrer Mutter sich so entwickeln konnte, dürfen wir uns für unsere, für Deine Kinder, das Tüchtigste versprechen; und Lorenz läßt sich auch schon darnach an.«

»Eigenen Willen hat er wenigstens bereits genug!«, meinte Justine; »aber was bestimmt den Vater zu so schneller Abreise von Paris?«

»Leider nichts Gutes!«, und den Brief hervornehmend, las er: »An dem Ausbruch eines Krieges mit Rußland zweifelte man schon in Amsterdam nicht mehr; hier sieht man ihn als im Laufe des nächsten Halbjahres bevorstehend an. Darnach werden wir also unsere sämmtlichen Maßnahmen zu treffen haben. Ich gehe nun spätestens übermorgen nach London und werde in der ersten Hälfte des Februar im Komptoir sein, wenn ich nicht durch die Langsamkeit, mit welcher jetzt die Aufenthaltskarten für die Fremden in England ertheilt werden, gezwungen sein sollte, länger im Hafen von Dover zu bleiben, als ich erwarte. Der Disponent von Matthias Steenhoven ist neun Tage aufgehalten worden, ehe er das Schiff verlassen durfte. Theile den Kollmanns mit, was Du hiermit erfährst; und mag die Benachrichtigung, die ich von Personen erhalten, welche ich für so sicher erachte, daß ich mich nach ihnen richte, auch Anderen nützen; jedoch kann ich nicht einstehen, wenn sie sich als irrig erweisen sollte, was bei den rasch wechselnden Planen des Kaisers nicht ausgeschlossen ist.«

[3-212] »Also Krieg«, klagte Justine, »und immer wieder Krieg! Und wieder das Elend und die Noth, und obenein hier bei uns, wo sie ohnehin kaum noch zu bewältigen sind! Wo ist denn noch Glück und Freude zu finden in der Welt, in der wir leben?«

»Das fragst Du?«, entgegnete ihr Frank, »und wir sitzen beisammen und drinnen schlafen unsere Kinder?«

Sie warf sich ihm in die Arme, die er ihr entgegenbreitete.

»Muth, Justine! Es sieht wirr und arg aus in der Welt, aber sie gehört dem Muthigen, und: »Komme, was kommen mag!« — Wir sind ja beisammen!«

Zwanzigstes Kapitel

Der Major kam in Galauniform von der Neujahrsaufwartung bei dem Generalgouverneur der Ostprovinzen. Auf dem Domplatze traf er mit John Kollmann zusammen. Es war um die Besuchsstunde, man sah viel junge Männer aus allen Ständen auf der Straße.

»Wohin des Weges, Herr Major?«, fragte John.

Der Major sah nach der Thurmuhr hinauf. »Ich habe noch meinem Oberst aufzuwarten, aber es ist erst halb ein Uhr. Ich kann noch bei den Lindheims vorgehen.«

»So begleite ich Sie, wenn's Ihnen recht ist!«

»Sie waren, wenn ich nicht irre, noch nicht dort!«

»Nein!«, entgegnete John. »Ich hatte es lange [3-213] vor, bin aber nicht dazu gekommen. Nun schickt sich's gut zum Neujahrstage und unter Ihrer Fahne!«

»Den Scherz bei Seite! Aber es freut mich, daß Sie hingehen. Es sind sehr gebildete, vortreffliche Leute. Die Fürstin Hedwig hat sie eigentlich entdeckt, und ich bin durch Stromberg mit ihnen bekannt geworden. Ich halte viel von dem Vater und von den Söhnen; von dem Vater besonders, weil er bei seinem starken Verstande der Einfachste und Ruhigste von ihnen ist. Kennen Sie ihn näher?«

John verneinte das. Er habe die Frau und die Tochter, ebenso die Söhne, öfter im Theater, in Konzerten, an den öffentlichen Spazierorten gesprochen, sei der Tochter in der letzten Zeit ein paar Mal begegnet. Der Vater aber sei seltener mit dabei gewesen; doch kenne er ihn und den ältesten Sohn aus angenehmem, verläßlichem Geschäftsverkehr, und die Darners hätten ja Umgang mit ihnen, da habe er viel Gutes von ihnen gehört. Die Tochter

habe er gestern noch einen Augenblick bei seiner Cousine gesprochen.

»Seit einiger Zeit kommt ein junger, christlicher Arzt, ein Doktor Werner, Freund des Sohnes, viel in das Haus, der ihr sehr huldigt; aber sie läßt es bis jetzt an sich herankommen!«, bemerkte der Major.

»Und die Eltern? Glauben Sie, daß sie die Tochter taufen lassen, in solche Heirath willigen würden?«

»Willigen? Mit beiden Händen würde die Mutter zugreifen, schon um die Tochter bei sich behalten zu können; abgesehen davon, daß eine Heirath mit einem Christen ihr schmeicheln würde; denn Herzenssache ist ihnen Allen ihre Religion weniger als Ehrensache. Der Vater ist Philosoph, die Söhne auch auf ihre Weise. Und Flora? — Ich müßte sehr irren, oder [3-214] die ist ein Durchgänger, wenn sie warm wird! Ich möchte die schönen schwarzen Augen mit den großen Sternen wohl einmal in Feuer sehen.«

Sie hatten das Haus erreicht, stiegen zusammen die Treppe hinan, die zum Wolme führte, und wie John dann, da der Major ihm den Vortritt aufnöthigte, den blank geputzten Drücker der Thüre in der Hand hielt, hatte er ein Mißbehagen, ein Widerstreben in sich niederzukämpfen.

Er hätte nicht gehört haben mögen, was der Major gesagt. Er mochte nicht denken, daß das Mädchen, auf welches er sein Auge geworfen, das er in sein Herz geschlossen, so leichten Kaufes für den ersten Besten zu erlangen sein könne; denn welchen Preis er von seiner Seite zu zahlen haben würde, um sie heimführen zu können, das war nicht vorauszusehen. Er unterschätzte das Opfer nicht, das er dabei von seinem Vater zu fordern genöthigt sein würde. Aber er mußte Flora wiedersehen, sie in ihrem Vaterhause sehen, in Ruhe mit ihr sprechen, mit ihr verkehren können. Er mußte wissen, ob er sich täusche in dem Glauben, daß sie seine Liebe theile. Und wenn er sich nicht täuschte, wenn sie ihn liebte? — Er war immer ein guter Sohn gewesen, hatte sich dem

Vater gern gefügt. Jetzt war er ein Mann von vierunddreißig Jahren! Mochte der Vater sich denn nun auch dem Sohne fügen, wenn es dessen Liebe und Ehre galt.

Madame Lindheim saß auf dem Sopha, Flora auf dem erhöhten Tritt im Fenster an dem Nähtisch, der Vater kam aus dem Nebenzimmer herein, als der Major und John bei ihnen eintraten. Der Major wurde freundlich wie ein alter Bekannter empfangen; Lindheim ging dem neuen Gaste ein paar Schritte entgegen.

[3-215] »Willkommen in meinem Hause!«, sagte er mit einer Gemessenheit, die er sonst im geschäftlichen Verkehr und an der Börse gegen John nie an den Tag gelegt.

»Haben Sie Dank dafür!«, entgegnete ihm John. »Ich wollte mir lange schon die Freiheit nehmen, Sie in Ihrem Hause aufzusuchen; ich meinte aber, es am Neujahrstage am besten zu thun, um zugleich Ihnen und den Damen meine Glückwünsche darbringen zu können.«

»Die wir, fürchte ich, wieder sehr nöthig brauchen werden!«, meinte Lindheim, während sie nach dem Sopha gingen und der Major zu Flora herangetreten war, die am Fenster sitzen blieb, so daß John sich nur von fern vor ihr verneigen konnte. Die Unterhaltung kam schnell in Gang. Madame Lindheim fragte mit warmer Dringlichkeit nach Johns Vater, den sie so gut wie gar nicht kannte, nach Madame Göttling, nach sämmtlichen Darners, sprach von der Fürstin, und von Allem, worin sich eine Gemeinsamkeit mit den zu Johns Lebenskreis gehörigen Personen feststellen ließ, und rief mitten darin Flora mit der Frage an:

»Warum bleibst Du denn da sitzen? Komm doch her!«

Flora gehorchte. John hörte nicht mehr, was Madame Lindheim sagte, nicht mehr, was der Major von dem Empfang bei dem Generalgouverneur von York berichtete. Er sah nur die dunkle Gluth, die sich über Flora’s Stirn und Wangen ergoß, und sie dünkte ihn wie das Aufzucken des Morgenrothes vor dem Tagesanbruch; aber die Unterhaltung mit der Mutter gerieth ins Stocken seit dem Augenblick, in welchem Flora dazu gekommen

war, und John mußte wie zu einem Feuer, das nicht recht brennen [3-216] will, immer frisches Material herbeischaffen. Während der Major und Lindheim mit den Tagesvorgängen beschäftigt blieben, sprach er mit den Frauen von der Schlittenpartie, welche die Studenten zum Jahresschluß gehabt, von einer andern, bei welcher die Offiziere mit Damen fahren würden. Flora war natürlich nicht dabei. Er fragte, ob sie es liebe, übers Eis zu fahren; sie bejahte es. Er schlug vor, sie und die Mutter am nächsten Tage nach Holstein hinaus zu fahren, da er seinen russischen Schlitten mit nach Preußen gebracht und bei dem Stallmeister ein Paar Pferde gefunden habe, die im Kummet und auf gut russisch mit dem Galopin eingefahren wären. Aber noch ehe die Mutter oder Flora ihre Meinung hatten äußern können, lehnte der Vater mitten aus dem Gespräch mit dem Major das Anerbieten dankend ab, weil seiner Frau das Fahren in einem offenen Schlitten bei der Kälte nicht bekommen würde.

Freilich meinte John sie im offenen Schlitten gesehen zu haben, indeß gegen des Vaters Bedenken war nichts zu machen. Die Unterhaltung stockte wieder. Es mußte wieder eine neue angefangen werden, und von der Kälte zur Wärme überspringend, lobte John das sonnige Zimmer und die Behaglichkeit desselben.

»Da wir sehr häuslich leben, fast gar keine Gesellschaft frequentiren«, bemerkte die Mutter, »so müssen wir es bei uns doch heimisch haben. Unsere Bücher«, sie wies auf die Schränke hin, hinter deren Scheiben eine ansehnliche Büchersammlung in kostbaren Bänden aufgestellt war, »unsere Bücher, Flora's Gesang und einige gute, gleichgesinnte, auf die höheren geistigen Interessen gestellte Freunde verschönern uns die Abende; und ich bin der Meinung, daß sich der Mensch nur in engem Kreise [3-217] vertieft, namentlich in unserer Zeit, in welcher man, und so rasch hinter einander, so viel Unerfreuliches zu erleben gehabt hat. Finden Sie das nicht auch?«

Er war ganz ihrer Ansicht. — Er fand auch, dass sie sehr gut sprach, aber er konnte nicht begreifen, weshalb Flora, die sonst so

munter plauderte, kaum auf seine einfachsten Fragen Antwort gab; und doch kleidete sie die ihr sonst ganz fremde Schüchternheit ganz allerliebst, mit der sie ihn ansah, als könne ein offener, freier Blick ihm schaden. Böse war sie ihm nicht, denn das Lächeln um ihre Lippen hatte er freundlicher nie gesehen, und wenn sie ihm nicht böse war, war sie ihm gut; er ihr auch!

Der Major mußte fort; John hatte keinen Anlaß, seinen Besuch zu verlängern. Als sie sich verabschiedeten, sagte Lindheim dem Major, er möge sich bald wieder sehen lassen; und die Mutter meinte, es sei das Sicherste, gleich einen Tag zu verabreden.

»Es ist heute Montag!«, sagte sie. »Wie wäre es mit dem Freitag Abend? Und da Herr Kollmann uns heute das Vergnügen seines Besuchs gemacht hat, dürfen wir ihn vielleicht bitten, den Freitag Abend auch bei uns zuzubringen?«

John nahm die Einladung dankbar an. Die Männer entfernten sich, Lindheim begleitete sie, und sie blieben draußen noch einmal im Gespräche stehen. Kaum aber hatten sie das Wohnzimmer verlassen, als Madame Lindheim in den Vorwurf ausbrach:

»Sag' mir um Gottes willen, Flora, was war das für ein Betragen? John Kollmann macht uns unaufgefordert einen Besuch, und Du bleibst da oben sitzen, bis man Dich rufen muß! Er unterhält uns, und Du sitzest da, als wüßtest Du nicht zu sprechen, wie sich's schickt. Was soll der junge Mann von [3-218] Deiner Erziehung und von unserem Hause denken? Du hast überall, wo wir ihm begegnet sind, mit ihm geredet und gescherzt und seine Galanterien aufgenommen, wie sich's gebührt; und heute in unserem Hause empfängst Du ihn, als fändest Du es nicht der Mühe werth, den Mund aufzuthun, als wäre es nicht eine Artigkeit, die er uns erwiesen hat.«

Flora wurde wieder roth, warf den Lockenkopf wie ein verzogenes Kind trotzig in den Nacken und entgegnete:

»Daran ist Niemand schuld als Sie, Mama! Sie und der Papa haben mir neulich am Weihnachtsabend solche Vorwürfe gemacht über meinen Leichtsinn und meinen Mangel an

Schicklichkeitsgefühl, daß ich gestern noch viel unhöflicher gegen Kollmann gewesen bin als heute.«

»Gestern? Was heißt gestern?«

»Er kam gestern zu Madame Darner, als ich dort war. Ich machte also, daß ich weg kam, und wie er mich hierher bringen wollte, sagte ich, das dürfe er nicht, und ging fort, ohne den Friedrich abzuwarten, der mich abholen sollte.«

»Und davon hast Du kein Wort gesagt?«, tadelte die Mutter.

»Ich konnte ja nicht ahnen, daß er kommen würde; und wenn es das eine Mal heißt, ich sei zu freundlich, und das andere Mal, ich sei zu still, so weiß ich nicht mehr, was ich soll und —«

»Und?«, fragte streng die Mutter.

»Ja, dann kann ich mir nicht helfen, dann thue ich, was ich will und wie mir's grade ist!«, rief die Tochter lachend und ging hinaus in dem Augenblick, in welchem der Vater wieder in das Zimmer zurück kam.

[3-219] »Du hättest Kollmann nicht gleich einladen sollen!«, bemerkte er der Frau.

»Da er einen Besuch gemacht hat, gehörte es sich doch, daß man auch ihn aufforderte, wenn man den Major einlud, mit dem er gekommen war.«

»Es gehörte sich, daß er Dich oder mich oder einen der Söhne vorher um die Erlaubniß gebeten hätte, seine Aufwartung machen zu dürfen, ehe er gekommen ist; und er würde das anderwärts nicht unterlassen haben. Bei uns, denen er eine Ehre mit seinem Besuche zu erweisen glaubt, hat er gemeint, das sparen zu können. Du weißt, wie ich darüber denke. Der Nichtachtung gegenüber hat man sich dreifach hoch zu halten.«

»Man spricht oft genug von Deinem Hochmuth; und, wie Lessing sagt: ›so ganz nur Jude sein‹, darin, Herzens-Jakob, liegt doch auch keine Seelengröße.«

»So lange ich ihnen nur der Jude bin, bleib' ich ihnen gegenüber nur der Jude; wenn mein Herz an dem Land und dem König auch grade so gut hängt als das ihre! Aber — das apart! —

Kollmann halte mir fern!«

»Warum aber? Er ist ein so grader, braver Mann!«

»Warum? Weil Flora dagesessen und ausgesehen hat, begnadigt und beseligt wie die gemalte Jungfrau Maria unter den Augen des Verkündigungsengels; und weil John Kollmann uns hier gar nichts zu verkündigen hat als eine Liebschaft mit Flora, Schwierigkeiten von ihrer Seite, wenn sich eine schickliche Heirath für sie findet, Gerede in der Stadt, und Verdrießlichkeiten mit den Kollmanns, mit denen wir zu thun haben. Er wird am Freitag kommen, lade dazu noch ein paar andere Leute, namentlich den [3-220] Doktor Werner ein, der Flora in Anspruch nimmt; und die Hauptsache ist, Du weißt, wie ich die Sache ansehe. Richte Dich darnach!«

»Jakob, glaube mir, ich habe doch auch meine Augen und meinen gesunden Verstand! Aus bloßer Laune ist Kollmann nicht gekommen, und ich habe nie ein Wort verlauten lassen, das ihn dazu bestimmen konnte. Seit dem Sommer, seit dem Frühjahr schon, hat er uns überall aufgesucht, wo er irgend hoffen konnte, uns zu finden —«

»So hättet Ihr Euch nicht finden lassen sollen! Seit dem Abenteuer am Weihnachtsabend weiß ich, daß die Sache weiter gediehen ist, als es sich gehört, und daß ihr ein Ende gemacht werden muß.«

»Da er ein Mann von Ehre ist und, wie ich glaube, Absichten auf Flora hat, muß man ihm das sagen!«, wendete die Frau ihm ein.

»Es zu sagen, hat man nicht nöthig, denn das hieße ihn zu einer Erklärung verleiten. Du hast Freitag Gelegenheit, es ihm zu verstehen zu geben, und ich wünsche, daß Du es thust; denn ich habe eine gute Aussicht für Flora nach dem Haag, und da soll sie hin, je eher um so besser!« — Er küßte die Frau, ehe er hinausging, sie gaben sich die Hände, aber sie blieb verstimmt trotzdem.

Sie besaß nicht die in sich gefestete Ruhe ihres Mannes, nicht die stolze Kraft, welche er dem Vorurtheil entgegen zu setzen hatte, nicht die Geduld, mit welcher er auf eine Aenderung der

Zustände hoffte, die am Ende jetzt nicht mehr lange ausbleiben konnte. Sie hatte immer die Nichtachtung schwer empfunden, welche auf den Juden lastete; und der Schutz und die Vermittlung, welche die Fürstin ihr und den Ihren angedeihen lassen, hatte ihr die Ungeduld gesteigert, mit der sie sie ertrug. Der Major hatte sich [3-221] nicht getäuscht in der Voraussetzung, daß sie nichts sehnlicher verlange, als wenigstens ihre Tochter durch eine Heirath mit einem Christen, dem Druck entrückt zu sehen, unter dem sie und die Ihren bisher gelebt; und nun, da sich ihr eine Möglichkeit dazu zu eröffnen schien, trat ihr Mann ihr entgegen.

Ihm zuwider zu handeln, daran dachte sie nicht. Sie durfte weder Flora noch Kollmann ermuthigen. Sie mußte ihre Hoffnung auf Flora's Neigung für John setzen, auf seine Liebe zu ihr, die ihrem Mutterauge lange kein Geheimniß mehr gewesen war.

Als John nach Hause kam, fand er Frank bei seinem Vater, der dem Onkel seiner Frau den schuldigen Neujahrsbesuch nicht fehlen lassen, und ihm zugleich die von dem Vater erhaltene Nachricht mittheilen wollte. Sie war ernsthaft genug, die drei Männer zu beschäftigen. Nachdem man jedoch eine Weile hindurch eine Reihe von Möglichkeiten in Anschlag gebracht und erwogen, mußte man sich sagen, daß alles Planen in das völlig Unberechenbare hinein ein unfruchtbares Spiel sei; und von dem Fernliegenden zu dem nächsten übergehend, sagte Frank:

»Sie waren mit dem Major bei Lindheims und haben mit ihm eine Einladung zu einem der nächsten Abende erhalten, wie er mir vorhin sagte; aber Sie werden noch nicht wissen, was er später bei seinem Regimentschef erfahren hat: die ganzen leichten Truppen in Ost- und Westpreußen werden auf den Felddienst einexerzirt, die Krümper mit eingerechnet. Das ist eine Bestätigung für unsere Pariser Estafette. Inzwischen leben Sie wohl und lassen Sie uns eben am Tage den Tag genießen!«

»Du bist bei Lindheims gewesen, hast eine Einladung zu ihnen angenommen?«, fragte der Vater, nachdem Frank sich entfernt hatte. »Wie bist Du [3-222] darauf gekommen, und was hast Du da zu

suchen?«

John war nicht sicher, ob Frank seines Besuchs bei Lindheims nur zufällig erwähnt; ihm aber hatte er, absichtlich oder nicht, einen Dienst damit geleistet, denn er hatte das Eis gebrochen; und der im Tone der Unzufriedenheit bestimmt gestellten Frage seines Vaters mit gleicher Bestimmtheit entgegnend, sagte er:

»Wenn Sie es wissen wollen, Vater, und ich's ehrlich sagen soll, was ich dort suche, so antworte ich: Die Tochter.«

»Narrenpossen!«, lachte der Vater, dem Sohne anzudeuten, wie unmöglich ihm die Sache scheine. »Wir haben den ersten Januar und nicht den ersten April! Laß das Mädchen und die Leute in Ruhe!«

John zögerte einen kurzen Augenblick. Des Vaters Verhalten hatte ihn nicht überrascht, aber doch gekränkt; und genöthigt, sich zu behaupten, sagte er:

»Sie haben durch Frank zufällig erfahren, Vater, was Ihnen zu sagen ich gekommen war. Sie haben lange gewünscht, mich verheirathet zu sehen, jetzt denke ich selbst lebhaft daran mir eine Frau zu nehmen.«

»Aber doch nicht eine Jüdin!«, fiel ihm der Vater heftig ein.

»Eben Flora Lindheim!«, erwiderte der Sohn um so gelassener. »Ich habe die Familie, wie Sie wissen, bei Darner kennen lernen, bin nachdem, wo sich mir die Gelegenheit geboten, mit ihr zusammen gekommen, und seit Justine mich ausgeschlagen, ist Flora das erste Mädchen, das mir einen tiefen Eindruck gemacht hat. Kurz und gut, Vater! ergeben Sie sich immer in den Gedanken: Flora. Lindheim wird meine Frau, denn die Eltern sind vorurtheilslos, sind nicht bigott, und werden mir keine Hindernisse in den Weg legen, wenn ich mit Flora im Klaren bin.«

[3-223] »Nicht vorurtheilsvoll, keine Hindernisse in den Weg legen? Bei Gott im Himmel, das fehlte noch! Soll ich vielleicht selbst den Freiwerber für Dich machen gehen, und mich bei Jakob Lindheim bedanken, wenn er so gnädig ist, Dir seine Tochter zu geben?«, höhnte der Vater, sich mehr und mehr in Zorn sprechend.

Aber je mehr er sich ereiferte, um so ruhiger wurde der Sohn und um so unheimlicher wurde diese Ruhe dem Vater. Das war die kühle Beharrlichkeit, mit welcher Johns Mutter ihren Willen immer durchzusetzen gewußt; die Beharrlichkeit, welche er durch seine Liebe für sie groß gezogen. Denn er hatte sie geliebt, hatte trotz dieses, ihres Fehlers, glücklich mit ihr gelebt. Er hatte sie sehr geliebt und er liebte auch den Sohn, ihren und seinen einzigen Sohn. Aber Juden in sein Haus, in seine Familie, jetzt, da man den Franzosen gegenüber erst wieder voll und ganz zu dem Bewußtsein dessen gekommen war, was es mit deutschem Sinne, mit preußischer Vaterlandsliebe auf sich hatte? »Juden? — Nimmermehr!«

Und mit dem Nachsatz beginnend, der diesem raschen Gedankengange folgte, rief er:

»Wärst Du gekommen, und hättest mir gesagt: Ich bin verliebt, ich will ein bettelarmes Mädchen, eine Handwerkerstochter heirathen! Das Mädchen ist gesund und gut erzogen, die Eltern sind Kleinbürger, aber rechtschaffen — gefreut hätte es mich nicht, indeß ich würde Dir gesagt haben: Thue, was Du nicht lassen kannst! — Jetzt aber? — Das Mädchen ist hübsch, die Leute sind anständig, sind reich, sind auf ihre Weise geachtet; und wenn Frank Darner die Lindheim'sche Tochter geheirathet haben würde, es wäre nichts dagegen zu sagen gewesen damals! Aber Konrad Samuel Kollmanns Sohn? — Da muß ich Dir sagen: Schlag Dir die Thorheit aus [3-224] dem Sinn, mein Sohn! — Jakob Lindheims Tochter paßt nicht in dies Haus!«

John hatte ihn ruhig angehört. »Ich habe Sie nicht gebeten, Vater«, sagte er, »den Freiwerber für mich zu machen, ich denke das selbst zu besorgen, und nicht daran gedacht, Sie in Ihrer gewohnten Häuslichkeit zu stören. Aber da Sie die Erfahrung gemacht haben, daß Ihr Mündel Justine ihrem Herzen und ihrem Sinne nachgelebt hat, ohne sich an Ihr Vorurtheil gegen den Sohn höriger Leute zu stoßen, trauen Sie es Ihrem Sohne, der ein mündiger Mann ist, immer zu, daß er weiß, was er will, daß er

thun wird, was er vor sich und seiner Ehre verantworten kann; und verargen Sie's ihm nicht, wenn er glaubte, daß grade Sie um seinetwillen mit einem Vorurtheil brechen könnten, eben weil Sie einer der ältesten und unantastbarsten Familien angehören. Sie haben's wahrhaftig nicht nöthig, sich von dem Gerede der Leute ins Schlepptau nehmen zu lassen, da ich's nicht einmal thue.«

Kollmann hatte ihm den Rücken zugewendet. Er stand am Fenster und trommelte leise auf den Scheiben. John, der in der Mutter Lehnstuhl gesessen hatte, stand auf und schritt nach der Thüre.

Wo willst Du hin?«, fragte der Vater.

»Ich glaube, es ist besser, ich überlasse Sie heute Ihrer Ueberlegung. Ich werde in der Ressource essen.«

»Am Neujahrstage?«, John blieb stehen. »Es wäre das erste Mal, daß ich einsam säße am ersten Tag des Jahres!«

»Verzeihen Sie mir, Vater!«, entgegnete der Sohn und reichte ihm die Hand.

Der Vater ergriff sie nicht, aber er legte ihm die Rechte auf die Schulter. »Ueberlege Dir, was [3-225] Du thun willst. Ich bin ein Mann in den Sechzigern. Ich kann lange leben wie mein Vater, ich kann jeden Tag abgerufen werden! Erspare mir die Juden! Denk auch an Deine Mutter!«

»Vater!«, rief John, »Sie bitten zu hören und nicht nachgeben zu können, fällt mir schwer; und doch darf ich's nicht, denn im nächsten Augenblicke würde ich's bereuen, wenn ich es gethan, und Ihnen zürnen, daß Sie mich mir selber abwendig gemacht. Ich habe mein Herz an Flora gehängt; ist ihr Herz ebenso mein, so wird Sie trotz Ihrer Bedenken meine Frau!«

»Und das Urtheil der Leute wird Dir beweisen, was Du damit gethan hast!«

»Wer und was sind die Leute? Menschen, von denen Sie jeden Einzelnen gründlich abweisen, wenn er Ihnen mit seiner Meinung entgegentritt, wenn er mit Ihnen von Dingen redet, von denen Sie nicht geredet haben, über die Sie seine Meinung nicht hören

wollen. Als das Urtheil und Vorurtheil der Leute sich bei seiner Ankunft gegen Lorenz Darner wendete, der Bedenklicheres hinter sich hatte als die Lindheims, gegen die kein rechtlicher Einwand vorhanden ist, da sind Sie Vater, im Gefühl Ihrer Würde und Bedeutung für ihn eingetreten. Sie werden nicht weniger thun für Ihren Sohn. Sie haben es ausgesprochen, Sie haben nichts gegen die Achtbarkeit der Lindheims!«

»Nichts!«, bekräftigte der Vater.

»So lernen Sie sie kennen, lernen Sie Flora kennen; Justine wird Ihnen gerne die Gelegenheit dazu bieten. Begünstigen Sie, was Sie nicht hindern können. Es wäre das Bitterste, was mir geschehen könnte, drängten Sie mich zu einer Wahl zwischen meinem Vater und dem Mädchen, das ich liebe, das Ihnen Ihre Einwilligung, so weit kenne ich Flora [3-226] wie mich selbst, danken würde wie ich selbst; denn ohne Ihre freie Zustimmung wird mir Lindheims Ehrgefühl seiner Tochter Hand nicht geben.«

Einundzwanzigstes Kapitel

Darner hatte seine Reise möglichst abgekürzt und beschleunigt; noch ehe er jedoch in sein Haus zurückgekehrt war, wußte man es durch die Regierung und durch die Zeitungen, daß die sogenannte Ausgleichung der zwischen Frankreich und Rußland obwaltenden Zwistigkeiten gescheitert, der Krieg gegen Rußland von Napoleon beschlossen sei, und daß diesmal nicht nur wie bisher die Rheinbundsfürsten, sondern auch Preußen ihm mit seinen Truppen als Vasallen in den russischen Krieg zu folgen haben würde.

Das Entsetzen über das Geschick, dem die Ostprovinzen dabei nothwendig anheim fallen mußten, die Empörung des Volkes, die von dem Heere auf das tiefste empfundene Kränkung seiner Ehre, kannten keine Grenze. Aber während jeder einzelne vollauf mit sich und der Wahrung seiner Angelegenheiten beschäftigt war, steigerte sich in der Allen gemeinsamen Frage: »Was wird aus uns, was wird aus Preußen, aus dem Vaterlande werden?«, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, und die von Allen auf das lebhafteste getheilte Besorgniß, daß bei einem für Frankreich unglücklichen Ausgang des russischen Krieges, den man doch zu ersehnen hatte, die Ostprovinzen Preußens die Zeche zahlen und an Rußland würden abgetreten werden, das schon in den vorhergegangenen Friedensschlüssen nur durch hindernde Umstände ab[3-227]gehalten worden, sich als Herrscher in dem Lande festzusetzen, in das es eingerückt war, um ihm gegen Frankreich seinen Beistand zu leihen.

In der Kaufmannswelt gingen zwei ganz verschiedene Strömungen gleichmäßig neben einander her. Während die Einen wieder große Vorräthe von Produkten aller Art herbeizuschaffen

trachteten, um den zu erwartenden großen Bedürfnissen der Truppen zu begegnen, deren Durchmarsch man zu gewärtigen hatte, strebten die Anderen, alles Verkäuflichen, und somit der Gefahr ledig zu werden, daß es ihnen zwangsweise abgenommen werden könnte. Für das Haus Darner kamen diese Maßnahmen nicht mehr in Betracht, da es keine Produkten- und Waarengeschäfte mehr machte; aber Frank hatte als russischer Generalkonsul einer kaum zu bewältigenden Arbeit zu stehen; denn grade um die Einfuhr von russischen und durch Rußland kommenden englisch-indischen Kolonialwaaren handelte es sich, und Konrad Kollmann war wesentlich dabei betheiligt. Wie aber Darner sechs, sieben Jahre vorher das Beispiel gegeben, was durch rasches Kaufen und Verkaufen zu machen sei, mahnte er diesmal Kollmann zur gemessenen Vorsicht, mahnte er namentlich auch John, alles loszuschlagen, was er von Bernstein auf Lager habe, zunächst sogar das Fischen und Graben einzustellen, dem Wasser und der Erde das Bergen des Gutes zu überlassen, und sich auf Auflesen und Sammeln desjenigen zu beschränken, was das Meer freigebig ans Ufer warf.

John hatte sich den Rath, in Anerkennung von Darners Einsicht, gesagt sein lassen und sich ohnedies, seit er Justine zu seiner Vertrauten gemacht, fester noch als bisher, auch an sie und ihren Mann angeschlossen. So war denn die erste Neuigkeit, mit welcher [3-228] der Vater und Virginie nach ihrer Heimkehr empfangen worden, die Kunde gewesen, daß John sich um Flora Lindheim bewerbe, sich mit ihr versprochen habe.

Darner hatte die Nachricht mit einem Lächeln empfangen. »Seht mir John Kollmann an!«, hatte er gesagt, als Justine ihnen umständlich erzählt, wie sich das am Sylvesterabende gemacht, wie sie zu seiner Vertrauten geworden sei. »Man soll niemals sagen, was aus einem Menschen werden kann! Aber es gefällt mir von ihm, daß er seinen Weg geht, seit ich ihm auf die eigenen Füße geholfen. Ohne die Bernsteinpacht hätte er's nicht gewagt; und vor Allem hat er sich bei Dir, Justine, zu bedanken, daß Du

nicht darein gewilligt hast, das Philisterium der Verwandtschaftsheirathen nach altem Herkommen weiter mit ihm fortzusetzen, und die Rasse auf die Weise herunterzubringen. Wenn in Konrad Kollmanns Haus Jakob Lindheims Enkel geboren wird, sollen sich beide Familien bei mir, bei Dir und Frank bedanken!«

»Und ich«, rief Virginie, da sie den Vater trotz der schweren Zeiten in so guter Stimmung sah, »ich werfe mich zur Beschützerin dieser beiden Liebenden auf. Ich will es sein, die es der Fürstin schreibt, wenn sie sich verloben; denn das würde einmal recht nach ihrem Herzen sein. Ich gehe noch heute zu Lindheims!«

»Die Hände vom Spiel!«, gebot der Vater. »Man hat kein Recht, und am wenigsten hat ein junges Frauenzimmer den Beruf, sich in eine Angelegenheit zu mischen, in welcher die Entscheidung ihm nicht zusteht. Lindheim soll nicht sagen können, daß ich Dir zu fördern gestattet, was er nicht von Dir gefördert zu sehen verlangt hat. Es ist kein Grund vorhanden, den bisherigen Umgang mit Flora abzu[3-229]brechen. Es bleibt, wie es bisher gewesen ist; im Uebrigen halte Dich an das, was Dir obliegt. Die Zeit wird kommen, in welcher Du zu zeigen haben wirst, ob Du dem Vertrauen, das ich und Du zu Dir haben, zu entsprechen vermagst, ob nicht!«

Diese Zeit ließ aber nicht lange auf sich warten. Denn schon im Mai des Jahres hatte Napoleon die deutschen Fürsten wieder einmal in Dresden um sich versammelt, und mit dem Anfang des Junimonats zogen seine Heere — mehr als dreimalhunderttausend Mann: Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen, Deutsche aller Stämme — in ununterbrochener Folge, eine neue, grause Völkerwanderung, durch Ostpreußen nach der russischen Grenze; und die in Königsberg und in den beiden Provinzen unter dem Befehl des General von York stehenden preußischen Truppen hatten sich dem Korps des General Macdonald anzuschließen.

Was man in den früheren Kriegsjahren erlitten, verschwand in der Erinnerung, vor den Erlebnissen und Forderungen, denen man jetzt gegenüberstand. Französische Generale geboten in der Stadt.

Man hatte jedoch die preußischen Civilbehörden und die Stadtverwaltung in ihren Aemtern behalten, um von ihnen herbeischaffen zu lassen, was die durchmarschirenden Truppen im Augenblick und für eine dreiwöchentliche Ernährung bedurften. Von früh bis spät war der Magistrat versammelt, und da mit Gewalt genommen wurde, was zu bewilligen er nicht sofort bereit war, wurde ihm damit eine Verantwortung aufgebürdet, wurde ihm zur Last gelegt, was Willkür und Gewaltthat sündigten; und wie die fremden Gouverneure über die Stadt, so geboten die Quartiermeister über die öffentlichen Gebäude, über die Kirchen, über die Wohnungen jedes Privatmanns.

[3-230] Die Beschränkung, die Noth, machten sich auch den Reichen fühlbar. Nur zwei Stuben hatte man in jedem der beiden Darner'schen Häuser dem Gebrauche ihrer Besitzer freigelassen. Justine und Virginie hatten schwere Arbeit, große Umsicht und Geduld vonnöthen, dem schrankenlosen Begehren der Einquartierung Stand zu halten; und das um so mehr, als beide Darner, von früh bis spät beschäftigt, den Frauen nicht zur Seite stehen konnten, sondern sie sich und ihrer Einsicht und Vorsicht überlassen mußten.

Virginie hatte eben das Abendessen für den General und seine Stabsoffiziere, wie er es gewünscht, in dem Garten am Hause, und für die zehn Mann seines Regiments, die man auch im Quartiere hatte, in der Hausflur auftragen lassen. Die Thüren und Fenster standen überall offen, die Luft im Hause so weit möglich zu verbessern, da sie durch das enge Zusammenwohnen von so viel Menschen verdorben und durch den Tabaksgeruch und Qualm fast unertragbar gemacht wurde.

Müde und mit schwerem Herzen saß sie am Fenster der kleinen Stube neben dem Zimmer, das dem Vater jetzt zum Schlafen und ihnen beiden als Wohnzimmer dienen mußte. Die Abendsonne schien hell hinein, es war drückend heiß. Am nächsten Morgen sollten die preußischen Truppen sammt und sonders mit der zehnten Division des französischen Heeres Königsberg verlassen.

Noch war der Major in der Stadt; aber er hatte sich in den letzten Tagen weder bei Frank noch in ihrem Hause sehen lassen. Er hatte Justinen geschrieben, daß er es vermeide, mit französischen Offizieren anders als dienstlich zusammenzutreffen, und daß er fortbleibe, um der Möglichkeit eines solchen [3-231] Begegnens in ihrem Hause auszuweichen. Aber Abschied mußte er doch nehmen kommen!

Der General ließ Liqueur zum Nachtisch fordern. Virginie gab die letzte Flasche her, welche sie noch im Hause hatte, denn die Versuche, die sie gemacht, neuen Vorrath anzuschaffen, waren mißglückt. Sie hatte keinen mehr auftreiben können in der Stadt.

Als sie wieder in ihre Stube hinaufkam, drangen statt der frischen Luft, die sie ersehnte, der Tabaksqualm von dem Offizierstisch und lautes Lachen und Singen zu ihr hinauf.

»Malgré la bataille.
Qu'on livre demain,
Ça, faisons rapaille,
Charmante Catin!
Attendant la gloire,
Prenons le plaisir,
Sans lire au grimoire,
Du sombre avenir«

schallte es von einer vollen Baßstimme zu ihr hinauf, und in jubelndem Chor wiederholten die Tischgenossen:

»Attendant la gloire,
Prenons le plaisir.«

Sie schloß das Fenster. Von unzüchtigen Freuden sangen sie, und ihr war das Herz so schwer. Wie glücklich waren sie gewesen, als sie vor fünf Jahren, fröhliche Kinder, in ihres Vaters schönes Haus gekommen, sie und Dolores; und wie anders war es jetzt, wie

ganz anders, für die arme Dolores und auch für sie! — Wie sah es jetzt in den Stuben aus, welche des Vaters Liebe und der guten Göttling Geschick ihnen vorbereitet! Wie würde man jemals wieder wohnen können innerhalb der Mauern, die entweiht worden waren durch die Wüstheit dieser [3-232] Menschen, dieser Zeit! — Und weshalb das Alles? Wie konnte Gott es zulassen, daß den Schuldlosen so Schweres zu tragen gegeben ward? — Eine Furcht vor dem Leben, vor der Zukunft, ein Zweifel an der Gerechtigkeit und Güte Gottes, wie sie beide nie empfunden, bemächtigten sich ihrer, erschreckten sie, beängstigten sie noch mehr; da klopfte es an ihre Thüre, die sie nach des Vaters Weisung verschlossen zu halten hatte, wenn sie allein war.

Sie sprang empor. »Wer ist da?«, fragte sie.

»Gut Freund!«, antwortete es von außen mit tiefer, weicher Stimme, und diese Stimme kannte sie.

»Ach ja, gut Freund!«, rief sie, die Thüre öffnend und dem Major die Hände reichend, »und diesmal kommen Sie doppelt als ein Freund, denn —«

»Weil ich Abschied zu nehmen, weil ich für lange Zeit, vielleicht für immer Abschied zu nehmen komme?«, fragte er, sie bei der Hand festhaltend, während sie die paar Schritte durch die Stube gingen.

»Herr Major, sagen Sie das nicht!«, bat Virginie, »es ist ja ohnehin genug, daß Sie gehen!«

Sie hatte sich an das Fenster gesetzt, er saß ihr gegenüber. Es war kein Sopha in dem Zimmer. Man hatte alle entbehrlichen Möbel für die Einrichtung der Offiziersstuben hergeben müssen.

»Und es ist ein harter Gang«, antwortete er ihr, »ein Gang, den gehen zu müssen kein preußischer Soldat jemals erwarten konnte, der jeden, welcher ihn gehen muß, die Kameraden beneiden macht, die mit Ehren gefallen sind bei Friedland und bei Eylau! Aber davon darf jetzt nicht die Rede sein!«

»Sie werden wiederkommen!«, sprach Virginie, und ihre ernsten Augen hefteten sich an sein männliches Gesicht, als wollte sie sich

sein Bild einprägen, damit es nicht in ihr erlöschen könne.

[3-233] »Wer will das sagen, Virginie?«, sprach er, und es rührte sie, daß er sie so bei ihrem Namen nannte. »Man zieht mit Muth, mit Freude, mit Zuversicht ins Feld für seines Landes, seines Volkes Vertheidigung und Ehre, seinem Landesherrn folgend. Aber zur Schande seines Landes einem Unterjocher desselben folgen, um für ihn gegen Bundesgenossen zu kämpfen, mit denen man in Reih und Glied eben gegen ihn gefochten hat — das ist ein Feldzug, an den kein Soldat, kein Preuße, anders als mit Empörung denken kann; in dem zu siegen schlimmer ist, als in ihm zu fallen!«

»Sagen Sie das nicht!«, bat sie ihn wieder.

»Doch!«, entgegnete er ihr, »denn die Stunde ist ernsthaft, und so lassen Sie sie uns nehmen, wie sie ist. Sie haben vor Jahren, als Sie erfuhren, daß ich Sie liebte, Virginie, ehrenhaft und großherzig gegen mich gehandelt, mir die Kränkung und den Schmerz zu ersparen, den eine Zurückweisung Ihres Vaters mir bereitet haben würde. Sie wissen, wie ich Ihnen das gedankt, haben erfahren, wie ich mich Ihnen gefügt, wissen auch, daß meine Liebe für Sie in dem Schweigen gewachsen ist; wie ich weiß, daß ich Ihnen nicht gleichgiltig bin —«

»Gleichgiltig? Sie mir, Sie?«, rief sie.

Er war bewegt, behielt jedoch seine ruhige Fassung. »Lassen wir uns nicht durch die Rührung einer Abschiedsstunde überwältigen!«, sagte er. »Es hat sich viel gewandelt in den drei letzten Jahren — auch Ihres Vaters Sinn. Ich habe das aus seinen gelegentlichen Aeußerungen entnehmen können. Wenn Sie mich liebten, wenn ich heute um Sie werben dürfte, ich glaube, er würde Sie mir nicht mehr versagen. Aber das ist keine Stunde, in welcher ich Ihnen sagen darf: Versprich mir, daß Du meinen [3-234] Namen tragen willst, wenn ich — Gott weiß, unter welchen Verhältnissen — wiederkehre. Nur vergessen sollen Sie mich nicht, Virginie!«

Er griff in die Brusttasche seiner Uniform und zog ein goldenes Medaillon aus derselben hervor. »Das Bild«, sagte er, es öffnend,

»ward für meine Mutter gemalt, ehe wir achtzehnhundertundsieben ins Feld gezogen sind. Sie starb, bevor ich's ihr noch senden konnte. Nehmen Sie's, bewahren Sie's Virginie, und vergessen Sie mich nicht!«

»Ich Sie vergessen?«, stieß sie hervor und wollte sich an seine Brust werfen. Er hinderte sie daran mit einem Händedruck.

»Bleiben Sie frei!«, sagte er. »Daß Sie mich lieben, daß Sie mein nicht vergessen wollen, muß mir genügen für den Augenblick, soll mir den Blick in die Zukunft erhellen. — Virginie, was thun Sie, was thun Sie, Virginie?«, rief er, da er sah, daß sie nach einer Scheere griff und mit fester Hand eine der langen Locken abschnitt, die ihr von den Schläfen auf die Schulter niederfielen.

»Nehmen Sie, nehmen Sie sie, Roderich!«, sprach sie. »Bei uns, in der Havanna, sagen sie, der Mensch kann den Menschen nach sich ziehen an seinem Haar, wenn er ihn ruft in Liebe und in Noth und Tod. Tragen Sie mein Haar wie ich Ihr Bild, und rufen Sie mich! Und wenn es wahr ist, wenn ich Sie höre —« Sie brach in Thränen aus. »Ich komme ganz gewiß, ich komme!«

Er ergriff ihre Hände, berührte mit seinen Lippen ihre Stirne und ging, ohne weiter ein Wort zu sprechen, von ihr fort. In der Thür wendete er sich noch einmal um.

»Sag, daß wir uns wiedersehen!«, rief sie und flog ihm nach.

[3-235] »So Gott will, auf Wiedersehen!«, sprach er und hatte sie verlassen; und unten im Garten sangen sie laut im Chor:

»Attendant la gloire,
Prenons le plaisir!
Sans lire au grimoire,
Du sombre avenir.«

Trotz des langen Tages, dessen man sich in Preußen in dieser Zeit des Jahres zu erfreuen hat, war es schon dunkel, als Darner von einer noch am späten Nachmittage zusammenberufenen Sitzung des Magistrates in sein Haus zurückkam, nachdem er noch

bei Frank vorgesprochen war, um von diesem zu erfahren, ob es gelungen sei, in der Zuckersiederei, an der sie stark betheiligt waren, die Vorräthe vor der Beschlagnahme zu bergen, ehe man das ganze große Gebäude als Kaserne mit Truppen belegte. Auch in diesem Falle aber war Gewalt vor Recht gegangen, und man hatte wieder einen neuen, nicht unbeträchtlichen Verlust zu verzeichnen.

Oben in Darners Stube stand der kleine Tisch für ihn und die Tochter gedeckt; das Lachen, Sprechen, Singen im Garten währte fort. Virginie hatte die Fenster wieder geöffnet. Ohne ein Wort der Beschwerde schüttelte Darner unmuthig den Kopf.

»Soll ich die Fenster schließen?«, fragte Virginie, nachdem sie dem Vater den guten Abend gewünscht und berichtet, daß der Major dagewesen sei, um Abschied zu nehmen. »Sie sehen müde aus, Vater?«

»Ich bin auch müde, aber laß das Fenster offen, es hilft nichts, wenn wir es schließen. Sie sind die Herren im Hause, man hört sie doch! Hast Du sie abgespeist, und haben sie etwas übrig gelassen auch für uns?«, fragte er, sich um der Tochter willen zu [3-236] einem Scherze zwingend, der ihr die Bitterkeit seines Empfindens nicht verbarg.

»Es ist fast, wie Sie es sagen!«, entgegnete sie ihm, und während sie die kleine Mahlzeit einnahmen, was bald geschehen war, gab sie ihm Rechenschaft von dem, was man begehrt, von dem, was zur weiteren Befriedigung der zu erwartenden Forderungen für die, nächsten Tage herbeigeschafft werden müßte, und erhielt Rath und Weisung, auf welchem Wege man es zu ermöglichen haben würde.

Darner hatte immer streng darauf gehalten, sich in seiner Kleidung von früh bis spät keiner Bequemlichkeit zu überlassen. Heute, als er vom Tische aufstand und den Stuhl, auf dem er gesessen, ans Fenster gerückt, warf er den braunen Tuchrock von den Schultern und trat, die Brust dehnend, tief aufathmend und sich die heiße, feuchte Stirne trocknend, an das Fenster.

Virginie blickte voll Bewunderung zu ihm empor. Nie war seine Erscheinung ihr mächtiger und gebieterischer vorgekommen als

jetzt, wo er vor ihr stand, hoch aufgerichtet, mit den breiten Schultern, mit dem stolzen Nacken, mit der mächtigen Brust, mit dem scharf und kräftig gezeichneten Bau des Kopfes und der hochgewölbten Stirne.

»Wenn man Sie so sieht, Vater, meint man, Sie müßten Alles können, was Sie wollen!«, rief sie aus.

»Können, was man will!«, wiederholte er. »Das sagt sich leicht, hört sich gut an; und man soll auch wollen, was der Mühe des Wollens werth ist, soll viel von sich erwarten, denn der Mensch vermag viel, wenn er sich selbst vertraut. Aber auch dem stärksten Wollen des Einzelnen setzen das Leben und der Wille der Gesammtheit seine Schranke, vor der er still zu [3-237] stehen, sich zu bescheiden hat. Das ist eine harte Erkenntniß, aber wem wird sie erspart? Und doch«, setzte er hinzu, »beruht auf dieser Erfahrung jetzt unsere Hoffnung, die Hoffnung der Welt! — Aber lassen wir das, es ist nicht Deine Sache. Sprich mir von Dir, erzähle mir —«

Er fuhr ihr mit der Hand leise über das Haar und fühlte, daß ein Theil desselben durchschnitten war. »Was ist das?«, fragte er, »was hast Du gemacht, Virginie?«

»Das wollte ich Ihnen eben sagen!«, rief sie, »Alles wollte ich Ihnen sagen, Vater! Nur ruhig essen wollte ich Sie lassen. Sie haben recht gehabt wie immer, es ist Alles gekommen, wie Sie es gesagt! Ich habe mich vermessen —«

»Komm zur Sache!«, unterbrach sie der Vater, nicht gewillt, ihr das Geständniß zu ersparen, dessen Inhalt er voraussah.

Virginie zögerte, dann lehnte sie den Kopf an seine breite Brust und sagte:

»Ich habe den Mann gefunden, mit dem ich gehen würde, wenn Sie mich entbehren könnten; aber dann blieben Sie allein — und allein sollen Sie doch nicht bleiben, Sie haben's anders von uns verdient! — Er kam, mir Lebewohl zu sagen, das hat mich überwältigt!«, fuhr sie fort und berichtete dann in geflügelter Hast mit dem Gedächtniß der Liebe Wort für Wort, was sich begeben

zwischen ihr und dem geliebten Manne, ihre Erzählung mit dem Nachsatze beschließend: »Er war wie Sie, ich sollte ihm nichts versprechen, nichts geloben! Ich sollte frei bleiben!«

»So bleib es auch!«, entschied der Vater, »und laß die Zeit walten, die unser Aller Herr ist. Ich sehe den Major wohl noch. Er hat gehandelt, wie [3-238] es ihm gebührte, wie ich’s von ihm erwartet. Er ist ein Ehrenmann.«

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Am andern Mittage war schon kein preußischer Soldat mehr in der Stadt zu sehen. Alle Wachen waren von Franzosen besetzt, und immer neue Truppenmassen wälzten sich heran, Rast haltend in Königsberg, deren Unterbringung um so schwerer war, als die Feuersbrunst des vorigen Jahres, die ganzen Stadttheile zur linken Seite des Pregel zerstört, und die Vorstädte, die man fünf Jahre vorher bei dem ersten Anrücken der Franzosen niedergebrannt, auch nur zum Theil erst wieder aufgerichtet worden waren.

Ein paar Tage später kam Napoleon abermals nach Königsberg. Wieder sah man ihn aus den Fenstern des Schlosses, den Leibmamelucken Rustan hinter sich, mit kaltem Auge die unabsehbaren Züge seiner Krieger und Feuerschlünde begleiten, die er gen Rußland sendete. Wieder sah man ihn im Schloßplatz Truppen mustern, vor den Thoren am Lauth'schen Walde Heerschau halten, und die niedergebrannten Stadttheile besichtigen, als hätte sein Auge Lust und Wohlgefallen an der grausen Zerstörung. Und waren die Forderungen groß gewesen, welche seine Generale bisher an die Stadt gestellt, so wurden sie maßlos, seit der Kaiser selber in ihr gebot.

Zwölftausend Mann, zur Hälfte Kavallerie, blieben in der Stadt vorläufig zurück. Für zwölftausend Mann mußten nach seinem Befehl Lazarette [3-239] eingerichtet werden, denn schon damals lagen an viertausend Kranke in den Hospitälern und Kirchen, und die Zahl derer, die man in den Häusern der Bürger zu verpflegen hatte, war kaum geringer.

Alle rüstigen Arbeiter wurden den Gewerbetreibenden genommen, um bei dem Bau der Feldbäckereien für die Franzosen

zu arbeiten; und da keiner von ihnen die versprochene Bezahlung erhielt, welche von den Kriegszahlmeistern unterschlagen wurde, stiegen das Elend und die Noth und die Krankheiten in der Stadt zu einem Grade, daß jeder Einzelne sich glücklich zu preisen hatte, wenn er den Tag ohne ein besonderes Schreckniß durchlebt und des Abends ein Lager in seinem Hause für sich bereitet fand, auf dem er für die Stunden der Nacht durch den Schlaf, der Angst und dem Jammer entrückt ward, vor dem kein Entfliehen mehr zu sein schien.

Doch in den kleineren Städten, auf dem Lande, überall, wo die Heeresmassen vorwärts drangen, sah es wenn möglich noch schlimmer aus. Soweit die Franzosen seiner nicht bedurften, hatte der Postverkehr im Lande, namentlich nach Norden und nach Osten hin, fast gänzlich aufgehört. Die Estafetten wurden aufgehalten. Man wußte oft durch viele Tage nicht, was in nahe gelegenen Ortschaften geschah; und es war Eberhards treuer Karl, der mitten in der Verwirrung, als Bote von ihm, in einer amtlichen Angelegenheit nach Königsberg gesendet, auch für Frank Darner eine Kunde von dem Freunde mitzubringen hatte.

»Das Einzige«, schrieb Eberhard, »was man jetzt als Frage in die Ferne zu senden hat, lautet: Seid Ihr am Leben? Denn wie es im Uebrigen ergehen kann, das vermag Jeder an sich selber zu ermessen. Wie es bei mir in Rasten aussieht, das zu schildern [3-240] erlasse mir. Das Bild meines Ahnherrn, das Johannes mir vor Jahresfrist hat kopiren lassen, haben sie als Schießscheibe benutzt; die Bilder meiner Eltern hatte ich noch können zusammen rollen und bergen lassen. Aber das kommt nicht in Betracht neben den allgemeinen Zuständen. Jede regelmäßige Verpflegung der Truppen hat längst aufgehört. Militärkommandos durchstreifen das Land und nehmen fort, was sie finden. Die Heerden werden fortgetrieben, die Pferde von den Wagen abgeschnitten, Wiesen und Saatfelder abgeweidet. Selbst von den Leuten, welche die Regierung mit Fuhren stellen müssen, sind bis jetzt nur ein Paar zurückgekommen, die ihre Gefährte im Stich gelassen haben und

entflohen sind, sich — so Gott will! — dem Vaterlande zu erhalten, wie mein Karl, der Dir dies Schreiben bringt. — Man lernt es, zu sagen: Was Gott thut, das ist wohlgethan! — Denn ich segne es, daß ich allein die Schrecknisse, die Empörung zu erleben habe, daß kein liebendes Herz sie mit mir erleidet, daß ich nicht zu bangen habe um Weib und Kind, die der Himmel Dir erhalten möge. Aber laß uns trachten, uns durchzuwettern bis zum Tage der Auferstehung, der doch zuletzt nicht ausbleiben kann, wenn man nicht irre werden soll an dem Zusammenhang von Ursache und Wirkung!«

Es war denn auch nicht allein Eberhard, der es segnen lernte, daß die von ihm geliebte Frau nicht mit betroffen wurde von dem Graus, dem sich in Preußen Niemand zu entziehen vermochte. Selbst Virginie, die tiefer noch als die Anderen in der Schwester Herz gelesen, fand in ihrem Sorgen und in ihrem sehnenden Bangen einen Trost darin, daß Dolores, mochte sie auch glücklos sein, nicht von dem Unglück all der Tausend Anderen in nächster [3-241] Nähe mit betroffen ward; denn in Venedig war es ruhig, war es stiller, als Dolores es, seit sie dort lebte, je gesehen.

Der größte Theil der Truppen, welche Napoleon dort gehabt, war, da man im Augenblicke in Italien von keinem Feinde oder Aufstande bedroht war, zurückberufen und dem großen Heere eingereiht worden. Die Familien der höheren Offiziere waren diesen nach Frankreich gefolgt. Der Sommer hatte den venetianischen Adel, so weit er am Festlande angesessen war, in die Villen hinaus gelockt. An vielen der großen Paläste waren die Fensterläden geschlossen, die Gondeln der Herrschaft trocken gelegt und an den Pfählen aufgehängt; und langsam glitten vereinzelt die Gondeln des zurückgebliebenen Adels, der Beamten, der Kaufleute, welche ihre Geschäfte an die Stadt fesselten, durch die Kanäle.

Dolores war gekräftigt und ruhiger von Paris nach Venedig zurückgekommen, als sie es verlassen hatte. Nicht der Rath des Arztes, nicht der Luftwechsel hatten ihr wohlgethan, sondern die

Begegnung mit den Ihren, das volle Aussprechen ihres Herzens gegen die Schwester, und die Gewißheit, daß sie das Vertrauen wie die Achtung ihres Vaters gewonnen habe; und auch auf Polydor waren die wenigen Tage, die er mit den Angehörigen seiner Frau verlebt, nicht ohne Einwirkung geblieben. Er hatte sie wieder gesehen, die ernste, innige Liebe, mit welcher die Familie an einander hing. Die Zeit seiner schnell entbrannten Leidenschaft für Dolores, die schönen poetischen Stunden in Strandwiek waren wieder in ihm lebendig geworden; und Serafina war nicht neben ihm gewesen, ihn abzuziehen von seiner Frau.

[3-242] Er hing noch immer an der Marquise, denn ihre Schönheit war dauerhaft und ihr Geist lebendig; aber, obschon Dolores die Frische der ersten Jugend in ihrem Herzenskummer eingebüßt, war sie doch jung und war es doppelt im Vergleich zu jener; und das Spiel zwischen den beiden Frauen, das ihn anfangs, wie jedes Spiel, durch die Spannung gereizt, in welcher es ihn erhielt, hatte angefangen, ihm unbequem zu werden. Die Marquise hatte ihn übersättigt mit ihrer Gunst, ihn schon zum öftern ermüdet durch die Scenen, die sie herbeigeführt, wenn sie befürchtet er könne sich ihr entziehen.

Ohne daß er es sich eingestand, war er nicht mehr aufgelegt, den Romanhelden, den leidenschaftlichen Liebhaber zu machen; und der Ausbruch des russischen Krieges, dem man bereits mit Sicherheit entgegen gesehen, als er mit seiner Frau von Paris nach Venedig zurückgekommen, war nicht darnach angethan gewesen, ihm den Sinn zu erheitern. Der russische Handel und die großen russischen Bankiers, die bisher im Einvernehmen mit Paris gearbeitet, hatten sich auf plötzliche Stockungen im Geschäfte gefaßt zu machen, deren Folgen für ihn im Voraus nicht zu übersehen waren.

Polydor hatte für die Marquise in Paris die zahlreichen Besorgungen ausgeführt, mit denen sie ihn beauftragt; hatte mit gewohnter verschwenderischer Aufmerksamkeit denselben hinzugefügt, was ihr, wie er sie kannte, Vergnügen machen konnte.

Er hatte ihr das Alles am Abende der Ankunft mit einem der gewandten Billete zugehen lassen, in denen er Meister war; indeß er war den ganzen folgenden Tag von seinen Geschäften gefesselt worden und hatte dann spät noch einer Aufforderung des Kommandirenden nachkommen müssen, der von seiner [3-243] Heimkehr erfahren und ihn zu sprechen gewünscht hatte.

So war der Morgen des zweiten Tages herangekommen, bevor er die Marquise hatte aufsuchen können. Sie hatte ihn wie immer um die Zeit, in ihrem Schlafzimmer empfangen. Es war kalt auch in Venedig. Das Feuer brannte in dem großen Kamin, die Marquise hatte sich in die Palatine von weißem Fuchs gehüllt, die er ihr mitgebracht, und reichte ihm, da er zu ihr herantrat, aus dem Morgenanzuge von violettem Kaschmir, dessen orange Aufschläge ihrer Hautfarbe zu Gute kamen, die schlanke Hand entgegen.

»Willkommen, mein Freund!«, sprach sie, »und nochmals den Dank, den Ihnen gestern schon mein Billet gesagt, für Ihr Erinnern und für das Zuvorkommen meiner Wünsche; aber Sie haben mir Zeit, reichlich Zeit gelassen, Ihre reizenden Gaben zu bewundern und mein Verlangen nach dem Wiedersehen zu steigern. Sie sind ein guter Rechner, Polydor! — und ich bin es so wenig, so gar nicht!«

Mit einem Vorwurf empfangen zu werden, ist immer verdrießlich; auch Polydor empfand das. Statt die Hand zu küssen, die sie ihm bot, und ihre Lippen zu suchen wie gewohnt, berührte er ihre Rechte mit flüchtigem Druck und entgegnete:

»Ein guter Rechner zu sein, ist mein Beruf, meine Freundin, und was Sie von sich selber sagen, ist nur zu richtig. Es ist nicht klug, nicht gut berechnet, einen Heimkehrenden daran zu mahnen, daß die Abwesenden immer Unrecht haben!«

»Was wollen Sie damit sagen?«, fragte die Marquise, gereizt durch seine nicht erwartete Entgegnung.

»Nichts, meine Theure! nichts, als daß ich froh [3-244] bin, nach so vielen Wochen und an dem rauhen Tage wieder bei Ihnen, und zunächst an einem guten Feuer bei Ihnen zu sein, denn die Bora ist

heute eisig kalt. Aber was haben Sie, Serafine? Sie sehen bleicher, sehen angegriffen aus! Sie haben sich nicht gut befunden und es mir verschwiegen!«

»Ich habe Sie entbehrt und Ihnen das nicht gesagt, weil ich nicht von dem Recht der Ehefrauen Gebrauch machen durfte, einem Entfernten, Ihnen, mit Klagen beschwerlich zu fallen. Eine kränkelnde Frau rührt den Mann, eine kränkelnde Freundin langweilt ihn. Doch sprechen wir nicht von mir; sprechen wir von Dolores. Was halten die Aerzte von ihr, wie befindet sie sich?«

Polydor versicherte ihr, daß es seiner Frau vortrefflich gehe, daß man gar keinen Arzt berathen, weil sie es nicht gewollt, daß das Zusammensein mit den Ihren sie erfrischt und daß in einem so kritischen Zeitpunkt wie der gegenwärtige, an eine Badereise oder derlei auch gar nicht zu denken sein könne. »Denn«, sagte er, »Sie begreifen, daß ich sie begleiten müßte und daß davon nicht die Rede sein kann. Und nun sagen Sie mir, wie haben Sie gelebt? Hat der blonde Page seinen Dienst gut neben Ihnen versehen, habe ich ihn zu loben, ihm zu danken, oder ist er so liebenswürdig gewesen, daß ich ihn zu fürchten habe? — Denn, was wollen Sie, er ist jünger als ich, und Ihr guter Rechner hat nicht mehr den leichten Sinn und den freien Kopf der Jugend! Ich habe den Kopf sehr voll, Serafine! Und ich habe es heute, da ich mich ankleidete, im Spiegel gesehen, das Leben hat die ersten Furchen auf meiner Stirne gezogen! Ich werde alt!«

»Ich soll Ihnen sagen, wie ich gelebt habe, und Sie Eitler, sprechen von sich, als wollten Sie hören, [3-245] daß Sie für mich immer derselbe sind, oder als wollten Sie mir andeuten, daß die Zeit der Jugend und der Liebe für Sie — für uns vorüber ist! Du spielst mit meinem Herzen, mit unserer Liebe, Polydor!«

Er neigte sich zu ihr, sie fuhr ihm mit der Hand über die schmale, hohe Stirne. »Ich werde sie bald verwischt haben, diese Furchen der Sorge!«, sagte sie, und ihre Lippen begegneten sich, und sie rief mit dem hellen Lachen, das so silbern klang: »Da siehst Du's, die Jugend und die Liebe sind schon wieder da!«

Eine Viertelstunde verging ihnen in zärtlich plauderndem Scherz, dann brach Polydor auf. Der wichtigsten Tagesereignisse wurde stehenden Fußes in Eile gedacht, das nächste Wiedersehen verabredet; aber als er in die Gondel stieg, als sie ans Fenster trat, ihn noch zu grüßen, empfanden und wußten sie es Beide, daß diesmal die Trennung ihr Verhältniß zu einander gewandelt. Sie hatte die Macht der Gewohnheit gebrochen, welche den Blick abstumpft und das Herz betrügt.

Die kleinen Fältchen an den Augen hatte Serafine immer schon gehabt, die breiten Lider hatten sich immer schon ein wenig tiefer über die schön gewölbten Augen gesenkt, der leichte Schatten unter ihnen, die feinen Aederchen auf den weißen Händen, waren immer schon mehr hervorgetreten als unter der frischen Haut der Jugend, als an Dolores Händchen. Aber er war es gewohnt gewesen an der Marquise, es hatte zu ihr gehört, und eine schöne Erscheinung war sie noch immer. Heute jedoch hatte er das Alles mit anderem Auge gesehen. Er hatte ernsthaft daran gedacht, daß sie älter sei als er, und weil sie ihn verletzt bei seinem Eintritt, hatte er es ihr nicht vorenthalten wollen, daß sein Auge sehend geworden, daß sie daran denken müsse, ihn nicht nur [3-246] durch ihre Schönheit an sich zu fesseln. Denn daß er sie entbehren könne, davon hatte die Trennung ihn überzeugt; und wenn sie ihm die Stimmung verdarb wie in der Stunde dieses Wiedersehens, wenn sie es nicht als ein immer neu zu verdienendes Glück empfand, daß er an ihr festgehalten, daß er ihr die junge, reine Frau und das Glück seiner Ehe geopfert, nun so mußte das Verhältniß zu ihr, wie alle solche Verhältnisse, enden, wenn sie aufhören, dem Manne eine Herzenssache und eine Befriedigung zu sein; und eine solche hatte ihm dies Wiedersehen nicht gewährt, weder ihm noch der Marquise, die sich nicht darüber täuschte.

Unzufrieden mit Polydor und mit sich ebenso, hatte sie sich, als sie allein war, wieder auf das türkische Polsterlager vor dem Feuer niedergelassen. Die Flamme war im Erlöschen. Sie bemerkte es, warf eine Hand voll trockener Weinreben hinein, die hell

aufloderten und schnell wieder in Asche zerfielen. Sie wiederholte das einmal und noch einmal, die großen Kohlenstücke wollten nicht mehr erglühen.

»Unfruchtbare Arbeit, ein erlöschendes Feuer neu zu beleben!«, sagte sie, hüllte sich fester in den Pelzumwurf und griff in halber Zerstreuung nach dem toledanischen Dolchmesser, das ihr Polydor unter seinen Geschenken mitgebracht. Die Dolchmesser waren nach den spanischen Kriegen eine Modespielerei geworden unter den Pariser Frauen, und die Scheide dieses Dolches war ein Kunstwerk von großem Werth. Sie zog das Messer heraus, prüfte es vorsichtig und legte es, über die Schärfe erschreckend, wieder fort, da selbst die leise Berührung ihr die Haut geritzt.

»Wer schenkt einer Frau, die er liebt, ein schneidendes Instrument! Und er ist ein Russe und abergläubisch wie ein solcher!«, rief es in ihr, und [3-247] das erlöschende Feuer und das schneidende Stilet verstimmten sie noch mehr.

Er hatte sie schon oft gequält, auch vor der Reise, mit seiner Eifersucht und mehr noch mit seiner spöttischen Nachsicht für den Grafen und dessen Galanterien. Es war eine Bitterkeit in ihren Verkehr mit Polydor gekommen, welche nicht genährt werden durfte, sollte die erkaltende Liebe sich nicht in Haß verwandeln; und brechen mit Polydor, jetzt, da die Welt nicht ihr, sondern ihm den Bruch zuschreiben würde, das konnte und durfte sie jetzt noch weit weniger als zu der Zeit, in welcher er sich verheirathet hatte. — Denn wenn Polydor sie jetzt verließ, war sie keine Eroberung mehr für Joseph Wranitzki, hatte sie es als Gnade zu erachten, wenn er nicht dem Beispiel dessen folgte, der ihm das Feld freiwillig räumte. Halten mußte sie Einen um des Andern willen. Aber — war das böse Wort Polydors denn wirksam? — Sie war wirklich müde, sie war angegriffen, sie war Venedigs satt, das so still geworden war. Sie dachte an Paris! Sie war im Grunde des ganzen Spieles satt, das man das Leben nennt. Sie hätte es in dem Augenblicke von sich werfen mögen wie ein abgetragenes Kleid! Weinen hätte sie mögen — und es war gut, daß man ihr den

Grafen meldete, daß sie lächeln, sich der Thränen erwehren, dass sie Joseph sehen mußte, der nie liebenswürdiger, nie heiterer und vertraulicher empfangen worden war als an dem Tage, da sie ihm erzählte, wie sorgenbeladen, wie mißgestimmt ihr alter Freund von seiner Reise heimgekehrt sei, und wie sie Noth gehabt habe, es ihm auszureden, daß er altere.

»Denn in der That, Joannu hat in den sechs Wochen sich in einer Weise verändert, die mich erschreckt hat«, berichtete sie. »Er ist merkwürdig alt [3-248] geworden, er ist gar nicht mehr derselbe! Wir werden Mühe haben, ihn zu zerstreuen; und heute, mein Freund, werden Sie doppelt heiter sein müssen, um mir den Druck von der Seele zu nehmen, mit dem Polydor sie mir beladen.«

Der Graf betheuerte, daß er es besser nicht verlange, versicherte, daß er ganz und gar der Ihre, ganz und gar zu ihren Diensten sei.

Sie legte die Hand auf seinen Arm. »Weiß ich das nicht?«, fragte sie und sah ihm mit so zärtlichem Blick in die Augen, daß es ihn mit Glückesahnung heiß durchrieselte. »Weiß ich das nicht und erkenne ich das nicht?« Sie seufzte tief. »Glauben Sie mir, Peppino, ohne Sie, ohne Ihre Jugend, Ihren Lebensmuth wäre ich recht arm!«

Er kniete vor ihr nieder. Zum ersten Mal drückte sie sein Haupt an ihre Brust und einen Kuß in seine blonden Locken.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Mit aller Kraft ihres Willens, mit einer Unermüdlichkeit, welche einer besseren Sache werth gewesen wäre, hatte die Marquise nach Polydors Rückkehr von Paris ihn und den Grafen gegen einander ausgespielt, und wenn schon der Verkehr zwischen Dolores und der Marquise allmälig ein immer seltenerer geworden war, so hatte Dolores doch immer noch, wenn auch in anderer Weise als vordem, unter der unheilvollen Einwirkung der Marquise zu leiden. Sie ließ Polydor zu keiner Ruhe kommen, und die Reizbarkeit seiner Stimmung fiel auf seine Frau zurück.

[3-249] Es war für Dolores unverkennbar, daß er ihr gerecht zu werden trachtete. Er besprach mit ihr Dinge und Angelegenheiten, die er ihr sonst vorenthalten, es sah bisweilen aus, als vermisse er die Marquise nicht mehr neben ihr, und Dolores hätte kaum zu sagen vermocht, ob das sie erfreue, sie glücklicher mache oder nicht. Dann aber kamen wieder Zeiten, in denen ein Billet Serafinens, der Scherz eines unbedachten Dritten über deren wachsende Theilnahme für den jungen Cavaliere servente ihn plötzlich aus dieser ruhigen Verfassung aufjagten zu einer Leidenschaft und Eifersucht, die ihn aufs Neue zurückwarf in die Fesseln, in denen die Marquise ihn die langen Jahre gehalten; und sein jetzt immer wiederholtes Bestreben, sich aus ihnen zu befreien, diente dann nur dazu, ihn fester zu verstricken. Er wußte kaum noch, ob er sie liebte oder haßte; aber er war und blieb mit ihr beschäftigt, und der bloße Gedanke, daß sie sich von ihm losreißen, daß sie ihn entbehren, daß ein Anderer als er sie besitzen könne, war ihm unertragbar schon um Dolores' willen. Was konnte er ihr gelten, wenn er der Frau nichts mehr galt, der er

sie geopfert? Verschmäht, als ein Schiffbrüchiger in dem stillen Hafen der Ehe zu Rast und Ruhe zu kommen, war er nicht gemacht und nicht gewillt. Und wenn Serafine ihn nicht mehr liebte, so sollte sie ihn fürchten lernen, ihn und seinen Zorn und seine Rache.

Darüber war der Frühling herangekommen und der Sommer hingegangen, und weder die Briefe, welche Dolores von den Ihren erhielt, noch jene anderen, die ihrem Mann aus Rußland und aus Frankreich zugingen, waren dazu angethan, das Herz der Eheleute zu erheben. Napoleon hatte in der Mitte des Jahres den Niemen überschritten, war mit [3-250] einem Heer von einer halben Million von Menschen in Rußland vorgerückt, hatte die Russen in zwei gewaltigen Schlachten geschlagen, war mit dem Nahen des Herbstes siegreich eingezogen in Moskau, in die alte Stadt der Zaren; und die Kunde dieses letzten, über jede Berechnung wichtigen Erfolges hatte in Rußland und in Preußen das Herz der Muthigsten erschreckt, das Hoffen der Unverzagtesten gelähmt.

Niederschmetternd war in den ersten Tagen des Oktober der Siegesjubel der französischen Truppen von der Bevölkerung in Königsberg empfunden worden. Flüche hatten das Tedeum begleitet, das der Kommandant von Königsberg in der katholischen Kirche hatte singen lassen; und das Stöhnen der Tausende von Kranken, die in den Hospitälern und in den Häusern lagen, hatte scharf abgestochen gegen die trotzigen Klänge der Marseillaise, mit welcher die Franzosen zu ihrer großen Parade gezogen waren. Kaum ein Haus in der Stadt, in welchem man nicht Fremde oder die eigenen Angehörigen als Sieche zu pflegen hatte; denn das Nervenfieber wüthete fort und fort und die Todtengräber konnten die Arbeit nicht bewältigen ohne die Hilfe, welche der Magistrat ihnen geschafft.

Von Mitleid ergriffen, in dem allgemeinen Elend die eigene Gefahr nicht achtend, da man der Ansteckung überall ausgesetzt war, hatten die Frauen sich, soweit die Kraft jeder Einzelnen es zuließ, zu Krankenwärterinnen gemacht; und Darner, der sich die Beaufsichtigung der von der Stadt zu versorgenden Hospitäler

hatte überantworten lassen, ging fest und ruhig in ihnen seines Weges.

Er hatte die Pest in Smyrna und Konstantinopel, das gelbe Fieber in der Havanna mit erlebt, und sie hatten ihn nicht angefochten. Er vertraute auf seine [3-251] Gesundheit, er brachte Muth hin, spendete freigebig von seinen Mitteln, wo immer er erschien. Man hatte ihm von Anfang an in Königsberg anerkannt, was er für sich selber leistete; man hatte es immer mehr anzuerkennen, was sein Mannessinn für Andere werth war; und die Seinen, Frank, Justine und die Tochter standen ihm nicht nach. Alles Kleinliche fiel vor dem schweren Schicksal, das über dem Lande lag, in ein Nichts zusammen; und wer nur einen Zug von Gutem oder Großem in sich hatte, wuchs über sich selbst hinaus.

Sogar Madame Armfield hatte nicht mehr Muße, fand nicht mehr Lust daran, sich um das Thun und Treiben ihrer Bekannten deutend und splitterrichtend zu bekümmern; aber aufgefallen war es ihr doch und nicht ihr allein, daß John Kollmann das Lindheim'sche Haus besuchte, immer häufiger besuchte, und daß sich zwischen den Darner'schen und den Lindheim'schen Frauen ein förmliches Freundschaftsverhältniß herausgebildet hatte, während man auch die Männer häufig miteinander von der Börse kommen, und wo immer es ein werkthätiges Leisten galt, zusammen eingreifend fand.

In den beiden letzten Wochen hatten jedoch Johns Besuche bei den Lindheims aufgehört, denn das Nervenfieber, das durch einen Fourier von den französischen nachrückenden Truppen in das Kollmann'sche Haus eingeschleppt worden war, hatte einen der Handlungsgehilfen und dann auch John ergriffen, der schwer daran darniederlag. Von Tag zu Tag hatte das Fieber sich gesteigert. Der siebente, der vierzehnte Tag waren ungünstig verlaufen, der einundzwanzigste war herangekommen, die Krisis stand bevor, und die Nachrichten, welche Justinens am [3-252] Mittag abgesendeter Bote zurückgebracht, hatten bedenklich geklungen.

Gegen den Abend hin, als es schon dunkel geworden war, kam Frank aus dem Komptoir hinauf nach Justinens Stube, sich ein halb Stündchen von der wenig unterbrochenen Arbeit des Tages zu erholen. Draußen fiel ein dichter Schnee vom Himmel und ein heftiger, eisiger Wind wirbelte ihn durch die Luft.

»Wie früh dies Jahr der Winter gekommen ist!«, sagte Justine. »Seit Wochen ist kein Blatt mehr an den Bäumen, und vorhin, als ich die Vorhänge herunterließ, waren die Scheiben stellenweise befroren.«

»Man muß hoffen, daß die Kälte den Krankheiten entgegenarbeitet. Die Todtenlisten dieser Woche sind wieder erschreckend groß«, bemerkte Frank.

»Bewahre der Himmel nur den Onkel vor Johns Verlust. Ich habe gar keine Ruhe heute und wollte noch zu ihm gehen, als Du kamst«, sagte Justine.

Frank sah nach der Uhr.

»Ich habe auch daran gedacht. Es ist halb sieben. Ich werde unten noch die Briefe unterschreiben und einige Ordres geben; inzwischen mache Dich fertig und hole mich ab. Es wäre ein Jammer um den braven Menschen und um den Onkel«, antwortete ihr Frank und begab sich wieder ins Komptoir.

Als es sieben Uhr vom Domthurme schlug, traten sie in des Onkels Stube. Er saß in der Sophaecke auf dem Platze, den sonst die Tante inne gehabt. Die Lichter, die auf dem Tische standen, brannten ungeputzt mit langen Schnuppen, die Pfeife lag daneben.

[3-253] Der Onkel, sonst peinlich in seinen Gewohnheiten, hatte sie ausgehen lassen und nicht fortgestellt. Den müden Kopf auf den linken Arm gestützt, saß er einsam und in sich versunken da; und wie in einem Zauberspiegel sah Justine ihn und die Tante sitzen an derselben Stelle, und sich vor ihnen stehen wie vor sechs Jahren in der Stunde, in welcher der Onkel sie hatte rufen lassen, sie von Darners Werbung für Frank, und von seiner Entgegnung auf dieselbe zu unterrichten. Wie anders war es damals gewesen! wie gebrochen saß der Onkel vor ihr.

»Wie geht es?«, fragten die beiden Theilnehmenden bei ihrem Eintritt.

Kollmann schüttelte das Haupt und zuckte mit den Schultern.

»Er ist im Fieber«, sagte er, »er erkennt Niemand, hört nicht, und phantasirt in einem fort von dem unglücklichen Weihnachtsabend mit Flora Lindheim. Nach Flora rufend, die Hände nach ihr ausstreckend …«

Er brach mitten in dem Berichte ab.

»Und war der Doktor am Abend wieder hier?«

»Vor zwei Stunden. Er wollte um Mitternacht noch einmal kommen.«

»Giebt er Hoffnung, daß John die Krisis gut übersteht?«, fragte Frank, und Justine fiel mit der Frage ein, wie die Göttling denn John an diesem Abend finde.

»Was kann die sagen?«, erwiderte der Onkel. »Sie hält sich musterhaft. Sie hofft, um mich zu trösten; und Gott weiß es, es ist hart genug, erst die Frau, nun der einzige Sohn — und welch ein Sohn, welch ein guter, edler Sohn!«

»Noch lebt er ja, Onkel!«, ermuthigte Justine, sich zu ihm setzend und seine Hand ergreifend, »und [3-254] wo Leben ist, ist Hoffnung. Hat doch Virginie unsern Kassirer, Sie kennen ihn ja, dem beide Aerzte das Leben abgesprochen, glücklich durchgebracht. Geben Sie die Hoffnung noch nicht auf; er lebt ja noch.«

»Noch!«, wiederholte Kollmann. »Und dazu die Göttling, die sich einbildet, es wäre ihm zu helfen, wenn er seinen Willen haben könnte, wenn die Sehnsucht, die Angst, von ihr scheiden zu müssen, von ihm genommen, seine Nerven beruhigt würden. Der Doktor hält das für eine Thorheit, beweist ihr, daß er völlig ohne Bewußtsein ist —«

»Um was handelt es sich denn dabei?«, erkundigte sich Frank.

Kollmann machte eine verdrießlich abwehrende Bewegung, aber Frank sowohl als Justine waren der Meinung, daß er eine Unentschlossenheit dahinter verberge, daß er mit Widerstreben

zurückhalte, was er aussprechen und doch nicht ausgesprochen haben wollte. Als sie deshalb noch einmal in ihn drangen, sagte er:

»Die Göttling meint, wenn Flora an sein Lager käme, wenn er sie nur sehen, ihre Hand berühren könnte, würde er zum Bewußtsein und aus der furchtbaren Aufregung herauskommen.«

»So muß man das versuchen«, rief Frank. »Flora liebt ihn, und ein Menschenleben zu retten, den Wunsch eines solchen Kranken —«

Kollmann fiel ihm in das Wort.

»Als am sechzehnten Juni achtzehnhundertundsieben der Doktor in Ihres Vaters Haus kam, Justine zu ihrer Tante zu holen, versagte er ihr diesen Trost; und die Tante hatte keine ansteckende Krankheit wie mein Sohn. Fordern und erwarten Sie von Fremden nicht, was Sie nicht geleistet haben.«

Die schmerzliche Bitterkeit, mit welcher er diese [3-255] Worte sprach, machte Justine erbleichen; aber Frank, so sehr sie auch ihn betroffen hatten, überwand sich schnell, und mit der Sicherheit seines Vaters sagte er:

»Mein Vater trat ein für das Leben des Kindes, das wir erwarteten, für meines Sohnes Leben. Ich will versuchen, für das Leben Ihres Sohnes einzutreten. Komm, Justine, laß uns Beide gehen! Sie haben auch dort Kranke im Hause, laß uns versuchen, ob sie es zugestehen. Mehr als es weigern, können sie ja nicht.«

»Wenn sie es thäten, wenn John mir erhalten würde!«, rief der Onkel mit thränenerstickter Stimme. Justine umarmte und küßte ihn, dann eilten die Beiden davon.

Seine Frau am Arm, mit starker Hand den Schirm über ihr haltend, den der Wind ihm zu entreißen drohte, gingen sie raschen Schrittes vorwärts.

»Laß mich mit Madame Lindheim sprechen«, schlug Justine vor. »Sie ist gut und die Heirath Flora's mit John liegt ihr sehr am Herzen.«

»Daran dachte ich eben«, entgegnete Frank, »und darum werde ich Dich nach Hause bringen und allein zu Lindheim gehen, mit

ihm allein zu reden. Es ist keine Kleinigkeit, um die es sich hier handelt; und über einen so ernsten Schritt, der schwere Folgen haben kann, darf nicht unter der Einwirkung einer augenblicklichen Rührung und auf trügerische Hoffnungen hin entschieden werden.«

Justine meinte, Lindheim werde das Ansuchen gewiß nicht gestatten.

»Es ist das wahrscheinlich, und eben deshalb bleibe Du davon!«, sagte Frank, sie hinaufgeleitend bis unter ihres Hauses Schutz. Dann begab er sich zu Lindheim und ließ ihn um eine kurze Unterredung in einer persönlichen Angelegenheit ersuchen. Daß [3-256] diese dringlich sein müsse, verrieth die ungewohnte Stunde des Besuches; und wenig Minuten darnach saßen die beiden Männer allein einander in dem Zimmer gegenüber, in welchem Darner und die Seinen zum ersten Male von der Fürstin empfangen worden waren.

Lindheim hieß den Gast willkommen und sagte dann: »Ich wage kaum die Frage, was Sie mir Gutes bringen, denn die Zeit bringt dessen so wenig, dass man sich desselben nicht zu gewärtigen hat.«

»Es ist auch nichts Erfreuliches, das mich heute zu Ihnen führt, Herr Lindheim! Der Vetter meiner Frau, John Kollmann —«

»Ist gestorben?«, fiel ihm Lindheim mit unverkennbarer Theilnahme in das Wort.

»Nein, er lebt, aber er liegt am Nervenfieber, wie Sie wissen, schwer darnieder. Es ist der einundzwanzigste Tag. Der Doktor ist besorgt, denn er ist noch im vollsten Fieber, und alle seine Phantasien rufen angstvoll nach Ihrer Tochter. Der Doktor selber verspricht sich von dem Versuche nichts; aber der Vater und Madame Göttling leben des Glaubens, daß man den Kranken beruhigen, daß man ihn vielleicht retten könnte, wenn er Mademoiselle Flora auch nur für einen Augenblick zu sehen bekäme.«

»Unmöglich, in jedem Sinne unmöglich!«, sagte Lindheim.

»Ich hatte mich freiwillig erboten, Ihnen die Bitte vorzutragen,

die Johns Vater nicht an Sie zu richten wagte, und hatte Ihre in jedem Sinne berechtigte Weigerung vorausgesehen. Sie haben die Ansteckung für Ihre Tochter zu befürchten, haben Rücksicht auf deren Gemüthserschütterung zu nehmen und auch auf das Urtheil, das unbefugte Dritte über Mademoiselle Lindheims Besuch bei dem Kranken [3-257] fällen würden. Das alles hatte ich mir gesagt, als ich den Vorschlag machte, mich an Sie wenden zu gehen. Indeß ich stand einem großen Kummer gegenüber und ich wußte, wie sehr John Kollmann Ihre Tochter liebt und daß sie diese Liebe erwidert. Verzeihen Sie das gewagte Verlangen, ich habe es mit Ueberlegung gegen Sie allein ausgesprochen. Sie sind durchaus in Ihrem Rechte. Mein Vater hat in einem ähnlichen, weit weniger bedenklichen Falle wie Sie gehandelt. Meine Anfrage bleibt, denke ich, geheim zwischen uns; und im Übrigen bleibt es beim guten Alten wie bisher.«

Er stand auf, Lindheim ebenso.

»Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen Herr Darner«, sprach er, »ich müßte Ihnen eigentlich danken, daß Sie mir zutrauen, mein Mitgefühl für einen andern Vater könnte mich meiner eigenen Vaterpflicht vergessen machen. Sie haben die Bedenken, die ich hegen muß, richtig bezeichnet; nur die besondere Lage, in welcher ich mich den Kollmanns und Ihnen Allen gegenüber befinde, haben Sie dabei außer Acht gelassen.«

»Und das wäre?«

»Sie haben nicht bedacht«, sagte Lindheim mit großem Gewicht, »daß ich den Leuten, und vor allem Ihrem Onkel, nicht Raum zu der Meinung geben darf, ich hätte den Ruf und das Leben meiner Tochter daran gesetzt, seine Einwilligung in die ihm widerstrebende Heirath seines Sohnes mit einer Jüdin zu erlangen und meiner Tochter zu der Ehe mit einem Christen zu verhelfen. Das soll nicht sein.«

»Herr Lindheim«, fuhr Frank auf, »das sinnlose Urtheil der Leute darf Sie nicht bestimmen.«

»Wer, wie ich, einem Volke angehört, das seit Jahrtausenden

unter weit sinnloseren Vorurtheilen zu [3-258] leiden gehabt hat, lernt allerdings das Urtheil der Leute gering schätzen nach Gebühr und sich selber schätzen nach seinem Gewissen; aber er fordert das Urtheil der Leute nicht unnöthig heraus. Wäre der Kranke eines armen Mannes Sohn aus unserem Volke, handelte es sich einfach darum, einem Vater seinen einzigen Sohn, einem braven Menschen vielleicht das Leben zu erretten, und Flora liebte ihn und wollte gehen — ich würde sagen: Gehe, und Gott behüte Dich! Denn wo ist man vor Ansteckung sicher jetzt bei uns; aber —«

»Nun denn«, rief Frank, »so schätzen Sie sich und das Urtheil der Leute, wie beides sich gebührt; lassen Sie John, dessen Herz Ihrer Tochter gehört, den Flora liebt, nicht entgelten, was nicht er gegen Ihr Volk gesündigt hat. Er ist ohne Vorurtheil. Achten Sie das fremde Urtheil so wenig als er. Er hat Sie gesucht, wünscht sich Ihnen auf das engste, als Sohn, zu verbinden. Sie haben ihn schätzen lernen, seine Bewerbung zugelassen, er und Flora lieben einander; das werden Sie wissen, besser noch als wir. Fragen Sie sich, ob Flora es je vergessen könnte, daß man ihr verschwiegen, wie ihr Geliebter nach ihr verlangt, daß man sie gehindert, ihm die Hand zu reichen, sei's zur Rettung, sei's zum Abschied. Meine Frau hat sich dereinst auch mit mir verbunden, gegen die Absicht ihrer Familie und gegen die Meinung der Leute. Es ist ein großes Opfer, ein großes Wagniß, das von Ihnen gefordert wird; aber Ihre Tochter ist eine entschlossene Natur, und wie es für sie eine große Gefahr gilt, gilt es für sie auch ein großes Glück.«

Die Mahnung an Flora's Empfinden verfehlte ihren Eindruck auf den Vater nicht.

»Kommen Sie!«, sagte er, und durch das dunkle [3-259] Nebenzimmer Frank voranschreitend nach der Wohnstube, aus der er fortgerufen worden war, öffnete er die Thür derselben mit den Worten: »Ich bringe Herrn Frank Darner zu Euch, denn sein Besuch gilt Dir, Flora.«

»Mir?«, fragte diese, während Frank Madame Lindheim und sie begrüßte; und mit der nicht irrenden Ahnung des Herzens rief sie:

»So kommen Sie von John?«

Der Vater sagte ihr kurzweg, um was es sich handle, ohne ihr seine Bedenken zu verhehlen, aber Flora hörte nichts als die Gefahr und das Verlangen des Geliebten; und ohne abzuwarten, daß ihr Vater seine Einwilligung zu dem Gange aussprach, rief sie:

»Einen Augenblick nur, ich hole nur den Mantel!« Und damit war sie zur Thür hinaus.

Die Mutter, höchlich überrascht und aufgeregt, wollte sie begleiten; aber während sie überlegte, ob es besser sei, daß der Vater oder daß sie mit der Tochter ginge, stand Flora schon, in den Pelzmantel gehüllt, die Sammetkappe auf dem Kopfe, an Franks Seite, und die dunklen, blitzenden Augen in Angst zu ihm erhoben, drängte sie:

»Kommen Sie, kommen Sie; keinen Augenblick dürfen wir zögern! Wir gehen ja viel schneller als Papa und Mama, und wenn ich zu spät käme — Gott, so kommen Sie doch!«

Und von ihrer Angst, von der Berechtigung ihres Verlangens bestimmt, küßten beide Eltern sie und überließen sie der Begleitung Franks.

»Sie lassen sie nicht lange in dem Zimmer«, sagte die Mutter, »und —«

»Fort, nur fort!«, rief Flora und eilte hinaus.

»Gott behüte Dich!«, hörte sie die Mutter ihr nachrufen, und an Franks Arm eilte sie jetzt, wie [3-260] vordem Justine, durch den Sturm, der ihr den nassen Schnee gegen die glühenden Wangen peitschte, und den Schirm zerbrach unter seinem Toben.

Athemlos, das feine, kluge Gesicht vom Winde geröthet, naß vom Schnee, so sah Kollmann sie vor sich stehen, als er die Stimme Franks, den Schritt der Kommenden auf der Treppe vernehmend, aus der Stube in die Hausflur hinaustrat.

»Sie kommen?«, rief Kollmann ihr entgegen und streckte beide Hände nach ihr aus.

Aber sie ergriff sie nicht, sie sah ihn kaum. Mit rascher Hand warf sie die Kappe vom Kopfe, den Mantel von den Schultern, und

sich das Gesicht trocknend, die Hände warm reibend, fragte sie nur:

»Wo liegt er? Wohin muß ich gehen?«

»Gutes, gutes Mädchen!«, sagte Kollmann, »ich will Sie führen«, und sie mit sich nehmend, stieg er die zweite Treppe hinauf und klopfte mit leisem Finger an die Thür der Krankenstube.

Madame Göttling öffnete ebenso leise:

»Da ist sie«, sagte Kollmann.

»Das lohn' ihr Gott! Das lohne Ihnen Gott mit seiner Erhaltung!«, rief ihr die Göttling zu, und zog sie in die Stube. Der Vater folgte ihnen.

Ein strenger Geruch von Essig und Nelken, mit denen man die Krankenzimmer räucherte, strömte Flora entgegen. Das Licht brannte hinter einem grünen Schirme, ein großer Bettschirm verbarg das Bett des Kranken. Flora wollte sich ihm nahen, die Göttling hielt sie zurück.

»Einen Augenblick«, bat sie, nahm das Licht in die Hand und blieb hinter dem Bettschirm neben Flora stehen. Wirre Worte drangen von Johns Lippen mit mattem, schleppendem Tone an ihr Ohr.

»Wie sie todt sind — die Kranken — fort, pfui, fort!«

[3-261] »Lassen Sie mich um Gottes willen!«, flehte Flora.

»Einen Augenblick«, wiederholte die Göttling.«So spricht er immer fort, immer fort seit gestern um die Zeit, und dann ruft er Sie dazwischen. Warten Sie, er ruft gewiß bald wieder — und —«

»Ich mag nicht«, tönte es wieder hinter dem Schirm hervor, »der Schnee knistert — nicht essen! — Aber wo bleibt sie? — Der Baum brennt! Komm! Die Kinder! — Komm! — Kinder! Komm, jubeln alle! — Komm, Flora, komm, so komm doch!«

Flora wollte zu ihm stürzen, die klug besorgte Pflegerin hielt sie fest.

»Sie dürfen ihn nicht erschrecken«, sprach sie, aber sie trat mit ihr hinter dem Schirm hervor, und das Licht über Flora haltend, daß sie voll beleuchtet war, blieb sie mit ihr an dem Fußende des

Krankenbettes stehen.

Von dem ungewohnten hellen Licht betroffen, richtete John sich jäh empor.

»Halten Sie das Licht! regen Sie sich nicht!«, gebot die Göttling und umfaßte John, ihn an dem Aufspringen zu hindern, das er schon mehrmals versucht. Er wehrte sich nicht, aber er hob die brennenden Augenlider empor und starrte Flora an.

»Engel, Weihnachtsengel! — Du! — Du!«, stieß er hervor und sank, die Augen wieder schließend, in die Kissen zurück.

Flora regte sich nicht, aber die heißen Thränen rollten ihr über das Gesicht.

»Du — ach Du — ach!«, klang es matt und matter von Johns Lippen. »Hand, Deine, Deine!«, hauchte er noch einmal.

Die Göttling gab der Bebenden ein Zeichen. Sie setzte das Licht auf den Boden, trat still heran, [3-262] und niederknieend neben ihm, legte sie ihre Hand in die des Erschöpften. Er hielt sie fest einen kurzen Augenblick, dann ließ er sie los. — Ehe die Göttling es verhindern konnte, hatte Flora einen Kuß auf seine Stirn gedrückt. Die Göttling zog sie fort und führte sie, trotz Flora's Bitte, sie noch weilen zu lassen, hinweg und aus dem Zimmer.

»Sie sind ein tapferes Herz!«, sprach sie; »nun lassen Sie uns beten, daß Gott ihn uns und Ihnen erhalte, Ihren Liebesmuth zu lohnen.«

»Er wäre kein gerechter und kein gütiger Gott, wenn er's nicht thäte«, antwortete ihr Flora.

Als sie die Thüre der Krankenstube öffnen hörten, kamen Kollmann und Frank herbei aus dem Nebenzimmer, in welchem sie gewartet hatten. Flora gab in den einfachsten Worten Bescheid, Kollmann horchte an des Sohnes Thüre.

»Alles still, gottlob! Wenn er Schlaf fände, wäre Hoffnung, wäre er halb schon gerettet, hat der Doktor gesagt. Und Ihnen, Ihnen, mein Kind, hätte ich ihn zu danken!«, sagte er und nöthigte Flora zum Eintreten in das offenstehende Zimmer.

»Das ist gegen meine Ordre«, sagte Frank, dem Lindheims

Verhalten neue Achtung vor ihm eingeflößt. »Ich habe Mademoiselle Flora an das Krankenbett und von diesem nach Hause zu geleiten, und je weniger sie hier verweilt, um so besser. Kommen Sie, meine Freundin!«

Aber Kollmann ließ es sich nicht nehmen, er umarmte und küßte Flora.

»Wie es auch werden mag, wie Gott es über uns verhängt«, sprach er, »ich werde es Ihnen und den Ihren nicht vergessen, was Sie heute für uns gethan. Morgen bringe ich selbst Ihnen den Bericht, wie die Nacht vergangen ist und was der Doktor ge[3-263]sagt hat. Gott sei mit Ihnen, mein Kind, Gott erhalte Sie, Flora; ich hoffe, es soll Ihnen nicht geschadet haben. Morgen bring' ich Ihnen Nachricht.«

»Kommen Sie«, heischte Frank, »und einen Schirm, Herr Onkel; denn es regnet, regnet noch in Strömen und der meine ist zerbrochen.«

Schneller als seit langen Jahren eilte Kollmann ihnen voran die Treppen hinunter, einen der Schirme zu nehmen, die in dem Ständer unweit der Hausthür standen. Er selber öffnete ihnen die Thüre, er selber spannte den Schirm für sie auf und sah ihnen nach, wie sie unter dem wild flackernden Lichte der Laternen, die an der hohen Treppe brannten, hinunterstiegen und durch den kleinen Vorgarten auf den Domplatz hinaustraten. Er achtete es nicht, daß der Wind sein dünnes graues Haar durchwehte, und mit den Worten: »Schönes, braves Kind!«, schloß er die Hausthüre zu und gebot dem Hausknecht, gut aufzupassen, damit der Doktor nicht zu warten brauche, wenn er zu dem versprochenen Besuche wiederkehre.

Vierundzwanzigstes Kapitel

John war eingeschlafen, nachdem er die Geliebte gesehen, die Nacht war gut vergangen, das Fieber hatte nachgelassen. Gegen den Morgen hin hatte ein starker Schweiß sich eingestellt. Der Doktor fand den Zustand auf das günstigste verändert und hoffte auf eine fortschreitende Genesung.

»Indeß«, sagte er, »sprechen wir vor Dritten von dem Heilverfahren nicht, liebe Madame Göttling, das Sie auf Ihre eigene Hand eingeschlagen haben.

[3-264] Es könnte Nachahmungen hervorrufen, die nicht so gut verlaufen. Je weniger davon geredet wird, um so besser; und man wird doch auch abzuwarten haben, ob dieser Akt christlicher Nächstenliebe für die schöne Samariterin keine üblen Folgen hat. Besser jedoch als seinerzeit Lorenz Darner hat Jakob Lindheim sich in jedem Fall betragen, und dafür sollen seine Erzväter ihn segnen, von Abraham bis Jakob, bis ins hundertste Glied.«

Zum ersten Mal mißfiel Kollmann, der bei dieser Besprechung mit dem Doktor zugegen war, der Anflug von Spott, mit dem derselbe seine Rede schloß. Er lobte Lindheim, sprach mit unverhohlenem Gefallen von Flora und pries vor Allem Frank, der, soweit möglich, gut zu machen getrachtet an dem kranken Sohne, was der Vater gegen Johns Mutter vordem gesündigt. Das freudig hoffende Vaterherz war zur Milde und zur Gerechtigkeit gestimmt für Jeden, und der Doktor verließ ihn mit den Worten: »Was das Ende vom Liede sein wird? Nun, das ist keine Frage mehr. Aber den Winter müssen wir John ruhen lassen. Zu Ostern kann es losgehen mit der Hochzeit; und ich denke, ich bin auch noch zur Taufe bei Johns Kindern wie bei seiner eigenen. Halten Sie ihn

jetzt nur ruhig, liebe Göttling! — und frische Luft und Wein!«

Wie er darnach unten in seinen Wagen einstieg, murmelte er die Worte: »Sonderbar, sehr sonderbar!«, vor sich hin. »Justine eines Hörigen Sohn, John eines Juden Tochter! Sonderbare Heirathen in diesem Hause!« — Und er dachte, wie die Leute sich darüber wundern würden, wenn John nach überstandener Krankheit eine Jüdin heirathete, ein Kollmann, Willbergs Enkel, eine Lindheim! Sie hatten ja alle Lindheims Vater noch gekannt in seiner Trödelbude [3-265] an der Fischbrücke in der Ecke. — Und jetzt nannte die Fürstin Hedwig die Lindheims ihre lieben Lindheims, und ein Kollmann wollte eine von ihnen heirathen. Sonderbar!

Während dessen nahm Kollmann sein Frühstück zeitiger als gewöhnlich ein. Er wollte, ehe er an die Börse ging, Flora den Bericht abstatten, den er ihr zugesagt; er wollte — nun, er wollte sehen, wollte den Eltern danken für das Vertrauen, das sie in John und auch in ihn gesetzt.

Wie er die Weste von hellgelbem Kaschmir und den braunen Gehrock angezogen, trat er noch einmal an den Spiegel, bürstete das Haar an den Schläfen noch sorgfältiger als sonst glatt und nach vorn, zupfte den Halskragen hoch empor und steckte eine Nadel in das Jabot. Er hatte es die Tage her vergessen. Dann ging er noch einmal in das Komptoir, ließ sich die Notizen für die heutige Börse geben, der Lehrling hatte ihm den langen schwarzen Tuchrock mit dem kurzen Kragen anzuziehen, gab ihm den Hut, die Handschuhe und sah sich nach einem Stock um.

»Den mit dem goldenen Knopf«, sagte Kollmann und ging, als der Bursche ihn ihm gereicht, hinaus.

»So früh zur Börse, Herr Stadtrath?«, fragte ihn sein Makler, der an ihm vorüber ging.

»Ich habe noch einen Besuch zu machen«, entgegnete ihm Kollmann.

Sie waren dicht an der Ecke der Langgasse und trennten sich an derselben, aber der Makler sah sich noch einmal nach dem

Stadtrath um.

»Kollmann zu Lindheim, was bedeutet das?«, sagte er zu sich selbst.

Wie Kollmann sich im Lindheim'schen Hause bei der Hausfrau melden ließ, fiel ihm das Sprichwort ein: »Man soll nie sagen, von dem Wasser werde [3-266] ich nicht trinken.« — »Soll ich vielleicht den Freiwerber für Dich machen gehen?«, hatte er dem Sohne höhnisch zugerufen, als dieser ihm seinen Entschluß mitgetheilt, Flora Lindheim zu heirathen. »Jakob Lindheims Tochter paßt nicht in mein Haus!«, hatte er ihm streng erklärt, und gestern hatte er Jakob Lindheims Tochter dafür gedankt und gesegnet, daß sie in sein Haus gekommen war; und er war auf dem Wege, um sie für John zu werben; und er dachte deshalb nicht geringer von sich.

Flora kam auf seine Anmeldung bis in das Vorzimmer heraus.

»Wie geht es Ihrem Sohn?«, rief sie ihm entgegen, und es gefiel ihm, daß sie den Kranken als seinen Sohn bezeichnete, ihn nicht bei seinem Namen nannte, den Anstrich der Vertraulichkeit vermeidend.

Er gab ihr den ersehnten günstigen Bescheid. Darüber waren sie bei Madame Lindheim eingetreten, der Vater herbeigerufen worden; und gegen seine sonstige Mäßigkeit im Ausdruck sprach Kollmann den Eltern und dem Mädchen mit voller Herzenswärme den Dank aus, den er ihnen für das gebrachte Opfer schuldete. Madame Lindheim wollte in ihrer Güte und Zuvorkommenheit ihm den Dank erleichtern, denn die Sorge und Erschütterung des Vaters, des ernsten, angesehenen Mannes, rührten sie. Lindheim ließ sie aber nicht zu Worte kommen.

»Ja«, sagte er, »es war ein Entschluß, Herr Stadtrath! und er ist uns schwer geworden. Gott gebe, daß er Ihrem Sohn genützt und unserer Tochter nicht geschadet hat, was abzuwarten sein wird. Die nöthigen Vorsichtsmaßregeln haben wir gleich nach ihrer Heimkehr gebraucht; und schließlich stehen wir alle in Gottes Hand. Sie würden ja das Gleiche auch für uns in gleichem Fall gethan haben, denke ich.«

[3-267] »Nein«, entgegnete ihm Kollmann, »nein, ich hätt' es nicht gethan!«

»Herr Stadtrath!«, rief die Mutter, von der Aufrichtigkeit erschreckt.

»Nein«, wiederholte er, »der Wahrheit die Ehre, ich hätt' es nicht gethan. Ich bin nicht gewohnt, mich besser zu stellen, als ich bin; aber um so höher schätze ich, was Sie gethan, und es soll Ihnen in meinem Herzen nicht vergessen werden, meine liebe — Mademoiselle Flora.«

Er hatte sie seine liebe Tochter nennen wollen und das Wort mit rascher Ueberlegung unterdrückt, als es sich aus seinem Herzen ihm auf die Lippen gedrängt. Erhielt Gott ihm den Sohn, nun, so mochte John die Freude haben, von ihm die Einwilligung zu seiner Ehe selber zu vernehmen, die Glückskunde selber in dies Haus zu seiner Braut zu tragen; hatte aber der Himmel es anders beschlossen über John — so hatte er den Lindheims und dem Mädchen gedankt, wie sie's um ihn verdient, und hatte nichts gesagt und gethan, das ihn für die Zukunft an sie band.

Ob die anderen seine Zurückhaltung bemerkt, wie sie darüber dachten, das focht ihn weiter nicht an. Es wurde von dem Kranken, von der Krankheit im Allgemeinen gesprochen, und die Börsenstunde mahnte zum Aufbruch.

»Darf ich wieder einmal nach Ihrem Kranken sehen kommen?«, fragte Flora, als Kollmann nach seinem Hut und Stock griff.

»Was fällt Dir ein?«, rief der Vater im Tone des Vorwurfs. »Davon ist keine Rede.«

»Nein«, sagte auch Kollmann; »Ihr Herr Vater hat ganz recht; Sie haben mehr für uns gethan, als ich zu fordern gewagt hätte. Sie schulden sich Ihren Eltern und der Zukunft. Zudem hat der Arzt völlige [3-268] Ruhe für den Kranken verlangt. Aber ich werde Ihnen Kunde geben von seinem Befinden, und er soll von mir so bald als möglich hören, was Sie für ihn und mich gethan; denn bis jetzt wissen wir ja nicht, ob er Sie selbst gesehen, ob er geträumt zu haben glauben wird. Er schläft oder liegt in Mattigkeit; und darauf

beruht das Hoffen.«

Sie schieden zufrieden mit einander. Es war Lindheim recht, daß Kollmann der Werbung seines Sohnes bei diesem Besuche nicht erwähnt, daß er nicht geglaubt hatte, das Opfer, das man ihm gebracht, gleich baar bezahlen zu müssen; und Kollmann hatte sich des Tones gefreut, welcher in der Familie herrschte, der John sich zu verbinden dachte.

Als aber die Männer hinausgegangen waren, warf Flora sich der Mutter um den Hals und rief:

»Mama, gewiß, John wird am Leben bleiben, und ich werde gewiß nicht krank, ich bin zu glücklich! Wenn Du gefühlt hättest, wie sein Vater mir die Hand gedrückt! Ach, so viel Liebe und so viel Glück kann ja Gott gar nicht zu Grunde gehen lassen.«

»Liebes, liebes Kind«, sprach die Mutter mit Freudenthränen. »Meiner Eltern Segen erfüllt sich mir an Dir. Gott hab' sie selig!«

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Kollmann und Lindheim gingen zusammen zur Börse. Sie waren mit flüchtiger Andeutung übereingekommen, daß von Flora's Besuch an Johns Krankenbett möglichst wenig geredet werden sollte; allein die Darners kamen ihnen sofort entgegen. Der Vater [3-269] fragte nach John, der Sohn wollte wissen, was der Versuch gewirkt, wie Flora die Aufregung überstanden habe. Sie waren alle keine Schwätzer, weder Kollmann noch die Darners und auch Lindheim nicht; das wußte man an der Börse.

Was hatten sie denn grade heute so lange miteinander zu verkehren? Hatten sie besondere Nachrichten bekommen, Estafetten? So lange sprach man aber doch von einer Estafette oder derlei nicht; und was hatte Lindheim zu thun zwischen den drei anderen? — Von Johns Werbung um Lindheims Tochter war lange schon das Gerede gegangen. »Wenn er nicht so schwer darniederläge, könnte man denken, die Verlobung sei zu Stande gekommen«, meinte der Eine. — »Erfahren würde man's ja bald, wenn etwas Wahres daran wäre«, sagte der Andere.

Was man aber an der Börse vermuthete, das wußte man in den Häusern bereits mit Gewißheit.

Kollmanns Hausknecht hatte, als er am Morgen das neue Rezept des Doktors nach der Apotheke getragen, dort im Beisein Anderer erzählt, was gestern bei ihnen Abends geschehen war, und wie der Besuch von der Mamsell Lindheim dem jungen Herrn mehr geholfen als all die theuren Medizinen. Und die Köchin von Lindheims hatte beim Gewürzkrämer zur Haushälterin von Armfields gesagt, wenn der liebe Gott nur geben wollte, daß sich ihre Mamsell Florchen gestern bei Stadtrath Kollmann nichts

geholt. Sie hätte freilich gleich, als sie nach Hause gekommen sei, sich waschen und gurgeln müssen, und die Kleider wären geräuchert und die Wäsche eingebrüht worden; aber wissen könnte man's ja immer nicht, und sie hätte sich des Todes gewundert, daß die Eltern die Mamsell, und so ein gutes Mädchen, hätten zu dem Kranken gehen lassen. Sie hätt's nicht gethan.

[3-270] Am Abend, als die Frauen vom Hilfsverein in einem der Zimmer des altstädtischen Rathhauses zusammenkamen, die Geschenke an neuer Wäsche und altem Leinen wieder zu vertheilen, welche die Mildthätigkeit abermals für die Hospitäler und die Armen eingeliefert, kam zwischen dem Schaffen und Rechnen das Gespräch doch auch auf das romantische Abenteuer; aber Madame Armfield war die Erste, die kurzweg ein Ende machte, als man über die christliche Menschenliebe und über die Klugheit der Lindheims zu reden anfing.

»Was kümmert's uns, was die Stadträthe und die Bankiers mit ihren Kindern thun«, sagte sie, »wir haben hier Wichtigeres und Dringenderes unter Händen!«

Und in Wahrheit, sie that es allen zuvor im Arbeiten und im Einrichten, wo es galt. — Mochte sie im Müßiggang des ausreichend versorgten Alltagslebens viel gesündigt haben durch unnützes Gerede und überflüssiges Thun; jetzt, in den Tagen der Noth, trat die gute Schulung der schwedischen Landpfarrerstochter werkthätig und entschlossen wieder in ihr hervor.

Man hatte aufgehört, sie zu meiden und zu fürchten; man lernt sie schätzen und sie suchen. Ihre Neugier ward zur Umsicht, ihre Rastlosigkeit zum Segen; und die Anerkennung, welche ihr die mit der Armenpflege betrauten Beamten zollten, machte sie zum Anerkennen des fremden Leistens willig. Wie ein guter Genius huschte jetzt die graue Fama durch die Krankensäle in den städtischen Lazarethen umher, und von den Seufzern der Kranken trug sie keine Kunde in der Stadt herum; aber mancher Gruß von erkaltender Lippe, manch letzter Wunsch der Sterbenden ward von ihr übermittelt an die Herzen, denen sie gegolten hatten. Die

furchtbaren Geschicke, welche das Land niederge[3-271]worfen, hatten in den Ostprovinzen, die seit sechs Jahren am schwersten gelitten, den Einzelnen mehr und mehr über sich hinausgehoben, und die Kraft entwickelt, wo eine solche zu finden gewesen war.

Man verlangte förmlich darnach, etwas zu haben, was man loben, bewundern konnte; man hatte es nöthig, sich an das Gute zu halten, das von den Einzelnen und von den Gemeinschaften geleistet wurde.

Man nahm jede Nachricht von dem musterhaften Verhalten, von der Disziplin, mit welcher die preußischen, dem französischen Heere einverleibten Truppentheile sich in den russischen Ostseeprovinzen führten, von dem Muthe, mit dem sie kämpften, mit Freuden auf; wenn schon man mit höchstem Widerstreben daran dachte, mit wem und gegen wen sie kämpften. War doch in diesen Truppen und in dem Generale, der sie führte, noch der alte preußische Geist vorhanden, und mit diesem die Hoffnung für das Vaterland, welche man in der unmittelbaren Nähe des Königs, gegenüber dessen noch immerfort schwankender Haltung, aufgegeben zu haben schien.

Nur der Muth der Entschlossensten unter den Gebildeten und in den höchsten Ständen, und der tiefe Haß des Volkes gegen die Franzosen harrten aus neben der Gleichgiltigkeit, mit welcher jene anderen, die immer mit ihrer feinen französischen Bildung sich etwas gewußt, sich in den Gedanken zu schicken begannen, auch Preußen, wie die Rheinbundsfürsten, zum Vasallen Napoleons herabsinken zu sehen; das Preußen des großen Kurfürsten, das Preußen Friedrich des Großen, der Frankreich, Rußland und Oesterreich, er allein mit seinem Volke, stolz die Stirn geboten.

Und sein Volk war noch da! Sein Volk wartete auf seines Königs Ruf in Noth, in Zorn, in Sehnsucht, und der König zauderte und schwieg! Das Volk begann [3-272] irre zu werden an ihm, es begann, das Los der Königin zu segnen, der sie erspart worden war, diese Zeit des Unheils und der Schmach.

Mitten in dies qualvolle Wogen der Gefühle, in all die Noth

waren sie hineingedrungen, die Nachrichten von den Siegen Napoleons bei Smolensk, bei Borodino, an der Moskwa; und bald darnach, kaum anderthalb Wochen nach jener für John Kollmann entscheidenden Nacht, als man sich in den drei Familien eben an der Aussicht auf seine Herstellung zu erfreuen begann, war die Schreckenskunde nach Königsberg gelangt, daß Napoleon auch in Rußland nicht den erwarteten Widerstand gefunden, daß er siegreich in Moskau eingezogen sei und bis zum nächsten Frühjahr mit seinem ganzen Heere in dem alten Sitz der Zaren seine Residenz aufschlage.

Ein dumpfes Schweigen war in der Bürgerschaft die Antwort auf die Kunde. Zwischen Berlin und Königsberg hatten die Franzosen die wichtigsten Festungen in Händen. Zwischen dem König und dem Volk in Preußen standen sie in Waffen, französische Gouverneure herrschten in Königsberg, die ost- und westpreußischen Truppen waren fern im Norden. —

»Wer wird Herr unserer Provinzen werden, werden wir russisch, werden wir französisch sein?«, fragten sich die treuen preußischen Herzen, und fühlten sich doppelt als Deutsche, da die Süddeutschen und Westdeutschen schon seit Jahren die Vasallen Napoleons geworden waren.

Sorgenvoll ging Darner umher, und oft genug kehrten seine Gedanken zu den Planen zurück, mit denen die Menschheit, je nach ihrem Standpunkt, und so auch er auf dem seinen, sich getragen, dem Fluch des Krieges vorzubeugen, den Eroberern ihr [3-273] Handwerk zu legen, der Welt die Segnung des Friedens zu bereiten. Er hatte es gelernt, an ihnen zu verzweifeln; aber er konnte jene Träume nicht vergessen, und in seinen Sorgen wendete sein Sinn sich zu ihnen zurück.

Man lebte am Tage den Tag, man that in jeder Stunde die Arbeit, die sie forderte, jedes Herz hatte neben der allgemeinen Sorge noch die besonderen seinen. Die Nachrichten von den Kämpfen, in denen die Preußen unter York in Kurland gesiegt, hatten dargethan, daß das Artillerieregiment, in welchem der

Major diente, in ihnen thätig gewesen war; nur von ihm selber hatte man keine Nachricht, und Virginie hatte sie so zuversichtlich erhofft.

Sie hatte sich endlich ein Herz gefaßt, hatte an Eberhard geschrieben, ihn nach dem Major gefragt; aber auch er hatte nichts von ihm erfahren, hatte nur zu melden vermocht, daß zwischen Berlin und den preußischen Kommandirenden ein lebhafter Estafetten- und Kurierwechsel über die Grenze gehe, und daß man hart an derselben nicht mehr wisse als in Königsberg, daß Ausharren die Losung sei.

Und sie harrte und hoffte, harrte und hoffte wie alle die Tausende mit ihr.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Da, an einem Morgen, ehe es noch völlig Tag geworden war, tauchte plötzlich in Königsberg das Gerücht von einer großen Schlacht, von einem neuen großen Ereigniß, von einer Niederlage der Franzosen in Rußland, auf. Niemand wußte, woher es gekommen, Niemand wußte was es war.

[3-274] Die Nachtwächter in der oberen Stadt hatten in der Nacht eine ungewohnte Unruhe vor der Wohnung des Kommandirenden im Schlosse gesehen. Man hatte Estafetten erhalten, Estafetten waren abgesendet worden, die Ordonnanzoffiziere waren in beständiger Bewegung gewesen. Mitten in der Nacht hatte man, wie damals, als die königliche Familie von Königsberg nach Memel geflüchtet, Lichter anzünden sehen in den Zimmern, welche die französische Intendantur inne hatte; und zu all der Unruhe hatte der Mond aus dem weiten doppelten Ring, der ihn umgeben, hernieder geschienen, friedlich und still auf den Schnee, der schwer und weiß die Dächer und die Straßen deckte, denn der Winter war viel härter, als man es je erlebt. Es war sehr kalt.

Beim Oeffnen der Hausthüre hatte Darners Hausknecht von einem Arbeiter, der vorüberging, den Ruf vernommen: »Nun ist der Bonapart kaput!« Er hatte gefragt, was das heißen solle. »Geh und frag selber!«, hatte der Arbeiter in raschem Vorwärtsgehen geantwortet; und der frühen Stunde nicht achtend, hatte der Hausknecht den Diener, der Diener seinen Herrn mit der Botschaft geweckt, und Darner ließ sich das: »Geh und frag selber!«, gesagt sein.

In wenigen Augenblicken war er in den Kleidern. Ein Glas Cognac war rasch hinuntergegossen, denn eine Vorsicht vergaß er

nie, auch nicht dem herrschenden Fieber gegenüber: und wie er sich an dem vorletzten Abend des Jahres 1806 graden Weges aus dem Theater nach der Post begeben, so ging er jetzt in dem dichten Schneegestöber, das mit dem Tagesanbruch sich eingestellt, durch die dämmerigen Straßen wieder eines festen Schrittes den Schloßberg hinauf nach der Post.

[3-275] Reges Leben auf den Straßen, trotz der Frühe, Zusammentreten der Menschen zum Fragen, zum Berichten, Aufleuchten der Blicke unter dem Schimmer des ungewissesten Hoffens; Wegwenden, Ausspucken, wo man eines Franzosen ansichtig wurde, und allseitige eiligste Tagesarbeit in der Post.

Man war es gewohnt, Darner zu Stunden auf dem Postamt zu sehen, in denen Andere nicht leicht kamen und nicht zugelassen wurden. Dem Mitglied des Magistrats öffnete sich die Thüre bereitwilliger noch als sonst. Auf seine Frage, ob der Herr Generalpostdirektor schon zu sprechen sei, der kurze und eilige Bescheid, der Herr Generalpostdirektor sei nicht aus den Kleidern gekommen in der Nacht. Alle Pferde seien mit Estafetten unterwegs.

Und nun die Meldung bei dem Postdirektor, nun dieses Freundes freudestrahlendes Antlitz, da Darner bei ihm eintrat, und von des treuen deutschen Mannes Lippen der Ausruf:

»Moskau steht in Flammen seit drei Tagen! Die Russen haben es in Brand gesteckt!«

»Heil ihnen und der ersten Fackel, die den Brand hineingeschleudert!«, rief Darner und die Männer drückten einander freudevoll die Hände. »Aber wo ist Er?«, fragte Darner gleich darauf.

»In der brennenden Stadt, so viel man weiß. Die Franzosen kommandirten heute hier bei uns noch frecher als sonst; jedoch die Frechheit war eilig und der Schrecken, der sie beherrschte, machte ihre Rede kurz. Auch vom Oberpräsidenten sind aus Gumbinnen Nachrichten an den Landhofmeister gekommen per Estafette und noch andere, frühere, durch einen Boten, der die letzte Nacht die

Post benutzt hat.«

Sein Dienst rief den Direktor ab, Darner selber wollte auch nach Hause. Kurz vor seiner Wohnung [3-276] traf er auf den dicken Weinschröter, den Kospott, der an dem Tag, da man die Schanzen gegen die Franzosen aufgeworfen, sich unter den Leuten befunden, welche unter Franks Führung vor das Thor hinausgezogen waren. Lebhaft redend und seine Rede mit geballter Faust begleitend, hielt Kospott ein paar Andere, die wie er zur Arbeit gingen, neben sich fest. Er mußte ihnen offenbar die Tagesneuigkeit mitgetheilt haben, denn Darner hörte von ihm die Worte:

»Haben wir den Satan nur erst hier, dann soll der Halunk' schon merken, was Schröten heißt!«

»Da sind gleich ein Paar!«, meinte einer der bei ihm Stehenden, und Alle sahen sich nach zwei französischen Jägern um, welche, nur mit dem Seitengewehr bewaffnet, aus der Quergasse hervorkamen.

»Nichts da!«, rief Darner dazwischen, und da die Leute ihn kannten, gaben sie Gehör.

»Aber der Herr Stadtrath wissen es doch schon!«, fragte der Kospott.

»Freilich, und darum gilt's, ruhig bleiben und seine Kräfte zusammenhalten, bis es so weit sein wird. Noch sind sie die Herren! Treibt Ihr Unfug, so lassen sie Euch erschießen oder hängen, und der König hat fünf treue Unterthanen und Soldaten weniger. Sag' Er heute das den Anderen auch! Sie sollen heut nicht trinken und ihr Maul im Zaume halten.«

»Aber, Herr Stadtrath! — Herr Stadtrath, wenn's losgeht und wenn der Herr Konsul mitgeht, dann gehen wir Alle mit! Je eher, je lieber!«

»Das soll ein Wort sein, Kospott!«, bekräftigte Darner; »und ich sage wie Er: ›Je eher, je lieber!‹Aber heute Ruhe!«

Sie grüßten ihn Alle und gingen von einander. Unten in seinem Hause, wie er die Thüre öffnete, [3-277] sah er in dem Hausflur an einem Tisch, den man für ihn aufgestellt, einen Mann in

lithauischer Tracht sitzen; die Visirmütze von blauem, rothgefüttertem Tuch lag neben ihm auf der Erde. Brod, Fleisch und dampfendes Warmbier waren für ihn aufgetischt. Die Dienstboten, so weit sie von der Arbeit für ein paar Augenblicke abkommen konnten, machten sich mit ihm zu thun. Der Hausknecht von Kollmann, der den täglichen Bericht von seinem jungen Herrn gebracht, war mit dabei; und die Makler, die sich auch früher als sonst an das Geschäft begeben, blieben unter den Leuten stehen, denn Jeder wollte etwas hören, gleichviel was: nur hören, erfahren, wissen!

Als Darner herankam, erhob sich der Lithauer in militärischer Straffheit. Darner erkannte ihn sofort.

»Ist Er's?«, fragte er.

»Zu Befehl, Herr Stadtrath; ich bin vor einer Stunde angekommen.«

»Ich weiß das — davon nachher!«, sagte Darner, schickte die Dienstleute fort, entfernte die beiden Makler und hieß den langen Karl sein Frühstück essen.

Frank, der Darners Stimme vernommen, kam heraus, den Vater ersuchend, ihm in das Privatkabinet hinter dem Komptoir zu folgen.

»Lesen Sie, was eben für mich angekommen, Vater!«, bat er und hielt einen Streifen Papier in der Hand, auf welchem mit einer unverkennbar entstellten Handschrift französisch die Worte geschrieben waren: »Man denkt an Ihre Verhaftung, wahren Sie sich!«

»Woher ist das gekommen?«, fragte der Vater, die Adresse: »An Frank Darner« sorgsam prüfend.

»Als es noch dämmerig war, gleich nachdem Sie ausgegangen, hat die Köchin die Klingel an der [3-278] Hausthüre gehen, die Thüre öffnen hören, und da Niemand eingetreten, hat sie nachgesehen und das Blatt im Windfang liegen gefunden.«

Darner besah das Blatt noch einmal.

»Unwahrscheinlich ist die Sache nicht; sie hätten's schon früher

thun können, und sie sind der Niederlagen nicht gewohnt. Es wird sich zeigen!«

»Es hat sich schon gezeigt, daß das Konsulat ihnen heute in die Augen sticht!«, bemerkte Frank. »Gleich nachdem ich das Blatt erhalten, haben vorüberkommende Trainsoldaten mit Steinen nach dem Wappen, und auch ein paar Steine oben in die Fenster geworfen.«

»Ich habe nichts davon gesehen!«, sagte der Vater.

Frank entgegnete, er habe die Scherben gleich fortkehren lassen vom Wolm, und habe Justine und die Kinder zu ihm geschickt für den Fall, daß die Sache sich wiederholen sollte.«

Darner überlegte einen Augenblick.

»Hast Du Papiere, die nicht in ihre Hände fallen dürften?«

»Ich habe diese bereits fortgebracht zu Lindheim, bei dem man sie nicht suchen wird, und er hat sie bereitwillig empfangen.«

»So ist das Nöthige gethan, das Mögliche abzuwarten«, sagte der Vater; »aber ich glaube nicht, daß sie etwas unternehmen werden. Sie kennen eben die Erbitterung zu gut, die gegen sie herrscht, und haben Spanien noch nicht vergessen. Wenn vom Pöbel nichts geschieht, werden sie Ruhe halten.«

»Dazu«, bemerkte Frank, »bin ich zwar russischer Generalkonsul, aber zunächst preußischer Unterthan.«

»Darauf rechne ich auch! Indeß: gewarnter Mann ist halb gerettet! Ich werde heut allein zur Börse gehen, bleib' Du auf alle Fälle hier!«

[3-279] »Ich komme einen Augenblick mit hinauf zu Ihnen!«, sagte Frank, da der Vater Anstalt machte, sich in seine Wohnung und zu seinem Frühstück zu begeben.

»Was hat denn der Bote von Stromberg gebracht?«, fragte er, als sie den langen Gang nach dem Hinterhause durchmaßen.

»Briefe für den Landhofmeister, einen Brief seines Herrn an uns, und einen von dem Major für Virginie.«

Als sie bei den Worten in des Vaters Wohnzimmer gelangt waren, kam Virginie ihnen aus der Nebenstube, ihren Brief in der

Hand, rasch entgegen; aber in demselben Augenblick erscholl von dorther Justinens Stimme:

»Lorenz, Lorenz! Fort, fort! Was machst Du da?«

Sie blickten hinein; Lorenz stand am Kamin, bog sich weit hin über das Eisengitter, warf mit beiden Händen etwas in das Feuer, und auf den Anruf sich umwendend und den Großvater erblickend, sprach er triumphirend, und stolz auf sein Thun in die Hände klatschend:

»Großvater, nun sind sie drin, die Kerls, und brennen auch!«

Er hatte eine Schachtel französischer Bleisoldaten, die er ein paar Tage vorher von einem einquartierten Offizier geschenkt erhalten, in die Flammen geworfen. Es war ein Vergnügen ihn zu sehen, Justine wollte ihn umarmen, Darner hielt sie zurück.

»Du sollst nichts zerbrechen und nichts verderben!«, tadelte er mit Strenge, dann sich abwendend, sagte er: »Der Junge sieht und hört doch alles! Er ist von gutem Schrot und Korn. Man muß vorsichtig mit ihm sein. Er hat offenbar von [3-280] Moskau sprechen hören und sich seinen Vers daraus gemacht. Aber Dein Brief, Virginie?«

Virginie las ihn laut und ihre Wangen glühten.

»Theuerste!«, schrieb der Major. »Lassen Sie mich Sie mit diesem Namen nennen, denn, Gott weiß es, Sie und das Vaterland sind mir das Theuerste auf der Welt. Niedergebeugt unter unserer Demüthigung, schied ich von Ihnen mit dem Vorsatz, Ihnen nicht eher zu schreiben, bis ich Ihnen sagen könnte: ›Und wir sind doch noch Preußen!‹ Ja, Virginie, wir sind noch Preußen; wir haben es bewährt bei Dahlenkirchen und bei Bauske, unserem König und dem Fahneneid getreu, auf seinen Befehl für eine Sache fechtend, gegen die jeder Blutstropfen sich in uns empörte. Der König hat das gelohnt mit Ehrenzeichen, die er dem Korps geschickt, Marschall Macdonald mit warmer Anerkennung. Auch ich habe den Orden erhalten und habe ihn angelegt wie alle; aber er brennt mir und allen auf der Brust, und Macdonalds Lob treibt uns die Zornesröthe auf die Wangen. Wir wünschen, wir hoffen, es ihm noch anders zu

beweisen, daß wir Preußen sind! Denken Sie meiner, Virginie, Sie brauchen sich meiner nicht zu schämen! Und kommt der Tag, an dem wir unsere Ehre rein gewaschen haben in Franzosenblut, dann, Virginie, im befreiten Vaterlande, darf ich Ihnen sagen, was ich still in mir gehegt, weil Sie es so gewollt, dann sagen auch Sie mir, daß Sie mein gedacht! Ist es jedoch anders von Gott beschlossen über mich, so denken Sie, daß mein letzter Gedanke Ihnen gehört hat, daß Ihre Locke mein Talisman gewesen ist, und vergessen Sie mich nicht. — Vergessen Sie alle mich nicht, in deren Nähe ich mit Glück und Dank geweilt! Treu bis in den Tod der Ihre.«

[3-281] »Ist er nicht gut, ist er nicht brav?«, rief Virginie. »Muß ich nicht stolz sein auf seine Liebe? Ich werde ihm schreiben.«

»Das wirst Du nicht«, entschied der Vater, »denn eben weil er brav und auch besonnen ist, hat er es nicht gefordert. Er bittet Dich, sein nicht zu vergessen, und es sieht mir nicht aus, als hätte es damit Gefahr. Einem Mann wie ihm gehorcht man auf das Wort. Das ist die wahre Liebe!«

Er setzte sich damit an den Frühstückstisch, der für ihn bereitet stand, Virginie bediente ihn, Frank berichtete, was Eberhard geschrieben: von den Zuständen in Lithauen, von der Noth und der Arbeit, der sie zu begegnen hätten, von dem gradezu unertragbar gewordenen Uebermuth der Franzosen, von der Mühe, mit welcher die Regierung überall, und er in seinem Kreise nicht zum mindesten, dem Ausbruch einer Volksempörung zu wehren hätten.

Mitten in der Erzählung trat ein Offizier des kommandirenden Generals ordonnanzmäßig in das Zimmer.

Alle standen auf; Justine schlug die Hände angstvoll zusammen. Sie sah es, der Vater selbst erbleichte.

»Habe ich die Ehre, den russischen Generalkonsul, Herrn Frank Darner, vor mir zu sehen?«

»Der bin ich!«, sagte dieser.

»So bitte ich Sie, mir zu folgen.«

»Sie haben einen Haftbefehl?«

»Nein, nur den Befehl, Sie zu dem Herrn Gouverneur, dem Herrn Divisionsgeneral Grafen von Loison, zu führen.«

»Ich stehe zu Diensten, bitte aber zuvor meine Uniform anlegen zu dürfen.«

»Das wird nicht nöthig sein, da Sie in meiner Begleitung erscheinen.«

[3-282] »So gehen wir, mein Herr!«, sagte Frank.

Justine wollte sich ihm nahen, sein Wink wehrte es ihr; und dem Ordonnanzoffizier zur Seite bleibend, ließ er die Seinen unter seines Vaters Schutz zurück.

Der Offizier begab sich mit ihm in Franks Geschäftszimmer, damit er sich ankleiden könne für den Gang über die Straße. Der Vater und die Frauen folgten ihnen in das Vorderhaus, aber noch ehe sie an Justinens Zimmer gekommen waren, schallte ihnen wüstes Schreien von der Straße her entgegen, drangen französische und deutsche Schimpfworte und Flüche zu ihnen hinauf. Darner eilte an das Fenster. Es war schwer zu unterscheiden, was auf der Straße vorging. Von allen Seiten strömten Leute aus dem Volke herbei.

»Von den Fenstern fort!«, befahl Darner, dann eilte er in das Konsulatszimmer hinunter. Der Offizier und Frank waren im Fortgehen.

»Es ist ein Auflauf, eine Schlägerei in der Straße, mein Herr!«, sagte er zu dem Offizier, »Ihr Erscheinen könnte die Aufregung steigern, da einer von Ihren Soldaten sie veranlaßt zu haben scheint. Wenn Sie Befehl zur Eile haben, nehmen Sie den Weg durchs Haus am Pregel hin. In der Straße würden Sie Aufenthalt finden.«

Der Offizier stutzte, bedachte sich einen Augenblick und gab dann dem Rathe nach. Darner ging sofort wieder nach der Straße hinaus.

Inmitten eines dicht gedrängten Haufens sah er einen hochgewachsenen französischen Sergeanten, dem man den Degen aus der Hand rang und der eben niedergerissen wurde, als Darner

auf den Wolm hinauskam. Schreiend, schimpfend, mit Fäusten und mit dem Handwerkszeug, das einige der Leute mit sich hatten, stürmte man auf den Sergeanten ein, [3-283] die ganze Menge auf den einen, der bald zwischen ihnen nicht mehr zu sehen war, während ein paar andere Leute einen Verwundeten, dem das Blut über die Schultern den Rücken hinunter lief, mühsam stützten und in die Seitenstraße aus dem Tumult fortzubringen trachteten. Kospott gab ihnen, sie deckend, das Geleit.

»Was geht da vor?«, rief Darner ihn an.

»Der Schuft von Sergeant hat's angefangen. Es ist der Sohn vom alten Kutscher Polkehn, den sie da wegschleppen. Er ist Rekrut unter den Krümpern, kam justement des Weges, wie wir zum zweiten Frühstück gingen, und ging mit. Da kriegt der Sergeant uns zu sehen, den Krümper unter uns, schimpft — schimpfen auf deutsch haben sie ja alle weg — schimpft: ›Hunde, verfluchte Russenkanaillen!‹ Und wie er den Polkehn in der Krümperjacke sieht, zieht er blank und schlägt dem ins Gesicht, daß die Nase nur eben noch hängt! Na, da sprang denn alles zu, und die vorbei kamen auch, denn er schlug blind um sich, er war halb besoffen. Jetzt hat er denn sein Theil!«

Währenddessen kam von der Rathhauswache Militär heran. Die Menge stob aus einander, der zu Boden geschlagene Sergeant wurde fortgeschafft. Er war zum Tod getroffen.

Man verfolgte die Enteilenden, man verhaftete ein paar Leute, die man noch in der Nähe fand und die verdächtig scheinen konnten, bei dem Auflauf mitgewirkt zu haben. Darner blieb ruhig auf dem Platz, der Kospott neben ihm.

»Er auch hier? Was will Er hier?«

»Ja, ich denk' wie Sie, Herr Stadtrath, zum Zeugen! Ich kann mit dem Reden allerdings nicht fort. Sagen der Herr Stadtrath aber doch, daß sie [3-284] mich mitnehmen sollen! Ich war von Anfang an dabei; ich kann's beschwören, wie es war.«

»So komm Er!«, sagte Darner, der wieder einmal sah, daß er sich in dem Kospott nicht geirrt. »Heut geht's in eins! Komm Er mit

mir!« Und in sein Haus zurückkehrend, den Pelz rasch umzuwerfen, begab er sich graden Weges, von dem Weinschröter gefolgt, zu dem Gouverneur, dem er persönlich wohl bekannt war.

Im Vorzimmer des Gouverneurs fand er seinen Sohn und den ihn bewachenden Offizier. Das kam ihm gelegen, denn der Letztere konnte verbürgen, daß der Auflauf ausgebrochen, während die Darners beide noch im Hause gewesen waren. Darauf bauend, hatte Darner dem Gouverneur unaufgefordert Meldung von dem Vorgang machen wollen, um den wahrscheinlichen Verhaftungen vorzubeugen, die bei der Aufregung, welche sich der Einwohnerschaft bemächtigt, üblere Folgen nach sich ziehen konnten.

Allein, obschon er Audienz erbat und die Zusage für dieselbe erhielt, und obschon der Ordonnanzoffizier Frank mit so viel Dringlichkeit fortgeführt, verstrich eine halbe Stunde um die andere, ohne daß sie vorgelassen wurden.

Es war ein Leben im Vorzimmer wie in einem Feldlager. Offiziere jeden Ranges von den verschiedenen Regimentern kamen und gingen; allen lag die Eile, die Unruhe auf den Gesichtern. Keiner sprach laut zu dem andern, aber was sie sich mitzutheilen, was sie auszurichten hatten, mußte wichtig, mußte keine Siegesnachricht sein, und einmal vernahm Darner von einem Vorübergehenden die Worte: »Auf dem Rückzug nach dem Niemen!«

Der Mittag war vorüber, der Wartesaal füllte sich immer mehr. Neben den militärischen Beamten [3-285] erschien der Oberpräsident, der befohlen war und sofort eingeführt wurde; bald nach ihm der Oberbürgermeister, der mit Erstaunen Darner und seinen Sohn unter den Wartenden erblickte und von Darner erfuhr, daß er um des Auflaufs willen gekommen sei, wegen dessen man den Oberbürgermeister hatte bescheiden lassen. Beide Civilbeamte wurden rasch abgefertigt, dann wurde Frank vorgeführt, aber auch sein Verhör währte nicht lange. Er wurde obenhin um Auskunft über die Verhältnisse an der Grenze befragt, die jeder andere

ebenso gut zu geben vermocht hätte, und dann entlassen.

Wie er nun, seiner Bewegung wieder Herr, an den Vater herankam, sagte er:

»Das war ein Spiegelgefecht! Sie haben ohne Frage anderes vorgehabt, haben aber jetzt Wichtigeres zu thun. Die Nachrichten aus Rußland sind sehr schlecht für sie.«

Frank entfernte sich; die Reihe kam an Darner. Der Graf war in höchster Aufregung. Er sprach sich mit größter Heftigkeit über den Auflauf aus, nannte es Verrath an den Freunden, an den Bundesgenossen, die gekommen wären, das niedergeworfene Preußen vor der tyrannischen Habgier des Zaren zu schützen; ging dann aber mitten darin zu lebhaftem Dank für Darner über, der durch sein hoch anzuschlagendes Zeugniß es ihm möglich machen werde, in der beklagenswerthen Angelegenheit den Schuldigen zu strafen, dem Schuldlosen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; und auch Darner verließ die Audienz mit der festen Ueberzeugung, daß mehr auf dem Spiele stehe als die Untersuchung und Bestrafung jenes Auflaufs, daß man nicht gewillt sei, die Entrüstung in der Stadt zu steigern.

Gegen den Abend hin wurde wieder einmal eine [3-286] außerordentliche Versammlung des Magistrates zusammenberufen. Der Oberbürgermeister hatte von dem Gouverneur die Weisung erhalten, sich auf die Ankunft neuer Truppen vorzubereiten, die angeblich zur Verstärkung durch Preußen nach Rußland geschickt werden sollten. Preußischerseits war nichts derart befohlen. Man deutete den Befehl also anders, brachte ihn mit dem Brande von Moskau in Verbindung, Hoffen und Fürchten hatten hier freies Spiel. Der Tag war vergangen, der Abend gekommen, die Sterne funkelten glänzend an dem schwarzen Himmel. Der Schnee knisterte unter den Füßen der Patrouillen, die warnend durch die Straßen zogen.

Weil man wissen, hören wollte, was draußen vorging, waren Darner und Virginie bei Justine im Vorderhause zum Thee geblieben. Die beiden Audienzen, der Schreck, den man am

Morgen gehabt, wurden durchsprochen. Darner, der sich sonst nicht leicht auf das Geschäft des Vermuthens einließ, war doch mit Erwägung der Vorgänge in Rußland beschäftigt, sich verwundernd, daß keine Nachricht von Joannu gekommen sei.

»Ach«, rief Justine, die eben die Kohlen in dem Samowar mit dem kleinen silbernen Blasebalg angefacht, »man wird ja immer mehr dahin gedrängt, dem lieben Gott für jeden ruhigen Augenblick zu danken. Daß wir hier im Warmen sitzen, daß ich meinen Frank wieder hier habe und nicht irgendwo in Haft, daß Sie hier sind Vater, und Virginie, daß meine Kinder in ihren Betten ruhig liegen, das ist Alles, Alles, was ich verlange. Mag daneben draußen in der Welt vorgehen, was will und kann; ändern kann ich es ja doch nicht!«

»Großherzig ist das nicht!«, scherzte Virginie.

»Hab' Du erst einen geliebten Mann und zwei [3-287] so liebe Kinder, so wird Dir die Großherzigkeit in der Philisterei der rechten Liebe schon vergehen!«

Es klingelte an der Hausthüre, alle schreckten auf. Es war gegen elf Uhr und das Haus bereits geschlossen. Frank eilte hinunter und kam nach wenigen Augenblicken wieder, einen Brief in der Hand.

»Eine Estafette!«

»Von wannen?«, fragten sie einstimmig.

»Von Venedig!«, antwortete er, während Darner sie ihm abnahm und sie öffnete. Seine Augen starrten, während er sie las.

»Entsetzlich, entsetzlich« rief er aus, und die starke Hand, die das Blatt hielt, sank nieder auf den Tisch.

»Dolores ist todt?«, riefen die Geschwister.

»Nein, der Brief ist von ihr.« Und tief aufathmend, las er tonlos die wenigen Zeilen, die er enthielt.

»Mein Vater! Der blutbefleckte Boden, auf dem ich stehe, brennt mir unter den Füßen. Ich muß fort, zu Ihnen! zu Ihnen! Wranitzki hat Polydor erschossen. Als Leiche hat man ihn mir in das Haus gebracht. Ich muß fort, mein Vater! Mein Schweizer Kammerdiener begleitet mich. Ich finde nicht Ruhe, bis ich wieder

athme in der reinen Luft des Vaterhauses. Nehmen Sie Ihr unglückliches Kind wieder an Ihr Herz! Nehmt mich Alle in Liebe wieder auf! Mein Elend war zu groß! und doch beweine ich Polydor, denn das Herz, das die Kugel durchbohrt, schlug ja auch für mich! Ach, daß ich fliegen könnte zu Ihnen, Vater, zu Euch! Ich zähle die Tage, die Stunden. Mit Tagesanbruch bin ich auf dem Wege zu Euch! Eure unglückliche Dolores.«

[3-288]

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Und sie alle zählten in Angst, in Schmerz die Stunden, so wie die unglückliche Dolores.

In der furchtbaren Aufregung, in der sie sich befunden, hatte sie in dem Briefe weder das Datum noch den Weg angegeben, den sie einzuschlagen dachte. Der Poststempel von Venedig ergab, daß der Brief zwanzig Tage unterwegs gewesen, und man nahm an, daß sie die Straße eingeschlagen haben werde, auf welcher sie als Braut nach Venedig gegangen war. Aber irgend eine Gewißheit konnte man sich nicht verschaffen. Ihr entgegen zu reisen, ihr einen Brief zukommen zu lassen, war nicht möglich. Selbst eine Estafette nach Venedig konnte über das dort Vorgegangene im günstigsten Fall erst in vier, fünf Wochen die Antwort bringen; dann aber mußte Dolores bei den Ihren sein, wenn ihre Kräfte die Reise ausgehalten hatten und sonst kein Unglücksfall dazwischen getreten war.

Trotzdem schrieb Darner an das Haus Joannu, an den russischen, den preußischen Konsul in Venedig, an Polydors Vater nach Petersburg; allein er selbst nannte das »Schläge ins Wasser«, sofern es eine nähere, frühere Auskunft über Dolores betraf. Es war ein trostloses, rathloses Vermuthen, dem Darner mit den Anderen anheimfiel, wie sehr er sich auch zu behaupten trachtete; und Alles, was man festgestellt hatte, als man tief in der Nacht sich trennte, war der Vorsatz, zunächst nichts von dem Tode Polydors, von der Abreise, und der bevorstehenden Ankunft seiner Wittwe verlauten zu lassen.

Die Zeitumstände erleichterten ihnen diese Zurückhaltung. Der Auflauf des verwichenen Tages, der [3-289] Todschlag des Sergeanten hatten doch mehr Verhaftungen nach sich gezogen. Die

Untersuchungen waren in vollem Gang, auch Kospott war festgenommen worden. Es hieß, man werde ein Exempel geben, die Aufsässigen niederschießen lassen. Der Landhofmeister, der Kanzler, der Oberbürgermeister warnten davor. Die Nachricht, daß Napoleon Moskau verlassen habe, daß die Armee sich zurückziehe nach dem Niemen hin, machte der Untersuchung ein Ende; und das Gerücht, daß die im Norden stehenden Truppen, also auch das preußische Korps, zur großen Armee stoßen, daß damit die preußische Grenze den Russen offen stehen würde, gab jedem, Feind und Freund, zu denken und zu fürchten. Es war keine Kleinigkeit, die Russen als Feinde im Lande, und neue Schlachten in der Provinz erwarten zu müssen.

Wer hatte diesen Ereignissen, diesen Befürchtungen gegenüber Zeit, an Anderes zu denken? Wer merkte es, daß trotz der grausen Kälte, die man in dieser Jahreszeit auch in Preußen nicht gewohnt war, an einem sonnigen Mittag Justinens Wagen vor dem Kollmann'schen Hause vorfuhr, um John in seines Vaters Begleitung seine erste Ausfahrt nach seiner Krankheit machen zu lassen? Wer achtete darauf, daß diese Ausfahrt eben zu Lindheims ging?

Es war manch Blättchen des Dankes, der Sehnsucht, der Liebe geschrieben worden von John an Flora, war erwidert von der Geliebten Hand, und Niemand hatte sie daran gehindert, obschon Kollmann seinen Besuch in ihrer Eltern Haus nicht wiederholt. Heut aber hatte er am Morgen an Lindheim geschrieben und bei ihm angefragt, ob er die Aussicht habe, ihn, Madame Lindheim und Flora zu Hause zu treffen, wenn er um zwölf Uhr kommen würde, ihnen mit seinem Sohne seine Aufwartung zu machen und ihnen den Genesenen zuzuführen.

[3-290] Er, Konrad Samuel Kollmann hatte Jakob Lindheim, und Madame Lindheim, geborne Israel, geschrieben und sie um Erlaubniß gebeten, sie besuchen zu dürfen! Wem hätte er das geglaubt, der es ihm vorausgesagt noch vor Jahr und Tag!

Es war Alles für ihren Empfang bereitet. Der Saal auf das Beste

durchheizt, ein Frühstück, wie man es einem Genesenden bietet, stand auf dem Tisch; der Vater ging den Gästen entgegen. Mutter und Tochter waren festlich gekleidet, denn Kollmann hatte den Sonntag zum Besuch gewählt, um nicht durch Geschäfte des einen oder des andern die Ruhe der Zusammenkunft zu stören.

Am Fenster stehend, klopfenden Herzens, hatte Flora die Ankunft des Wagens erwartet, und nur der Mutter feste Hand hatte sie abgehalten, dem Geliebten entgegen zu eilen, da der Vater das Zimmer verlassen, die Gäste zu begrüßen. Aber als die Thüre sich dann öffnete, als Kollmann hereintrat, als John, statt der Mutter zuerst zu nahen, der Tochter die Arme öffnete, da war kein Halten mehr.

»Engel, mein Weihnachtsengel, mein Lebensretter!«, jubelte John, und freudetrunken, in Glücksthränen, lag sie an seiner Brust. Auch Madame Lindheim weinte, die Väter reichten bewegten Herzens sich die Hände.

»Da ist nun freilich die Werbung nicht mehr nöthig, die für meinen Sohn zu machen ich gekommen war!«, sagte Kollmann. »Nur unseren Segen haben wir zu geben, und —«

»Und zu bewilligen, daß am Weihnachtsabend mein Weihnachtsengel für immer mir beschert wird!«

»Das ist unmöglich!«, erklärte Madame Lindheim, »es ist ja gar nichts vorbereitet.«

»Du mußt Dich erst vollständig erholen, und [3-291] der Brautstand ist auch etwas Schönes!«, bedeutete Johns Vater.

John aber versicherte, er sei ja jetzt frisch und gesund, bis Weihnachten habe man noch acht volle Wochen, das sei des Brautstandes genug, denn nachher komme ja das Schönste von allem Schönen mit der Ehe. Justine habe ja einen noch kürzeren Brautstand gehabt. Zwei Stuben im Hause würden schon frei zu machen sein, daran hätten sie beide ganz genug. Hausrat sei im Ueberfluß vorhanden, und Kleider habe seine Braut gewiß die Hülle und Fülle, und es könnten bis Weihnachten noch Dutzende gemacht werden, wenn das nöthig sein sollte.

Kollmann wollte ihn unterbrechen, John ließ es nicht dazu kommen.

»Und«, fuhr er fort, »Flora sagt zu allem Ja und Amen, nicht wahr, Flora?«

Sie antwortete nur, indem sie sich an seinen Arm hing und mit glückseligem Lächeln zu ihm emporsah.

»Du vergißt nur, mein lieber Sohn, daß noch ein Anderer als ich und Deine Braut und deren Eltern ›Ja und Amen‹ zu sagen hat, bevor Flora die Deine werden kann. Noch ist sie Jüdin! Sie muß unterrichtet werden in den Lehren des Christenthums, und durch die Taufe aufgenommen werden in unsere Kirche und Gemeinschaft. Darüber haben wir uns zu verständigen, Verehrtester!«, sagte er, sich an Lindheim wendend, und trat mit diesem in die Fensternische.

Die Worte hatten kühl, wenn auch durchaus berechtigt, in die Freude der Liebenden hineingeklungen, aber sie störten sie weiter nicht in dem wonnevollen Geplauder, nicht in dem Rückerinnern an die kurze, ihnen gemeinsame Vergangenheit, nicht in der festen Ueberzeugung, daß ihre Hochzeit am Tag vor Weihnachten gefeiert, daß in Kollmanns Hause der Christ[3-292]baum seit der Mutter Tod zum erstenmale wieder, und von Flora's Händen, angezündet werden müsse, wie in der engen Kammer der armen Wäscherin, in welcher die Liebenden sich vor dem Jahr, in Einsamkeit mit dem Bewußtsein ihrer Liebe zu einander gefunden hatten.

»Wie könnte ich oder irgend einer der Meinen«, hörten sie dazwischen vom Fenster her Flora's Vater zu Kollmann sagen, »wie könnten wir eine Abneigung gegen die christliche Lehre, gegen irgend eine Lehre hegen, die den Menschen aus seiner Roheit und Selbstsucht zu seiner Bändigung, zu seiner Veredlung durch die Nächstenliebe zu erziehen trachtet? Spinoza und Moses Mendelssohn haben nicht vergebens für uns gelebt, Herr Kollmann! Ich denke, auch Lessing hat für uns alle nicht vergebens gedichtet! Und da Ihr Erlöser und seine Mutter hervorgegangen sind aus

unserem Volk, so — »

»So haben Sie Recht«, fiel ihm Kollmann ein, »wenn Sie auf das Gleichniß von den drei Ringen deuten; und den Beweis von der Nächstenliebe hat unsere Flora, haben Sie, mein Freund, uns ja gegeben.«

»Darf ich Flora mit mir nehmen, sie zu Justine hinzuführen?«, fragte John, nachdem man verabredet, daß Lindheim am nächsten Tag den ersten Geistlichen der Domkirche veranlassen solle, den Unterricht seiner Tochter zu übernehmen.

»Gott bewahre!«, rief Flora. »Deine Braut wird mit Dir nach Hause fahren, Dich Madame Göttling als Patienten richtig abliefern, und dann ihres Weges gehen, und es hier bei den Eltern still zu begreifen suchen, wie glücklich sie ist; denn für heute und für die erste Ausfahrt hast Du ganz genug!«

»Sehen Sie, wie herrschsüchtig sie ist!«, scherzte der Schwiegervater, umarmte sie aber, küßte sie herzlich, nannte sie seine liebe, kluge Tochter; und sich ihrem [3-293] vernünftigen Vorschlag fügend, fuhren sie mitsammen fort.

»Das ist ein großes Glück, ein großer Fortschritt, nicht allein für unser Kind, das wir Gott lob nun hier bei uns behalten!«, sagte der Vater, als er zurückkehrte und die Frau umarmte, die, am Fenster stehend, dem Wagen nachsah, wie vorhin die Tochter ihn erwartet hatte. »Ein großes Glück, denn John ist ein rechtschaffener und guter Mensch, und sie sind die älteste Familie der Stadt! Sie werden Augen machen unter unseren Leuten und an der Börse!«

»Morgen muß man die Karten drucken lassen!«

»Und ich muß mit dem Generalsuperintendenten sprechen gehen! Von dem Uebrigen wird nachher zu reden sein!«, erwiderte der Vater.

»Sei nicht kleinlich dabei!«, bat die Mutter.

»Hast Du mich jemals so gekannt, wo es Großes und ein Gutes gegolten hat? Und hier?«

»Bei Gott nicht! Und es kommt dem Doktor, es kommt uns Allen zu statten — der ganzen Gemeinde sogar! Und der Fürstin,

der Fürstin wird es ein Triumph sein! Der schreibe ich's noch heute! Flora muß auch gleich schreiben!«

»Thue das, morgen ist Posttag! Die hat's gemacht!«

Achtundzwanzigstes Kapitel

Der lange Karl war schon wieder eine ganze Zeit bei seinem Herrn in Rasten und hatte Briefe mit zurückgenommen, auch von Frank, für seinen Herrn; und ein Tag verging um den andern, und [3-294] der eine Tag brachte neue ermuthigende, der andere verwirrende Nachrichten von der großen Armee, von den russischen und den preußischen Truppen.

Jeder Tag aber brachte in Königsberg neue, immer steigende Anforderungen des französischen Gouverneurs; und die Spannung, die Erbitterung gegen die Franzosen wuchsen. Ueberall hatte man den Hang zur gewaltsamen Empörung, zum Aufstand, zu unterdrücken; aber in der Enge der Wohnungen, in welcher die beiden Familien Darner jetzt lebten, fragte man sich an jedem Morgen immer nur: »Wird sie heute kommen?« Und wenn der Tag zu Ende war, tröstete man sich an dem Abend mit der Hoffnung: »Vielleicht morgen!«

Niemand litt schwerer unter dem unthätigen Warten als der Vater. Das sahen die Seinen, obschon kein Wort von seinem Munde es verrieth.

Mit Ueberredung und Geldaufwand hatte er es erreicht, in seinem Hause die Zimmer frei zu machen, welche die Schwestern früher mit Madame Göttling inne gehabt. Das eine mußte für den Vater herhalten, das andere, das Schlafzimmer, sollte Dolores wiederfinden, wie sie es verlassen. Virginie hatte Arbeit genug, es für sie Beide bewohnbar zu machen, nach der Benutzung durch die Einquartierung, die jetzt so lange darin gehaust.

Man hatte sich der Verlobung Johns gefreut, und Justine hatte Flora scherzend versichert, sie habe ihr jetzt das Gewissen ganz

beschwichtigt; denn wenn John unverheirathet geblieben wäre, hätte sie es zu verantworten gehabt, daß das Kollmann'sche Geschlecht ausgestorben wäre. Jetzt ginge sie das nichts mehr an, jetzt sei es Flora's Sache. Allein solche Heiterkeit hielt nicht lange vor gegen die Sorge, mit der sie sich um Dolores trug; und mit jedem Tag, der [3-295] die Ersehnte näher bringen mußte, wurde das bange Erwarten schwerer.

Darner hatte angeordnet, daß abwechselnd immer einer der männlichen Dienstboten, ebenso wie eines der Mädchen, und er oder Frank, die Nacht in den Kleidern blieben, denn nicht eine Minute sollte sein vom Schicksal schwer getroffenes Kind harren müssen vor des Vaters Thüre, wenn die Trauernde etwa in nächtlicher Stunde sein Haus, ihre Heimat, erreichte.

Aber wieder war ein Morgen gekommen und hatte eine brennende Kälte gebracht trotz des funkelnden Sonnenscheins, und Dolores, die Erwartete, war noch nicht da; wohl aber hatte ein lieber Gast sich eingestellt, den man nicht erwartet hatte.

Eberhard von Stromberg war mit dringendem mündlichem Auftrage von seinem Regierungspräsidenten an den Landhofmeister abgesendet worden; und obschon er noch am selbigen Abend die Rückreise anzutreten hatte, war er im Vorübergehen doch bei Frank zu flüchtigem Besuche vorgesprochen. Man hatte sogleich den Vater und Virginie hinzugerufen, denn jeder sollte und wollte hören, was der Landrath aus seinem lithauischen Kreise zu berichten hatte, hören, was er wußte von den dicht an der Grenze stehenden Russen, von der Stimmung in Lithauen, wo man in gleicher Unruhe wie in Preußen, den endlichen Aufruf zur Erhebung gegen die Franzosen erwartete.

Justine hatte, nach der preußischen Gewohnheit, dem Besuch eine Erfrischung zu bieten, in Eile auftragen lassen, was eben zur Hand war; da hielt ein Wagen, schmetterte ein Posthorn vor dem Hause. Der Vater, der Bruder, die Frauen eilten, ohne an Eberhard zu denken, ohne der grimmen Kälte zu achten, die Treppe hinunter und an die Thüre. Eberhard, nichts ahnend von dem, was dieser

Vorgang [3-296] bedeutete, folgte ihnen nach. Er sah, wie die mächtige Gestalt des Vaters die Anderen zurückschob, wie er den Wagenschlag öffnete, wie er eine in schwarze Schleier verhüllte Frau hinauftrug in seinen Armen in das Haus, und: »Gott im Himmel, Dolores!«, stieß er, seinen Augen nicht trauend, laut hervor.

Sie wendete den Kopf nach seiner Seite.

»Das ist zu viel, zu viel!«, rief sie, und die Hände vor die Augen schlagend, brach sie matt zusammen in des Vaters Armen. Man trug sie in das kleine Vorzimmer, der Vater, die beiden Frauen, die Kammerjungfer, welche sie im Vaterhause bedient, seit sie aus der Pension gekommen, waren zu ihrem Dienste bereit. Der Vater hielt sie in seinen Armen, seine Thränen mischten sich mit den ihren. Niemand der Seinen hatte ihn je weinen sehen.

Virginie, Justine, knieeten neben ihr. Frank, der zu Stromberg geeilt und schnell wiedergekommen war, küßte ihre Hände. Jeder wollte sie berühren, fühlen, daß sie da sei, sie empfinden machen, wie Liebe sie ersehnt, Liebe sie umgebe.

»Mein Kind, mein armes, mein geliebtes Kind!«, scholl es von des Vaters Lippen. An seiner Brust kam sie wieder zu sich.

»Bei Dir! Bei Euch, ach, bei Euch!«, sagte sie leise. »Das ist Alles!«

Man nöthigte sie Wein zu genießen, man trug sie die Treppe hinauf, mehr als sie ging. Sie war zuletzt zwei Nächte und einen Tag gefahren, wie ihr Diener ausgesagt. Sie sollte ruhen.

Still und willig wie ein Kind ließ sie sich in ihr altes Zimmer führen: aber wie sie sich in demselben einen Augenblick allein befand, blickte sie mit angstvoller Hast umher, schlug die Hände in einander und rief:

[3-297] »Alles, Alles wie sonst — und Alles, ach, Alles so schrecklich, so entsetzlich anders! Bin ich denn bei Sinnen?«

Sie schluchzte laut, warf sich vor ihrem Bett auf die Kniee und barg ihr Gesicht in seine Kissen.

Der Vater, Frank und Justine hatten sich, als man sie in ihr

Zimmer gebracht, sofort entfernt, Virginie und die Kammerjungfer entkleideten sie. Man ließ die Vorhänge nieder, die Schwester setzte sich an ihr Lager, und Virginiens Hand in der ihren haltend, von dem Dunkel, der Stille, der Wärme mild umfangen, ward die Erschöpfung Meister über sie. Sie sank in Schlaf.

Nach einer Weile wachte sie auf, richtete sich empor, blickte um sich und fragte:

»Virginie, habe ich es geträumt oder war Eberhard da?«

»Ja, er war da für eine halbe Stunde, aber er ist wieder fort und wahrscheinlich auch schon wieder abgereist.«

»Gottlob!«, sagte Dolores, wandte sich zur Seite und schlief aufs neue ein.

Eberhard, von dem Geschehenen so weit unterrichtet, als man es wußte und als er es wissen mußte, um verstehen zu können, was er mit Augen gesehen, hatte sich, seinem Dienste folgend, tief erschütterten Herzens entfernt. Daß er ahnungslos gekommen war in der Stunde ihrer Heimkehr, war nicht allein ihm, wie ein wunderbares Zusammentreffen erschienen.

Jedoch die Hauptsache blieb: sie war da! Das nahm die schwerste Last von Darners Herzen, das befreite Alle von der Pein des angstvollen Erwartens. Die Hausordnung kam wieder zu ihrem Recht, so weit von einer solchen in dieser Zeit überhaupt die [3-298] Rede sein konnte; und es war spät am Nachmittag, als Dolores aus ihrem Schlaf erwachte.

Man hatte in der Straße den Reisewagen vorfahren, die Trauernde aussteigen, den Wagen die Seitenstraße hinunter in die Remise fahren sehen, man hatte erfahren, daß Darners Schwiegersohn erschossen, im Duell erschossen sei, und mehr wußten auch Darner und die Seinen nicht den Tag hindurch.

Der Schweizer Kammerdiener hatte das beiläufig ausgesagt, als er sich bei Darner gemeldet, ihm den Rest des Geldes auszuhändigen, das ihm für die Reise zur Verwendung übergeben worden war, und Darner hatte ihn angewiesen, reinen Mund zu halten, und das Haus für heute nicht zu verlassen. Ihn weiter zu

befragen, war nicht nach seinem Sinn.

Dolores hatte sich erhoben, sich angekleidet; sie that es wie im Traum, und immer wieder kam sie auf den Ausruf zurück:

»Ich habe zu Euch gewollt, habe Tag und Nacht nichts anderes gedacht, und nun ich hier bin, fasse ich es nicht!«

Virginie brachte sie in das Zimmer, das der Vater jetzt neben ihnen bewohnte. Die Veränderung erschreckte sie. Der hastige Schritt der Einquartierung in den Fluren, auf den Treppen, in den Bodenräumen machte sie zusammenfahren; aber als der Vater eintrat, kam es wie neues Leben in sie.

Man hatte den Theetisch zurecht gestellt; sie saßen zu Dreien bei einander. Der Vater fragte um ihren Reiseweg, Virginie nöthigte sie zu Speise und Trank. Sie genoß ein wenig davon, und wie dann der Vater ihr, um ihr Zeit zu innerer Fassung zu gewähren, von den Ereignissen sprach, die man in Königsberg, in der Provinz erlebte, seit Napoleon Moskau verlassen, rief sie plötzlich:

[3-299] »Ach, erst ich, erst ich! Ich muß es Euch gesagt, ich muß es über die Lippen gebracht haben — damit — nennt es nicht selbstsüchtig! — damit nicht ich allein es trage, damit Ihr's wißt, Sie, mein Vater, Sie und Du!« Und ohne die Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: »Es war gut gegangen seit unserer Rückkehr von Paris. Sehr gut; und gut gegen mich war er ja immer gewesen, Polydor. Er hatte wieder gesehen, wie Ihr mich liebtet, er wollte mich nichts entbehren lassen; er ging seltener zur Marquise. Ich hatte lange schon den Glauben, daß seine Leidenschaft für sie im Erkalten war, aber er konnte es nicht ertragen, daß sie ihm einen Andern vorzog. Manchmal — Gott verzeih mir die Sünde! dachte ich, er könne sie erstechen und Ruhe darnach finden; und auch sie liebte ihn nicht mehr! Sie liebte auch den Grafen nicht! Sie hat Niemand je geliebt! Für einen Prinzen hätte sie Polydor hingegeben wie ein Nichts; und er war, wie an sie gekettet, in ihrer Gewalt. In der Gesellschaft redeten sie davon, daß sie gebrochen habe mit meinem Mann; man wünschte mir Glück dazu! Es war der

Graf, der das Gerede verbreitete, und die Marquise nährte es, denn sie kannte Polydor. Auf der Piazetta, im Theater, in den Veillonen sah man sie bei einander, die Marquise und den Grafen! Das Gerücht ging, er werde sie heirathen. Das brachte Polydor außer sich vor Eifersucht. Er suchte die Marquise wieder geflissentlich, er bewachte sie förmlich. Und da … Es war Donnerstag spät am Abend. Wir waren in der Oper gewesen. Polydor brachte mich nach Hause und fuhr darnach noch einmal fort. Das war ich gewohnt, sehr gewohnt, und nicht gewohnt zu fragen, wohin er sich begab. An dem Abend kam er schneller zurück als sonst. Er sagte, [3-300] es sei leer gewesen im Kasino und die Unterhaltung frostig. Der Freitag ging wie immer hin. Am Abend nur hieß er den Diener ihn früh zu wecken; und mir sagte er, er habe eine Estafette nach Petersburg zu besorgen, deren Inhalt er Niemand zu übermitteln anvertrauen und die nicht rasch genug zu seinem Vater kommen könne. Er ging früh um sieben Uhr fort. Ich schlief nicht wieder ein. Um zehn Uhr, als ich mich eben angekleidet hatte, ließ Kapitän Landoni, ein Freund Polydors, sich bei mir melden. Die ungewohnte Stunde, die Zerstörung in seinen Zügen erschreckten mich. Vom Traghetto scholl lautes, wirres Sprechen, schollen Ausrufe des Entsetzens in die Höhe. ›Was ist geschehen?‹ fragte ich. — ›Fassen Sie Ihr Herz zusammen, Signora,‹ sagte er, ›ich habe das Unglück, der Ueberbringer einer traurigen Botschaft zu sein.‹ ›Polydor!‹ rief ich — denn eine Nachricht von Euch konnte mir ja der Kapitän nicht bringen. — ›Ja!‹ sagte er. ›Joannu hat ein Duell gehabt auf der Giudecca mit dem Grafen Wranitzki. Ich war sein Sekundant …‹ — Er wollte mir Zeit lassen, mich vorzubereiten; ich konnte die Marter nicht ertragen. — ›Weiter, weiter!‹ flehte ich. — ›Sie schossen gleichzeitig, wie es verabredet worden. Ich sah mit Besorgniß, daß Joannu so lang zielte …‹«

»Die alte, unselige Gewohnheit!«, rief Darner dazwischen. »Wir sahen es in Strandwiek und warnten ihn im Scherz!«

»›Joannu zielte lange, zu lange! Der Graf, ein sicherer Schütze, gab seinen Schuß rasch ab … Joannu sank nieder … Der Arzt, ich,

sprangen zu …‹ — ›Todt!‹ rief ich. Landoni wies schweigend nach der Thüre; unsere Leute brachten den Todten, brachten seine Leiche … meines Mannes Leiche …«

[3-301] Die Thränen, das entsetzliche Erinnern brachen ihre Stimme; aber mit jener Gewalt über sich, welche Virginie in Paris schon an ihr zu bewundern gehabt, raffte sie sich zusammen und sprach:

»Was ich noch weiter weiß, habe ich von Landoni. Polydor war an jenem Abend zur Marquise gefahren; er hatte sie in Wranitzki's Armen gefunden. Ein hartes Schmähwort gegen sie ausstoßend, hatte er Wranitzki bei der Brust gefaßt … Wranitzki hatte, sinnlos vor Zorn wie er, nach dem Dolch gegriffen, den Polydor von Paris ihr mitgebracht und der immer seitdem auf dem kleinen Tisch gelegen. Die Marquise warf sich zwischen sie, der Dolchstoß traf sie mitten in die Wange.«

Sie brach plötzlich ab, schauderte zusammen, schöpfte Athem aus tiefer Brust und sagte dann:

»Das war's … das Blatt, das Blatt« — sie zog's aus ihrem Kleid — »das hatte er Landoni gegeben, mir zu bringen, wenn er nicht lebend wiederkehren sollte.«

Sie reichte es dem Vater hin. Es enthielt nichts als die Worte:

»Lebe wohl, Dolores! Habe Dank für das Glück, das Du mir gewährt; verzeih' mir, wenn ich Dich betrübt. Ich habe Dich geliebt. Es war mein Verhängniß, daß ich Dich kennen lernte, als es für mich zu spät war. Denke mein ohne Groll und, wenn Du kannst, mit Liebe. Polydor.«

Darner las es schweigend; nur das Wort: »Verhängniß!« glitt kaum hörbar über seine Lippen, dann reichte er es Virginie.

Sie that wie er, aber sie gab der Schwester das Blatt nicht zurück. Sie stand auf, verschloß es in dem kleinen Sekretär, den Dolores als Mädchen in dem Zimmer benutzt, und händigte ihr den Schlüssel ein. Auf ihrem Herzen sollte sie das Blatt nicht tragen.

[3-302]

Neunundzwanzigstes Kapitel

Man hatte Dolores in den ersten Tagen wie eine Kranke zu behandeln, und diese Aufgabe fiel allein Virginien zu. Den Vater und Frank sah man nur noch bei den Mahlzeiten, die unter dem Drange der Umstände wieder gemeinsam und meist in Eile eingenommen wurden.

Der Rückzug der Franzosen aus Rußland hatte begonnen. Die Stadt war voll von den Jammergestalten der Flüchtenden, die in zerlumpten Kleidern, in Frauenröcke eingewickelt, mit erfrorenen Gliedern, bettelnd, Krankheit verbreitend wohin sie kamen, durch die Straßen zogen, und liegen blieben, wo sie niederfielen. Und immer rascher drängten in immer größerer Menge die Truppenmassen den ersten vereinzelten Flüchtlingen nach. Ueber viertausend Offiziere und über fünfundzwanzigtausend Gemeine hatte man als flüchtende, verhaßte Bundesgenossen, in Königsberg zu verpflegen, während die Kosaken schon in Lithauen die preußische Grenze überschritten hatten; während sich in Memel die Russen schon völlig als Besitzer der Stadt eingerichtet, die preußischen Beamten abgesetzt, und der eigentliche Befreier Deutschlands, der hochherzige General von York, bereits sich mit dem preußischen Truppentheil des französischen Heeres, auf Gefahr seines Kopfes von den Franzosen losgesagt hatte.

Die Noth war so groß als die Verwirrung. Vergebens harrte man in Lithauen und in Preußen auf die Entscheidung des Königs, um zu wissen, wer als Freund, wer als Feind anzusehen und zu behandeln wäre; und Freund und Feind machten die unerhörtesten Anforderungen, und die Franzosen [3-303] konnten sie grade mit dem Hinweis auf den König erpressen, denn die Festungen in

seinem Rücken waren noch in ihren Händen. Die rohe Gewalt hob jeden Rechtszustand im Lande auf.

Man zog den Landwirthen das Vieh aus den Ställen, man spannte den Aerzten, die zu den Kranken fuhren, die Pferde vom Wagen, um sie in die Regimenter einzustellen, man nahm den spärlich zu Markte kommenden Leuten — denn wem war etwas zu verkaufen geblieben? — die Waaren ab, wie den Bäckern das Brot aus den Schaltern, den Schlächtern das Fleisch aus den Scharren. Es kamen Tage, an denen man selbst in den Häusern der Reichen, an denen auch Justine und Virginie sich zu freuen hatten, wenn es ihnen gelungen war, für den eigenen Bedarf und für die Einquartierung und die Kranken, die auch in ihrem Hause nicht fehlten, das Nothwendigste herbeizuschaffen.

Erst als Dolores wieder zu sich selber und zu Kräften gekommen war, gewann sie die volle Einsicht in die Verhältnisse, in welche sie sich versetzt fand, in die ungeheuren Wandlungen, welche sich in den Jahren ihrer Abwesenheit vollzogen hatten. Was der Vater und Virginie davon auch in Paris berichtet, sie selber hatten nicht voraussehen können, was jetzt geschehen war. Von dem Elend, von welchem man sie umgeben fand, hatte die Phantasie bis dahin keine Vorstellung gehabt.

Sie war jetzt in dem heißersehnten Kreise der Ihren, im Vaterhause; aber jetzt war es nicht mehr das alte, stille Vaterhaus; und Alles, außer den Ihren, war ihr fremd geworden.

Des Winters seit Jahren ganz entwöhnt, machte die große Härte desselben sie doppelt leiden. Sie vermißte das Licht, die Wärme, den weiten Blick in [3-304] die Lagunen, hinaus aufs Meer. Die Enge der Zimmer, auf welche man beschränkt war, bedrückte sie. Ohne daß sie es sich eingestand, fehlten ihr die großen Säle, die weiten Hallen und Gallerien des Palastes, die ihr anfangs in Venedig in den vielen, einsam verträumten Stunden so öde erschienen waren. Sie hatte sich gewöhnt, ihr Auge hoch empor zu heben, es haften zu lassen an den Gestalten, die, von Meisterhand gemalt, die Decken der Zimmer, die Wände schmückten. Wie Ersatz suchend

für die Genien und Amoretten, die sie so lang geschaut, flüchtete sie sich zu Franks schönen Kindern, die zuerst Scheu trugen vor der blassen Frau in den schwarzen Kleidern und Schleiern; aber, von ihrem sanften Blick und süßen Worten schnell gewonnen, sich um so fester an sie hingen! Und was war ihr der krausgelockte, lebenstrotzende Lorenz, welch' ein Erinnern weckte er in ihr auf!

Sie hatte Eberhards Namen nicht genannt seit dem Tage ihrer Ankunft. Niemand der Ihren hatte ihr von ihm gesprochen, selbst Virginie nicht in der Stunde, da sie der Schwester ihr Herz ausgeschüttet, da sie ihr den Brief des Majors zu lesen gegeben, ihr von ihrem Lieben und Hoffen geredet hatte, dessen Erfüllung ja aufs engste mit der Entwicklung der staatlichen Angelegenheiten, mit der Befreiung des Vaterlandes zusammenhing.

»Wenn Du es wüßtest«, sagte Dolores eines Tages, »was Dein Lieben und Hoffen, was Johns und Flora's, was Franks Glück mir ist, wie es mich tröstet und erhebt, Glückliche zu sehen! Ich hatte es verlernt, an Glück zu glauben, und darum habe ich auch John und Flora so dringend gebeten, nicht darin zu willigen, daß man ihre Hochzeit weiter hinausschiebt als bis zum Weihnachtsabende, den sie sich [3-305] dafür ersehnt. Ich bin abergläubisch geworden, denn ich denke: ›Was Du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück!‹ Muß doch manchem Menschen ein Tag, eine Stunde des Glücks genügen für sein Leben!«

»Was meinst Du damit?«, fragte Virginie, welche sie sprechen zu machen wünschte; jedoch Dolores ließ die Frage fallen, nahm Lorenz, der spielend neben ihr beschäftigt war, in ihre Arme, und ihr Gesicht in seine dunklen Locken drückend, streichelte sie mit sanfter Hand sein Haar und küßte den Kopf, den er mit knabenhaftem Trotz gegen die Liebkosung nach hinten warf.

Denn so hatte sie in der Stunde, da er die Augen zuerst dem Licht geöffnet, den Kopf des Neugeborenen gestreichelt, so leise hatte sie ihn geküßt an dem Tage, an welchem sie überwallenden Herzens vor Eberhard gestanden und ihm ihre Rührung ausgesprochen, an dem Tage, an welchem sie Beide sich der Liebe

bewußt geworden waren, die sie aneinander band, an dem glückseligen Tage, der ihr Glück, ihr Leid erzeugt, und den sie nie vergessen können, dessen sie auch jetzt, in ihrem Wittwenschleier gedenken mußte, wie sehr sie dagegen sich auch sträubte.

Es kamen Tage, an denen sie den Knaben mied, um ihn dann nur um so zärtlicher zu suchen. Man hatte bei ihrer wechselnden Stimmung anfangs viel Mühe gehabt, sie an den Verkehr mit Dritten, selbst an das Beisammensein mit ihrer Erzieherin, mit den Verwandten und Freunden des Hauses zu gewöhnen, zu welchen nun auch die Lindheims hinzugetreten waren. Die Menschenscheu des Unglücks, des Schmerzes, hatten sie vor jeder Berührung desselben zurückschrecken machen; und je lebhafter die Theilnahme war, welche ihr Schicksal, welche ihre [3-306] lange Entfernung, ihr fremdartiges Erleben und sie selber mit ihrer edlen Anmuth bei den Menschen erregten, um so zurückhaltender machte es sie. Sie wollte nicht gefragt, nicht beklagt, nicht angestaunt und bewundert werden. Sie hatte es gelernt, schweigend mit sich fertig zu werden, und der Vater wie die Ihren wußten das zu ehren. Man ließ sie in jedem Sinne ihren Willen haben. Man gab ihr dann auch sofort nach, als sie an den, ihr freilich auch fremd gewordenen Beschäftigungen der Schwester und der Schwägerin ihren Theil zu haben wünschte, um sich nicht ausschließlich in ihre Gedanken zu verlieren.

Weil man der Einquartierung seit dem Beginn des russischen Feldzugs gar zu viel in den Häusern gehabt hatte, war gleich von Anfang an keine Rede mehr davon gewesen, die Mahlzeiten mit den unwillkommenen Gästen zu theilen. Seit aber der Rückzug begonnen, seit man auch die Kaufmannsressource als Offizierslazareth in Beschlag genommen, hatte Darner, um sich und den Seinen doch eine Stunde erheiternden Beisammenseins zu bereiten, eines Tages den Vorschlag gemacht, daß man nach der Hauptmahlzeit, welche der Franzosen wegen überall um sechs Uhr eingenommen wurde, sich am Abend noch bei ihm für ein paar Stunden zusammenfinden solle, um wo möglich im Verkehr mit

Gleichgesinnten sich, wenn auch nur für kurze Zeit, der Sorgen zu entschlagen, die schwer genug auf Jedem lasteten.

»A la guerre comme à la guerre!«, hatte er gesagt. »Je härter die Wirklichkeit uns anfaßt, um so mehr müssen wir suchen, uns mit der Phantasie über sie zu erheben. Der Raum, über den wir verfügen, ist klein genug, aber doch immer so groß wie die Kapitänskajüte auf einem rechtschaffenen Drei[3-307]master; und wie auf einem solchen, so können wir auch hier uns bei einer Tasse Thee und einem Glase Grogg der guten gewesenen Tage erinnern, und uns der guten, denen wie doch endlich wieder entgegensteuern werden, in dem Bewußtsein getrösten, daß wir die Schiffe durchgehalten, daß wir die Hand noch fest am Steuer haben! Diese Zeit durchgehalten zu haben wird aber eine Ehrensache sein, und ihres Lohnes, auch des finanziellen, nicht entbehren.« — Es war immer ein Zeichen seiner innern Ruhe, wenn er sich in solcher Weise in seine früheren Tage zurückversetzte und Bilder brauchte, die mit ihnen zusammenhingen.

Allen, den beiden Kollmann sowohl als Lindheim, that es wohl, Darner und seinen Sohn immer aufrecht zu finden; und immer enger schlossen auch die jungen Männer, immer herzlicher die Frauen der drei Familien sich aneinander an. Vor Allen hatte Flora eine wahre Begeisterung für Dolores gefaßt, ganz abgesehen davon, daß das Romanhafte in dem Leben der schönen Frau ihre Phantasie beschäftigte. Jeder war so gern bereit, einem Gedanken, einem Wunsche, den Dolores ausgesprochen, Folge zu geben. Ein Lächeln auf ihre Lippen gelockt zu haben, rechnete sich ein Jeder an; Darner rechnete es Jedem zum Verdienste an, dem es gelungen war.

So war der erste Adventsonntag und mit ihm die Taufe von Flora herangekommen. Am Sonnabende hatte man dieselbe in der Wohnung des Geistlichen, im Beisein der drei Familien in aller Stille vollzogen. Am nächsten Morgen sollte Flora mit ihrem Bräutigam und dessen Vater zum ersten Mal die Kirche besuchen und das Abendmahl empfangen; und es hatte ursprünglich in Johns

Plan gelegen, daß dann zugleich das Aufgebot, und am Tage vor [3-308] Weihnachten die Hochzeit erfolgen solle. Allein die Eltern der Verlobten waren, wie schon gesagt, durch den Ansturm der Retirade, von dem Gedanken abgekommen, obschon die beiden Stuben, die man in Kollmanns Hause hatte frei machen können, zur Aufnahme des künftigen Ehepaars bereit waren, und dieses in den jüngeren Mitgliedern der Familie warme Fürsprecher für die Beschleunigung der Heirath fand.

Dolores hatte es abgelehnt, der Taufe beizuwohnen, weil man, wie sie sagte, nicht in Trauerkleidern erscheinen dürfe bei dem Eintritt in einen neuen, Glück verheißenden Lebensabschnitt. Sie hatte es jedoch zugesagt, am Abende mit den Ihren zu den Lindheims zu gehen, und es war nur natürlich, daß dort die Unterhaltung sich gleich wieder auf den Ehekonsens für Weihnachten wendete, wie John die Zustimmung der Eltern scherzend bezeichnete.

Was für die baldige Trauung, was gegen dieselbe sprach, wurde von allen Theilen und nach allen Seiten hin in Betracht gezogen. Justine bemerkte, es sei gar kein Grund vorhanden, die Hochzeit hinauszuschieben; es fehle hier nur ein an rasches Entscheiden und Befehlen gewohnter Mann wie General von Stromberg, der mit seiner entschlossenen Fürbitte ihr und ihrem Manne viele Wochen früheren Glücks bereitet habe.

»Sie sind ja nicht zu ersetzen, Tage des Glücks, die man versäumt hat!«, fiel Dolores plötzlich ein, die bis dahin schweigend zugehört hatte. »Wer weiß denn, wann die ruhigeren Zeiten kommen, auf welche Flora und John vertröstet werden; und was dann sein kann, wenn sie kommen. Vom Morgen bis zum Abend kann so viel geschehen!« Sie hielt inne, wendete sich dann an ihren Vater und sagte:

[3-309] »Sie entscheiden ja auch rasch, und Ihnen gehorcht sich's gut, lieber Vater! Sagen Sie, befehlen Sie, daß am dreiundzwanzigsten die Hochzeit gefeiert werden soll!«

Darner lächelte. »Ich befehle nur, wo ich zu befehlen habe und

wo man mir zu gehorchen hat! Hier sind Andere, denen die Bestimmung zusteht, obschon ich auch zu der baldigen Hochzeitsfeier rathe.«

»Nun denn«, rief Dolores mit einem Anflug von Scherz, der allen völlig unerwartet in ihr kam, »nun denn, dann sage ich, die das Befehlen am allerschlechtesten versteht, daß die Trauung heute in drei Wochen sein soll; und ich bitte Sie, Herr Lindheim, und ich bitte Madame Lindheim, gönnen Sie den Beiden bald ihr Glück, gönnen Sie es Flora, ihrem Manne wieder und in seinem Hause der Weihnachtsengel zu sein! Es ist ja ein so kindlich schöner, so lieblicher Gedanke, und —«

»Dann kommen Sie zur Hochzeit!«, rief Flora und fiel ihr um den Hals.

Dolores schüttelte das Haupt mit leiser Abwehr. »Zur Hochzeit nicht, so wenig als zur Taufe! Aber wenn Sie in Ihres Mannes Haus den Baum aufbauen, dann komme ich!«

Den sanften, bittend zu Herrn Lindheim erhobenen Augen, ihrem nur zu richtigen Einwande, daß kein Mensch wissen könne, wann die ruhigeren Zeiten kommen würden, war nicht zu widerstehen.

»Gut denn«, rief Lindheim, »dann kommen Sie, Madame Joannu! Ich bestelle das kirchliche Aufgebot ein für allemal, und wenn mein ältester Sohn bis dahin auch noch nicht von Wien zurückgekehrt sein sollte, wird Hochzeit gehalten in meinem Hause —«

»Und der Weihnachtsabend gefeiert in dem meinen!«, setzte Kollmann hinzu. Dolores aber sagte, [3-310] dem Brautpaar die Hände reichend, mit ihrer weichen Stimme:

»Sehen Sie, so war ich doch auf der Welt auch noch zu etwas gut! Nun wollen wir die Tage zählen und dem rechten, wenn er da sein wird, den Segen des Himmels erflehen!«

Dreißigstes Kapitel

Die drei Wochen, die bis zum Weihnachtsfeste fehlten, vergingen in einer sich steigernder Unruhe. Noch immer ritt der König von Neapel, der türkisch aufgeputzte Murat, durch die Straßen; aber der Rückzug der Franzosen, den alle Vorstellungen des Magistrates nicht zu beschleunigen vermocht, nahm nun bei der sehr gefürchteten Annäherung der Kosaken einen rascheren Verlauf. Trotzdem hatte man noch immer zu besorgen, daß es auch jetzt noch zu harten Zusammenstößen zwischen den Russen und Franzosen in der Nähe von Königsberg kommen könne; und daneben bereitete man sich in Lithauen und in Preußen in stiller Hast auf eine Volkserhebung in Masse vor, ohne noch der Zustimmung des Königs zu derselben versichert zu sein. Die Krümper waren benachrichtigt, sich bereit zu halten; für eine Ausrüstung wurde, so weit sie möglich war, gesorgt, und während man noch den ungemessensten Anforderungen an jedem Tage zu stehen hatte, brachte man schon jetzt die größten Opfer für die Zukunft, auf die Gefahr hin, daß sie vergeblich gewesen sein könnten. Was damals in den Ostprovinzen von Preußen für die Befreiung Deutschlands gethan worden ist, das darf von Deutschland diesen mannhaften Stämmen nicht vergessen werden.

[3-311] Daß unter solchen Umständen an eine große Hochzeitsfeier nicht gedacht werden konnte, wie sie dem Ansehen des Kollmann'schen Hauses zustand, und wie sie zu feiern Madame Lindheim es sich bei ihrem Reichthum doppelt zur Ehre gerechnet haben würde, verstand sich von selbst. Die Taufe von Flora hatte ohnehin in der jüdischen Gemeinde Anstoß gegeben; und wie die Zeiten lagen, in denen Alle und jeder Einzelne in jedem

Augenblicke mehr noch als sonst durch die gebieterische Macht des Zufalls auf einander angewiesen werden konnten, war es Lindheim nicht unwillkommen, daß die Trauung der Tochter in seinem Hause vor sich ging, daß er und seine Söhne der Ceremonie nicht in der Domkirche beizuwohnen hatten, in welche Kollmann eingepfarrt war, und in der Madame Lindheim die Tochter gern vor dem Altar gesehen hätte. Nur ein kleines Familienfrühstück hatte man im Lindheim'schen Hause veranstaltet; und sie hatte schön ausgesehen, die schwarzlockige Flora in ihrem Kleide von rosenfarbener Seide, das ein reich gestickter, weißer indischer Musselin überzog, mit den rosenfarbenen Schuhen und dem blühenden Myrthenkranze, unter dem ihr in Freude strahlende Antlitz jugendfrisch hervorblickte.

Nach der Trauung war das junge Paar, bald nach Kollmann und Madame Göttling, in das ihm bereitete Heim gefahren; und wie Kollmann sich auch an Flora's ihm anfangs fremde Lebhaftigkeit gewöhnt, wie angenehm sie ihm allmälich geworden, weil sie ihn immer heiter zu fesseln und zu beschäftigen vermochte und weil die demüthige Verehrung ihm wohlthat, mit welcher sie ihm begegnete, fragte er sich dennoch, als er die Treppe hinabstieg, die junge Frau an der mit Blumen bekränzten Thüre seines Hauses als Tochter zu empfangen:

[3-312] »Was würde Johns Mutter gedacht und empfunden haben, wenn sie jetzt hier an meiner Seite stände und hätte die Enkelin der Rebekka als ihre Tochter in ihre Familie aufzunehmen?«

»Wer hat das erhofft in der trostlosen Nacht? Gott erhalte sie Beide!«, rief Madame Göttling, und gab damit dem Hausherrn, dem Vater, die Antwort auf seine nicht ausgesprochene Frage. Und mit feuchten Augen, den Sohn und die Schwiegertochter umarmend, sprach er:

»Willkommen, meine Kinder! Gott segne Euren Eingang in dies alte Haus! bewohnt es in Glück und mit Ehren, wie es bewohnt worden ist bis auf diesen Tag!«

Und nun er es gesagt, war die Sache abgethan in seinem

Herzen; denn sein Wort war ein Wort, vor Anderen, wie vor ihm selber.

Am nächsten Abende aber, als es fünf Uhr schlug, und die Musikanten trotz der Not und Plage in der Stadt, wie seit alten Tagen durch die Straßen zogen und das Weihnachtslied bliesen, und wie die frohe Verkündigung durch das Dunkel klang, rührte es die Menschen dies Jahr noch weit mehr als sonst; denn was auch hingegangen war über die Stadt und ihre Bewohner, die Erinnerung an die Vergangenheit und der schöne, geheiligte alte Brauch waren ihnen noch geblieben; und aus der Erinnerung und dem Festhalten an dem Alten keimte ihnen das Hoffen auf.

Justine hatte in dem Zimmer, das ihr und ihrem Manne zum Wohnen und zum Schlafen dienen mußte, den kleinen Weihnachtsbaum aufgestellt, wie der enge Raum ihn zuließ. Auf dem Sopha, auf der Kommode und auf den Betten hatte man die Geschenke ausgebreitet, welche die Erwachsenen einander [3-313] zugedacht. In Körben stand am Boden, was man der Dienerschaft von Hand zu Hand zu geben genöthigt war, weil man die großen Tische nicht zur Verfügung und in der einen Stube auch nicht Platz für dieselben hatte. Als aber die Familie beisammen war, als Justine ihren Lorenz und ihre Luise in das erhellte Zimmer hineinließ und Lorenz jubelnd die aufgestellten Soldaten mit dem Zuruf: »Die Preußen, meine Preußen!« begrüßte, und die Frage aufwarf: »Ob die Flinte, ob die Kanonen auch schießen könnten?«, — und als Luise die Mutter und die Puppe zugleich umarmte, und dann die Puppe fallen ließ in dem Bestreben, ihre Händchen auch dem Vater entgegen zu strecken, da leuchteten der Eltern Augen, und sie und die Kinder allein genossen voll das Glück des Augenblickes. Denn auf Darners Stirne lastete ein tiefer Ernst; Virginiens Herz bangte in Sorge nach dem Geliebten, ohne daß sie wußte, wo ihre Gedanken ihn zu suchen hatten; und vor Dolores' Augen standen die dunklen Säle des verlassenen Palastes und die Nacht, die über dem Grabe auf der Insel San Michele lagerte.

»Könnte man wieder zum Kinde werden und fröhlich sein wie sie!«, seufzte sie im Aufwallen der Empfindung.

Virginie schüttelte das Haupt. »Kinderspiele statt der geliebten Sorge um einen Mann, den man liebt und der uns liebt!«, sprach sie, im Augenblicke nur an sich selber denkend, »welch ein Tausch!«

Dolores setzte sich schweigend in eine Fensterecke. Um wen hatte sie sich zu sorgen, um wen durfte sie sich sorgen?

Während dessen hatte Frank, der den Vater nie aus dem Auge verlor, seinen Knaben zu dem Großvater geführt, daß er diesem danke, daß dieser sich [3-314] an ihm erfreue. Darner streichelte des Enkels Wange, der seine Flinte im Arme hielt, und sagte:

»Recht so, Lorenz, die Flinte immer zur Hand, und wenn Du sie in der Hand hast, halte sie fest in der Hand! Und wenn Du schießest, so halte das Ziel fest im Auge, Junge, sonst geht es nicht! Verstehst Du's?«

»Ja, Großvater!«, versicherte Lorenz, legte die neue, schwerere Flinte an, wie man's ihn an der alten gelehrt, und sagte: »So, und dann —«

»Feste Hand und festes Ziel!«, bedeutete der Großvater noch einmal. »Sprich mir's nach!«

»Ja, Großvater! Feste Hand und festes Ziel!«, wiederholte der Bube und wollte fort. Darner hielt ihn zurück.

»Vergiß es nicht, Lorenz!«, befahl er. »Morgen, wenn Du mir den guten Morgen wünschen kommst, sollst Du mir das sagen, und alle Morgen! Hörst Du? Vergiß es nicht!«

»Alle Morgen, Großvater!«, versicherte Lorenz und sprang davon. Der Großvater blickte ihm flüchtig nach.

»Du bist glücklicher als ich!«, sprach er, sich zu seinem Sohne wendend. »Ich konnte Dich nicht bei mir haben in Deiner Kindheit, sah Dich nicht erwachsen unter meinen Augen. Ich hatte mich zu bilden, zu erziehen, zu arbeiten, schwer genug beim Himmel! — um Dich von Fremden erziehen zu lassen. Du bist fern von mir zum Mann geworden. Aber die sechs Jahre, die wir hier mit einander

verlebt, sind nicht verloren gewesen. Sie haben Dich mir bewährt, Du bist dem Leben gewachsen —«

»Sie machen mir diesen Abend unvergeßlich, Vater!«, rief Frank.

[3-315] »Es ist eine gute Stunde für einen Vater«, sprach dieser, »wenn er seinem Sohne sagen kann, daß er ihn anerkennt, daß er die Zuversicht hegt, der Sohn werde den Namen, den der Vater aus Niedrigkeit emporgebracht, mit Ehren fortpflanzen in dem Geschlecht, das sie beide überleben wird. Es sind nahezu zehn Jahre, daß ich hieher gekommen bin, und wir stehen vor einer großen Entscheidung. Da blickt man wohl einmal rückwärts und vorwärts in einer Stunde wie diese. Was an Sorge, an Arbeit, an Opfern vor uns liegt, wird nicht zurückbleiben hinter dem, was wir bestanden.«

»Vater!«, unterbrach ihn der Sohn. »Wenn die Stunde schlagen wird, Sie werden mich nicht hindern, ihr gerecht zu werden?«

»Nein! Wie könnte ich's? Ich dachte daran, als ich Dich mit Deinen Kindern sah —«

»Und ich dachte es auch und sagte mir? Wenn der Vater da ist, sind sie wohl versorgt!««

»Aber Frank, kümmerst Du Dich denn gar nicht mehr um uns?«, rief Justine dazwischen. »Lorenz hat seine Kanone schon geladen und auf die Festung gerichtet! Komm und schieße sie ihm ab!«

Die beiden Männer gaben sich die Hände. Der Kinderfreude und dem Kinderspiele ward ihr Recht für eine Weile; dann brachte Justine die Kinder fort, denn es galt, sich pünktlich einzustellen zu dem Weihnachtsbaum in Kollmanns Hause.

Die Lichter wurden verlöscht. Man rüstete sich zum Aufbruch. Justine und Virginie hatten, wie zu der Hochzeitsfeier die Trauerkleider, die sie mit der Schwester trugen, durch weiße Spitzen und Schmuck erhellt, und im Augenblick des Fortgehens rief Dolores: »Ach, ganz in Trauer darf ich ja nicht kommen!«, trat rasch an einen blühenden Rosenstock heran, den [3-316] Madame Lindheim ihr als eine große Seltenheit geschickt, brach eine von

den Rosen ab und steckte sie vor ihre Brust.

»Recht so, Dolores!«, sagte der Vater und legte ihr selbst den Pelzmantel über die Schulter, den man hereingebracht hatte. »Der Winter währt nicht ewig, und es blühen wieder Rosen auch hier bei uns! Komm, mein Kind!«

Er bot ihr den Arm, ging mit ihr voran, die Anderen folgten.

Auf ihrem Wege trafen sie mit Flora's Eltern und Brüdern zusammen, traten mit ihnen durch die im Innern des Kollmann'schen Hauses angebrachte Ehrenpforte von Tannengrün, unter welcher gestern das junge Paar seinen Einzug in das alte Patrizierhaus gehalten hatte, und wie sich dann in Flora's Wohnzimmer die breiten Flügelthüren aufthaten, wie sie dastand in dem Kleide, das sie am Tage vorher getragen, nur einen Rosenkranz statt der Myrthen auf dem Haupte, umfluthet von dem Lichte des großen Tannenbaumes, den man herbeigeschafft, da klatschten unwillkürlich Frank und Flora's Brüder voll frohen Beifalls in die Hände, und alle Herzen wurden weit. Alle ernsten und trüben Gedanken verschwanden selbst in Kollmanns und in Darners Sinn. Sie Alle genossen es als eine Wohlthat, mit zwei glücklichen Menschen in Freude aufathmen zu dürfen; dem Augenblick einmal ganz unumschränkt seine Herrschaft zu vergönnen.

»Ist sie nicht schön?«, fragte John mal auf mal seine Cousine, und erzählte wieder und wieder, wie seine Frau, er sprach das Wort mit Stolz aus, beinahe noch schöner ausgesehen vor einem Jahre in der dunklen, engen Kammer der armen Wäscherin, die natürlich heute mit ihren Kindern einen Hauptantheil [3-317] an der Bescherung hatte, und die junge Frau anstaunten wie ein himmlisches Wunder, als das sie auch der eigenen Mutter und ihrem Manne erschien.

Und in Justine und in Frank wurde der Sylvesterball lebendig, an dem sie sich zuerst gesehen; und Kollmann dachte seiner Frau nur, um es zu bedauern, daß sie nicht dabei sei theilzunehmen an dem Glücke. Auch Madame Göttling genoß die Freude wieder

einmal ihre drei Pflegetöchter und eine so große in sich geeinte Familie um sich zu haben, als wäre das Alles ihr Werk allein. In den Lindheims aber, in Flora's Vater und ihren Brüdern wallte es wie Rührung auf in dem Gedanken, daß, soweit die deutsche Zunge klingt und wo irgend germanisches Blut in den Adern der Menschen rinnt, in dieser Stunde das Geburtsfest jenes Kindes von jüdischem Stamme gefeiert wird, das als Mann den Kreuzestod erlitten, um mit seinem Tode seinen Glauben und seine Lehre von einem allliebenden Gotte zu bekräftigen, vor dem die Menschen alle gleich und dessen Gebot die Nächstenliebe ist.

Es war etwas Großes, etwas Ueberwältigendes in dem Gedenken an die Millionen, die in dieser Stunde sich als eine Einheit empfanden durch die ganze weite Welt; und wenn der Weihnachtsbaum und die Weihnachtsfreude sie auch nicht bekehrten, sie wurden ihnen lieb. Selbst Flora's Vater war es angenehm, sich zu sagen, daß seine Enkel Theil haben würden an der Poesie, welche von diesem Lichtglanz sich ausbreitet über das Leben aller derer, denen er geleuchtet seit den Tagen ihres frühesten Erinnerns, denen er durch ihr ganzes Leben das Sinnbild bleibt des Vaterhauses; eine Erinnerung an die Elternliebe, an die Geschwister und an Familienglück.

[3-318] Draußen aber ging Einer durch die Straßen ernst und einsam seines Weges. Der hatte nicht Eltern mehr und hatte Geschwister nie gehabt. Nacht und Tag war er wieder einmal im Schlitten vorwärts geeilt durch das weite, schneebedeckte Land. Erst gegen den Abend hin war er nach Königsberg gekommen, hatte den mündlichen Auftrag ausgerichtet, mit dem er für den Landhofmeister betraut war, hatte eine lange Besprechung mit ihm gehabt, und in der Morgenfrühe sollte er wieder fort; denn die Ereignisse drängten einander und es galt, vorbereitet zu sein auf jede Möglichkeit.

Er hatte das Nachtlager, das man ihm im Schlosse anbot, dankbar angenommen, da es schwer war, ein Unterkommen zu finden; dann war er hinausgegangen, sich umzusehen in der Stadt.

Die Kälte war grausam. Der Schnee knirschte wieder einmal unter seinen Füßen. An dem dunklen Himmel leuchteten die Sterne in hellem, strahlendem Lichte; aber von dem sonstigen fröhlichen Treiben des Weihnachtsabends war jetzt nichts vorhanden. Es war still in den Straßen.

Er ging vorbei an dem Hause, das seine Großtante, die Gräfin einst bewohnt. Das Gitter war geschlossen und Alles dunkel. Er kam über die Schloßbrücke und sah hinauf nach den Fenstern des Zimmers, das er inne gehabt, in dem er Glück und Leid erlebt. Ein mattes Licht drang daraus hervor. Wer mochte darin weilen? Wie lange war es her, daß er diese Räume verlassen! Wie deutlich erinnerte er sich der Empfindung, mit welcher er damals sich nach diesen Fenstern zurück gewendet! Es war ihm Alles so vertraut und doch so fremd.

Auf dem Markte in der Altstadt keine Weihnachtsbuden mit dem bunten Kleinkram für die Kinderfreude. [3-319] In den Häusern fast überall die Fenster verhängt. Feierte man den Christabend nicht? Scheute die Freude, sich zu zeigen neben dem Elend der bettelnden Franzosen, von denen hie und da einer, die Hand ausstreckend, an ihn herantrat?

In Franks Wohnung auch nur Dunkel. Er vermuthete, Frank würde sich mit den Seinen bei dem Vater befinden; und ihn dort aufzusuchen, durch sein eindringendes Erscheinen die Feier und Ruhe des Festes zu stören, stand ihm nicht zu. Ein drückendes Gefühl des Alleinseins bemächtigte sich seiner; und doch scheute er sich davor, der Einladung des Landhofmeisters zu folgen und die letzten Abendstunden in dessen Hause zuzubringen. Er wußte, daß er auch in dem Kreise jener edlen Menschen die Sehnsucht fühlen würde, die ihm das Herz verzehrte. Er mochte nicht daran denken, aus der Nähe der Geliebten zu scheiden, ohne wenigstens einen der Ihren, ohne Jemand gesprochen zu haben, der ihm sagen konnte, wo sie in diesen Stunden weilte, der ihm von ihr, mit dem er von ihr sprechen konnte.

Ohne festen Plan, den oft gegangenen Weg einschlagend, um

sich wieder nach dem Schlosse zu begeben, war er nach dem Domplatze gelangt, und vor die dem Dome gegenüberliegende Seite des Kollmannschen Hauses gekommen.

Endlich! da war es hell! Da flimmerte und leuchtete es aus den Fenstern festlich durch das Dunkel, und hell auch in des Einsamen Herz. Dort war Kunde, dort war Trost für ihn zu holen! Da oben bauten sie für Johns Braut den ersten Christbaum auf! John, der Onkel, die Göttling, sie Alle mußten da sein, mußten von ihr wissen; mit ihnen allen konnte er von ihr sprechen! Das war Weihnachtslust!

Raschen Schrittes war er die Freitreppe hinan. Die Ehrenpforte an der Thüre lockte freundlich hin[3-320]ein, des alten Dieners Augen begrüßten ebenso den wohlbekannten Gast. Er fragte, was er bedeute, der Schmuck des Hauses.

»Gestern war Hochzeit und heute baut unsere junge Madame zum ersten Mal hier auf!«, antwortete der Alte frohen Tones.

»Sind Fremde oben?«

»Nein, bloß die Herrschaften!«

»So melden Sie mich! — Nein, melden Sie mich nicht, ich werde ohne das hinaufgehen!«

»Da wird die Freude erst noch größer sein!«, sagte der Alte, der Gastlichkeit des Hauses sicher, in dem er grau geworden war; und wenige Augenblicke später stand der Frohgewordene in dem hellen Zimmer, stand er vor ihr, der Schönen! schön in ihrer Trauer, wie die Rose auf dem dunklen Gewande, das sie umhüllte.

»Dolores!« — »Eberhard!« klang es von seinen, von ihren Lippen, und wie von einer überirdischen Erscheinung, von einer Offenbarung überrascht, blickten die Andern staunend und verstummend auf die Liebenden hin.

Ihre Hände hatten sich gefunden; aber jäh zusammenfahrend, trat Dolores rasch von Eberhard zurück und warf sich, Schutz vor sich selber suchend, dem Vater in die Arme.

»Ich entweihe die Trauer, die ich trage!«, schluchzte sie.

»Auf mein Wort«, betheuerte Eberhard, »ich ahnte nicht, daß

ich Sie hier finden würde. Vergebung, Vergebung, Dolores!«, rief er ihr nach, da der Vater sie mit sich hinweg geführt in das anstoßende Zimmer.

Sie waren Beide fassungslos, Dolores wie Eberhard. Der Augenblick und ihre Liebe hatten sie [3-321] überwältigt. Alle hatten sie es nöthig, zu begreifen, was sie eben selbst erlebt. Da trat Frank an den Freund heran. Die Rose, welche Dolores vor der Brust getragen, war zu Boden gefallen bei der raschen Bewegung, mit welcher sie sich zu dem Vater geflüchtet. Frank hob sie auf und reichte sie dem Freunde.

»Nimm sie mit Dir als Pfand des Glückes«, sagte er halblaut zu ihm, »und laß uns gehen. Wo Zeichen gesprochen haben, müssen Menschen schweigen. Komm, wir gehen zu mir und bleiben beieinander! Johns Weihnachtsengel ist auch Dir zum Boten des Lichts geworden, und sie werden hier auch ohne uns des Lichtes nicht ermangeln und der Freude nicht!«

Virginie hatte sich mit dem Vater und mit Dolores entfernt. Die Schwestern wachten lange in der Nacht. Aber auch Darner und Frank und der Baron saßen noch beisammen unten in dem Konsulatszimmer vor dem Feuer, das man im Kamine angezündet hatte; und es war nicht nur von Dolores die Rede und von Eberhard und von ihrer Liebe.

Als dann Justine heimkam, als Eberhard sich entfernte, schied er von Darner wie von Frank in vollem Einverständnisse, Beiden fest verbunden, das eigene Wollen und Hoffen knüpfend an das große Allgemeine, an des Vaterlandes Befreiung. Denn alle Herzen in Preußen schlugen immer leidenschaftlicher der Stunde entgegen, die ihn bringen sollte — des Königs Aufruf zu den Waffen!

[3-322]

Einunddreißigstes Kapitel

Es war ein Lichtstrahl gefallen in Dolores' Herz. Man vermied es nicht mehr, in ihrem Beisein von Stromberg zu sprechen, und sie selber fragte Virginie in stiller Stunde, ob sie nicht finde, daß er noch stattlicher, noch männlicher geworden, und was zwischen ihm und dem Vater und Frank verhandelt worden sei. Virginie hielt nicht zurück mit dem, was sie davon erfahren, wußte aber der Schwester Empfinden zu ehren. Und doch kehrten allmälig die Röthe auf der schönen Wittwe Wangen, das Lächeln auf ihre Lippen und in ihre Augen zurück. In dem Herzen der trauernden, vom Leben schwer geprüften Frau, tauchte ein neues Hoffen in stiller Feier auf und wuchs empor, wenn auch durch ihr Erinnern noch verhüllt.

In der Stadt aber hatte man sich keiner Feier, auch nicht der der Weihnachtstage zu erfreuen; Franzosen und Russen und die eigene Ungeduld ließen Keinem Ruhe.

Da die Franzosen an ein Verweilen nicht mehr denken konnten, suchten sie in wilder Hast zusammenzuraffen, was ihnen für ihren Rückzug dienen, zu zerstören, was sie nicht mit sich nehmen konnten, um es den Russen nicht in die Hände fallen zu lassen. Die Pulvervorräthe in der kleinen Festung und in der Umgegend der Stadt wurden vernichtet; was man irgend für brauchbar erachtete, ohne Weiteres aus den städtischen Magazinen, aus den Niederlagen fortgenommen. Wo die Bürger sich dem widersetzten, kam es zu Zusammenstößen zwischen ihnen und den raubenden Franzosen, bei welchen diese den derben preußischen Fäusten unterlagen, die ihr oder des [3-323] Landes Eigenthum, wie ihr eigenes vertheidigten. Bald kam eine beunruhigende Kunde aus dem einen,

bald aus dem anderen Stadttheil.

Es galt nach allen Seiten hin, auch gegen die Einquartierung in den Häusern, mehr denn jemals sich zu behaupten. Die Hausfrauen, Justine wie Virginie, mußten sehen wie sie sich halfen; denn die Männer bekam man in den Familien kaum mehr zu sehen, so lasteten und drängten für Jeden die Geschäfte; und dabei war man von dem Verkehr mit der übrigen Welt fast abgeschnitten.

Es kamen keine Zeitungen; was man erfuhr, erfuhr man als Gerücht. Einem Jeden lag schwer die Frage auf dem Herzen, was werden würde aus dem preußischen Armeekorps, das sich von den Franzosen losgesagt, das schon diesseits der Grenze, das in Lithauen stehen und nur darauf warten sollte, an der Verfolgung der Franzosen Theil zu nehmen, während es nicht wußte, ob sein Führer ihm bleiben, oder ihm zur Strafe für seine selbstständige Entscheidung, genommen werden würde.

So ging das Jahr zu Ende; aber der erste Tag des neuen Jahres brachte endlich unerwartet den Beginn der Erlösung für die Stadt.

Am Neujahrstage zogen der König von Neapel und die französischen Garden von Königsberg ab. Ein paar Tage später erfuhr man von großen Gefechten zwischen den flüchtenden Franzosen und den Russen, bei welchen die Letzteren den Sieg davongetragen. Am vierten Januar erschienen die Russen vor den Thoren, obschon die Franzosen unter Macdonald und Ney die Stadt noch innehatten.

Abends, als es dunkel geworden war, sah man den ganzen Himmel gegen Norden und Osten von den Wachtfeuern der Russen erhellt, und die Ein[3-324]wohner erhielten, wie schon vordem, von den Franzosen den Befehl, Lichter an die Fenster zu setzen, um die Straßen damit zu erleuchten. In allen öffentlichen Gebäuden, in den Amtszimmern der Regierung, der Stadtverwaltung, der Post, waren die Beamten an ihren Plätzen. In den Familien saß man in banger Spannung bei einander. Auf den Treppen, in den Stuben, in denen die Einquartierung untergebracht war, vernahm man ein

unstetes Kommen und Gehen.

Darners Geschäftsbeamte hatten wieder einmal im Komptoir zu wachen, während er im Rathhause an seinem Platze war. Das Konsulat war erleuchtet. Nach des Vaters Anordnung sollten seine Töchter bei Justine bleiben. Frank kam ab und zu hinauf, nach den Seinen zu sehen. Die Einquartierung verlangte zu später Stunde noch einmal Speise und Trank. Eine bestimmte Antwort auf die Frage, was man vorhabe, war nicht zu erlangen. War es auf einen Kampf, war es auf den Abmarsch abgesehen?

Die Unruhe machte die Minuten schleichen und lasten. »Es ist heute«, sagte Virginie, als Frank wieder einmal hinaufkam, »es ist heute wieder gerade so wie in der Nacht, in welcher man vor sechs Jahren das Einrücken der Franzosen erwartete, und der Vater mich und Dolores zur Ruhe schickte und mit Dir wachte. Grade so!«

»Nein«, entgegnete ihr der Bruder, »es ist anders, und wie schwer es auch sein mag, es ist besser. Damals waren wir hier Fremde, obschon der Vater seit drei Jahren hier ansässig geworden. Wir waren durch kein Gefühl der Heimat mit der Stadt oder mit dem Lande verbunden, wir wurzelten nur in unseres Vaters Liebe. Jetzt aber haben wir [3-325] hier unsere Heimat, haben wir ein Vaterland, und ich denke an Schillers Wort und an den Tag, da Eberhard es zum ersten Male vor uns aussprach: ›Ans Vaterland, ans theure, schließ Dich an! Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen, da sind die starken Wurzeln Deiner Kraft!‹ — Und wir werden es zu beweisen haben, Alle — auch Ihr drei Frauen! daß wir die Kraft der Vaterlandsliebe gewonnen haben hier im Lande, welche ihre Opfer mit Freudigkeit zu bringen vermag. — Aber — was ist das, was geht da vor?«, — fragte er, als es plötzlich laut wurde nebenan in den Stuben und über ihnen. Auch auf den Treppen wurden rasche Männertritte, rasch einander folgend, vernehmbar, und die Thür des Zimmers öffnend, sah er, daß die Einquartierung mit Sack und Pack in Bewegung war, daß sie ohne ein Wort der Benachrichtigung das Haus verließ. Einer und der Andere von den Offizieren rief, als er des jungen Hausherrn

ansichtig wurde, ihm wohl ein »adieu« und ein »merci« zu; aber das Gefühl ihrer Schmach machte die Stimmen klanglos, und als die Nachtwächter die elfte Stunde ausriefen, zogen in langen, langen Reihen, gespenstisch die Reste der großen Armee schweigend und eilig durch die Straßen.

»Gottlob!«, ertönte es von Mund zu Munde und unwillkürlich falteten sich manche Hände; und mit dem zwölften Glockenschlage der Mitternachtsstunde huschten schon die ersten Trupps der Kosaken wieder einmal auf ihren unbeschlagenen Pferden durch die erhellten Straßen, zu sehen, ob die Stadt von den Franzosen verlassen sei. Sie wurden mit Freuden begrüßt.

Im Schloßhof wurden sie mit Speise und Trank gelabt, ehe sie davon jagten, dem kommandirenden [3-326] russischen General die Nachricht hinauszubringen, daß seinem Einrücken nichts im Wege stehe.

Am Morgen zogen die Russen ein. Indeß diese ersten Korps verweilten nicht lange. Es galt, die Franzosen zu verfolgen. Aber mit um so größerem Eifer begrüßte man die nachrückenden Regimenter, die sich vorläufig festsetzten in der Stadt; und seit dem Tage, an welchem vor sieben Jahren die königliche Familie aus Königsberg geflüchtet war, herrschte zum ersten Male wieder Freude in den Mauern und in den Herzen.

Jetzt erst durften sich die Vaterlandsliebe und die Entschlossenheit frei bethätigen, mit welcher man in Ostpreußen sich dem Könige schon nach den großen Niederlagen im Jahre 1806 zu der allgemeinen Volksbewaffnung erboten, die er zurückgewiesen hatte; jetzt bereitete man sie vor, ohne die Aufforderung zu derselben abzuwarten. Männer wie Frauen waren geschäftig, ihrer eigenen Einsicht, dem Drang des Volkswillens folgend, sich auf den Krieg zu rüsten, während der Mann, der in Rußland den ersten Anstoß zu dieser selbstständigen Handlungsweise gegeben, noch immer nicht wußte, ob der König sie ihm als Großthat, ob als Verbrechen anrechnen würde.

Darner war wie verjüngt. Ein Volk, das es sich trotz seiner

Königstreue herausnahm, den König vorwärts drängend zu einer Entscheidung zu treiben, das entschlossen war, Alles an Alles zu setzen, das war das Volk, zu dem er gehörte, das waren seine Sinnes- und Landesgenossen! Ein Volk voll Muth und Thatkraft, ein Volk von Männern! — Die Dohna, die Schön, die Auerswald, diese Aristokraten und Beamten waren seine Männer, der General von York vor Allen! Darner hatte den Adel gehaßt in [3-327] seiner Jugend, gering gedacht von den Beamten, Kaufmannsverbindungen geplant, die den Krieg unmöglich machen sollten; und nun reichten alle Stände, reichten Adel und Beamte, Kaufleute, Bauern, Handwerker einander die Hände, nun ersehnte er selber den Krieg, bei dem auch er seinen großen Einsatz darzubringen hatte — den Krieg als Mittel zur Freiheit und zum Frieden!

Er hatte seinem Sohne am Weihnachtsabende das Zugeständniß gemacht, daß diese letzten sechs Jahre für dessen Entwicklung nicht verloren gewesen wären; und er hatte in der nämlichen Stunde es ebenso in sich empfunden, wie vollständig die Erfahrungen dieser Jahre auch ihn gewandelt, der in sich und mit seinen Ueberzeugungen fertig zu sein geglaubt, als er nach Königsberg gekommen war, als er sich zugetraut, das Schicksal seiner Kinder nach seinen Planen und Absichten gestalten zu können. Er war ein Anderer geworden, aber er durfte sich sagen: kein Schlechterer!

In der Begeisterung, in welcher man lebte, bedachte man es nicht, daß man sich im Augenblick eigentlich in vollständiger Auflehnung gegen den König befand; und als der General York mit seinen Truppen in Königsberg erschien, als die Studenten ihm in feierlichem Aufzuge ihre Huldigung darbrachten, als die Stadt Feste zu seiner Ehre feierte, kehrte auch eine neue Freude ein in Darners eignes Haus.

Vom Schlosse aus hatten die verschiedenen Truppentheile ihre Wege nach den Kasernen genommen. Man hatte die einzelnen Bataillone durch die Langgasse marschiren sehen, aber —

»Kommt denn die Artillerie nicht, kommt sie nicht?«, hatte

Virginie gefragt und immer vergebens [3-328] gefragt, denn die Artillerie hatte ihren Weg von der oberen Stadt östlich eingeschlagen, um ihre alten Quartiere auf dem Haberberg wieder einzunehmen; und dazu hatte Frank von der Straße herauf noch die Nachricht gebracht, daß ein Theil derselben für das erste noch außerhalb der Stadt verbleiben werde.

Aber er war doch da, es mußte Nachricht von ihm kommen! Der Major mußte kommen!

Nachricht drängte auf Nachricht an dem Tage. Es war damals ein Gefecht wenig Meilen von Königsberg zwischen Russen und Franzosen vorgefallen, in welchem die Franzosen ebenfalls unterlegen. Man freute sich des von Herzen, bekam jedoch wieder Verwundete zu verpflegen.

Pillau war befreit, die Franzosen aus der Festung vertrieben. Das war ein Glück, man konnte doch wieder an Strandwiek denken! — Allein es war schon sechs Uhr Abends und noch war der Major nicht da.

Virginie hatte den ganzen Tag im Hause zu schaffen gehabt. Das Haus mußte wieder für die Familie bewohnbar gemacht werden, nachdem es durch Monate wie eine Kaserne benutzt worden war. Handwerker trieben von früh bis spät ihr Wesen darin, und nun diese sich am Abend entfernt hatten, nun saß Virginie mit der Schwester und der Schwägerin beisammen in dem wieder frei gewordenen Zimmer des Vaters, und die feinen Hände, die vor ein paar Jahren mit mühsamsten Kunststickereien beschäftigt gewesen waren, die Altäre in den verwüsteten Kirchen neu zu schmücken, arbeiteten heute eifrig mit Scheere und Maß und Nadel und hoben die schweren Rollen grober Leinwand von dem Boden auf die Tische und ordneten die fertig gewordenen groben Männerhemden in Päcke; denn es gab jetzt für die Frauen aller Stände nur die eine Arbeit: [3-329] Hemden, Brodbeutel und was sonst zu schaffen war, für die Landwehr — für die Landwehr, die aufgerufen, einberufen werden mußte — es konnte nicht anders sein! — und für das York'sche Korps zunächst, das Mangel

litt an Allem!

Das York'sche Korps! — Und es war sieben Uhr des Abends! — Und sie nähten und nähten! — Und in dem Zimmer sah es wie in einem Leinwandmagazin aus wie jetzt überall, wo Frauen walteten, die zum Tugendbunde gehörten, und Virginie sagte:

»Es ist eigentlich nicht richtig, daß wir Alle nur immer die groben Hemden nähen! Man müßte doch auch an die Offiziere denken!« — Und wie sie das gesagt hatte, lächelten die beiden Anderen und sie lachte mit — und es war doch schon ein Viertel nach sieben! — Das Weinen war ihr näher als das Lachen, und sie war doch kein Kind mehr. Sie war ein Mädchen von dreiundzwanzig Jahren, und älter als ihre Jahre durch die Erfahrungen, die sie zu machen gehabt. Unbegreiflich, daß er noch nicht da war, daß er nichts von sich hören ließ, wenn ihn der Dienst zu kommen hinderte!

Im Vorderhause aber hatte bald nach sieben Uhr die Glocke an der Hausthüre angeschlagen, die Thüre sich aufgethan, und fest eingeknöpft in seinen Oberrock, die Feldmütze tief in die Stirne gedrückt, war ein Offizier durch die kalte Nacht ins Haus getreten.

»Herr Stadtrath Darner im Komptoir?«, hatte er gefragt. Der Hausknecht hatte bejahend geantwortet, der Offizier war in das Komptoir gegangen, er hatte den Weg gekannt, und Jener hatte sich wieder in den runden hölzernen Lehnstuhl zur Seite der Komptoirthüre niedergelassen, des Dienstes wartend, [3-330] bis er gerufen würde. Er hatte weiter nicht geachtet auf den Offizier. Es kamen so Viele in das Konsulat und ins Komptoir, Russen sowohl als Preußen, seit man die Franzosen los war.

Der Offizier wendete sich an den Handlungsdiener, der zunächst hinter dem Gitter arbeitete. Die Hand an die Mütze legend, nannte er seinen Namen mit der Bitte, ihn dem Chef des Hauses anzumelden.

Der Gehilfe stieg die paar Stufen zu Darners Arbeitskabinet hinauf. Darner erhob sich auf die Meldung von seinem Schreibtisch, ging dem Kommenden entgegen bis zur Treppe. Hand

schlug in Hand, es waren feste Männerhände!

»Willkommen, Herr Major!«, rief Darner ihm entgegen, »hat der General Nachricht von Berlin, vom Könige?«

»Es sind Kuriere gekommen! Im Korps weiß man noch nichts Bestimmtes. Es geht das Gerücht, das Kommando solle ihm genommen werden!«

»Und wird er's niederlegen?«, fragte Darner in großer Spannung.

»Auch wenn ich's wüßte, stände die Antwort mir nicht zu!«, entgegnete der Major.

»Wer gewagt hat für sein Vaterland, was York gewagt, darf auf halbem Wege nicht stehen bleiben!«, sagte Darner fest.

»Der General ist des Königs Soldat! Wir Alle sind des Königs! Auf wen hat man zu bauen, wenn der Führer revoltirt? Aber sie kann schwer sein, die Pflicht der Unterwerfung!«

Darner hatte keine Entgegnung darauf, sie waren ohnehin Beide nicht von vielen Worten, die Stunde war auch nicht gemacht für solche.

»Aber Sie bleiben hier?«, erkundigte sich Darner.

[3-331] »Wir wissen's nicht, und eben deshalb kam ich Sie zu fragen, ob Sie mir es gestatten wollen, Mademoiselle Virginie zu sehen, bevor wir abermals ins Feld ziehen? Ich habe sie lang und still geliebt —«

»Ich weiß es«, unterbrach ihn Darner. »Meine Tochter hat mir nicht verborgen, was vorgegangen zwischen ihr und Ihnen. Mein Empfang wird Ihnen gezeigt haben, daß Sie mir willkommen sind, im Vaterlande wie in meinem Hause —«

»So darf ich sie wiedersehen?«, rief der Major, und die Freude klang hell aus seinem Worte. »Wenn Sie wüßten, Herr Darner, was Sie mir damit gewähren!«

»Zweifeln Sie nicht daran, ich weiß es, was Virginie werth ist. Sie ist ein fester Charakter, ein großes, treues Herz! Halten Sie's in Ehren!«

»Müssen Sie mich daran mahnen?«, fragte der Major und erhob

sich von seinem Platz.

»Einen Augenblick!«, gebot Darner. »Ich führe Sie selber zu den Meinen.« Und die Klingel ziehend, fragte er den eintretenden Handlungsdiener, ob der Generalkonsul zurückgekehrt sei, der vor einer Stunde zu dem kommandirenden russischen General berufen worden war. Der Gehilfe verneinte es.

»So bringen Sie mir die Briefe zum Unterzeichnen in meine Wohnung!«, gebot er; dann wendete er sich zum Major.

»Kommen Sie, Herr Major!«, sprach er, und ihm voranschreitend, führte er ihn die Treppe hinauf, durch den langen Korridor, der die beiden Häuser verband, nach dem Zimmer, in welchem die drei Frauen bei einander saßen. Er öffnete die Thüre, und die Liebenden lagen einander in den Armen. Aber Virginie richtete sich auf von des Geliebten [3-332] treuer Brust, warf sich dem Vater an das Herz und rief unter Thränen der Freude:

»Vater, Vater, Sie sind wie Gott! Alle gute Gabe und alles Glück kommt uns von Ihnen, kommt uns aus Ihrer Hand!«

»Verdient es! indem Ihr meinen Namen ehrt. Lohnt es mir mit Eurem Glück!«, gab er ihr zur Antwort und legte ihre und des Majors Hände ineinander.

»Und nun Du auch!«, flüsterte die neue Braut heimlich der Schwester zu.

Zweiunddreißigstes Kapitel

Also auch Mademoiselle Virginie verlobt!«, rief Madame Armfield ihrer Freundin Göttling entgegen, als an einem der nächsten Abende der Frauenverein sich versammelte, um von seinen Vorsteherinnen neue Weisungen für seine Thätigkeit zu erhalten, um das Fertiggestellte an die Hospitaldirektionen und an die Behörden abzuliefern, von denen für die Ausrüstung der Landwehr und des Landsturmes gesorgt ward.

»Das ist eine Heirath, wie man sie besser und schöner gar nicht denken kann«, setzte Madame Armfield hinzu. »Ein Mädchen, das sich bewährt hat wie die beste Frau, und ein Mann wie der Major, da kann man sagen, das ist eine Ehe, die unser Herrgott im Himmel beschlossen hat. Aber sie werden warten müssen, die Beiden — und wer ins Feld zieht — lieber Gott, man darf es gar nicht denken, nicht heraufbeschwören, und hoffende Liebe hat ja auch ihr Glück. Fünf Jahre bin ich verlobt gewesen —«

[3-333] »Nun, fünf Jahre wird doch hoffentlich der Krieg nicht dauern«, bemerkte eine der Frauen, um die oft vernommene lange Brautstandsgeschichte von Madame Armfield abzukürzen; »aber freilich, da man gar nicht weiß, was werden wird mit dem General und mit seinem Korps, so —«

»So werden die Verlobten morgen aufgeboten werden und im Laufe der nächsten Woche vor den Altar treten«, bedeutete sie Madame Göttling.

»In der nächsten Woche? Das ist Darnerisch, ächt Darnerisch!«, rief es hier und dort. Man hatte jedoch den hinzugekommenen Beamten Rede und Antwort zu geben, und es war nicht das einzige Paar in der Stadt, das bei dem nahenden Kriege zu rascherer

Erklärung gekommen und rascher zusammengegeben wurde, als es sonst der Brauch war. Auch bei Justine und Flora hatte man kurzen Prozeß mit dem Brautstande gemacht; und die Zeiten waren vorüber, in denen Madame Armfield sich viel um die Angelegenheiten Anderer bekümmerte.

Was kam es darauf an, was die Beiden thaten? Auf die Nachrichten vom Könige kam es an, auf die Maßnahmen der Stände, die einberufen waren, auf den Minister Stein, der nach Königsberg gekommen war und vorwärts, vorwärts drängte, ehe man noch wußte, ob der König Berlin verlassen, ob er sich nach Breslau gewendet, ob General von York in seinem Amte bleiben würde und wie weit das Land vom Feinde frei sei.

Virginie war die Gattin des Majors geworden; allein wen kümmerte das in der Kaufmannschaft neben der Kunde, daß fortan die von Napoleon angeordnete Kontinentalsperre nicht mehr beachtet werden sollte, daß die Schiffe wieder frei einlaufen würden in die Häfen, daß man darauf rechnen könne, den Handel [3-334] wieder aufblühen zu sehen, Gewinn zu ernten von den Produkten, über die man gen Osten, mit den Fabrikaten und Waaren, über die man gen Westen Kontrakte abschloß, die geliefert und je nachdem auch weiterbefördert werden sollten, wenn die Wege benutzbar, wenn die Schifffahrt offen sein würde; denn die Provinzen litten an Allem Mangel, und die Thatkraft, die zunächst auf den Kampf gestellt war, fing an, der Friedenszeiten voraussehend zu gedenken, die dem Kampfe folgen sollten.

Der Januar war noch nicht zu Ende, als man in Königsberg endlich die Kunde erhielt, daß der König sich nach Breslau gewendet habe. Preußische Soldaten besetzten wieder die Stadt, die Bürger wurden wieder Herren in ihrem Hause, und wie die Sonne mehr und mehr emporstieg, stieg die Zuversicht in allen Herzen, und ehe noch der Frühling da war, brach der Volkesfrühling an.

Aus eigener Machtvollkommenheit bildete sich die Landwehr in Ostpreußen und in Lithauen, während man in Breslau noch mit

Napoleon verhandelte und der Anschluß an Rußland immer noch ausstand. Die Männer der ältesten Adelsgeschlechter waren die ersten Freiwilligen, die sich meldeten. Die Studenten verließen die Hörsäle, die Beamten, soweit sie zu entbehren waren, die Gewerbetreibenden, die ihre Geschäfte verlassen konnten, die Aerzte stellten sich zum Soldatendienste; und als endlich, endlich die Aufrufe des Königs an sein Volk und an sein Heer erlassen wurden, da fanden sie die preußische Landwehr schon bereit, und jene später gedichteten und gesungenen Worte: »Der König rief, und Alle, Alle kamen!«, drückten nur aus, was vorher sich in Wahrheit zugetragen, noch eh' der Ruf erklungen war.

Virginie hatte mit des Vaters Zustimmung in [3-335] seinem Hause die Zimmer, welche bisher ein französischer Oberst mit seinem Adjutanten innegehabt, für sich und ihr junges Eheglück eingerichtet, und weil jeder Tag den Befehl zum Aufbruch der Truppen bringen konnte, weil man zu fürchten hatte, was man doch heiß ersehnte, kam in das Bewußtsein der Beiden sonst so ruhig in sich gefaßten Menschen eine leidenschaftliche Inbrunst, die sie ihr Glück doppelt empfinden machte.

Spähend stand Virginie am Fenster, wenn der Major am Mittag vom Dienste heimkehrte. — »Ist Ordre da?«, war ihre erste Frage.

»Noch nicht, noch immer nicht!«, antwortete er ihr dann bekümmert, und schlang doch voll Lust seine Arme um sie; und sie freuten sich des Tages, der ihnen noch gegönnt war, und die junge Frau schaffte unter ihres Mannes Augen mit neuer Lust an ihrem Tagewerk, und Jeder im Hause hatte für sich zu thun, um sich vorzubereiten für den bevorstehenden Kampf.

Die Uniform für Frank lag bereit, ein Stellvertreter für ihn im Konsulate war in einem älteren, nicht mehr kriegstüchtigen Beamten gefunden; er hatte sein Testament gemacht. Darner hatte die Ausrüstung für seinen Disponenten und für drei seiner Gehilfen geschafft, ebenso wie für die Diener der beiden Häuser, die freigegeben worden waren, um eingereiht und einexerzirt werden zu können.

Da, eines Mittags, grade als der Major nach Hause gekommen war und man sich zum Essen niedersetzen wollte, brachte das Hausmädchen die Meldung, der Weinschröter, der Kospott sei da und wünsche den Herrn Stadtrath zu sprechen.

Vorgelassen und eingetreten, blieb er an der Thüre stehen.

[3-336] »Was bringt Er?«, fragte Darner.

»Nichts, Herr Stadtrath! Ich komme von wegen dem Mitgehen. Der Herr Stadtrath werden's ja wohl nicht vergessen haben. Mit will ich, und mit muß ich, aber —«

»Er will als Freiwilliger gehen und ich soll Ihn ausstatten; das versteht sich, das ist abgemacht.«

Kospott verneigte sich.

»Schön Dank, Herr Stadtrath! aber das ist nur das eine; ich hab' noch ein Anderes. Ich hab' zwei Jungen von sechzehn und von siebenzehn Jahren. Der eine ist bei 'nem Schlosser in der Lehre, den andern hab' ich bei mir an der Hand —«

»Und die soll ich versorgen?«

»Nein, Herr! die wollen auch mit. Groß sind sie für ihr Alter und sie schlagen mir nach; ich hab' sie unten.«

»Laß Er sie kommen!«, sagte Darner.

Kospott rief seine Söhne ohne Umstände durch die Stubenthür herbei, die beiden Burschen stürmten die Treppe herauf in das Zimmer und blieben dann verlegen stehen. Es waren hübsche, frische Jungen.

»Was meinen Sie, Major«, fragte Darner, sind sie zu brauchen?«

»Sie wollen ja gar nicht in Reih und Glied, wenn das nicht geht«, fiel Kospott ein, noch ehe der Major die Antwort gegeben, »aber Trommler müssen doch auch dabei sein und Pfeifer auch; und sie haben's von der Mutter, die 'ne Hautboistentochter ist, und der Alte hat es ihnen beigebracht. Der Karl trommelt Alles, Appell und Reveille und was Sie wollen; und der Fritz bläst alle Märsche. Und das sehen die Herrschaften ja, auf den Füßen sind sie fest.«

Der Eifer, mit welchem der Mann nicht nur sich, sondern auch seine Söhne dem Vaterlande dar[3-337]bot, hatte in der Einfachheit,

mit welcher er es that, etwas Ergreifendes, und nachdem der Major die Burschen gesehen, sagte er:

»Die halten's durch.«

»So werde ich sie einkleiden lassen!«, sagte Darner und sie erhielten die Anweisung, wo sie sich zu melden hätten, die übrigens kaum nöthig war, denn wer kannte den Weg nicht, den jetzt so viele gingen?

»Groß Dank, Herr Stadtrath! — Geht und küßt die Hand!«

Die Burschen gehorchten, die steifen Nacken beugend. Darner steckte jedem von ihnen ein Geldstück zu.

»Bringt's der Mutter, daß sie Euch was mitgiebt für den ersten Marsch«, sagte er und fragte, ob Kospott noch mehr Kinder habe.

»Noch zwei Mädchen und 'nen Kleinen, aber die Frau hat den Vater bei sich, die helfen sich schon.«

»Wir hören nach!«, rief Virginie.

»Unsere Männer gehen ja auch!«, sagte Justine, und obschon ihr, als sie es aussprach, klar bewußt ward, wie viel größer das Opfer war, das Kospott gegenüber den Seinen dem Vaterland brachte, kam der Gedanke an das auch ihr bevorstehende Scheiden von Frank, von ihrem Manne, von dem Vater ihrer Kinder, plötzlich mit solcher Gewalt über sie, daß die Thränen ihr aus den Augen stürzten.

»Laß das!«, gebot der Vater, aber Kospott ging an sie heran, legte die schwere Hand auf ihre Schulter und sagte:

»Ja, Madame, das ist nun nicht anders; vorm Feind sind wir Alle gleich wie vor Gott, und fort müssen wir, denn wiederkommen zum dritten Male soll [3-338] das Pack doch nicht. Aber — wenn's so kommen sollte, Madame, daß ich nicht wiederkäme, na, dann halten Sie Wort Madame! und hören Sie nach! Adieu, Madame — und schön Dank, Herr Stadtrath!«

»Glück auf den Weg!«, entgegnete ihm Darner ergriffener, als er's zeigte. »Komm Er gesund zurück mit den Jungen, im Uebrigen verlaß Er sich auf mich.«

Dreiunddreißigstes Kapitel

Die Kriegserklärung war erfolgt, die Landwehrkavallerie, zu deren Bildung das Land und die Städte, so verarmt sie waren, die Mittel aufgebracht, war zusammengetreten. Eberhard hatte sich, seinen langen Karl und zwei seiner Leute gestellt und ausgerüstet. Am Nachmittag war die Schwadron nach Königsberg gekommen, am nächsten Morgen sollte der Abmarsch aller Truppen erfolgen.

Sobald der Dienst ihn freigab, ging Eberhard in das Darnersche Haus und ließ sich bei Dolores melden. Alles hatte dort wieder den alten, wohnlichen Anstrich gewonnen. In dem kleinen Garten vor dem Hause waren die Hecken geschnitten, die Beete bestellt. Die Treppen waren wieder mit Teppichen belegt, das Zimmer, in welches das Mädchen ihn einführte, empfing ihn mit seiner freundlichen Stille wie vordem. Fast gleichzeitig mit ihm trat durch die andere Thüre Dolores in die Stube.

»Also doch!«, rief sie und hielt, über das Wort erschreckend, inne; aber sie ging ihm entgegen, sie gaben einander die Hand.

[3-339] »Ich komme, Ihnen Lebewohl zu sagen, ich konnte nicht gehen, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben«, sprach er.

»Ich danke Ihnen, ich hatte es gehofft«, entgegnete sie ihm.

»Damit ist Alles, Alles gesagt«, rief er, ihre Hand an seine Lippen drückend, »nun kann ich gehen!«

»Gehen?«, sprach sie ihm nach und ließ sich in dem Sessel nieder, der am Kamine stand. Er nahm seinen Sitz ihr gegenüber. Die Sonne fiel im Sinken tief in das Zimmer hinein und glänzte aus dem Spiegel über dem Kamine wider. Sie hatten manch liebes Mal einander hier gegenüber gesessen in Freude an einander, wenn man sich am Sonntagabend hier versammelt. Das stille, schuldlose

Glück ihrer aufdämmernden Liebe umschwebte sie in süßem Erinnern. Es war Alles so ruhig, so selbstverständlich zwischen ihnen, als wäre das lange Entsagen, das schwere Erleiden nicht gewesen, das jenen Tagen ihrer Liebe gefolgt war; aber Eberhard konnte dies Schweigen nicht ertragen.

»Dolores«, sagte er, »waren wir nicht lange genug getrennt? Warum schweigen, warum zögern wir? Wollen wir uns auch um das Glück dieses Augenblickes bringen, der rasch genug vorüber sein wird? — Als am Weihnachtsabende der Zufall mich in Ihre Nähe brachte, geboten Sie mir, mein Herz zu bezwingen, Ihre Wittwentrauer zu ehren. Ich habe Ihnen gehorsamt und ich würde mich Ihnen nicht genaht haben, bis das Jahr vollendet, ginge es nicht ins Feld. Auch heute noch wollte ich mich bescheiden, mich entfernen, nachdem ich Sie gesehen, Ihrem Empfinden und der sogenannten Sitte nachzugeben. Sie, Dolores hießen mich bleiben, und wie gerne blieb ich! Aber soll ich auch jetzt, auch in dieser Trennungsstunde [3-340] wieder das Geständniß zurückdrängen, das ausgesprochen sein will, obschon es dessen nicht bedarf? Sie wissen, daß ich Sie liebe, wissen, was Sie mir sind, was Sie mir waren von Anfang an, mir sein werden bis zum letzten Athemzuge. Wollen Sie mich scheiden lassen, ohne daß Ihre Lippen mir bekennen, was Ihre geliebten Augen mir ja nicht verbergen? Sie lieben mich, Dolores! und, bei Gott! ich bin das werth. Ist es Pflicht, ist es Tugend, mit solcher Liebe im Herzen eine Anstandskomödie zu spielen?«

»Eberhard«, rief sie, »sagen Sie das nicht!«

»Es muß gesagt sein«, entgegnete er fest. »Es ist nicht Pflicht, nicht Tugend, es ist eine schwere Sünde, das Glück dieser nicht wiederkehrenden Stunde dem Andenken eines ungeliebten Mannes aufzuopfern.«

»Mache mich nicht mir selber abwendig!«, flehte Dolores, sich nur schwer bezwingend.

»Abwendig?«, wiederholte er; »wiedergeben will ich Dich Dir selbst und mir, nachdem Dein Wort mir das Recht gegeben, zu Dir

zu sprechen, wie ich zu Dir gesprochen in meinem Herzen all die langen Jahre hindurch vieltausendmal.«

»Wüßtest Du«, unterbrach sie ihn, »wie ich vieltausendmal mich der Sünde angeklagt, wenn meine Gedanken Dich gerufen, wie ich gerungen, Dich zu vergessen!«

»Das, das war Sünde, wie mein Festhalten an dem Majorate, wie Deine Ehe Sünde war.«

»Ich war ein Kind, mein Vater gebot, Du hieltest mich nicht!«

»Laß uns nicht rückwärts blicken, nicht anklagen, nicht richten! In die Vergangenheit reicht des Menschen Wille nicht; der Augenblick ist unser, die Zukunft liegt verhüllt vor uns.«

»Dringe nicht in mich! Ich …« und sie stockte.

[3-341] »Sei nicht kleiner als unser Geschick, als diese Zeit. Unsere Liebe ist heilig. Wir ziehen in einen schweren Kampf. Wer aus ihm wiederkehren wird, das liegt in Gottes Hand. Sprich es nur aus, daß Du mich liebst, daß Du mein sein willst. Ich weiß, Du willst's; und ich werde in das Feld ziehen mit der festen Zuversicht, daß der Herr solch beseligendes Hoffen nicht zu Schanden werden läßt, daß uns Glück beschieden ist im freien Vaterlande. Gieb mir den Segen Deiner Liebe mit ins Feld!«

»Eberhard, Eberhard!«, rief sie, und ihre Arme schlangen sich in einander, und ihre Freudenthränen netzten seine Wangen, während seine heißen Lippen inbrünstig an den ihren hingen; und noch einmal rief sie: »Eberhard — nein, so viel Glück zerstört der Himmel nicht!«

»Nun kann ich gehen«, sagte er und zog sie doch aufs Neue an sein Herz, ihre Augen zu küssen, ihr dunkles Haar zu streicheln, ihr Haupt in seine Hände zu nehmen und sich zu versenken in ihr Anschauen.

Und sie ließ ihn gewähren und wollte ihn halten und durfte es doch nicht. Eberhard mußte fort zu seinem Regimente, das außerhalb der Stadt in die nächsten Ortschaften gelegt war.

Es blieb eben noch die Zeit, den Vater, die Geschwister herbeirufen zu lassen. Alle hatten es anders nicht erwartet. Nicht

die Thatsache überraschte, nur daß es jetzt schon zur Erklärung zwischen den Liebenden kommen würde, hatte man nicht vorausgesehen. Aber man war deß froh, und der Major und Virginie sahen es als den schönsten Schluß ihrer Flitterwochen an, daß der Freund und die Schwester sich endlich auch gefunden hatten. Morgen, wenn die Truppen von ihren Sammelplätzen den Weg durch die Stadt zu [3-342] nehmen hatten, morgen gab es für sie Alle noch ein Wiedersehen.

Am Abend waren die drei verschwägerten Familien noch bei Frank beisammen, er und Doktor Lindheim, der mit ihm als Arzt in demselben Regimente diente, in ihren Uniformen. Die Stimmung war ernst und gehoben; der Scherz, wenn er auftauchte, verschwand bald wieder. Die Frauen faßten ihre Herzen zusammen, aber ihre Blicke suchten die Augen ihrer Männer, und Hand legte sich in Hand, sobald sie bei einander saßen.

John und der ältere Lindheim fühlten sich gedrückt. Man hatte Beide nicht stark genug erachtet für die Anstrengungen eines Krieges, und wie viel für sie wie für alle Diejenigen zu thun und zu leisten war, die zurück zu bleiben hatten, die Waffenthat galt ihnen höher, galt grade den jungen Männern, die von ihr ausgeschlossen waren, allein als That.

Man tafelte nicht lange, es mußte früh aufgebrochen werden an dem nächsten Tage. Als man sich vom Tisch erheben wollte, ließ Darner noch einmal die Gläser füllen.

»Mit Gott für König und Vaterland!«, rief er. »Und somit laßt uns das Beste hoffen, und auf das Schlimmste gefaßt sein, und zusammenhalten in festem Verlaß, der Eine auf den Andern!«

Die feinen Gläser klangen hell und lustig. Man umarmte einander. Dolores blieb dabei allein. Aber der Vater nahm sie an sein Herz und nur ihr vernehmbar sprach er:

»Da raste, bis er Dich zu holen kommt.«

Alle empfanden sie Darner als ihr Haupt und ihren Führer; und auch am Morgen, als man von fern den Trommelwirbel hörte, als die Menschenmenge sich in den Straßen zusammendrängte, die

Scheidenden noch zu sehen, war Darner der ersten Einer, der auf [3-343] den Wolm des Vorderhauses hinaustrat, und die Anderen folgten.

Durch die ganze Straße waren die Treppen und die Wolme von Frauen und Kindern dicht besetzt, Schulter drängte sich an Schulter, Kopf an Kopf. Des Kospott Frau ihren Jüngsten an der Hand, stand neben Justine, die ihre Luise auf dem Arme hielt und den Lorenz zwischen sich und dem Großvater auf einen Stuhl gehoben hatte, damit Frank ihn, damit er den fortziehenden Vater noch einmal sehen, seine Mütze schwenken, ihm »Auf Wiedersehen!« zurufen konnte, wenn schon der Ruf nicht reichte an des Vaters Ohr. Bis hoch hinauf zu den Giebeln, zu den Dachfenstern war Alles voll Menschen und Alle eins in gemeinsamem Empfinden, in stolzer Freude und in Rührung.

Niemand betete laut, aber das Gebet war in aller Herzen. Und sie zogen vorüber: Kospotts Trommler und Pfeifer, und der Kospott und Frank und die Mitarbeiter des Geschäfts und Doktor Lindheim in demselben Regiment; dann Eberhard mit den Seinen hoch zu Roß, und der Major mit den Anderen an der Spitze des ihm folgenden Artillerieregiments. Und Freudenrufe und Thränen und klingendes Spiel flossen ineinander unter dem hellen Sonnenlichte, und Bataillon folgte auf Bataillon, und Regiment dem Regiment; der Train machte den Schluß. Dann, als der letzte Ton der Regimentsmusik verflogen war, als kein Auge die Fortgezogenen mehr erreichen konnte, fingen die Leute an, auseinander zu gehen. Die Straßen, die Wolme, die Treppen, die Fenster wurden leer. Es ward still in den Straßen, still in den Häusern; und still flossen die Thränen nieder, und in Stille zog das Sehnen, das Sorgen und das Hoffen in die Herzen ein.

Für Darner jedoch, dem der Sohn und der Disponent und drei Gehilfen fehlten, begann die [3-344] Zeit einer dreifachen Arbeit, und er zeigte sich ihr gewachsen, ja, sie verjüngte ihn. Im Geschäfte thätig wie in den Tagen, da er es gegründet, die Verhältnisse benutzend wie damals, zog er auch den Produktenhandel wieder in

seinen Bereich. Er miethete Schnellsegler von Rußland und von England. Saatkorn und überseeische Waaren fehlten im Lande; es galt, sie herbeizuschaffen im Großen, den Gewinn daran zu erzielen und ihn fortzuleiten in die kleineren Geschäfte. Auch im Magistrate galt es, seine Kräfte einzusetzen, denn alle städtischen Gebäude waren der Herstellung bedürftig, die Geldverhältnisse der Stadt in einer Krisis, die durchgehalten werden mußte, wenn nicht durch eine Zahlungseinstellung grade die weniger Bemittelten um das Ihre gebracht werden sollten; und Darner war der Mann, dessen Einsicht in die Behandlung der großen Geldgeschäfte, der Stadtverwaltung jetzt wieder einmal zu Nutze kam, während auch Strandwiek heraufgebracht und durch Opfer wieder ertragsfähig gemacht werden, und der Muth und die Zuversicht der Seinen aufrecht erhalten sein wollte.

Niemand verließ in diesem Jahre die Stadt. Es war gar nicht die Rede davon, Justine mit den Kindern, oder Virginie und Dolores nach Strandwiek zu schicken. Es verstand sich für Alle von selbst, daß man da blieb, wo man die Nachrichten von dem Heere, von dem Ausbruch, von dem Fortgang des Krieges zunächst erhalten konnte.

Jeder ging in der Stadt seinem Gewerbe nach. Seit dem Jahre achtzehnhundertundsechs hatte man so ruhige Tage nicht erlebt. Der Hafen füllte sich wieder mit Schiffen, die Wittinen kamen von Rußland und Polen wieder heran, aber wo zwei Menschen [3-345] auf einander trafen, ward die Frage gesprochen: »Hat man Nachrichten? Weiß man etwas Neues?«

Und die Nachrichten kamen und erregten Freude und erregten Sorge, und selbst die guten Nachrichten wollten mit schweren Opfern erkauft sein, und die Siegesbotschaften, die zuerst von Lützen kamen, machten Thränen fließen — und trauernde Eltern, Wittwen und Waisen standen da und wollten getröstet sein, waren zu beschützen, zu versorgen.

Die Posten kamen wieder regelmäßig, doch die Verbindung mit den Feldposten war nicht so gut geordnet. Es gab nur selten und

unregelmäßige Kunde von den Kämpfenden. Den drei Frauen in Darners Hause war, wie allen Anderen, ein weiter Spielraum gelassen für ihre Sorge.

Tagtäglich ersehnte Justine einen Brief von Frank, tagtäglich erwartete Virginie die Antwort ihres Mannes auf ihre Freudenbotschaft, daß sie sich Mutter fühle, daß sie, wenn er wiederkehre, ihm sein Kind entgegen zu bringen hoffe, tagtäglich schlug Dolores die Bibel auf, um eine Stelle zu finden, die ihr ihr Liebesglück bezeichnete; und wenn man am Nachmittage mit den Kindern die Fahrt ins Freie unternommen hatte und bei der Heimkehr wieder keine Briefe gekommen waren, nahm man sich zusammen, dem Vater, der für Alle sorgte, die getäuschte Erwartung zu verbergen und in seinen Ruhestunden, die oft spät genug begannen, ihm heiter zur Seite zu sein.

So war der ganze Frühling hingegangen, der Sommer nahte seinem Ende, aber es war noch ein heißer, schöner August. Im Garten hinter dem Hause blühten die Levkojen, die Astern; die Stockrosen schmückten in ihrer Farbenpracht die Beete, und wenn in die Schwalben auch schon die Unruhe [3-346] des Fortziehens gekommen war, so schossen sie doch noch fröhlich durch die Luft und aus ihrer Höhe wieder pfeilschnell hinunter bis auf die Spiegelfläche des Wassers, wo die letzten Sonnenstrahlen es erwärmten.

Die beiden Schwestern saßen mit ihrer Näherei unter dem Schatten der großen Nußbäume. Dolores hatte die Arbeit ruhen lassen. Sie sah träumend dem Spiel der Schwalben, dem Ziehen der Wolken zu, und wie sie eine Weile so emporgeblickt, glitten die Worte: »Eilende Wolken, Segler der Lüfte, wer mit Euch wanderte, wer mit Euch schiffte!« über ihre Lippen.

Aber sie hatte sie noch nicht zu Ende gesprochen, als Virginie aufsprang und die Schwester bei den Schultern erfaßte.

»Was hast Du, was ist geschehen?«, rief Dolores, in das todtenbleiche Antlitz der Schwester starrend.

»Ein Unglück!«, stieß diese hervor und hüllte ihr Gesicht in ihre

Hände.

»Rede, rede«, rief Dolores, von Angst ergriffen bei dem Anblick, »rede! Was soll denn das heißen?«

»Roderich!«, schluchzte Virginie und sank nieder auf die Bank.

»Was ist's mit ihm, was ist's?«

»Er hat mich gerufen — er ist verwundet, er ist todt!«, jammerte Virginie.

Dolores rief das Mädchen herbei, das am Fenster des Erdgeschosses arbeitete. Sie mochte die Schwester nicht verlassen, man wollte sie ins Haus geleiten, aber Virginie wich nicht vom Fleck.

»Er liegt auf freiem Felde unter Gottes freiem Himmel, laßt mich mit meinem Kinde unter dem Himmelsdome bleiben, unter dem er liegt!« — und die Uhr aus ihrem Gürtel ziehend, sagte sie: »Sechs Uhr, sechs Uhr!« — dann brach sie zusammen.

[3-347] Man hatte den Vater und Justine herbeigeholt, Virginie in ihr Zimmer getragen, und sie war allmälig wieder zu sich gekommen. Aber kaum hatte sie ihr Bewußtsein wieder gewonnen, als sie nach Feder und Papier verlangte, und mit noch bebender Hand schrieb sie den Datum des Tages und die Stunde auf das Blatt: »Den sechsundzwanzigsten August, Abends um die sechste Stunde.«

Der Vater saß an ihrem Lager und hielt ihre Hand in der seinen. Der Arzt, den man hatte kommen lassen, versuchte sie und die Ihren mit der Erklärung zu beruhigen, daß in Virginiens Zustand bei der beständigen Aufregung, in welcher sie lebe, eine Ueberspannung der Phantasie nicht auffallend sei. Obschon der Anfall ohne weitere nachtheilige Folge für sie verlief, blieb sie bei ihrem Glauben, daß ihrem Manne ein Unglück zugestoßen sei; und aller Antheil, alle Nachsicht, die man ihr bewies, vermochten sie so wenig davon abzubringen, als des Vaters ernste Mahnung, sich durch ihre Einbildung nicht zu Grunde zu richten und damit das Leben des Kindes zu gefährden, das ihr Mann von ihr zu fordern habe.

»Ihr werdet es erfahren von außen her und schwarz auf weiß, wie ich's erfahren in meinem Herzen durch seinen Ruf. — Ich hatte ihm meine Locke gegeben, damit er mich rufen könne, und sein treues Herz hat Wort gehalten! Er hat mich gerufen, aber wohin, wohin?«

Es brachte sie nichts von dieser täglich wiederholten Klage zurück, und da sie nebenbei mit gewohnter Treue ihre Pflicht als Hausfrau that, achtsam wie immer für die Bedürfnisse der Anderen, so mußte man sie gewähren lassen, wie schwer es namentlich den Vater ankam, dem, was er einen [3-348] unheilvollen Aberglauben, eine unglückliche Phantastik nannte, nicht entgegentreten zu können. Wie sehr man auch in sie drang, man konnte sie nicht dahin bringen, auch nur die Spazierfahrten der Familie zu theilen.

»Ich muß bleiben, wo seine Gedanken mich suchen und finden, wenn er noch lebt«, sagte sie mit Festigkeit, »und muß da sein in dem Augenblicke, wenn die Nachricht eintrifft, die meine Seele ersehnt. Wie gern, wie gern möcht' ich mich betrogen haben!«

Ihre Sorge, ihre Ahnung gewann allmälig auch auf die Schwester und auf Justine Einfluß.

Der Zug zum Wunderglauben, zu dem Mystischen, lag gleichsam in der Luft.

Man versuchte, Virginie als unmöglich auszureden, was man nicht für unmöglich hielt. Madame Lindheim wußte von einem ganz ähnlichen Vorfall zu berichten, dessen ein russischer Offizier gegen sie erwähnt. Der Kaiser Alexander selber war dem Glauben an geheimnißvolle Kräfte nicht abgeneigt. Madame Armfield gestand ihrer Freundin Göttling und den Anderen, daß man in ihrer Heimat, daß man auch auf den Inseln, in Helgoland, und auch in den großen westfälischen Ebenen merkwürdige Erfahrungen über das zweite Gesicht, über Erscheinungen aus weiter Ferne gemacht habe; und daß man eben in Westfalen lange vor dem Herankommen der großen Armee, sie hatte über die Heiden ziehen sehen, das hatte nicht ein Einzelner, das hatten

Viele aus den verschiedensten Ortschaften berichtet.

Darüber schwanden die letzten fünf Tage des August und die ersten im September. Da eines Tages wachte Virginie nach kurzem Schlafe, wie an jedem Morgen, mit der Frage auf, was die Uhr und ob [3-349] die Zeitung noch nicht da sei. Ihre ganze Seele war auf die Zeitung gestellt.

Dolores, die nicht von ihrer Seite wich, erinnerte sie daran, daß die Zeitung erst in zwei Stunden ausgegeben werde, und vermochte sie, sich anzukleiden, ihr Frühstück einzunehmen, der Last der zögernden Stunden wieder entgegen zu treten wie gestern und wie die Tage vorher. Das Leiden, das Bangen der jungen Frau war so groß, daß Dolores die eigene Sorge daneben zum Schweigen brachte.

Als es zehn Uhr schlug, trat der Vater in das Zimmer. Seine Stimme war ernst, sein Antlitz bleich; er hielt die Zeitungen in der Hand und ein paar Briefe. Justine kam gleichzeitig mit ihm herein.

»Ist eine Nachricht da?«, fuhr Virginie auf.

»Ja, meine Tochter; es ist die Nachricht gekommen von einer großen, siegreichen Schlacht. An der Katzbach hat die schlesische Armee die Franzosen gänzlich geschlagen, Schlesien ist befreit —«

»Wann, wann?«, rief Virginie, nach der Zeitung, nach den Briefen greifend, ihrer selbst kaum mächtig. Der Vater behielt sie in der Hand — und langsam und dumpf tönten die Worte: »Am sechsundzwanzigsten August«, von seinen Lippen.

»Er ist todt«, schrie Virginie, »todt und sein Kind, sein armes Kind lebt unter meinem Herzen!«

»Darum mußt Du leben, mein armes Kind, leben, um seinem Kinde Vater und Mutter zu sein in einem.«

»Leben, leben, wenn er todt ist, wenn er mich gerufen hat?!«

Man konnte nichts für sie thun, der Schmerz verlangte sein Recht. Sie theilten ihn Alle mit ihr. Es war endlich Justine, welche sich so weit zusammen[3-350] nahm, daß sie an den Vater die Frage richten konnte, ob denn die Zeitung von dem Tode des Majors berichtet, oder woher der Vater die Nachricht erhalten, die seine

Worte bestätigt, ohne daß er selbst die Todesbotschaft ausgesprochen hatte.

»Der Kurier, der die Nachricht aus dem Hauptquartier hierher gebracht, hat durch Vermittlung des Kommandirenden auch einige Briefe mitgenommen. Es ist ein Brief von Frank für Dich.« Er reichte ihn Justine hin, sie preßte ihn an ihre Lippen und verließ das Zimmer. Sie durfte ihre Wonne, ihr Glück nicht zeigen neben Virginiens Jammer.

»Und auch für Dich, meine Virginie, ist ein Brief dabei«, sagte der Vater. »Das Hauptquartier ist an dem Abende der Schlacht nach dem Schloß der Fürstin verlegt worden; sie hat Dir geschrieben. Der Brief ist offen unter meiner Adresse eingegangen. Lies ihn selbst.«

»Arme Virginie, arme Frau!«, schrieb die Fürstin.

»Das Vaterland hat sein Opfer von Ihnen verlangt, und es ist kein Trost, daß Sie dies Schicksal mit so vielen Anderen theilen. In der Mitte des Tages, als der Kampf rund um uns her auf das heftigste wüthete, brachte man eine Anzahl schwer Verwundeter in das Schloß. Ihr Mann war unter ihnen. Eine platzende Granate hatte ihm den linken Arm zerschmettert, ein Splitter ihm die Brust durchbohrt, die Lunge gestreift. Der Blutverlust war zu groß, er war nicht zu retten; er wußte es. Die Worte, die ich Ihnen sende, sagen's Ihnen; Sie waren sein letzter Gedanke, Ihr Name sein letztes Wort. — Der Kurier geht fort. Ich muß schließen. Helfe der Himmel Ihnen, wie den Tausenden, die heut wie Sie getroffen worden. Kann es Ihnen wohl thun, so denken Sie, daß eine liebende Hand, Ihres [3-351] Jammers gedenkend, ihm die Augen geschlossen, daß die Glorie der Siegesnachricht seinen letzten Augenblick erleuchtet hat. Ich lasse ihn zur Ruh' bestatten hier in meinem Park. Um sechs Uhr ist er gestorben.«

»Um sechs Uhr!«, schluchzte Virginie, und ihre brennenden Thränen fielen nieder auf das Blatt, das der Vater ihr jetzt reichte. Es enthielt nichts als die Worte:

»Ich habe Dich gerufen und Du bist mir erschienen. Ich sehe

Dich, mein geliebtes Weib! Wir haben gesiegt. Ich liebe Dich! Sei Dir ein Sohn beschieden, daß er Dich tröste über meinen Tod! — Ich liebe Dich, mein Weib! Dein Roderich.«

Vierunddreißigstes Kapitel

Zwei junge, schöne Wittwen, lebten Virginie und Dolores nun wieder in des Vaters Haus; aber als der Herbst gekommen, als die Schlacht bei Leipzig geschlagen war, als der Winter nahte, als Dolores ihr Trauerjahr vollendet hatte und die Deutschen, Oesterreicher und Russen den Rhein überschritten hatten und die Briefe von Eberhard und Frank von dem Glück des Wiedersehens immer zuversichtlicher sprachen, da schwand die Erinnerung mehr und mehr aus Dolores' Sinn, und die Zukunft trat ihr in lichtem Glanze nahe.

Und auch in Virginiens thränenschweren Augen hatte ein Lichtstrahl geleuchtet, als ihr kurz vor dem Weihnachtsfeste, der Sohn geboren wurde, den Roderich ihr gewünscht in seinen letzten Athemzügen.

Es war kein heller Freudentag wie jener, an welchem [3-352] Lorenz in die Welt gekommen war, aber Dolores wachte an der Schwester Wochenbett, und Darner nahm den Neugeborenen in seine Arme, und ihn küssend, ehe er ihn der Mutter wieder gab, sprach er:

»Laß ihn mein sein, wie er Dein ist, laß uns ihm lohnen, daß sein Vater für uns gestorben ist. Du giebst mir in dem Knaben eine neue Pflicht, das ist neue Lust am Leben; und nun ruhe aus, mein Kind!«

Am Weihnachtsabend, der in Kollmanns Haus der eigentliche Feiertag des Jahres war, herrschte dort wieder das froheste Leben, nachdem der jetzt wohl versorgten Wäscherin ihr Theil geworden war. Flora hatte ihr kleines Mädchen unter den Weihnachtsbaum zu tragen, und die kleine Justine, obschon sie sich noch in dem

dummen Vierteljahre befand, machte doch die Aeuglein schon weit auf, als der Kerzenglanz sie berührte; und wenn der Großvater und Madame Göttling sich daran freuten, daß sie wie ihre Pathin die schönen blauen Wildberg'schen Augen habe, so nahmen die Lindheims das reiche schwarze Haar, mit dem der kleine Kopf bedeckt war, für sich in Anspruch, und John betheuerte, daß seine Tochter mit diesen beiden Eigenschaften eine große Schönheit werden müsse.

Bei Darners war es still. Die Kinder hatten ihre Freude gehabt, Kospotts Frau war, reich bedacht mit ihren Töchtern und ihrem Kleinen in ihre Wohnung zurückgekehrt, Justine brachte ihre Kinder zur Ruhe. Darner war mit Dolores allein.

Sie und Virginie waren im November volljährig geworden, das reiche Erbe, das ihr von ihrem Manne zugefallen, war ihr ausgehändigt worden, und schon früher hatte man ihr den kostbaren Schmuck und die anderen Werthsachen, die sie in Venedig zurückgelassen, [3-353] nachgesendet, aber sie hatte sie nicht an sich genommen; sie waren in ihres Vaters Gewahrsam geblieben.

Jetzt, am Abend, als sie mit dem Vater beisammen saß, fing sie davon zu sprechen an.

»Sie haben neulich«, sagte sie, »als Virginien der Knabe geboren wurde, es ausgesprochen, daß wir, ganz abgesehen von unserer Liebe zu dem armen Kinde, ihm verschuldet sind für seines Vaters Tod. Ich kann und werde den Schmuck nicht tragen, die Kostbarkeiten und Geschenke Polydors nicht mitnehmen in Eberhards stilles Haus. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, weshalb ich das nicht kann.«

»Ich begreife Dein Empfinden und ich ehre es«, sagte der Vater.

»Wäre es nach mir gegangen«, fiel Dolores ein, durch seine Zustimmung ermuthigt, »wäre es nach mir gegangen, ich hätte, wie ich es damals Ihnen vorgestellt, die Erbschaft Polydors nicht angetreten; Sie haben es anders gewollt, ich hatte zu gehorchen.«

»Gewiß«, entgegnete der Vater, »denn Geld ist Freiheit und ist

Macht — Macht zum Guten und zum Bösen. Du unterschätzest sie, weil Du, im Reichthum aufgewachsen, den Werth des Geldes und sein Entbehren nicht ermessen lernen. Dein persönliches Vermögen wird Dir und dem Baron viel Macht, viel Freiheit geben, Gutes zu wirken in Eurer künftigen Heimat, die schwer genug vom Kriege heimgesucht und nach allen Seiten hin der Hilfe bedürftig ist. Freue Dich ohne trüben Rückblick dieser Möglichkeit.«

»Nun denn«, bat Dolores, »so lassen Sie mich den ersten freien Gebrauch von meinem Besitze machen. Verwerthen Sie den Schmuck, die Kostbarkeiten, nehmen Sie dazu noch eine Summe, die Sie [3-354] bestimmen, und lassen Sie es mein Pathengeschenk werden für Virginiens Sohn. Franks Kinder sind reich durch beide Eltern, die kleine Flora ist es auch; da darf der Sohn des treuen Mannes, der sein Leben für uns Alle hingegeben hat, nicht leer ausgehen, und ich werde freier an die Vergangenheit denken, wenn …« Sie konnte nicht aussprechen, was sie dachte, konnte vor dem Vater nicht sagen, daß sie ihre Ehe als eine Erniedrigung und Schmach empfunden, von der sie sich wie von einer Sünde durch eine Liebesthat zu reinigen wünsche. Sie hob die Augen zu dem Vater empor und sagte: »Statten Sie den Kleinen mit einem eigenen Vermögen aus meinen Mitteln aus. Ich denke, es wird Virginie freuen, und es bleibt ja doch genug für Eberhard und mich.«

»Du bist Herrin, zu thun, was Dir gefällt«, sagte der Vater, der wohl begriff, was er ihr damit gewährte, und es geschah nach ihrem Willen, denn ansehnlich, wie sie die Summe bestimmte, konnte Polydors Wittwe sie entbehren, ohne es zu empfinden; und der Knabe wuchs ihr noch mehr ans Herz, seit sie vorsorgend für ihn eingetreten war. Er gedieh vortrefflich und Virginie mit ihm.

Sie hatte es erlangt, daß man ihres Mannes Leiche nach Königsberg gebracht, als Schlesien und der Weg gen Preußen frei geworden war. Seit sie das Grab zu hüten, seit sie den Sohn in ihren Armen hatte, war sie ruhiger geworden, und die Zeit übte ihr Recht auch an ihr.

Ein Jahr war vergangen, seit das York'sche Korps und die

Landwehr Königsberg verlassen, da ritten am 14. April am Morgen sechzehn blasende Postillone vom Brandenburger Thor durch die Vorstadt [3-355] und die Langgasse zum Schlosse hinauf, den jubelnden Einwohnern von Königsberg die am 30. März nach der Schlacht von Montmartre erfolgte Einnahme von Paris zu verkünden, und »Friede, Friede!« klang es von den Glocken der Thürme hernieder, »Friede, Friede!« war der Gruß, in dem die Menschen sich zusammenfanden, arm und reich, vornehm und gering, als bräche das goldene Zeitalter nun heran.

Am 3. August aber, an des Königs Geburtstag, kehrten die freiwilligen Jäger, kehrte das Nationalkavallerieregiment, und in demselben der Major Eberhard von Stromberg, der seine Grade gewonnen in offener Feldschlacht, in die Heimat zurück. Drei Wochen später folgten die anderen Truppen, unter ihnen das Königsberger Landwehrbataillon; und Frank sah schön aus in der Hauptmannsuniform, und die tiefe Hiebwunde, die noch roth an seiner Schläfe brannte, that seiner männlichen Schönheit keinen Abbruch.

Der Magistrat, die Stadtverordnetenversammlung, Abgeordnete der Kaufmannschaft, die Generalität, die ersten Geistlichen, die Chefs der obersten Regierungs- und Richterkollegien zogen den heimkehrenden Siegern entgegen bis Schönbusch, sie feierlich zu empfangen. Der Oberbürgermeister erklärte im Namen der Stadt, daß sie das freie, unentgeltliche Bürgerrecht allen denen aus ihrer Mitte darbiete, welche, ohne es besessen zu haben, in dem großen Kampfe für König und Vaterland gefochten — und unter Anführung der Generalität erfolgte dann der feierliche Einzug in die Stadt.

Es fehlte aus Darners Haus Niemand als der Major. Auch Doktor Lindheim war heimgekehrt und der Kospott mit seinem Pfeifer. Aber der Trommler und der lange Karl hatten ihr Ende gefunden vor [3-356] Paris — und in Darners Haus zog Virginie sich mit ihrem Knaben in ihre Zimmer zurück, das Glück der wieder vereinten Gatten, die Wonne des Brautpaares, die Zufriedenheit des Vaters

nicht zu stören, der die Seinen und seine Geschäftsgehilfen am Abend um sich versammelt hatte, ein hochgeachteter Bürger des Volkes, das seine Stellung wieder eingenommen hatte in der Welt und seinen Namen eingezeichnet in die Weltgeschichte.

Virginie aber saß am Fenster mit ihrem Knaben an der Brust, und wie Dolores und ihr Bräutigam und der Vater aus dem fröhlichen Kreise hinüberkamen nach ihr zu sehen, sagte sie:

»Beklagt mich nicht, ich habe mein Loos gezogen, wie ich es mir bestimmt. Ihnen, geliebter Vater, hatte ich mich angelobt, und das Leben und der Tod haben mich beim Wort genommen. Ich habe Tage des Glückes gekannt — ach, so großen Glückes! — Nun, Vater, bleiben wir beisammen, Sie und mein Sohn und ich, und — ich werde es auch wieder lernen froh zu sein mit den Fröhlichen. Nur Geduld haben müßt Ihr mit mir.«

* * *

Als ich im Jahre 1845 zum letzten Male in Königsberg, meiner Heimat, und in meinem Vaterhause verweilte, hatten dreißig Friedensjahre die Spuren jener Leidensjahre lang verwischt, aber die Erinnerung an »die Kriegszeit« war noch in aller Leute Munde, und man hörte die alten Leute immer noch von ihr sprechen, denn ihre Schrecken waren zu groß gewesen.

[3-357] Konrad Kollmann und Lorenz Darner waren nicht mehr am Leben, aber die Geschäftshäuser blühen heute noch.

Darner ist hoch in Jahren gekommen und hat zuletzt mit Vorliebe in Strandwiek gelebt, den Acker bauend, hinausschauend auf das Meer, und mit historischen, und kulturhistorischen Studien beschäftigt; in Eins zusammenfassend, was er in den verschiedenen Zeiten seines thätigen und erfolgreichen Lebens geübt. Virginie ist bei ihm geblieben, und wie man sie in ihrer Jugend scherzend und spottend »Madame Virginie« genannt, so hieß sie auch zu meiner Zeit überall, nicht die Majorin Kleeman, sondern Madame Virginie, und jeder wußte sie zu finden, der Rath begehrte oder Hilfe

brauchte. Ihr Sohn und der jüngere Lorenz Darner waren Theilnehmer in dem Hause Lorenz Darner und Kompagnie.

Auch heute noch zählen Darners Enkel, die Darners wie die Strombergs, zu den tüchtigsten Männern und Frauen in Preußen. Stromberg hatte, nachdem er, dem Brauche seines Hauses folgend, dem Staat in der Regierung und als Soldat gedient, sich frei gemacht, und allein der Landwirthschaft gelebt.

Das Vermögen seiner Frau, das Erbe, das ihnen später von dem Vater zugefallen, hatten es ihm möglich gemacht, großen Landbesitz zu erwerben. Er hat sich einen Namen gemacht als Wirth, und in dem ganzen Geschlechte, in dem »Darner'sches Blut« lebendig ist, ist die Tüchtigkeit vererbt von einem auf den andern.

Darners Nachfolger haben in unseren Parlamenten immer auf der Seite des Liberalismus gestanden. Sie haben gefochten in den Schlachten in Böhmen und in dem letzten Kriege; sie sind in der [3-358] Kaufmannschaft, in der Beamtenwelt, im Militär zu finden. Ein Urenkel von Lorenz Darner ist jetzt als Vertreter des Reichs auf dem Meere in jenen Breiten, in welchen der entlaufene Hörige Lorenz Darner einst als Matrose schweren Dienst gewissenhaft gethan; ein anderer ist in Europa für unsere Kolonien thätig.

Das ist die Geschichte der Familie Darner.

Ende.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Anmerkungen

Fünftes Kapitel

1 So nennt man in Preußen die Eberesche.

Zehntes Kapitel

1 40 Pfennig Reichsgeld.

Nachwort

Der Roman »Die Familie Darner« (1887) markiert innerhalb von Fanny Lewalds Werk einen markanten Übergang zu einem neuen Stil. Er unterscheidet sich in mehrfacher Hinsicht von ihren früheren Schriften, vor allem in thematischer, stilistischer und erzähltechnischer Hinsicht.

Von programmatischer Emphase zu stillerer Kritik

In ihren früheren Romanen – etwa »Clementine« (1843) oder »Jenny« (1843) – ist Lewalds Erzählhaltung von einem deutlich kämpferischen Ton geprägt. Sie tritt dort offen für bürgerlich-feministische Anliegen ein, etwa die Bildung von Frauen, das Recht auf Ehefreiheit, Selbstverwirklichung und ökonomische Unabhängigkeit.

»Die Familie Darner« hingegen ist ruhiger, beobachtender, stellenweise resignativer. Die Kritik am bürgerlichen Familienideal, an Heuchelei und an der sozialen Ungleichheit ist zwar noch vorhanden, wird aber nicht mehr explizit propagiert, sondern in subtileren erzählerischen Strukturen verhandelt. Es ist der Blick einer reiferen Autorin, der weniger auf Umsturz, sondern mehr auf Durchdringung und Analyse zielt.

Von Einzelbiografien zu Familienkonstellationen

Frühere Romane Lewalds richten ihre Perspektive oft auf weibliche Einzelcharaktere, die mit den Zwängen ihrer Umwelt ringen. Sie schildern Bildungsprozesse, Liebesverhältnisse, Scheitern und Emanzipation meist aus

einer personalen Perspektive.

Im vorliegenden Roman hingegen tritt die Familie als kollektive Formation in den Vordergrund. Die Einzelcharaktere stehen im Kontext eines Generationengefüges und sind stark durch ihre Herkunft und soziale Stellung determiniert. Lewald rückt damit ab von der Vorstellung, dass individuelles Streben allein zur Emanzipation führen kann – ein Gedanke, den sie früher durchaus vertreten hatte. Die Sozialstruktur erscheint hier als komplexer, als schwerer veränderbar.

Mehrschichtigkeit statt Linearität

Häufig sind ihre früheren Romane auch linear erzählt, mit klaren Wendepunkten und einem deutlich erkennbaren moralischen oder gesellschaftlichen Standpunkt. In der »Familie Darner« zeigt sich ein komplexeres Erzählen: Die Perspektiven wechseln, es gibt Rückblenden, psychologische Tiefenschärfe und eine ausgeprägte innere Dynamik der Figuren.

Der Roman nähert sich damit der Erzählweise des bürgerlichen Realismus an. Zudem sind ironische Brechungen und leise Zwischentöne deutlicher ausgeprägt als in früheren Werken. Der Text verlangt mehr Mitdenken vom Leser und verzichtet zunehmend auf didaktische Tendenzen. Das macht ihn zugleich subtiler und, aus heutiger Sicht, moderner.

Zeitdiagnostik statt Programmatik

»Die Familie Darner« entstand im Kontext des deutsch-französischen Kriegs (1870/71) und der Reichsgründung. Der Roman reflektiert eine Zeit tiefgreifender gesellschaftlicher Umwälzungen – aber nicht mehr im Modus politischer Agitation, sondern in Form einer kritischen Diagnose des Bürgertums und seiner Werte.

Nicht das politische Ereignis steht im Zentrum, sondern die langsame Formierung von Haltungen, Denkweisen und familiären Idealen unter dem Druck von Strukturen und Zwängen.

Historisch bemerkenswert ist ihre Schilderung der politischen und wirtschaftlichen Umbrüche. Die Auswirkungen der napoleonischen Kriege auf Handel, Kommunikation und Alltag werden ebenso thematisiert wie die politischen Debatten der Zeit. Die Unsicherheit über die Zukunft Preußens, die Angst vor Krieg und die Hoffnung auf Frieden prägen das Denken und Handeln der Figuren. Lewald gelingt es, diese historischen Prozesse nicht nur als Hintergrundrauschen, sondern als prägende Kraft für das individuelle und kollektive Leben darzustellen.

Feminismus in anderer Gestalt

Obwohl Fanny Lewald zeitlebens eine engagierte Vertreterin der Frauenemanzipation war, erscheint das feministische Moment in der »Familie Darner« weniger programmatisch. Frauenfiguren stehen weiterhin im Zentrum – aber als Teile eines Familiensystems, dessen Zwänge auch die Männer betreffen. Lewalds Blick weitet sich: Sie zeigt, wie patriarchale Strukturen auch die Söhne deformieren und wie Frauen teils zu Mitträgerinnen eines repressiven Systems werden. Statt Heldinnen des Widerstands stehen nun oft gebrochene oder resignierte Frauen im Mittelpunkt, die innerhalb ihrer Möglichkeiten agieren und in der patriarchal geprägten Gesellschaft Handlungsspielräume suchen und nutzen – sei es durch Anpassung, sei es durch subtile Formen des Widerstands.

Wolfgang Hink
Berlin, im Dezember 2025

Zu diesem E-Book

Cover
Friedrich Heinrich Bils:
Kolorierte Lithographie der Börse in Königsberg (um 1850).
Quelle: Markus Podehl: Architektura Kaliningrada: wie aus Königsberg Kaliningrad wurde.
Materialien zur Kunst, Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas, 1. Herder-Institut, Marburg 2012.

Textvorlage
Fanny Lewald: Die Familie Darner.
Roman in drei Bänden.
Berlin: Verlag von Otto Janke, 1887.
(Bd. 1: 300 S.; Bd. 2: 384 S.; Bd. 3: 358 S.)
Scans v. Google (1. Aufl.) u. d. Washington University Libraries, St. Louis (2. Aufl.); eigenes OCR.
Die Textlücken des Google-Scans in Bd. 3, S. 61–68 wurden durch den Scan der Washington University Libraries ergänzt.

Editorische Bemerkung
Rechtschreibung und Zeichensetzung der Textvorlage blieben, bis auf offensichtliche Druckfehler, unverändert; die Anführungszeichen wurden durch die französische Variante ersetzt (»«). — Die Seitenzahlen der Vorlage finden sich, angegraut und klein, in eckigen Klammern.

Bibliografische Angaben
Fanny Lewald: Die Familie Darner.
Roman in drei Bänden.
Berlin: Verlag von Otto Janke, 1887.

© whink | im Dezember 2025
whink44@posteo.de

Inhaltsverzeichnis

Inhalt
Band 1

[Widmung]
Erstes Kapitel
Zweites Kapitel
Drittes Kapitel
Viertes Kapitel
Fünftes Kapitel
Sechstes Kapitel
Siebentes Kapitel
Achtes Kapitel
Neuntes Kapitel
Zehntes Kapitel
Elftes Kapitel
Zwölftes Kapitel
Dreizehntes Kapitel
Vierzehntes Kapitel
Fünfzehntes Kapitel
Sechzehntes Kapitel
Siebenzehntes Kapitel
Achtzehntes Kapitel
Neunzehntes Kapitel
Zwanzigstes Kapitel
Einundzwanzigstes Kapitel
Zweiundzwanzigstes Kapitel
Dreiundzwanzigstes Kapitel
Vierundzwanzigstes Kapitel
Fünfundzwanzigstes Kapitel
Sechsundzwanzigstes Kapitel
Siebenundzwanzigstes Kapitel
Achtundzwanzigstes Kapitel
Neunundzwanzigstes Kapitel
Dreißigstes Kapitel

Einunddreißigstes Kapitel

Band 2

Erstes Kapitel
Zweites Kapitel
Drittes Kapitel
Viertes Kapitel
Fünftes Kapitel
Sechstes Kapitel
Siebentes Kapitel
Achtes Kapitel
Neuntes Kapitel
Zehntes Kapitel
Elftes Kapitel
Zwölftes Kapitel
Dreizehntes Kapitel
Vierzehntes Kapitel
Fünfzehntes Kapitel
Sechzehntes Kapitel
Siebenzehntes Kapitel
Achtzehntes Kapitel
Neunzehntes Kapitel
Zwanzigstes Kapitel
Einundzwanzigstes Kapitel
Zweiundzwanzigstes Kapitel
Dreiundzwanzigstes Kapitel
Vierundzwanzigstes Kapitel
Fünfundzwanzigstes Kapitel
Sechsundzwanzigstes Kapitel
Siebenundzwanzigstes Kapitel
Achtundzwanzigstes Kapitel
Neunundzwanzigstes Kapitel
Dreißigstes Kapitel
Einunddreißigstes Kapitel
Zweiunddreißigstes Kapitel
Dreiunddreißigstes Kapitel
Vierunddreißigstes Kapitel
Fünfunddreißigstes Kapitel
Sechsunddreißigstes Kapitel

Siebenunddreißigstes Kapitel
Achtunddreißigstes Kapitel
Neununddreißigstes Kapitel
Vierzigstes Kapitel
Einundvierzigstes Kapitel

Band 3

Erstes Kapitel
Zweites Kapitel
Drittes Kapitel
Viertes Kapitel
Fünftes Kapitel
Sechstes Kapitel
Siebentes Kapitel
Achtes Kapitel
Neuntes Kapitel
Zehntes Kapitel
Elftes Kapitel
Zwölftes Kapitel
Dreizehntes Kapitel
Vierzehntes Kapitel
Fünfzehntes Kapitel
Sechzehntes Kapitel
Siebzehntes Kapitel
Achtzehntes Kapitel
Neunzehntes Kapitel
Zwanzigstes Kapitel
Einundzwanzigstes Kapitel
Zweiundzwanzigstes Kapitel
Dreiundzwanzigstes Kapitel
Vierundzwanzigstes Kapitel
Fünfundzwanzigstes Kapitel
Sechsundzwanzigstes Kapitel
Siebenundzwanzigstes Kapitel
Achtundzwanzigstes Kapitel
Neunundzwanzigstes Kapitel
Dreißigstes Kapitel
Einunddreißigstes Kapitel
Zweiunddreißigstes Kapitel

Dreiunddreißigstes Kapitel
Vierunddreißigstes Kapitel

Anmerkungen
Nachwort
Zu diesem E-Book

Orientierungsmarken

Inhalt
Beginning
Cover